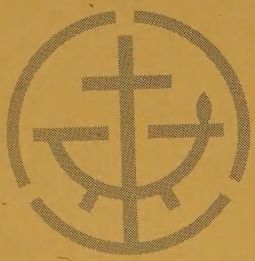
School of Theology at Claremont
1001 1343719



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

From the library of
Richard A. Wolf

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

1.
Gedächtnißfeier unserer Vollendung.

Luk. 24, 5. 6.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh.
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Gelobt sei Er!

Wieder aufzublühn ward ich gesä't,
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben.
Gelobt sei Er!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du, meines Gottes Tag,
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst Du mich.

Wie dem Träumenden wird's dann mir sein.
Mit Jesu geh' ich ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler. Dann leb' ich
Im Heiligthume,
Zu seines Namens Ruhme,
In Ewigkeit.

Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? sprachen die Engel zu den trauernden Weibern, die das Grab des Herrn besuchten: Er ist nicht hier; er ist auferstanden! (Luk. 24, 5. 6.)

Er ist auferstanden! — Die Jünger Jesu vernahmen es, und Grauen und Entzücken durchschauerte ihre Seele, und neuer Muth belebte die Schüchternen, welche seit dem Tode des Gebieters zerstreut umherirrten, wie eine Heerde, die der Hirt verließ.

Er ist auferstanden! — Die Verfolger und Mörder des Messias vernahmen es mit Entsetzen. Sie konnten das Wunder nicht fassen. Sie wollten es mit frecher Lüge hinwegleugnen. Sie riefen; Es haben seine Jünger gestohlen den entseelten Leichnam! — Aber umsonst ihr Geschrei. Der Lebendige erschien seinen Freunden; er erschien dem Lande Galiläa. Er ist auferstanden! frohlockten die Himmel, und alle Zeitalter nach Jahrtausenden jauchzen es ihnen nach.

Auch meine Seele frohlockt: Er ist auferstanden! Sein Sieg ist mein Sieg; sein Triumph über Tod und Grab auch der meinige; sein Leben ist auch mein Leben. Das Fest seines herrlichen, glanzvollen Aufschwungs über Staub und Moder ist das Gedächtnißfest auch meiner künftigen Erhöhung über Welt und Tod, wenn das Verwesliche anziehen wird das Unverwesliche, und das Sterbliche das Unsterbliche.

Erst durch die Auferstehung vollendete der Messias sein Werk auf Erden für uns. Er hatte gelebt, gelehrt und wohlgethan — die heilige Gottessaat war ausgestreut, aber noch rauh der Boden; zweifelhaft ihr Aufgang. Noch war Christus vielseitig verkannt, der Zweck seiner Sendung sogar von seinen vertrautesten Freunden nicht verstanden. Sie hofften von ihm Errichtung eines irdischen Throns; die Herstellung des Davidischen Reichs; Freiwerdung von der Oberherrlichkeit Roms, und daß dem jüdischen Volke Herrschaft und Macht werde

A 8495 School of Theology at Claremont

über alle Völker des Erdbodens. So hofften sie. Doch der Messias sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Er mußte leiden, sterben; die Wahrheit seiner Lehre besiegeln mit seinem Blute; als freiwilliges Opfer sich darbringen für die Sünden der Welt, und den mosaischen Opferdienst enden durch seinen Tod. Er litt, er starb den Welterlösertod. Sein Blut mußte gleichsam die Gottessaat befruchten, welche er im rauhen Boden des Menschenherzens ausgestreut hatte.

Aber vollendet war sein Werk noch nicht. Mit ihm starb Freude und Muth seiner ersten Bekenner.

Ihre glänzenden Träume von irdischer Macht und Hoheit waren zwar vernichtet; aber vernichtet auch ihre Wünsche und Aussichten.

Sein Tod hatte verdunkelt, was er gelehrt und geweissaget. Das Leben des Messias war ihnen zum Räthsel geworden; sie selbst und ihre Bestimmung waren sich wie Geheimnisse. Das Begonnene war nicht vollendet, nur abgebrochen. Düstere Zweifel bedeckten ihre Seele, wie die Nacht des Grabes den Leichnam des göttlichen Meisters.

Da erklang es: Er ist auferstanden! — Und siehe, da ward es Tag vor ihnen. Da löseten sich die Räthsel seiner Worte wundervoll; sie begriffen seine Weissagungen; sie begriffen seine Göttlichkeit. Voll heiliger Begeisterung folgten sie seinem Rufe. Nun war ihnen Schmach und Ruhm, nun Leben und Tod gering gegen die Botschaft, welche er ihnen gegeben. Die Gottessaat, welche er ausgestreut hatte, keimte mächtig auf. Seine Auferstehung brachte ihr den Frühling. Der Tod verschwand; die Hölle war besiegt; die Menschheit mit Gott versöhnt; das Himmelreich der Geister begründet! Er hatte vollendet!

Darum ward das Fest der Auferstehung Jesu das erste und heiligste Fest der Christen. Es ward die Feier des Andenkens ihrer eigenen Vollendung durch Jesum. Lasset uns Ostern halten! hieß es bei ihnen: Lasset uns unserer Vollendung eingedenk sein, deren wir durch sein Wort fähig sind; den letzten unserer Fehler ablegen, der uns entheiligt. Denn wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert, so entehrt und entweiht die geringste Sünde die ganze Würde des Menschen. Darum lasset uns Ostern halten, rief Paulus, nicht im alten Sauerteige, auch nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit! (1. Kor. 5, 8.)

Wie Jesus, will auch ich vollenden; wie er die Erlösung einer Welt von den Fesseln des Irrthums und der Sünde, so ich meine Heiligung durch den Glauben an ihn und sein Wort. Ist sein Leben mein Leben, dann ist auch sein Sieg mein Sieg, seine Vollendung meine Vollendung — dann werde ich den Tod nicht schmecken. Mein Geist schwingt sich triumphirend über Grab und Staub zum Himmel.

Ich will in Jesu vollenden; denn es ist in keinem Andern Heil. In ihm vollenden, heißt, werden wie er; wohldenken und wohlthun, wie er; frei von jeder Sünde nur Gott leben, wie er; in meinem Wirkungskreise göttlich groß handeln, ohne Eigennutz, ohne niedrige Absichten, wie er; im Schöpfer des endlosen Weltalls nur meinen Vater sehen, wie er; meine Heimath nur im Geisterreiche, meine Verwandten unter allen mir gleichgeschaffenen Wesen, welche anbe-

tend vor ihm liegen; meine Seligkeit nicht im Staub und Tand der Erde, sondern im Ewigen.

Christus ist auferstanden vom Tode; er vollendete. So werde auch ich auferstehen und vollenden. Lebe ich in Jesu Geiste, so hat das Grab für mich keine Schrecken. Das Grab ist nur für meinen Leichnam; der Leichnam ist Staub, der Staub an sich ist kein Leben, sondern die Seele; meine Seele kann nicht sterben.

Nicht sterben kann sie? — Wohl kann sie es. — Sprach Jesus nicht selbst: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber vor denen, die die Seele tödten! Und was ist der Tod der Seele? Die Sünde.

Wo die Sünde herrscht, da herrschen die Begierden des Leibes; da schweigt die Vernunft; da stirbt das Gewissen; da äußert der Geist keine Thätigkeit — da ist sein Tod. — Sünde ist Geistestod. — Wie ein Leichnam unempfindlich gegen alle Einwirkungen ist, die man gegen ihn versucht: so ist auch der Geist ohne Leben, wenn das Laster siegt. Wie ein Leichnam ohne Kraft, so ist auch der Geist ohnmächtig, wo im Menschen die Thierheit obsiegt. Wie ein Leichnam ohne eigenen Willen, so ist der Geist auch ohne alle Freiheit, wo die Leidenschaften der Ehrsucht, Ueppigkeit, Wollust, Habgier und Bosheit regieren.

Darum ist Sünde Geistestodt! — Und ein Geist, der auf Erden noch nicht wahrhaft gelebt hat, kann er leben, wenn sein Leib vergeht? Schläft er nicht im ewigen Tode? Er war ja, als wäre er noch nicht geschaffen worden.

Von diesem Tode hat uns Christus befreit durch seine Lehre, nicht vom Tode des Leibes. Denn diesen sterben wir. Aber indem wir uns vollenden, das heißt, von allem Einflusse unreiner Triebe und thierischer, sündhafter Begierden reinigen, lebt unser Geist ein ewiges Leben in ungeschwächter Kraft. Der Tod des Leibes ist nicht der Tod des Geistes.

Wenn aber ein in Jesu Sinn vollendeter Geist nicht stirbt, was liegt uns am Zerfallen unsers Leichnams? Wir leben, und leben durch Jesu Wort, und können mit Entzücken rufen: Wo ist dein Stachel, o Tod? O Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ist die Sünde der Tod der Seele, so ist die Tugend oder das Gottähnlichwerden ihr Leben. Jedes Uebertreten der göttlichen Gebote ist eine Todeswunde des Geistes; jede gottgefällige That ein höheres Auflodern unserer Lebenskraft.

Und so verstehe ich nun, wenn gesagt wird: Der Sünden Sold ist der Tod! wenn gesagt wird, Christus habe uns vom Tode befreit, indem er uns den Weg des Lebens zeigte. Ja, er hat uns vom Tode befreit, indem er uns leben lehrte; indem er uns auf unsere eigene Würde und Bestimmung aufmerksam machte; indem er uns das sicherste Mittel zur Vollendung gab, nämlich sein Beispiel, und daß wir uns selbst mit unsern sündhaften Begierden verleugnen und ihm nachfolgen. Darum nannte er sich bildlich für uns einen Weg des Lebens.

Christus ist auferstanden! Er hat sein Geisteswerk herrlich vollendet; er hat für mich den Tod überwunden, wenn ich mir sein Verdienst, seine Heiligkeit in meinem Wandel zueigne, und die Sünde, den Geistestod meide.

Wie Christus erst dann ganz vollendet hatte, als seine Laufbahn auf Erden geschlossen, Grab und Todesnacht überwunden, seinen Jüngern die Weihe ertheilt und er zum Vater zurückgekehrt war: so werde auch ich auf Erden nicht ganz vollenden, bis auch ich am Ziele meiner Laufbahn stehe. So lange ich auf Erden wandle, ist mein Dasein ein fortwährendes Ringen mit der Sünde, ein unaufhörlicher Todeskampf. Erst am Ende der Laufbahn wird sich zeigen, ob mein Geist über Tod und Sünde obsiegt, ob er einen guten Kampf gekämpfet, ob er die verheißene Palme des ewigen Lebens errungen habe. Wie lange werde ich noch kämpfen hienieden? Wann werde ich mich meines Sieges über Tod und Sünde zu erfreuen haben?

Doch, wie lange es auch noch dauern möge, ich will Glauben halten und nicht müde werden. Denn wer überwindet, so spricht der Herr, der wird Alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. (Offenb. 21, 7.) Und wie lange mein Kampf noch dauern möge, jede Auferstehungsfeier des vollendeten Messias sei auch mir ein Siegesfest der eigenen Vollendung. Ach, daß ich, so oft ich Deinen Sieg, o mein Erlöser, über Tod und Grab begehen werde, auch jedesmal meinen Triumph über Tod und Sünde feiern könnte!

Heil euch, ihr seligen Geister, die ihr herrlich überwunden habet! O ihr Lieblinge Jesu, ihr Heiligen Gottes, auch das Andenken eurer großen Vollendung will ich im Stillen feiern! Ihr habet vollendet; ich muß noch mit der Sünde ringen. Ihr jauchzet am Ziele; ich weine noch über meine Schwächen.

Heil euch, ihr Verklärten, ihr habet in Jesu und mit Jesu den Tod überwunden! Die Auferstehung des Herrn ward eure Auferstehung. Er ist erstanden, er lebt, und ihr lebet mit ihm.

Er lebt, er ist auferstanden! — Hohe Bürgschaft unserer eigenen Auferstehung, komm, erquicke die wunden Herzen der Trostlosen, die um ihre verlorne Freude verzweifeln. Auch uns hat Gott unsterbliches Leben verheißen; unsere Seele ist kein Raub des Grabes.

Er lebt, er ist auferstanden! — O trostloser Vater, warum wankst du so ernst und kalt unter den Menschen hin und suchst den Liebling, den dir der Tod entführte? — O Mutter, Mutter, warum weinest du über dem Grabe deines Kindes und rufest mit heißen Thränen seinen Namen, und forderst das Verklärte von der stummen, verschlossenen Ewigkeit zurück? Was suchet ihr Unglücklichen den Lebendigen bei den Todten? Was ihr liebet, ist nicht hier, es ist droben im Vaterarm! — Feiert fröhlich eure Ostern! Es ist das Fest der Auferstehung und des Andenkens unserer Vollendung. Vater, Mutter, Vollendung! Wo diese, da ist kein Tod; da ist keine Scheidewand zwischen Leben und Ewigkeit; da ist keine wahre Trennung von dem, was unser Herz so heiß geliebt hat. Euer Kind lebt! Auch ihr sollt leben; denn Jesus lebt, Gott lebt. Es ist kein Tod mehr, denn nur durch die Sünde und in ihr.

Er lebt, er ist auferstanden! — Unglücklicher Gemahl, warum sehnst du dich hinab in die Stille der Gruft, wo sie schläft, welche dein hohes Gut auf Erden, dein tiefgeliebtes Alles war? — Wohl schlummert da ihr Staub. Aber was suchet ihr das Lebendige bei den Todten? dort unten ist nicht die Heimath ihres unsterblich gebornen Geistes. Diese Heimath ist bei Gott; Gott ist bei dir.

Seid ihr denn getrennt? Sie lebt und du lebst, und Gott umfaßt euch beide. Kämpfe, Dulder, deinen Kampf, die scheinbare Trennung währt eine kurze Zeit—feiere fröhlich deine Ostern. Es ist das Fest der Auferstehung und des Andenkens unserer Vollendung.

Er lebt, er ist auferstanden!—Und du, o Wittwe, Einsame, jammerst um den erblaßten Gatten mit eigensinnigem Schmerze? Du, o Braut des Jammers, rufst den Verlornen an dein blutendes Herz zurück? Du, Bruder, härmst dich um die früh verblühte Schwester? Du, Schwester, weinst dem hingesunkenen Bruder die Thränen tiefen Schmerzes nach? Was ist es denn, Freunde, wen suchet ihr? Was suchet ihr, was lebendig ist, bei den Todten? Es ist nicht hier; es wohnt in Gottes Arm.—Feiert fröhlich und voll Glaubens eure Ostern, als das Fest der Auferstehung und Vollendung.

Jesus lebt, er ist auferstanden! Auch ich werde leben und sein bei Gott. Seine Auferstehung ist meine Auferstehung, weil sein Leben mein Leben sein soll. Wir sind nicht des Grabes Raub! O ihr, die ihr schon überwunden habet, und ihr, die ihr noch überwinden werdet, wir sind Gottes Kinder! Warum sollen wir verzagen?

Hoch schwing' dich über Erd' und Zeit,
Hoch über Tod und Sterblichkeit
Empor, o meine Seele!
Denn droben ist dein Vaterland,
Dort führt dich der, der auferstand,
Zum Leben, bange Seele.
Hier schon glänzt durch Todestrümmer
Eines bessern Daseins Schimmer.

Was du hier siehst, ist dürres Laub!
Was hier erstirbt, ist Staub von Staub,
Die Hülle deiner Brüder.
Die Hülle nur vermorscht und bricht,
Sie modert, doch du selber nicht,
Sinkt sie ins Grab hinnieder.
Frei von dieses Lebens Bürde,
Harret deiner höh're Würde.

Des Vaters Liebe wirst du sehn,
Des Vaters Liebe ganz verstehn,
Und seine Vorsicht ehren:
Der Schöpfung ungemess'ner Plan,
Der Welten strahlend Heer wird dann
Dich seine Weisheit lehren;
Herrlich über'm Sterngewimm
Prangen neue Erd und Himmel.

Drum feire, voller Heiterkeit,
Mit Jesu Auferstehung heut'
Dein eig'nes Auferstehen!
Des Wiederfindens Himmelsblick,
Des Gotteslebens w'ges Glück,
In jenen heil'gen Höhen.
War des Sterblichen Vollendung
Nicht das Ziel von Jesu Sendung?

2.

Das höchste Gelübde — Weltentsagung.

Gal. 5, 24.

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Ich habe Ruh' in Dir, o Gott, gefunden,
Die himmlisch entzückt.
O Lust, zu Dir sich zu erheben,
Mit jedem Athem und Bestreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der göttlich erquickt.

So sei denn hoch von mir gepriesen,
Mein Gott, mein Heil, daß Du mich unterwiesen.
Stets selig zu sein.
Dir will ich mich nur einverleiben,
Mich Dir zum Eigenthum verschreiben,
Und ewig treu an Dir verbleiben,
Stets Deiner mich freu'n.

Laß nur nicht zu, daß ich zur Erde,
Von Dir hinweg gelocket werde,
Mein Herr und mein Gott!
Hilf stets mir den Betrug der Sünden
Durch den Gedanken überwinden:
Nichts bleibet im Tod.

Ja, es gibt ein Gelübde, ein hohes, ein heiliges, welches die Ehrfurcht aller Edeln verdient, und das nie zu den verwerflichen Gaben gehörte, die man dem Herrn zu bringen wagte. Dieses Gelübde ward in den ersten Tagen des Christenthums von den heldenmüthigsten Bekennern desselben abgelegt. Dieses Gelübde zu thun ist nicht eine thörichte Versuchung Gottes, oder eine Bestechung seines Willens, sondern die höchste Frucht christlicher Weisheit, in welcher der Sterbliche sich selbst verklärt. In diesem Gelübde liegt, neben dem edelsten Kampf, welchen der Mensch bestehen mag, die gewisseste Seligkeit, als Siegerlohn. — Es ist das Gelübde der Weltentsagung.

Schon oft ist dieses genannt, schon vielfach mißverstanden worden. Jesus Christus forderte diejenigen dazu auf, welche sich zu ihm bekennen und Bürger des Himmelreichs werden wollten; er forderte dazu die Boten Jesu auf, als sie ausgingen, den Völkern das Evangelium zu verkünden. Aber nur Wenige gehorchten der Einladung; Viele, die ihr zu folgen meinten, verloren sich auf Abwegen.

Statt der Welt zu entsagen im Geist, entsagten sie derselben nur mit dem Leibe. Sie flohen in menschenlose Wüsten; trennten sich vom Umgange mit ihren Brüdern; versäumten die heiligsten von Gott gebotenen Pflichten gegen ihre Nächsten; vergaßen über das Beten die nützliche Arbeit zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit; und marterten durch Fasten, Geißelungen und Entbehrungen aller Art ihren Leib, statt ihre Lüste und Begierden, ihre Leidenschaften zu tödten.

Oder sie stifteten abgesonderte Gesellschaften, die zwar mit der bürgerlichen Welt in Berührung blieben, aber alle andern Christen nicht für so fromme, ächte Christen, als sich, hielten; Weltmenschen und Weltkinder alle diejenigen nannten, die nicht mit ihnen beteten, seufzten und fromme Gebräuche, Ausdrücke und Gebetsformeln gemein hatten.

Zwar auch unter allen diesen waren der Edeln und Guten viel, die mit lebendigem Glauben handelten, und ihr Glaube machte ihre Thaten gerecht. Doch solche Weltentsagung forderte Jesus nicht, als er rief: Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach! Denn der Erlöser gab das Beispiel der Weltentsagung, während er mitten unter den Menschen wohnte, und an ihren Freuden und Leiden Theil nahm. Solche Weltentsagung forderte Paulus, der Apostel, nicht, als er rief: Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. (Gal. 5, 24.) Denn Paulus floh in keine Einöde, marterte seinen Leib nicht, entkräftete ihn nicht durch Fasten und Entbehrungen der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern er verschaffte sich diese durch seiner Hände Arbeit.

Von Gott empfingen wir den Leib, als ein tüchtiges Werkzeug des unsterblichen Geistes, durch welches er zur Ausübung himmlischer Gebote fähig wird. Es ist uns zur Pflicht gemacht worden, für seine Gesundheit Sorge zu tragen, daß er sei unbefleckt, unzerstört, eine Wohnung des heiligen Geistes.

Von Gott wurden wir in die Welt gesandt, und die Freuden des Lebens gab er zu unserer Erquickung. Nicht diese verunreinigen uns, sondern durch die

Verdorbenheit unseres Gemüths verunreinigen wir sie. Die Erde ist des Herrn und Alles, was darinnen ist. (1. Kor. 10, 26.) Aber was aus dem Herzen kommt, verunreinigt den Menschen, nicht aber was zum Munde eingeht. (Matth. 15, 11.)

Und was heißt Weltentsagung in Jesu Sinn? — Und wenn wir nicht den Freuden des Erdenlebens abschwören sollen! wenn wir zwar mit den Weinenden weinen, aber auch mit den Fröhlichen froh sein können, ohne uns der Sünde zu fürchten: wie kann der Kampf noch schwer und der Siegeslohn so groß sein?

Gern will ich mich der Betrachtung dieses wichtigen Gegenstandes hingeben, da in ihm der höchste Triumph der Weisheit bestehen soll. Was ist nun die Welt, der ich entsagen muß? und wie soll ich ihr entsagen?

Die Welt ist alles Irdische, was ich hienieden vermittelst meiner Sinne erkenne und empfinde, Alles, was mir durch die Werkzeuge des Leibes Lust und Schmerz in die Seele bringt.

Dem Weltlichen steht entgegen das Geistige, oder Alles das, was dem Geist allein gehört, als da sind Erkenntniß, Tugend, Unsterblichkeit, Verwandtschaft mit dem Geiste aller Geister. — Das Weltliche ist vergänglich, abwechselnd; das Geistige ewig, bleibend. Zum Weltlichen gehört der Leib mit allen seinen Reizungen; der Geist gehört einer höheren Welt an, keiner irdischen; er ist Gottes.

Ich bin ein Geist, und als solcher ein Kind Gottes, des Geistervaters. Ich bin ein Geist, und als solcher soll ich mich höher achten, als alles Irdische der Welt. Ich bin ein Geist, darum soll ich bei allen meinen Wünschen und Handlungen weniger den irdischen Vortheil, als den geistigen vor Augen haben; mein Glück nicht in denjenigen Dingen begründen, die zum Staube der Welt gehören, sondern in denjenigen, die göttlich sind, und ewig, wie die Gottheit, unvergänglich, wie der Geist.

Um also zu begreifen, wie ich als ein höheres, im Ewigen wohnendes Wesen der Welt entsagen könne, muß ich mir den Unterschied zwischen Welt und Geist sehr lebhaft machen, und keinen Augenblick vergessen, daß ich Geist nicht zur irdischen Welt gehöre. Diese ist mir, mit Allem, was sie Freudiges und Schmerzliches hat, nur für kurze Zeit vom Schöpfer geliehen worden. Ihre wandelbare Herrlichkeit verschwebt, und wenn sie von mir abfällt, bleibt der Geist noch, und nur der Geist.

Wenn nun in mir der Unterschied zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Staub und Geist zur vollen Lebendigkeit erwacht ist: dann erst kann ich nach Weltentsagung ringen, ohne in Irrthum oder Schwärmerei zu verfallen.

Die erste Stufe christlicher Weltentsagung ist: Achte alles Geistige, die Tugend, die Weisheit, das Ewige höher, denn jedes Gut, jede Lust, zu deren Genuß du erst vermittelst deiner Sinne gelangst. Achte dich selbst höher, als die Welt! — Gib jedesmal deinen Pflichten den Vorrang vor allen andern Vortheilen; den Spruch deines Gewissens in dem, was sein soll und recht ist, stelle höher, als jedes andere aus der Sinnlichkeit erwachsende Vergnügen; gehorche Gott mehr, als den Menschen.

Diese Hochachtung der Seele für ihre eigene Würde, für ihre göttliche Abstammung — denn sie ist ein lebendiger Athem Gottes! — für ihre hohe Bestimmung, ist die erste Bedingung, ohne welche keine Weltentsagung in Jesu Sinn möglich ist. Denn ein Geist, welcher sich selbst und seinen Beruf im Weltall noch so wenig erkannt hat, daß er sein veränderliches Kleid, den Leib, höher schätzt, wie mag der der Welt entsagen?

Er weiß von seinem eigenen Dasein nichts, sondern er weiß nur, wie das Thier, vom Dasein und Bedürfniß seiner Sinne. Der Kitzel seiner Nerven, die Stillung seines Hungers und Durstes, die Pflege seiner Bequemlichkeiten, die Vermehrung seiner Macht über Menschen und Gut — dies sind die Hauptzwecke seines Lebens. Es sind die Zwecke jedes Thieres. Nehmet den Thieren diesen Zweck: so müssen sie aufhören zu leben, denn sie haben keinen Geist und kein geistiges Ziel. Und soll der Mensch, der ebenfalls nur für Sinnengenuß lebt, ihm entsagen: so würde er seinem Leben selbst entsagen müssen. Denn er kennt kein höheres, geistiges Dasein. Er ist nur ein klügeres, schlaueres, mit seltenen Eigenschaften ausgestattetes Thier.

Darum ist nicht Jedermann der Weltentsagung fähig. Nur der Christ oder, was dasselbe ist, ein Weiser kann sich zu ihr erheben. Der Thiermensch, oder wie ihn die heilige Schrift nennt, der Fleischlich-Gesinnte stirbt mit seinem Leibe dahin. Das Ziel seines Lebens ist das Grab. (Röm. 8, 6.)

Menschengeist, so lerne dein eigenes Dasein und deinen eigenen Werth kennen, der höher ist als jede Wollust des Ehrgeizes, des Gaumens, der Habsucht und Ueppigkeit. Du hast deinen Werth aber noch nicht erkannt, so lange du nur Thier bist; so lange dir Bewunderung, Ruhm auf Erden, Schmeicheleien und Ansehen mehr gelten, als das Zeugniß eines frohen Gewissens; so lange du einen Gewinn an Geld und Gut und Aemtern höher stellst, als den Gewinn einer Tugendvollkommenheit; so lange du deine Pflicht gegen Gott und Menschen über irdischen Vortheilen vergessen kannst.

Die zweite Stufe zur Weltentsagung ist Verachtung alles Irdischen, wo es dem Ueberirdischen, das heißt, dem Göttlichen in uns, den Vorrang nehmen will. Häufig ist im Leben der Streit der niedrigen Begierden gegen die Pflichten, oder Gottes Gebote, in uns. Da ist Empörung der Welt gegen den Geist. Lebensgenuß ist angenehm, aber Gerechtigkeit ist mehr werth. Ehre steht hoch, aber Tugend soll höher stehen. — Versage dir die Freuden der Welt nicht, auch für dich schuf sie Gott; aber verstoße sie von dir, sobald du sie nur auf Unkosten deiner Seele genießen kannst. Freuden an sich sind unschuldig, aber die Art, wie du sie nimmst, macht sie schuldig.

Die Erde ist des Herrn und was in ihr ist! So spricht die heilige Schrift, so die Vernunft. Erst der Mensch entheiligt die Erde durch seine verderblichen Begierden. Die Begierden aber wohnen in ihm, in seiner thierischen Natur.

Verachte deine irdischen Begierden, deinen Zorn und deine Wollust, deinen Ehrdurst und deine Habsucht, deine Schadenfreude und deine neidischen Aufwallungen, sobald sie dein Pflichtgefühl betrüben wollen. Du, o Geist, o Gottesathem, sollst über sie, nicht sie sollen über dich herrschen! Denn wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des

Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. (Röm. 8, 13.) Dies ist Weltentsagung.

Die dritte Stufe zur Weltentsagung, die vollendende, endlich ist: Mache dich unabhängig von Allem, was die Vergänglichkeit Schmeichelhaftes und Fesselndes hat. Binde dich los von Allem, was dich irdisch fest umschlungen hält, so daß du jeden Augenblick Alles, was dir das Liebste und Theuerste zu sein scheint, entbehren kannst, ohne darüber deine innere Zufriedenheit, dein stilles Glück einzubüßen. Dies ist die wahrhafte, vollendete Weltentsagung; dies ist das wahre Leben und Ruhen in Gott. Der ist Gottes, der wohnt auf Erden schon im Ewigen, welcher auf Erden Alles mit Gelassenheit verlieren kann, nur nicht seine Tugend.

Die Weltentsagung fordert von dir nicht, daß du dich allen zeitlichen Sorgen entschlagest; daß du dich weder um deine eigene, noch um die Erhaltung deiner Kinder bekümmerst. Es wird nicht gefordert, daß du deine Güte weggebest, und dich freiwilliger Armuth weihest; daß dir die Gesundheit, die Ernährung, der gute Name der Deinigen gleichgültig sei!—Nimmermehr! Dies wäre nicht Lossagung von der Welt, sondern Lossagung von deinen heiligsten Pflichten, die Gottes durch Jesum geoffenbarter Wille dir gebot.

Aber die Sorge für das Zeitliche wachse nie über deine höhern Pflichten hinaus; reize dich nie zu einer auch noch so geringen Ungerechtigkeit. Das Wohlgefallen an Ehr und Gut werde nie in dir lebhafter, als das Wohlgefallen an denjenigen Tugenden, durch welche du deine Verwandten, deine Mitbürger beglücken kannst. Vielmehr gewöhne dich und die Deinigen, in der einfachsten Lebensart mit dem Allerwenigsten zufrieden zu sein, um desto mehr Mittel für Anderer Wohl zu haben. Setze keinen andern Werth auf Ehre und Gut. Laß dich durch diese nicht fesseln. Denke dich oft und täglich in die Lage hinein, daß du Alles verloren hättest, was du besitzest. Wie würde dir dann zu Muthe sein? Wäre dann dein Lebensglück vernichtet?—Durch diese Vorstellung prüfe dein Inneres, und du wirst fühlen, ob die Welt noch zu starke Fesseln für dich hat. Und hat sie sie: lerne den niedrigen Werth der vergänglichen Dinge erkennen. Gewöhne dich an den Gedanken, Alles verlieren, Bettler und ehrlos werden zu können, und doch noch Achtung für dich selbst, und dadurch ein unzerstörbares Gut in deiner Brust zu fühlen. Ist dies: so gehörst du Gott, der Ewigkeit, dir; nicht der Welt! Und wer nicht der Welt gehört, der hat ihr entsagt.

Weltentsagung fordert nicht, daß du dich in die Einsamkeit, fern von den Menschen, zurückziehest. Nimmermehr! Du sollst vielmehr wie Jesus unter deinen Miterschaffenen leben, wirken, nützen. Sei hilfreich, wahrhaft, großmüthig, gern verzeihend, wohlthuend unter ihnen—aber laß dich nicht durch die Vorurtheile oder Annehmlichkeiten des geselligen Lebens fesseln. Liebe alle Menschen, diene allen; aber höher als Alles achte deine eigene Unabhängigkeit. Kein Sterblicher habe jemals so viel Einfluß auf dich, daß er dich zu einer Ungerechtigkeit verführe, zu einem Zorn reize, zu einer unerlaubten Lust locke. Du, Unsterblicher, sollst erhaben durch den Haufen der Irdischgesinnten hingehen, wie Jesus. Ihre Leidenschaften sollen dich nicht anfechten; ihre Laster und Schwach-

heiten nur dein Mitleiden erregen; ihre Thorheiten nie deine Nachahmung aufwecken. Und wenn irgend eine deiner Begierden zu laut wird, denke dann: wenn ich sterbe, und auf diese Minute zurücksehe, werde ich nicht verächtlich mich selber bemitleiden müssen? Warum so viel Gram und Sorge um das Vergängliche? Ist es der Mühe werth? Was habe ich zuletzt davon? Wer Alles, auch äußere Ehrenbezeugungen der Menschen, nur nicht sein Gottesgefühl der Tugend, entbehren kann, der steht erhaben über die Welt. Er gehört ihr nicht. Er kann ihr geben; sie kann ihm aber nichts geben, das er nicht gleichgültig zurückweisen könnte.

Weltentsagung fordert von dir nicht Gefühllosigkeit gegen Freunde, gegen Eltern, Gatten, Kinder. — Du sollst sie lieben. Liebe ist die süßeste der Erdenfreuden. Aber hänge nicht zu sehr, zu innig an ihnen. Immer behaupte selbst auch gegen sie die Unabhängigkeit und Ruhe der Seele. Und nicht ihr Körper, ihre Geister müssen dir theuer sein; diese bleiben dir, jener ist nach wenigen Jahrzehnden unfehlbar Staub und Asche. Gewöhne dich, an ihren Verlust zu denken, — denn früh oder spät erfolgt er gewiß! Versetze dich oft im Geist in die Lage, der Tod habe dir deine Lieblinge einen um den andern geraubt. Und wenn du nun da einsam ständest in der Welt, verwittwet und verwaiset — wohl, dein Herz möchte bluten! — Aber wärest du dann unglücklich? Erhöbe dich dann der Gedanke nicht über den schwersten Schmerz, der Gedanke: wir sind nicht getrennt! Groß ist Gott, groß seine Liebe, groß sein Vaterhaus, in welchem wir beisammen wohnen! Wer seine Geliebten schon hier mit Aussicht auf die Ewigkeit liebt, daß wir doch eigentlich auf immer beisammen wohnen, nicht hier, wo nur die erste Vereinigung gegründet ward; wer nur für die Ewigkeit liebt, und daher mit edler Gelassenheit seines eigenen oder des Todes seiner Geliebten denken kann: über den hat nur das Ewige, Wahrhafte und Göttliche, nicht das verschwindende Irdische, Macht; der hat der Welt entsagt.

Gott, diese Weltentsagung, dieses höchste Gelübde, bin ich stark und weise genug, es zu halten, und Dir geloben zu können? O wie glücklich, könnte ich dies! Dann hätte ja die ganze Welt keine Gewalt an mir; dann stände ich frei und unerschrocken gegen alle Uebel des Lebens ein; nein, dann läge für mich im Schooße der Zukunft kein Unglück mehr. Ich würde von Tag zu Tag sündenloser, ruhiger, beseligter! Ich wandelte dann durch die Welt wie Einer, den Du, Gott, gesandt hast, Wohlsein und Glück hienieden zu verbreiten eine kurze Zeit lang, um nachher wieder noch verklärter zu noch größern und ewigen Wonnen hinberufen zu werden. — Erst dann, Vater im Himmel, wäre ich dein wahres Kind; erst dann, o Jesus, Messias, ich Dein Jünger! — — O Jesus, hilf, meine Sehnsucht ruft, mein Geist strebt zu Dir empor! Stärke mich durch Deines Geistes Macht! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

3.

Weltverbrüderung.

Epheſ. 2, 17, 18.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Und geknüpft von dessen Ha
Der die Welt gegründet.

Warum dennoch Trennung hier,
Wie's dem Wahn gefalle?
Einen Schöpfer haben wir
Einen Vater Alle.

Einen Vater, unsern Gott,
Der uns Alle liebet;
Der uns täglich Trank und Brod,
Kraft und Freude giebet;
Dessen stete Gütigkeit
Fürsten auf den Thronen
Und auch Arme gern erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Menschen, wie und wo sie sind,
Alle seid ihr Brüder,
Und Gott sieht, wie auf sein Kind,
Auch auf Jeden nieder.
O, wie könnt' ich ihn mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in meiner Brust
Brudersinn entbrennen!

Es ergoß sich einst die Macht Gottes über die kleine Schaar der Verehrer Jesu.—Vom heiligen Geiste beseelt, predigten sie dem erstaunten Jerusalem That und Lehre des Gekreuzigten. Sie sprachen mit siegender Beredsamkeit wundervoll zu allerlei Volk. Sie sprachen zu allen jüdischen Glaubensparteien, und wurden gehört, und Tausende der Besserbelehrten bekannten sich zu dem Glauben an den Gottmenschen. Sie sprachen endlich zu den Heiden, und wurden gehört, und Tausende derselben lernten in Jesu Geist zu Gott beten.

Der Grund zur großen Weltverbrüderung ward gelegt, welche der Messias beabsichtigt hatte, seit er gelehrt, wie nur ein einziger Gott sei, zu welchem alle Sterblichen Abba, Vater im Himmel! rufen dürfen;—seit er gelehrt, daß alle Sterblichen, als Kinder eines ewigen und höchsten Vaters, unter einander verbrüdert seien.

Es ist ein göttlich großer Gedanke, das gesammte Menschengeschlecht, so sehr es auch durch Länder, Meere und Gebirge, oder durch Sprachen und Sitten, oder durch Farbe und Bau ihrer Körper, oder durch Reichthum, Stand und Kenntnisse getrennt sein mag, in einer Liebe und in einem Glauben zu vereinigen. Und dieser erhabene Gedanke war der Gedanke Jesu Christi! Er wiederholte ihn seinen Jüngern oft; und oft erscholl er wieder von den Lippen der Apostel.

In der That ist auch die Religion Jesu, oder das ächte Christenthum, das fähigste und einzige Mittel zur Vereinigung des ganzen menschlichen Geschlechts. Keine andere Religion blüht gleichsam so freiwillig aus dem ganzen Wesen des menschlichen Gemüths hervor, wie diese. Keine andere entspricht so dem Bedürfnisse des Weisesten, wie des unmündigen Kindes. Keine andere ist so unabhängig von den irdischen Verhältnissen aller Länder, Himmelsstriche und bürgerlichen Einrichtungen. Sie ist den Menschen der heißesten Weltgegenden so angemessen, wie denen, die da wohnen, wo der ewige Winter glänzt. Sie ist den Fähigkeiten der allerrohesten Völker so entsprechend, wie den einsichtsvollsten Nationen. Sie wirkt auf alle gleich wohlthätig; veredelt alle, verklärt alle. Entsprungen aus dem heiligsten, reinsten Geiste, ist sie nur die Gesetzgebung des gesammten Geisterreichs.

Jesus Christus, als Gesetzgeber der Geisterwelt, hatte nur diese und ihre Erlösung von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen, nie die irdische Welt und ihre Verhältnisse. Gebet doch dem Kaiser, was des Kaisers ist; aber — gebet auch Gott, was Gottes ist. Er wollte keine Vereinigung der Völker unter einerlei irdischem Scepter — sein Reich war und ist nicht von dieser Welt! — Er wollte selbst nicht sogleich eine Vereinigung aller Kirchen und

Glaubensparteien zu einer einzigen Kirche. Denn er selbst blieb dem mosaischen Gesetze treu. Ihr sollt nicht wähnen, sprach er, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. (Matth. 5, 17.) Er entfernte sich daher nicht von den äußerlichen Religionsgebräuchen der Juden. Er besuchte fortdauernd ihre Tempel und Synagogen. Seine Religion war und ist keine äußerliche, sondern eine innerliche. Er wollte nur, daß wir Gott, den höchsten Geist, verehren sollen im Geiste und in der Wahrheit; daß Liebe und Gerechtigkeit das Grundgesetz unseres Lebenswandels sei. Dies war der Glaube, dies das Himmelreich, welches zu stiften er in die Welt gekommen war. Und, sprach er, ist nun eure Gerechtigkeit nicht besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer (welche mehr auf strenge Beobachtung äußerer, kirchlicher Gebräuche, als auf Entsündigung und Heiligkeit des Gemüths hielten), so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. (Matth. 5, 20.)

Auch die Apostel Jesu waren sämmtlich Juden, und blieben lange den kirchlichen Gebräuchen der Israeliten treu, wiewohl sie auch schon den Heiden das Evangelium und die Einweihung durch die Taufe gebracht hatten. Sie hatten selbst gegen die äußerlichen Religionsgebräuche der Heiden nichts; sie gestatteten sogar den Bekennern Jesu, noch von Götzenopfern zu essen; denn, sagten sie, wir wissen nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt sei, und daß kein anderer Gott sei, ohne der Ewige! Nur dann hielten sie die Theilnahme der Christen am heidnischen Götzendienste für Sünde, wenn dadurch irgend ein Schwacher irre geführt würde, daß er ins Heidenthum zurückfiele. Die Speise fördert uns nicht vor Gott, sagt der heilige Apostel Paulus; essen wir, so werden wir darum nicht besser sein, essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein. Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoße der Schwachen. (1. Kor. 8, 8. 9.)

Lange hatten daher die ersten Bekenner Jesu keine eigene Benennung. Unter den Juden galten sie als fromme Juden; unter den Heiden als Heiden. Erst im Jahre einundvierzig nach Christi Geburt sind sie in der syrischen Stadt Antiochia Christen genannt worden. Von da an blieb ihnen der Name. Von da an empfing der innere Glaube ein äußeres kirchliches Gewand, und man vereinigte sich zu einer vom Judenthum und Heidenthum abweichenden Art der Gottesverehrung.

So schön und für die Heiligkeit der Sache nothwendig auch dieses ward, entstand doch nachmals, und nur zu bald, mancherlei Spaltung. In den Hauptwahrheiten der Lehre Jesu Christi blieben die Christen zwar einig; aber nicht in ihren besondern Vorstellungsarten von der Person Christi und den kirchlichen Gebräuchen. Bald sah man im Morgenlande allerlei Sekten und Parteien; bald Trennung der römischen Kirche im Abendlande von der griechischen im Morgenlande. Doch Christen blieben sie alle, so verschieden auch ihre kirchlichen Meinungen und Gebräuche sein mochten.

Und so ist es bis zu unserm heutigen Tage geblieben. Die christliche Religion hat Einheit; die christlichen Kirchen aber haben Verschiedenheit. Denn die Religion ist eine himmlische Gesetzgebung der Geisterwelt, und in der Geisterwelt ist nur eine Wahrheit gültig und möglich. Aber die Kirche ist

ein äußeres Bekenntniß und eine äußerliche Einrichtung der Gotttesverehrung; und dies kann verschiedenartig werden, je nachdem die Einsichten oder Gemüthsstimmungen der Menschen von einander abweichen. In wärmern Weltgegenden, wo lebhaftere Einbildungskraft und ein regeres Blut herrscht, hält der Mensch mehr auf Glanz und Pracht; in kältern Weltgegenden, wo der Verstand mehr Gewalt übt, fordert er größere Einfalt. — Die Religion ist die Seele, und überall eins; die Kirche ist der Leib und das Gewand, welches jene umschließt; es hat oft Gestalt und Farbe verändert.

Daher ist durch die ganze Welt endlich wohl eine einzige Religion möglich, aber nicht leicht eine einzige Kirche. Und es ist wohl ein schöner, doch vergeblicher Wunsch und Traum mancher Christen in unsern Tagen, wenn sie eine allgemeine Kirchenvereinigung zu befördern suchen. Und wäre ihnen heute ihr Wunsch ausführbar gewesen, würde er schon morgen wieder zerstört sein. So ist es in der menschlichen Natur gegründet. Darum ist zu allen Zeiten nur eine christliche Religion, aber zugleich eine Mannigfaltigkeit der Glaubensparteien gewesen, gegen welche schon der Apostel Paulus ver„ens eiferte unter den Christen. — Christi seid ihr, sprach er. So aber Einer sagt: Ich bin Paulisch, der Andere aber, ich bin Apollisch — ist es irdisch und fleischlich gedacht. Darum rühme sich Niemand eines Menschen. Es ist ja Alles euer. Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles ist euer. Ihr aber seid Christi; und Christus aber ist Gottes. (1. Kor. 3, 4. 21—23.)

So sprach, erfüllt vom Geiste Jesu, der erhabene Apostel. Er wollte, wie Jesus, eine allgemeine Verbrüderung der Welt durch Christum. Er wollte nicht, daß unter Christen Trennung sei, oder Unterschied, sie mochten angehören, welcher Nation es wäre, den Juden oder Heiden. Allgemeine Vereinigung, allgemeinen Frieden! war sein Ruf. Denn, sprach er, Christus ist gekommen, hat verkündiget im Evangelio den Frieden, euch Heiden, die ihr ferner waret (von der bessern Erkenntniß des ewigen Gottes), und denen, die nahe waren, nämlich den Juden. Denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in einem Geist zum Vater. (Ephes. 2, 17. 18.)

Dies ist der Geist und Sinn des göttlichen Welterleuchters! In diesem Geiste und Sinne des Herrn will auch ich, als sein Bekenner, auf Erden wandeln; und wie er am Tage der Pfingsten zuerst das Gemüth der frühesten Verehrer Jesu belebte, so belebe und stärke auch er mich heute, daß ich während meines ganzen Laufes auf Erden in ihm empfinde, denke, wolle, handle.

Mag auch der mir von Gott beschiedene Wirkungskreis nur sehr klein sein, so will ich doch auch in demselben meinen Theil zur allgemeinen Weltverbrüderung beitragen. Je enger der Kreis meiner Wirksamkeit, je leichter und vollkommener soll ich ihn mit Ausübung meiner Pflichten erfüllen können.

Und so will ich denn jeglichen meiner Nebenmenschen, nahe oder fern, als meinen Bruder achten und lieben; denn jeglicher ist ein Kind Gottes, des allgemeinen Vaters; und ich habe keinen Vorzug vor irgend einem. Ich will zur Vereinigung der großen Geisterfamilie beitragen, indem ich mich selbst zuerst Allen verbrüdere; nicht in Wort, sondern in Kraft und That.

Darum soll fortan auch der Unterschied kirchlicher Gebräuche und Meinungen keinen Unterschied zwischen mir und Andern machen. Christus hat ja mich und den Andern, Beide, versöhnt mit Gott in einem Leibe durch das Kreuz, und hat die Feindschaft getödtet durch sich selbst. (Eph. 2, 16.) — Wer sich Gott, dem Einzigen, dem Vater aller Wesen, nähert durch den Glauben an Jesum, das heißt, wer sich der Heiligkeit und Vollkommenheit des Allerheiligsten nähert auf dem Wege, den uns Jesus gezeigt hat, und auf welchem wir allein zur Gottähnlichkeit gelangen durch Trennung von allen Sünden; wer in Jesu seinen Heiland und Bruder, wer im Weltall des Schöpfers das Vaterhaus, im ewigen Sein die Bestimmung unserer Seelen erkennt: der ist ein Christ! — Und wenn er auch in manchen Vorstellungen von den meinigen abwiche; und wenn seine Art der Gottesverehrung nicht die meinige wäre; wenn er auch in andern Kirchen betete — er ist dennoch ein Christ! denn er hat mit mir einen Glauben durch Jesum, eine Liebe zu den Menschen, seinen Brüdern, eine Hoffnung im Tode zur Seligkeit, die uns Christus erworben hat.

Doch darum soll ich und will ich in meiner Bruderliebe Keinem den Vorzug geben, weil er den Namen des Christen trägt. Auch der Jude, auch der in Blindheit irrende Heide, auch der unwissende Anbeter der Gestirne und Götzen, auch der Verehrer eines falschen Propheten ist mein Bruder. Denn welche Weltverbrüderung wäre es, wenn ich erst nach dem Glauben der Menschen fragen wollte, ehe ich ihnen Theil an meinem Herzen gönnen wollte? Jesus will, ich soll dem Gott ähnlich werden, der seine Sonne aufgehen läßt über den Gerechten, wie über den Sünder. Jeglicher, der mir nahe kommt, daß ich ihm nützlich sein kann, dem soll ich helfen; der ist mein Nächster! So half der barmherzige Samariter, wie Jesus das erhabene Beispiel aufstellte, ohne Ansehen der Religion dem Unglücklichen. So soll auch ich. Hinweg mit dem mörderischen Vorurtheile, welches einst so viel Elend über das Leben der Menschen gebracht hat! Es gibt mancherlei Alter unter den Kindern einer Familie; es gibt Säuglinge und Erwachsene, in Unwissenheit Spielende und Verständige, aber doch sind sie allesammt Brüder. So gibt es mancherlei Anbetungen, aber doch nur einen Vater im Himmel, und wir Alle sind die Seinigen.

Nicht bloß der Religionshaß soll fern von mir sein, sondern auch der Nationalhaß, mit welchem Völker gegen Völker, aus eifersüchtigem Stolze oder aus Rachsucht wegen früherer Beleidigungen, gegen einander oft erbittert sind. So lange noch Nationalhaß die Völker unter einander entzweit; so lange man, aus selbstsüchtigen, leidenschaftlichen Gründen, die Flamme dieses Hasses zu erhalten, und hundertjährige Vorurtheile gegen einander zu nähren sucht: so lange wird Weltverbrüderung unmöglich bleiben, wie Jesus will. Jener verderbliche Groll und jene verruchten Mittel, ihn zu nähren, sind fern vom Geiste der wahren, seligmachenden Religion.

Ewig verbannt von mir sei die Abscheulichkeit des Nationalhasses. Sie schändet eben so sehr mein Herz, als meinen Verstand. Denn welches Recht habe ich, ein Volk von mehreren Tausenden, von mehreren Millionen Menschen, ohne Schonung, ohne Ausnahme, im Allgemeinen zu verdammen, zu hassen und dessen Unglück zu wünschen oder zu betreiben? Sind die Millionen, welche heute

leben, schuld, daß ihre Vorfahren vielleicht einst meinem Vaterlande Schmach und Uebel zufügten? Wer will die Kinder zur Rechenschaft ziehen, wegen des strafbaren Thuns ihrer Väter? — Sind die Millionen Männer, Greise, Weiber und Kinder alle insgesammt hassenswürdig, weil ihre Fürsten oder auch nur deren Rathgeber zu feindseligen Handlungen gegen unser Vaterland stimmten? Was kann ein Volk dafür, wenn Einzelne desselben Unrecht thun? Oder wer wird dies Volk darum verdammen, wenn es, zum Nachtheil unseres Vaterlandes, seinem Könige und seinem Gesetze treu gehorchte? Thun wir nicht desgleichen — und ist solcher Gehorsam nicht rühmlich, weil ohne ihn Verwirrung und namenloses Elend allgemein sein müßte?

Wir haben längst mit der Wahrheit erfahren, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. (Ap. Gesch. 10, 34. 35.) Ich will mich hüten, in die falschen Urtheile, in die gehässigen Wünsche, in die Ungerechtigkeiten einzustimmen, welche die Leidenschaft eines Hasses einflüstert, der von allen Arten des Hasses zugleich der entehrendste und unverständigste ist. Ich will vielmehr ihn, wo ich ihn bei Andern bemerke, zu unterdrücken suchen. So lebe ich wahrhaft in Jesu hohem Geiste, so befördere ich das Ziel der weisen und guten Weltverbrüderung.

Ach, wann wird dies Ziel errungen sein? Wann wird die gesammte Menschheit eine Heerde, und Christus ihr einziger Hirt sein? Wann wird Friede die entzweiten Völker versöhnen, und in Aller Herzen eine Liebe wallen? — Wann sinkt das blutige Schwert; und wann wird Habsucht, Raubgier und Mordlust keine Opfer mehr finden?

Und möge die Zeit auch noch so weit entfernt sein, ihre Ferne kann mich nicht hindern, daß ich mich ihr nähere. Aber mein Herz schließt den Frieden mit Allen, und nennt Deine Kinder, o himmlischer Vater, Brüder und Gottesverwandte. Aber mein Herz schließt den ewigen Bund der Liebe mit Allen, welches Volkes und Landes, welcher Glaubenspartei sie auch zugethan sein mögen.

Diese heiligen Gesinnungen und Entschlüsse sollen mich immer begleiten. Dazu verleihe mir, o Vater, die Kraft Deines heiligen Geistes. Amen.

4.

Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger?

Erster Theil.

Jesajas 43, 1.

Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht.

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln. Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbebette nicht,
Wo mein schimmernd Auge bricht.

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegeskrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit Deiner Palme zu.

Wie erschütternd ist für jeden von uns die Nachricht vom schnellen Tode eines Freundes, einer Freundin; die Botschaft vom Tode auch nur eines Bekannten, den wir noch vor wenigen Stunden, vor wenigen Tagen sahen, sprachen, gesund wußten! Wir erschrecken tief. Es kostet uns Mühe, daran zu glauben, als wenn das unbegreiflich, unmöglich wäre, was im Leben so häufig begegnet; als wenn Gott, der Herr des Lebens und des Todes, für uns, mit uns, mit Allem, was uns in dieser Welt berührt, eine schonende Ausnahme vom gewöhnlichen Lauf der Dinge machen müßte!

Was erschreckt uns denn? — Es dünkt uns schauderhaft, daß der Mensch, wider sein Erwarten, ohne alle Vorbereitung, aus der Mitte seiner Entwürfe und Plane plötzlich weggerissen, in einer andern Welt dasteht. Wir denken uns gleichsam in das Ich der verstorbenen Person hinein, und empfinden ihr stummes Entsetzen nach der gewaltsamen Verwandlung, wenn sie im Zeitraum weniger Sekunden, ohne es zu ahnen, von ihren alltäglichen Werken hinweg im unbekannten Jenseits schwebt. Es ist uns schauderhaft die Trennung ohne Abschied, ohne letzten Händedruck der Liebe.

Anders sind die Empfindungen beim Anblick dessen, der langsam dahinstirbt, und dessen Krankheit sich nur mit dem gewissen Tode enden kann. Wahr ist's, wir sind auf den Verlust, welchen wir leiden sollen, mehr vorbereitet; aber doch, auch nur beim leisesten Schein des Besserwerdens, wacht und lebt die Hoffnung wieder in uns auf, die Krankheit werde nicht tödtlich sein. Wir hoffen um so leichter, um so inniger, je theurer uns die Person ist, die von uns zu scheiden drohte. Ihr Tod stürzt uns nicht minder in tiefe Betrübniß, ungeachtet wir auf Alles hätten gefaßt sein können. — Wahr ist's, der Kranke leidet selten so schwer, als wir es uns in erhitzter, sich selbst peinigender Einbildungskraft vormalen; allein wer kann die ehemals blühende, nun eingefallene Gestalt, die bleichen Wangen, die matten, eingesunkenen Augen sehen, ohne vom heftigsten Mitleid bewegt zu werden; wer kann das Stöhnen, das Seufzen, des Athems schnellen, matten schweren Zug hören, ohne zu wünschen: Möchte der barmherzige Gott doch bald diesen Zustand enden, und dem Leidenden Ruhe geben im sanften Todesschlaf, da dieser nun doch unvermeidlich wird!

So erschreckt uns ein jäher Todesfall; so peinigt uns der Anblick des Allmäligsterbenden.

Welches ist denn nun wünschenswürdiger, wenn Wünsche da etwas vermöchten, wo das Ende aller Hoffnungen und Wünsche eintritt? Ist ein plötzliches oder langsames Sterben vorzuziehen?

Zwar die Frage scheint beim ersten Anblick fruchtlos, da unsere Meinungen über das, was geschehen soll und wird, nichts entscheiden können. Aber demungeachtet ist die Beschäftigung mit diesem Gegenstande sehr anziehend für jegliches Gemüth; und die Betrachtung wird lehrreich und wohlthätig, sobald sie mancherlei Vorurtheile zerstört, welche bei uns darüber eingetreten sind.

Denn, zum Beispiel, gibt es nicht der Sterblichen sehr viele, welche einen plötzlichen Tod für das größte aller Uebel halten, weil sie glauben, daß, wer ihn leide, mitten in seinen Sünden, die er nicht Zeit zu bereuen hatte, dahinfahre

zur Verdammniß? — Sind ihrer nicht Viele, die Gott eben deswegen mit Gebet anrufen, daß er sie vor einem schnellen Tod bewahre?

Aber eine solche Meinung ist wohl kaum mehr, als die Frucht des Aberglaubens und einer unwürdigen Vorstellung von der Größe und Gerechtigkeit Gottes. Denn wenn in der That ein schneller Tod das schrecklichste aller Uebel wäre: wie könnte Gott, dessen Kinder wir doch Alle sind, auf dessen Gnade und Erbarmen wir Alle Anspruch machen, einige Menschen in dieser wichtigsten Angelegenheit (wenn sie es wäre) begünstigen, andere nicht? — Wenn ein Erdbeben, eine Wasserfluth plötzlich hundert und tausend Menschen aus dem Leben rafft: sind unter denselben nicht eben sowohl grobe Sünder, als tugendhafte Gerechte gewesen? Wenn ein schneller Tod das böseste Schicksal wäre, würde der Allbarmherzige nicht in Ertheilung desselben einen Unterschied walten lassen? Was hatten denn Millionen voraus, die langsam auf dem Krankenbette ihr Leben ausathmeten?

Man sagt sich wohl: aber der Sünder hat doch noch auf dem Sterbelager Frist, seine vielen Vergehungen zu bereuen und sich wieder zu seinem Gott zu wenden. Sind wir denn nicht allzumal Sünder? Und wenn eine Reue in der Todesstunde Alles wieder gut machen könnte: würde es nicht der göttlichen, Alles mit gleicher Huld umfassenden Vaterliebe widersprechen, wenn er vielen Tausenden das Glück versagte, während er es Andern gewährt? Würden auch nur ein irdischer Vater, eine irdische Mutter solche Ungerechtigkeit an ihren Kindern verüben wollen? — Nein, eure Vorstellung von dem erhabensten aller Wesen ist mangelhaft, weil ihr von dem Werth der Reue auf dem Sterbebette einen irrigen Begriff habet. Wenn ein Verbrecher im Kerker seine Vergehungen voller Angst vor der Strafe bereut: würdet ihr ihn nun in gleichen Werth und Rang mit dem frömmsten, tugendhaftesten Menschen stellen? Würdet ihr ein Kind, welches euch durch Ungehorsam und Bosheit aller Art lange betrübte, wenn ihr nun dem Unwesen ein Ende machen wollet, wenn ihr nun mit der längst gedrohten Strafe erscheinet, wenn es nun aus Furcht vor der Strafe weint und bereut: würdet ihr es eben so belohnen, erfreuen, als das folgsame, fleißige Kind, welches beständig mit der zärtlichsten Liebe zu euch euern Willen vollbrachte? Euer Gerechtigkeitsgefühl würde sich dagegen sträuben. Wie könnet ihr den Allgerechten für ungerechter halten, als ihr selber sein möchtet? Wie wird eine von der Angst erpreßte Reue des Augenblicks gleichen Werth haben können mit einem ganzen tugendhaften Leben? Christus selbst hat uns vor diesem Irrthum mit hohem Ernst gewarnt. Nicht Thränen, nicht Worte, nicht Gebete machen es, sondern Thaten, sondern Werke der Besserung! — Darum, an ihren Früchten will ich sie erkennen! spricht der Herr. Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! (Matth. 7, 20. 21.)

Es ist daher ein schneller Tod keineswegs als eines der schrecklichsten Uebel zu fürchten, weil er uns die Gelegenheit und Zeit raubt, noch unsere Reue zu bezeugen und einige Gebete zu sprechen. Der göttliche Sohn lehrte nicht: Thut Buße in den letzten Augenblicken eures Lebens; sondern er sprach: Wer mein

Kreuz während seines Lebens auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist mein Jünger! Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Aber diese Vollkommenheit erwirbt man nicht, wenn uns die Krankheit entkräftet, sondern durch ein anhaltendes Bekämpfen unserer sinnlichen Neigungen, durch Selbstheiligung in Jesu Wort und Geist.

Ist es nun tadelnswerth, aus jenen Ursachen einen schnellen Tod zu fürchten, so ist es wohl nicht minder tadelnswerth, einen schnellen Tod aus bloßer Feigheit zu wünschen. Denn in der That, was kann es anders sein, als Feigheit und Furcht vor dem Schmerz einer Todeskrankheit, vor dem Anblick des Todes selbst, daß Viele wünschen, dereinst so schnell wie möglich weggerafft zu werden! Es gehört ein größerer Muth dazu, in Widerwärtigkeiten zu leben, als jählings hinzusterben. Unter Allem, was einen Selbstmörder entehrt, ist seine Furcht vor dem Leben das, was das Schandenvolle seiner That vergrößert. Darum legte die göttliche Weisheit die Lebensliebe, die Todesscheu so tief in die Menschenbrust, damit das feige, schwache Geschlecht nicht zu schnell, von irdischen Unannehmlichkeiten übermannt, im Grabe Ruhe suchen möchte. Denn jene Unannehmlichkeiten und Leiden waren nothwendig, den Geist abzulenken vom Sinnlichen und zu erheben zur Ergreifung des Höhern — aber der Trieb zum Leben wurde nicht minder nothwendig. Ohne diese Fessel würden oft große Länder Einöden geworden und die Zwecke der Gottheit und die Bestimmungen der Menschen unerfüllt geblieben sein.

Der Weise hat eben so viele Gründe, den langsamen, als den schnellen Tod wünschenswürdig zu finden; nie aber Ursache, weder den einen noch den andern zu fürchten. Denn er kennt den Herrn, der ihn geschaffen hat, er kennt die Stimme des Herrn, die uns in der Todesstunde noch zuruft und spricht: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. (Jes. 43, 1.)

Fürchte dich nicht vor deiner Auflösung, sie komme früh oder spät; langsam in den Erschöpfungen einer Krankheit, oder langsam in den Entkräftungen des Alters; oder schnell mitten in der Kraft und Lust des Lebens, oder schnell durch irgend ein unvermuthetes, außerordentliches Unglück. Denn deinen Tod wirst du zwar voraussehen können, wie man am Abend seinen Schlaf voraussieht; aber du wirst ihn nicht erkennen, wenn er da ist, so wenig du den Augenblick erkennst, da du in den Schlummer versinkst. Die dich sterben sehen, wissen davon und schaudern. Sie schaudern, weil die Lebensliebe, welche Gott allen Geschöpfen einflößt, Abscheu hat vor dem, was vom Leben scheidet. Aber du selbst siehst dich nicht sterben, so wenig du dich jemals einschlafen sahest. Du siehst nicht dein gebrochenes Auge; du erschrickst nicht vor der blassen Farbe deines Antlitzes, nicht vor der Kälte deiner Glieder, was denen, die deinen Tod sehen, die Einbildungskraft mit schwarzen Bildern erfüllt.

Fürchte dich nicht vor deiner Auflösung, denn du weißt, wer dich erlöset hat; es ist Jesus Christus, der dir den Weg zum Himmel wies, und dir den Willen des Vaters offenbart hat, durch welchen du, wenn du ihn erfüllst, deinen Geist veredelst und würdig machst, in ein herrlicheres Reich einzugehen. Du weißt, wenn dein Stündlein vorhanden ist, wer dich gerufen hat bei deinem

Namen und spricht: „Du bist mein!“ Es ist der Allmächtige, der Alliebende, der dich erschaffen hat, nicht zu einem endlosen Verderben und Elend, sondern zur Seligkeit.

Darum fürchte dich nicht, selbst wenn du dereinst auch eines schnellen Todes sterben solltest. Jede übermäßige oder beständige Todesfurcht ist an sich schon nicht nur des Christen, sondern sogar des Heiden unwürdig. Denn diese unnütze Selbstqual wird an sich schmerzlicher, als jemals der Tod selber sein kann. Sie ermüdet den Geist; raubt uns alle Fähigkeit zur Freude, welche doch die rechte Nährerin der Gesundheit und des Lebens ist, schwächt den Körper und befördert den Tod, welchem man doch zu entfliehen sucht. Es ist bekannt, daß kein gefährlicheres Gift für das Leben erfunden werden kann, als der Schrecken oder die Furcht. Die Furcht ist an sich tödtlich, lebenverzehrend. Wer unaufhörlich den Tod befürchtet, stirbt unaufhörlich und leidet den Tod alle Tage, während er ihn in der Sterbestunde nicht einmal empfinden wird.

Darum erheitere, zerstreue dich, beschäftige deine Einbildungskraft mit ganz andern Vorstellungen. Denn nur deine Einbildungskraft ist erkrankt und spiegelt dir bange Dinge vor, nicht deine vernünftige Ueberzeugung. Zerstreue deine Gedanken, die sich immer wieder auf den unangenehmen Gegenstand heften wollen, zu dem hin du sie zu viel geleitet hast. Jede frohe Stunde, welche du gewinnst, ist eine Arznei, eine wahre Lebensverlängerung.

Fürchte den Tod nicht, selbst wenn dein Loos einst ein plötzliches Wegsterben sein sollte. Wer kann wissen, was ihm für ein Ende bevorsteht? Wer ahnet, ob ihn eine Feuersbrunst, der Stein von einem Dache, eine Welle, eine Kugel, ein Schlagfluß, oder welcher Zufall hinwegrafft? — Darum bereite dein Haus! Halte Ordnung in deinem Hauswesen, in deinen Berufsgeschäften, daß, wenn du auch noch so jählings aus dem Kreise deiner Freunde scheidest, man nach deinem Absterben Alles in bewundernswürdiger Einrichtung finde, ohne Lücken, ohne Verwirrung. Das Lob der Lebenden folgt dir. Der Segen der Deinigen ruft dir in die Ewigkeit nach. Du hast eine der heiligsten Pflichten gegen diejenigen erfüllt, denen du durch die Bande des Blutes gehörest. Man darf jederzeit voraussetzen, daß der, welcher in seinen häuslichen Angelegenheiten Ordnung hielt, auch in seinen übrigen, wichtigern Verhältnissen zu Gott, nicht unvorbereitet vom Tode überrascht wurde. Lebe und handle jeden Tag so, daß nach deinem Tode, und wenn er in der nächsten Stunde erfolgen würde, deine Familie ohne Kummer, dein Name ohne Schande sei. Denn der Name eines Verstorbenen muß allezeit der segenvollste Nachlaß für die Ueberlebenden sein. Richte deine Sachen nur allezeit so ein, daß sie zu jeder Stunde fremden Augen offenbar werden können, wie es doch immer mehr oder minder nach unserm Absterben der Fall zu sein pflegt.

Bereite dein Haus! — Lebst du allezeit fromm, schuldlos, menschenfreundlich, wohlthuend, ohne Hader und Groll, ganz wie dein Heiland, dein Jesus, dich zu leben lehrte: so ist der plötzliche Tod für dich nur die plötzliche Wohlthat. Wie solltest du dich scheuen, vor Gott zu tretten? Stehest du nicht beständig vor ihm? Bist du nicht von deiner Geburt aus eins seiner Kinder, das er mit Liebe in

seinen Armen hält, bewacht und beschirmt? — Freilich, du zitterst vor seinem Richterblicke. Er kennt deine Fehler. Aber er kennt ja auch dein ernstliches Bemühen, sie abzulegen. Er kennt ja auch deine redlichen Anstrengungen, wie du, um seiner würdig zu sein, die Versuchungen zur Sünde überwunden, wie oft du deinen Zorn, deine Neigung zum Geiz und zur Wollust besiegt und unterdrückt hast; wie du jeden Fehltritt wieder durch bessere Handlungen gut zu machen bemüht warst. Soll sich denn nun ein Kind fürchten, auch wenn es noch nicht alle Fehler abgelegt hat, vor seinen liebevollen Vater hinzutreten? Hat uns Jesus nicht die unendliche Barmherzigkeit dieses Vaters so schön offenbart? Hat er uns nicht dessen Gnade und Vergebung zugesichert?

Wer immer vor dem Allgegenwärtigen mit liebendem Jesussinn wandelt, der darf vor dem Allgegenwärtigen nicht zittern; und der plötzliche Tod wird ihm zur plötzlichen Wohlthat. Ein schnelles Hinscheiden nimmt dem Tod sein Bitterstes. Der Anblick weinender Geliebten und Freunde, der Gedanke an die Trauer derer, die entfernt sind, erschwert uns nicht den unvermeidlichen Abschied von der Welt. Und doch ist eben dies für ein zärtliches Herz das Traurigste von Allem, was der Tod bringen kann. Wer mag ohne tiefe Schmerzen den Gram der Seinigen sehen, so gut sie ihn auch zu verheimlichen suchen? — wer gelassen sein, wenn sie sich uns nahen, zum letztenmal die Hand der treuen Liebe darzureichen? — wer gelassen sein, wenn sie betend mit tiefem Jammer unser Sterbelager umringen?

Selbst die mancherlei feierlichen Vorrichtungen auf den Fall unsers Absterbens; das bange Lauschen und Achthaben unserer Lieben auf jede unserer Bewegungen; alle die Umstände, welche gewöhnlich einen Sterbenden zu umringen pflegen, erschweren diesen letzten Augenblick des Lebens. Darum sendet Gott oft seinen Lieblingen einen schleunigen Tod. Er entzieht sich der traurigen Nothwendigkeit, Zeugen zu sein von dem fruchtlosen, oft unmäßigen Schmerz der Zurückbleibenden.

Der Tod, das Entschlummern selbst, ist nicht bitter. Er ist ist kein Leiden, und kann es nicht sein, weil er das Ende alles Leidens ist, wo das Leiden schon aufhört. Nur die Krankheit ist das Bittere; aber die Krankheit ist nicht Tod, sie führt denselben erst langsam herbei. Wen Gott plötzlich aus der Welt ruft, der ist selbst den Unannehmlichkeiten des Krankenlagers entzogen. Er stirbt, ohne den Tod geschmeckt zu haben. Zwischen seinem Erden- und Himmelsleben liegt kaum ein Augenblick. Ohne Sorgen, ohne Furcht, ohne Schmerz, geht er aus seinem Hiersein in einen bessern, edlern Zustand hinüber, wie ein Träumender in das helle Erwachen übergeht. Er weiß nichts von dem Kampf des Triebes zum Leben mit dem Tode; in ihm ist keine Sehnsucht, hier länger bei den Seinigen zu bleiben, noch Reue um das, was er verläßt, noch furchtsames Erwarten dessen, was kommen wird.

Ja, ich betrachte den schnellen Tod nicht als eine Strafe Gottes, sondern als eine seiner schönsten Wohlthaten. So rief er einen Elias, einen Enoch zu sich.

Wie könnte auch jemals das ein Uebel sein, o Du namenlose Güte! was von Deiner Hand kommt? — Herr des Seraphs und des Wurms, Herr des Lebens und des Todes, ich bin in Deiner Hand; thue mir wie Du willst, denn

was Du thust, ist wohlgethan. Als Du mich aus dem Nichts in dies Leben hineinriefst, war mein Glück Dein Wille; wenn Du mich abrufst vom Leben, sollte da mein Glück weniger Dein Wille sein? Nein, nein, Du bist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Dir, o Gott, und Du in ihm. Du, Herr, bist mein Licht und mein Heil: warum sollte ich mich fürchten? Du bist der Herr meines Lebens, wofür sollte mir grauen?

5.

Ist ein langes oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger?

Zweiter Theil.

Jerem. 31, 25.

Es ist noch eine Ruh' vorhanden;
Auf, müder Geist, und werde Licht!
Du seufzest hier in deinen Banden,
Du weißt sehr wohl, was dir gebricht
Sieh auf zu Gott, der dich mit Freuden
Vor seinem Thron wird schöner kleiden;
Und dir, den er unendlich liebt,
Verklärung, statt des Staubes gibt.

Es ist noch eine Ruh' vorhanden;
Auf, müder Geist, ermanne dich!
Gott selber löset deine Banden,
Und führt zum Heiligthume dich.
Bald ist dein schwerer Kampf vollendet,
Bald, bald der saure Lauf geendet,
Bald winkt der Siegeskranz dir zu:
Geh' ein, geh' ein zu deiner Ruh'.

Wenn auch Viele sein mögen, welche, stände ihnen die Wahl frei, einst schnell, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, dahinsterben möchten: sind doch gewiß noch viel mehr, deren Wunsch ist, sich, wenn auch schon auf einem langen und schmerzlichen Krankenlager, zum Empfang ihrer letzten Stunde vorbereiten zu können. Auch sterben wohl die meisten Menschen auf diese Weise; nur wenige plötzlich dahin, von einem unerwarteten Schicksal getroffen.

Der süßeste von allen Toden ist unstreitig der eines hohen, frommen, ehrenvollen Alters, wo mit allmälig verschwundenen Kräften die Lebensliebe erloschen ist, und der Geist sich zu einem bessern Sein hinübersehnt. Da ist das Leben ein nach und nach verglimmendes Licht, welches so lange, wenn gleich dunkel, brennt, bis der letzte Tropfen Oel in der Lampe verzehrt worden.

Den süßen Tod des ruhigen Alters zu sterben, unter frommen Kindern und Enkeln an Entkräftung einzuschlummern, ist wohl Jedermanns heimlicher oder offener Wunsch. Er wird selten erfüllt. Selten, weil wenige Menschen verstehen, sich ein gesundes und glückliches Alter in frühern Tagen vorzubereiten. Die meisten halten mit der ihnen von Gott verliehnen Lebenskraft in den jugendlichen und reifern Jahren übel Haus. Sie verschwenden zu viel davon, bald durch übermäßige Arbeit, bald im Schooße der Wollust, bald durch Unvorsichtigkeit in Bewahrung ihrer Gesundheit, bald durch die Gewalt der Leidenschaften, welchen sie sich überlassen. Nichts reibt die menschliche Kraft schneller auf, als Leidenschaft; die unglückselige Neigung zum Zorn, zum Haß, zum Neid, zur thierischen Wollust. Nichts befördert sicherer zu einem hohen Alter, als heitere Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück, wenn man nie im Uebermaß Furcht oder Freude empfindet.—Theils diese Verschwendung unserer Lebenskraft, theils angeerbte innere Neigungen zu ein oder der andern Krankheit, theils Ursachen zu

Todeskrankheiten, die wir ohne eigenes Verschulden, durch Ansteckung, Witterung und andere Umstände empfangen, bringen uns meistens früher, als wir hoffen und wünschen, auf das Sterbebett.

Es geschieht gewiß sehr mit Unrecht, wenn man sich davor fürchtet, während einer Krankheit seine endliche Auflösung mit Gewißheit vorauszusehen. Zwar die Krankheit selbst hat vielleicht zuweilen schmerzliche Augenblicke. Aber doch wissen wir, daß körperliche Schmerzen aller Art ihr gewisses Maß haben, welches sie nie überschreiten mögen. Sie können anhaltend, aber dann nie von unmäßiger Größe sein. Erreichen sie den höchsten Grad, so verlieren sie sich in Betäubung, wo man nichts empfindet. Es gehört nicht immer Todeskrankheit dazu, um große Schmerzen zu erzeugen. Wie viele Menschen litten durch Zerschmetterung und Verstümmelung ihrer Gliedmaßen bei aller übrigen Fülle der Gesundheit mehr, als tödtliche Krankheiten Leiden verursachen können! Demungeachtet wurden solche Unglücksfälle, und oft mit bewundernswürdigem Heldenmuthe, überstanden. Ja, die meisten Krankheiten, welche für die Zuschauer am schauderhaftesten zu sein pflegen durch die dabei erscheinenden Verzuckungen, sind für den Kranken selbst gewöhnlich von geringer Schmerzhaftigkeit. Auch würden viele erkrankte Personen gewiß muthig die schwersten Krankheiten erdulden, wenn sie mit Sicherheit auf ihre Genesung hoffen könnten. Ein Beweis, daß ihr gesunder, oft tödtlicher Zustand ihnen nicht allzupeinlich ist. Ein solcher Zustand wird aber weniger durch sich selbst, als durch die Gemüthsart der leidenden Person erst lästig und unerträglich. Gott legt Niemanden mehr auf, als er zu tragen vermag; aber der Mensch vermehrt seine Bürde oft selbst nur zu sehr durch Ungeduld, Mißmuth, Furchtsamkeit und Verzärtelung. Nicht das körperliche Uebel, sondern das Seelenübel ist immer am schwersten.

Der Mensch mit dem Heldenmuth christlicher Weisheit duldet auch die Krankheit gelassen. Er findet sie leicht. Er weiß, was der Herr verheißt: Ich will die müden Seelen erquicken. (Jeremias 31, 25.)

Der Tod, welchen man auf dem Sterbebette voraussieht, hat vor einem plötzlichen Hinsterben wichtige Vorzüge. Ist dieses oft eine Wohlthat unsers Gottes—und der Vater im Himmel weiß ja immer am besten, was Jedem das Beste ist—so ist jene Art des langsamen Hinsterbens vielleicht wieder eine noch größere Gnade.

Denn so sorgfältig und ordnungliebend einer auch immerhin in seinen Lebensgeschäften sei, wird er doch, ehe er sich auf immer von den Seinigen trennt, noch vielerlei zu berichtigen haben, um nicht Verwirrung, Mißverständniß und Unannehmlichkeiten zu hinterlassen, wodurch theils das rechtliche Eigenthum, theils der gute Name gefährdet werden kann. Wer ist in seinem Hauswesen alle Tage so geordnet, daß er zu jeder Stunde ohne großen Nachtheil der Seinigen eine lange Reise antreten könnte? Eine Krankheit, welche uns, vielleicht ohne Hoffnung der Genesung, niederstreckt, mahnt uns, vor allen Dingen unsere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu setzen. Dazu wollte uns Gott zum Besten der Unserigen Frist verleihen. Wer kann mit Ruhe in den Tod gehen, wenn er nicht vorher für seine Angehörigen gesorgt, Jedem mit Gewissenhaftigkeit das Seinige gegeben, und darauf Bedacht genommen hat, daß nach seinem

Tode Niemand in Verlegenheit oder Streit gerathe? Es ist wenig daran gelegen, ob wir den Unserigen ein großes Vermögen hinterlassen—denn nicht Jeder hat zu dessen Erwerb Gelegenheit gehabt;—aber Alles ist daran gelegen, daß Ehrlichkeit noch den Namen des Verstorbenen ziere. Wir müssen thun, so viel wir vermögen;—Gott sorgt nach dem Tode für das Andere, das wir nicht vermocht haben. Er ist der Vater der Unserigen. Schon dies ist ein Beweis, daß er es sein will, weil er uns bis zum Tode eine Zeit vergönnt hat, fremdes Gut zurückzugeben; über das, was uns gehört, ein Vermächtniß anzuordnen, worin wir, wenn wir es vermögen, nicht nur unsere nächsten Verwandten, sondern auch unser Hausgesinde bedenken sollen, welches uns mit Treue und Redlichkeit gedient hat; nicht nur unser Hausgesinde, sondern auch öffentliche Anstalten, die zum gemeinen Nutzen dienen. Noch auf dem Sterbebette soll unsere Vaterlandsliebe ein schönes Zeugniß von sich dem Vaterlande geben.

Auch darum ist ein nicht allzuplötzlicher Tod als eine der schönsten Wohlthaten Gottes zu betrachten, weil wir damit Zeit gewinnen, unsere Freunde vorzubereiten auf unser Abscheiden. Sie werden weniger erschüttert, weniger zermalmt sein, als wenn wir plötzlich von ihnen weggerissen würden. Ihr Schmerz mag noch immer groß sein; aber man trägt das Vorausgesehene stärker, die Stimme des Trostes findet leichter Gehör.—Wie schön bereitete Jesus seine Geliebten vor, als er dem Tode, dem unausweichlichen, entgegen ging! Welch ein herzerhebendes Beispiel hat er uns hinterlassen!

Zudem hat jeder Mensch in seinem Leben noch mancherlei kleine Entwürfe zu irgend etwas Gutem, das er nur wegen andern Umständen verschob. Gott verhütet, daß ihn ein jäher Tod zu schnell davon hinwegraffe. Er empfängt Frist, noch mancherlei Gutes zu bewerkstelligen, und das Ende seines irdischen Daseins mit einigen schönen Handlungen zu krönen. Wie kann man seine Seele freudiger ausathmen, als mit dem Bewußtsein, noch in den letzten Augenblicken göttlich gethan zu haben!

Und wären wir auch nicht reich genug, um auf dem Krankenlager mit sterbender Hand freigebig zu sein und Gutes zu unterstützen — muß man denn immer reich sein, um Gutes zu thun? — Ist nicht oft ein einziges weises Wort tröstlicher, fruchtbarer, heilbringender, als eine Tonne Goldes? zumal ein Wort, gesprochen auf dem Sterbebette von erblassenden Lippen! Ja, das Sterbebette ist eine Rednerbühne, von welcher herab kein Seufzer, kein Wink vergebens gethan wird. Und der, welcher von da spricht, wird mit Ehrfurcht, Glauben und Liebe angehört. Er scheint an den Schwellen des Lebens, vor der offenen Pforte der Ewigkeit, ein anderer Mensch geworden zu sein. Wahrheit liegt in des Sterbenden Mund.

Ein plötzlicher Tod raubt uns alle diese Vortheile. Und Vortheil darf es doch heißen, wenn wir noch vor dem Uebergang in ein anderes Leben Segen über unsere letzten Stunden verbreiten können. So strahlt auch die untergehende Sonne, ehe sie scheidet, noch einmal herrlich über alle Fluren hin, welche sie während ihres Tageslaufes erquickte mit Licht und Wärme. Dann können wir uns heiter abwenden von der Erde nach dem schönen Jenseits; dann nach dem

vollbrachten Tagewerk der Verheißung des Herrn gewärtig sein: „Ich will die müden Selen erquicken."

Für den gläubigen Christen, den guten, Gott ergebenen Menschen, den wahren Weisen, hat das Sterben selbst durchaus nichts Schreckhaftes; am allerwenigsten aber in dem Augenblick, da sich der Geist von seiner irdischen Hülle trennen will. Es ist für viele Sterbende ein wahrhafter Genuß gewesen, in der Stille die Entbindung ihres Geistes vom Staube zu beobachten. Sie haben dies deutlich geäußert, zumal wenn sie an Krankheiten erlagen, welche ihnen eine ungestörte Selbstbetrachtung gestatteten. Nichts weniger, als daß ihnen dieser Zustand ein Grausen erregte, wie sie vielleicht in ihren gesunden Tagen selbst gefürchtet haben mochten: nein, sie waren heiterer, feierlicher; Welt und Leben schien ihnen werthloser gegen den höhern Zustand, in welchen sie sich wunderbar versetzt fühlten.

Das Anfangen des Sterbens ist beim Menschen das wirkliche Anfangen eines höhern Geisteszustandes; und der Geist steht in solchen Augenblicken darum höher, weil die lähmende Schwere des irdischen Leibes nach und nach von ihm läßt. Er wird frei; er scheint sich selbst in einer vorher unbekannten Stärke und Größe. Dies hat man schon an vielen Sterbenden bemerkt. Sie haben zuweilen vor ihrer gänzlichen Auflösung einige helle Augenblicke, wenigstens solche, in denen sie sich heiterer den Umstehenden mittheilen können und mögen. Gewöhnlich wissen sie dann nicht nur die Stunde, nein, beinahe den Augenblick ihres Todes genau voraus. Sie treffen auf dieses hin ganz unbefangen ihre Verfügungen. Sie selbst können aber nicht erklären, wie sie zu dieser Einsicht gelangt sind. Ihre Kräfte haben angefangen, sich auf wunderbare Art zu veredeln. Sie sehen das Längstvergangene wieder hell vor sich, das sie in gesunden Tagen vergessen zu haben schienen, oder dessen sie sich nur dunkel erinnerten. Andere sprechen von künftigen Dingen, und diese gehen in Erfüllung. Man hat den Zustand der Sterbenden daher oft mit einer Entzückung verglichen, oder mit einem Licht, das vor seinem Erlöschen noch einmal, und heller als jemals, aufloderte. Folglich ist schon im Sterben die Erhöhung des Geistes. Er streift die schweren Bande des Körpers ab; er wird engelhaft. Er geht nichts weniger als in Bewußtlosigkeit und Schlaf, sondern offenbar in das hellste, unbegreiflichste Selbstbewußtsein über.

Man hat den gewöhnlichen Schlaf oft den Bruder des Todes genannt, aber damit eine ganz irrige Vorstellung mit ins Leben gebracht. Man denkt sich den Schlaf als eine Bewußtlosigkeit, weil man sich beim Erwachen nicht dessen erinnert, was der Geist während des Leibesschlummers dachte. Aber der Geist hat beständiges Bewußtsein; er lebt nur ein doppelartiges Leben. Das eine mit dem Leibe, das andere lebt er unabhängig vom Leibe. Was er mit dem Leibe, das ist, mit offenen Sinnen, lebt, dessen erinnert er sich allemal bei offenen Sinnen, oder wachend, wieder. Hingegen was er bei geschlossenen Sinnen, oder schlafend, lebt, unabhängig vom Körper, dessen erinnert er sich wachend nicht, oder allenfalls nur dunkel aus Träumen, in die er übertritt, wenn er seine Verbindung und Thätigkeit mit den Werkzeugen des Körpers wieder anknüpft.

Allein in dem Zustand, da er gleichsam unabhängig vom Körper, bei geschlossenen Sinnen, für sich selbst lebt, erinnert er sich sowohl alles dessen, was er wachend gethan hat, als auch dessen, was er in seinem unabhängigen Zustande lebte. Hier genießt er also gleichsam die Frucht von seinem doppelten Dasein. An uns selbst können wir dies nicht leicht wahrnehmen, weil wir wachend nur das einfache Sinnen- und Leibesleben führen, wo wir uns von dem Fürsichsein des Geistes keine Vorstellungen machen. Aber doch, auf der Grenzscheide beider Zustände, wo das Sinnenleben und Fürsichsein des Geistes zusammenschmilzt, im Traum, entdecken wir die Spuren. So erinnern wir uns zuweilen erst im Traum eines früher gehabten Traumes, dessen Bild wir wachend nicht fähig waren herzustellen. Ein Beweis von der Thätigkeit des Geistes in Augenblicken, die wir wachend nicht mehr kannten. So begegnet vielen Menschen, daß sie bei manchen Anlässen zu sich selbst sprechen möchten: „Wie ist mir! ist das, was jetzt geschieht, nicht schon einmal da gewesen? Habe ich das nicht schon erlebt?" Sie sind dessen so sicher, daß sie oft in dem Augenblicke wissen, wer nun reden, was man nun reden und thun werde, weil es schon einmal geschehen ist. Und in der That, was sie dachten, wird geredet, wird gethan. Und doch ist dies keine Wiederholung einer wirklich wachend erlebten Begebenheit: sondern offenbar eine aufgeregte Erinnerung an die Beschäftigung des Geistes während seines Fürsichseins. Er trat damals in die Zukunft gleichsam spielend hinaus. Für ihn, unabhängig von den Sinnen des Leibes, ist keine Trennung vom Künftigen gewesen. Wachend haben wir nur seltene schwache Abspiegelungen vom Thun des Geistes in seinem Fürsichsein.

Auffallender, als an sich selbst, erkennt man die ans Wunderbare grenzende Hoheit des Geistes und seines Selbstbewußtseins an solchen Kranken, die nervenschwach sind, oder im Zustand der Schlafwandler und Schlafredner. Sie erinnern sich in solchen Zuständen alles ähnlichen Vorangegangenen und zugleich dessen, was sie wachend thaten. Sobald ihr Geist aber wieder in engere Verbindungen mit den offenen Sinnen tritt, erinnern sie sich durchaus nicht dessen, was sie im Schlafe waren und thaten. Sie würden, nun sie wachend sind, glauben, im Schlafe bewußtlos gewesen zu sein, wenn man sie nicht vom Gegentheil belehrte. Der Geist ist also niemals bewußtlos, der Leib schlafe oder wache. Vielmehr wissen wir aus einfachen Erfahrungen an eben geschilderten krankhaften Personen, daß der Geist, während seines Fürsichseins, eine unglaubliche Gewalt hat. Er bedarf der äußern Sinne nicht, um wahrzunehmen, was da ist und geschieht. Er erkennt auf eine für uns unerklärliche Art Menschen und Thiere, selbst das Innere der Personen, selbst das Thun und Treiben entfernter Personen, die er im wachenden Zustand nie gesehen und gekannt hat.

In diese Losgebundenheit vom schweren Sinnenleben tritt der unsterbliche Geist beim völligen Absterben des Körpers wieder ein. Daher ist der Anfang des Absterbens eine Erhöhung seines Zustandes, ein herrliches Freiwerden. Daher die Ruhe der Sterbenden, wenn endlich der wundervolle schöne Augenblick eintritt. Es muß ein unaussprechlich süßer Augenblick sein. Man scheint oft in den Zügen der Verstorbenen einige Stunden nach ihrem Tode, noch ein zufriedenes, unaussprechlich heiteres Lächeln, als den schwachen, letzten Aus-

druck ihres Wohlbefindens, zu sehen. Man glaubt in ihren Mienen zu lesen, wo an ihnen das Wort des Herrn erfüllt ward: Ich will die müden Seelen erquicken.

So ist der Tod also, zumal dem Gerechten, nichts weniger als furchtbar. Es ist ein himmelvoller Augenblick, da der Geist in seine eigenthümliche Freiheit und Würde zurückkehrt. Hat er schon früher gelebt, als auf Erden: so wird er sich da erst dessen wieder erinnern, während ihm dieses so lange unmöglich war, als ihn die dunkle Binde der irdischen Sinne umfaßte, die er tragen mußte, weil er ein Mensch sein wollte.

Und so wird mir Jesu bedeutungsreiches Wort hell: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast." (Joh. 17, 24.) Ja, es ist ein Wiederfinden der Geliebten, ein Wiedererkennen nach der Trennung! — Gibt es schon auf Erden Zustände, wo der Geist des Menschen, zum Theil entbunden vom Leibe, von den ihn blendenden Sinnen, durch seinen bloßen Willen mächtig ist, entfernte, ihm fremde Personen in ihm fremden Gegenden wahrzunehmen: warum nicht mehr noch dann, wenn jede Fessel gebrochen ist?

O Gott, o Vater! auch meine müde Seele wirst Du erquicken. Nein, ich will nicht mehr zittern vor der Auflösungsstunde. Ich will sie mit jener seligen Zuversicht erwarten, die mir Jesus gab, der Ueberwinder der Todesschrecken: mit jener Heiterkeit, zu welcher Deine unendliche Güte und Liebe mich berechtigt. O des Entzückens, wenn mir all mein Verlornes nun in dem heiligen, herrlichen Leben wieder wird, dem Du mich geweihet hast! Wenn ich, was meiner Seele theuer war, nach der kurzen Trennung wiederfinde!

Halleluja! Halleluja! Gelobet sei Gott, der namenlos Herrliche, der namenlos Barmherzige! Halleluja, dem allliebenden Vater der Seelen, die er erquickt und verklärt in den Stunden des Todes. Gepriesen sei der Unendliche, der Vater des Lichts und der Seligkeit, von Welten zu Welten durch die Ewigkeit hinab. Amen.

6.

Die Furcht vor dem Tode.

Erster Theil.

2. Kor. 5, 1—6.

Vollbracht! rief einst nach heißen Stunden
Am Kreuze Jesus Christus laut:
Umkrönt mit Dornen, voll von Wunden,
Rief er zu dem dem er vertraut.
Und nicht umsonst — die Stunde kam,
Die alle Schmerzen von ihm nahm.

Vollbracht! wie lang' es auch noch wäh
Ruf' einst auch ich, und bald, und dann
Bin ich entstorben jeder Zähre,
Bin dort, wo nichts mehr kränken kann.
Ein Herz, von Lieb' und Glauben voll,
Weiß, was es hoffen darf und soll.

Wenn die Sterblichen schon in der Wiege ihre Schicksale und Leiden voraussehen könnten, viele würden noch mehr vor dem Leben zittern, als vor dem Ende desselben, welches wir Tod nennen.

Man hat oft das Leben unter dem Bilde einer Reise vorgestellt. So ist es. Es ist eine Reise, ohne unsern Willen begonnen, ohne unsern Willen vollendet.

Mit gewaltiger Eile, unaufhaltsam setzen wir sie fort; wir fangen sie in einer dunkeln Morgendämmerung an, treten aus einer unbekannten Nacht hervor, und eilen einer andern Nacht entgegen. Alles ist Gottes Werk!

Die Augenblicke flüchten, die Stunden rennen an uns vorüber. Gern möchten wir unter den ersten Blumen verweilen, die uns im Morgenroth der Jugend anlächeln! Umsonst! Eine verborgene Macht reißt uns davon, die Blumen fallen welkend aus unserer Hand, die heiße Mittagssonne brennt schon über unserm Haupte. Wir sehen freundliche Schatten, wo Erquickung zur Ruhe einladet. Gern möchten wir ruhen. Es ist unmöglich, wir müssen davon: wir halten umsonst die Freude fest, die wir am Wege finden. Sie verschwindet. — Schon röthet sich vor uns der Abend, und hinter dem Abendroth schleicht die Nacht heran. Gern möchten wir stille halten, und der Kühle des lieblichen Abends noch lange genießen! Weiter! weiter! ruft eine unbekannte Stimme. Wir umklammern vergebens, was wir finden, um den Flug unserer Reise zu verspäten. Allein nichts hilft uns; Alles flieht mit uns den schnellen Strom hinab. Die Röthe des Abends verliert sich. Dunkelheit umhüllt die Gegenstände, alles Licht verlöscht; Alles ist verschwunden; unsere Sinne ruhen, die Reise ist gethan. Wir stehen in der Nacht, die Menschen haben uns vergessen.

Dies ist unser Loos; wir kennen es Alle. Du bebst nicht mehr vor der Nacht, aus welcher du in dies Leben hineingegangen bist — warum schauderst du vor der Nacht, in die du übergehen sollst? Ist denn dies wunderbare Spiel deines Daseins dein eigenes Werk? Nein, es ist die unabänderliche Folge weiser Anordnungen einer höhern Gewalt.

Was heißt Sterben? — Auslöschen und in süßer Betäubung sein eigenes Selbst und alle Erscheinungen des Tages vergessen, wie einen verdämmernden Traum; überschweben in neue Verbindungen der göttlichen Welt, wie in einen Traum; eingehen in erhabenere Verhältnisse, und leises Fortschreiten auf der unendlichen Stufenleiter der Schöpfung.

Wir kennen das Jenseits nicht; aber es kann auch keinem Sterblichen offenbart und ausgesprochen werden, weil es nothwendig alle seine bisherigen Erfahrungen übersteigt und alle Sinne ihm dafür mangeln. Wie würdet ihr auch nur einem Blindgeborenen das Entzücken mittheilen, welches eine schöne Gestalt oder der Zauber einer Frühlingsgegend unter Blumen und Morgenröthen in euch erregt? Wenn die Seele eines Thieres jemals eine menschliche Gestalt, und damit das Licht der Vernunft empfinge: würde der neue Mensch sich sehnen, in das vorige Loos des Thieres zurückzukehren, wo es dumpf nur über den gegenwärtigen Augenblick hinbrütete, und nichts wußte, als was jedesmal vor ihm schwebte?

Warum fürchten wir also den Tod, den gewissen Uebergang zum Bessern? Warum scheint uns neben demselben das Dasein, wie wir es haben, schöner, ungeachtet doch nur wenige Menschen sein würden, welche ihr Leben, mit allen seinen Jammerstunden, Thorheiten und Selbstpeinigungen, ganz wie es war, noch einmal leben möchten, wenn sie darin nichts abändern dürften?

Vorzüglich sind zwei Hauptquellen der Todesfurcht, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen:

1. Die Gottheit selbst hat tief mit unserm ganzen Wesen den Trieb zum Leben verflochten. Daher entspringt die allgemeine Empörung unserer Natur gegen Alles, was Tod heißt.

Ohne diese heftige und fast unüberwindliche Lebenssucht, ohne diesen natürlichen Abscheu vor dem Tode, würde die Erde schon jetzt eine menschenleere Einöde sein. Mit zahllosen Gefahren hat der Mensch hienieden zu ringen; er wäre tausendmal von ihnen verschlungen; aber der Trieb zum Leben gab ihm Muth, und der Muth ihm den Sieg. Manchen hätte die Qual selbstverschuldeter Leiden, oder auch nur die voreilige Furcht, längst des Lebens satt gemacht, und er wäre vor der Zeit seiner Reife dahingesunken; aber die Finsterniß des Grabes schreckte ihn auf, und söhnte ihn mit den Mühseligkeiten des Tages aus. Schon oft hatte die Verzweiflung sich in ihrem düstern Wahnsinn dem Abgrund genaht, und die freiwillige Flucht in das stille Land der Todten beschlossen; aber da lächelte sie das freundliche Leben an mit neuen Reizen, und die Hoffnungen, welche es beständig begleiten, winden der Verzweiflung den Dolch aus der erhobenen Hand. Es ist göttliche Bestimmung, wir sollen leben, um für höhere Bestimmung reif zu werden; darum wurden wir durch die sanftesten und unzerreißbarsten Bande an das Leben geschlossen.

Ohne diese heftige Begierde zum Sein und Leben würde die Fortdauer nach dem Tode uns ein gleichgültiges Gut sein, und mit unserer Vorbereitung zur höhern Vollkommenheit wäre es nie Ernst. Aber die Lebensbegierde ist da, und mit ihr der Wunsch, auch nach den Verwandlungen im Tode fortzuleben. Und mit der Hoffnung auf die Ewigkeit verbindet sich nun das Gefühl der Nothwendigkeit eines Lebens nach dem Tode, eines schönern, würdig zu werden.

So wird aus der uns angeborenen Sehnsucht zum Dasein eine göttliche Offenbarung von unserer Fortdauer nach dem Tode. Und nicht nur den Christen ist durch Jesum Christum, nein, auch allen andern Völkern ist diese beseligende Offenbarung zu Theil geworden. Der Weiseste unter den Weisen des hohen Alterthums und der wildeste Indianer in den Wäldern seiner noch unentdeckten Heimath sehen mit frohem Glauben auf eine Ewigkeit.

Aber darin fehlt der Mensch, daß er den Trieb zum Leben auf eine widernatürliche Weise in seine quälende Leidenschaft verwandelt; daß er sich vor dem Tode mit vergeblichen Einbildungen ängstiget, oder dem jetzigen Leben einen so unermeßlichen Werth beilegt, den es wirklich nie hat.

Oft ist es nur kränkliche Reizbarkeit, was den Tod, in der Einbildung, mit gespensterhaften Schrecken umgibt; es ist ein Hang zur Schwermuth, welcher, wenn er überhand nimmt, uns unaufhörlich mit der leeren Furcht vor dem Sterben peinigt. Nicht die Verwandlungen des Todes, sondern die Zerrbilder davon sind Furcht erregend, welche sich der Mensch zu seiner eigenen Folter schafft.

Dieser unangenehme Zustand des Gemüths ist oft nur eine Folge allzuruhiger, sitzender Lebensart und daraus entstehender Verdickung der Säfte im menschlichen Körper und peinlichen Druckes derselben auf das zarte Spiel der Nerven in uns. Er kann zuweilen leichter und schneller durch Bewegungen, körperliche

Arbeiten, große Zerstreuungen, als durch die besten Trostgründe, verändert werden. Die Lage eines Menschen, der sich beständig mit Vorstellungen des Erkrankens martert, und in fortdauernder Todesangst lebt, ist schrecklich. Er gehört den Mitteln eines weisen Arztes an.

Nie sollte man sich selbst, nie Andern den Tod und das Grab mit fürchterlichen Farben vormalen, die an sich weder dem Tode, noch dem Grabe gehören. Finstere Vorstellungen dieser Art zerrütten nur die Einbildungskraft und machen höchst verderblichen Eindruck auf schwache Gemüther.

Der Sterbende empfindet den Tod so wenig, als der Müde das Einschlafen. Wir haben viele Menschen gesehen, welche mit vollem Bewußtsein auf dem Sterbebette den Augenblick der Auflösung erwarteten. Man hatte vorher ihre Einbildungskraft nicht erhitzt, sie entschliefen lächelnd, ohne Angst, wie jeder Christ entschlafen soll, der an Gott glaubt und Vertrauen zu dem Ewiggütigen in frommer Brust nährt. Was die Umstehenden am Sterbebette in den Mienen des Entschlafenen sehen, weiß, der da einschlummert, nicht. Eine Krankheit kann schmerzvoll sein, ihr Aufhören nicht.

Wenn wir den Anblick des entseelten Leichnams schauderhaft finden, wie er daliegt, kalt und starr, bleich und ohne Athem, ohne Theilnahme an unsern Empfindungen, ohne Mitleid mit unsern Thränen, als hätte er nie zu uns gehört, nie uns gekannt: so beruht dies Schauderhafte nur in einer Täuschung unserer selbst. Prüfen wir uns genau, und es wird uns nicht entgehen, daß wir den Todten beklagen um das, was er nun Alles verloren hat. Aber er weiß nicht darum. Wir bilden uns ein, wie zärtlich er uns liebte, wie gern er noch bei uns geblieben sein würde, wie eine unbekannte Hand ihn von uns trennte, und wir vergebens ihn halten wollten. Aber der Todte weiß nicht darum, und selbst diese wehmüthigen Gefühle waren in seinen letzten Tagen und Stunden nie so laut, als sie bei uns Gesunden zu sein pflegen. Er verschwand aus dem Reiche dieses Lebens, und ließ uns seine Asche und Hülle, eine kalte Bildsäule, zurück, die wir einst liebten, da sie beseelt war, die ihm aber nie gehörte, sondern den Elementen wieder zufällt, aus welchen sie nach und nach gebildet ward.

Nicht der Tod, sondern unsere Einbildungen von ihm sind das Furchtbare. Führe deine Vorstellung vom Sterben auf die einfache Wahrheit zurück, und der Tod wird meistens seine Schrecken verlieren.

Eine andere widernatürliche Entartung des uns von Gott verliehenen Triebes zum Leben ist die allzugroße Anhänglichkeit an das Leben und der allzuhohe Werth, den wir ihm beilegen. Das Leben hat nur einen Werth, insofern wir es zur Vervollkommnung unserer Seele, zur Ausrüstung unseres Geistes mit größeren Eigenschaften und zur Beglückung anderer Menschen benutzen können. Können wir dies nicht mehr, verschwindet selbst, wie im hohen Alter, die Hoffnung dazu, so büßt das Leben seinen höchsten Werth ein, und ein neues wird wünschenswürdiger.

Edle Seelen, ihr kennet noch höhere Güter, als das Leben! Ihr, die ihr in den Heldentod gegangen seid für die Freiheit und das Glück eures Vaterlandes und eurer tausend bedrängten Mitbürger; ihr, die ihr für die Wahrheit der Religion Jesu Christi muthvoll den Gang zum Grabe eiltet; ihr, die ihr den Tod

vorzoget einem Leben ohne Würde, ohne Tugend — ihr wußtet des Daseins Werth. Ihr starbet muthvoll im Arm der reinsten Tugend, in der Uebung einer himmlischen That. Euer Tod war beneidenswürdiger, als das Leben von tausend Andern! Vollendete, ihr lehret die Hinterlassenen, wie sie handeln sollen! (Matth. 16, 25.)

Das Leben hat nur einen Werth durch unsere Tugenden, durch das Glück, welches wir Andern gewähren können. Wer also, gleich dem Thiere, nur für seinen Hunger und Durst durch die Welt kriecht, ohne sein Gemüth für sein künftiges edleres Dasein vorzubereiten; wer nur lebt, um seinen Gaumen mit Speisen und Getränken, besser als ein Anderer, zu kitzeln — lebt, um seinen Leichnam mit feinern Tüchern zu behängen, als ein Anderer; lebt, um seine Eitelkeit, seinen kleinlichen Stolz prangen zu lassen — flüchtige Dinge, die am Grabe verschwinden müssen — dessen Dasein ist ohne Werth, und der Verlust desselben verdient keine Thräne.

Oft ist die allzugroße Anhänglichkeit an das Leben nur eine allzugroße Liebe und Sorge für diejenigen, welche wir hinterlassen sollen. Wir schaudern vor dem Tode, weil er uns aus den Armen unserer Gattin, unseres Gatten reißt. Wir beben vor dem Grabe, weil, wenn wir hineinsteigen, noch geliebte Kinder dastehen, unerzogen und verwaiset, ohne Beistand, ohne Schutz von uns.

Daher sieht man, daß junge Leute, oder solche, welche für keine schutzlosen Lieblinge zu sorgen haben, harmloser sterben, als Eltern, deren Blick mit Zärtlichkeit an ihren Kindern hängt. Aber auch darum soll keine Todesfurcht das Gemüth des Christen überwältigen. Nicht du, o Vater, nicht du, o Mutter, hast bisher dein Kind beschirmt: Gott war es! Gott ist der Vater der Waisen, er, der auch über Glück und Leben des kleinsten Wurmes wacht. Will er ihr Wohlergehen, wahrlich, keines Menschen Macht wird sie verderben. Seine Vorsehung, nicht Menschnwillkür, leitet sie. Ruft dich Gott einst von ihnen ab — eile freudig zu dem himmlischen Vater; es kommt eine Zeit, da ruft er auch deine Kinder zu dir!

2. Die zweite Hauptquelle der Todesfurcht bei den Menschen ist die Entfremdung ihres Gemüths von den ewigen Wahrheiten der Religion.

Wohl bist du auf Christum getauft; wohl bekennst du dich zu ihm im heiligen Nachtmahl; wohl begehest du die üblichen gottesdienstlichen Gebräuche: aber wandelst du auch in Christo und seinen Geboten? Bist du auch mit deinem Gott durch ein andachtvolles Herz innig vertraut und vereinigt? Gehst du überall die Wege des Herrn? Uebst du überall Gerechtigkeit? Thust du auch des Guten so viel als du vermagst? Hast du deine Feinde versöhnt? Wird dein Bewußtsein nicht von der Erinnerung heimlicher Sünden gequält? (Joh. 5, 2. 3.)

Der religiöse Mensch ist der höhere Mensch auf Erden. Seinen Blick in die Ewigkeit gerichtet, seine Hand zum Wohlthun ausgestreckt, wandelt er in und mit Gott, ruhig in Gewittern und Stürmen; selig in den Freuden, die Gott verleiht. Aber nie erscheint die Würde der Religion in wohlthätigerm Glanze,

als in der Stunde des Todes, und selbst schon neben dem bloßen Gedanken an das Grab. Hier offenbart sich ihre göttliche Abstammung, ihre wunderbare Hoheit, ihre tiefbeseligende Macht.

Der rohe, sinnliche Mensch, wenn er den Gedanken des Todes denkt, fühlt die fürchterliche Einsamkeit seines Geistes und die Vernichtung alles seines Habens. Was ist dieser Geist, wenn er entbehren soll, was ihn bisher allein entzückte? Er sann nie auf eine höhere Bestimmung; was wird aus ihm, da er nun die einzige irdische verliert, die er allein kannte und schätzte? Er geht ins Grab, und dahinter bleiben die fröhlichen Gastmähler, die glänzenden Ehrenstellen, die kostbaren Gewänder, die Schmeicheleien der Anhänger, die Verbeugungen der Untergebenen, die gehäuften Schätze mit ihren Zinsen, welche nun lüsternen Erben zueilen. Aermer als der Bettler sonst vor seiner Thür, steht er vor den Thoren der Ewigkeit — er hat seine Habe verloren; er hat nur eine Welt, die irdische nur. Was wird aus ihm?

O Religion, o süße Ruhe des Gewissens, und du, innige Gemeinschaft der Seele mit dem Allerhöchsten, verlasset mich nie! Wehe, wer erst dann seinen Arm nach euch ausbreitet, wenn alles Andere zerstäubt und Nichts wird. Wehe, wer erst dann seinen Blick auf die bessere Welt hinlenkt, wenn die Erdenwelt unter seinen Füßen verschwindet.

O mein Jesus, in Deinen heiligen Offenbarungen will ich leben, in Deinen heiligen Offenbarungen sterben. Seligmachend ist die Kraft Deines Wortes, und die Macht des Todes verschwindet vor derselben. Ich lebe ja Dir und werde nicht sterben. Es ist kein Tod, es ist kein Grab! Es ist nur Verwandlung und Verklärung. Gott ist kein Gott des Todes; er ist das Leben, er schuf das Leben, und mein Geist ist sein Werk. Mein Geist ist Leben, der den Staub beseelte, und ist Leben, wenn die Asche wieder verfliegt, die ihn auf Erden als ein Gewand und Werkzeug umgab. Du, mein himmlischer und mein ewiger Vater, Du Ursprung aller Dinge, von dem ich abstamme, zu dem ich zurückkehre, Dir will ich ewig angehören! Süß ist zwar das Leben, aber schreckenlos ist auch der Tod. Mich soll keine Furcht vor ihm überwältigen, keine Furcht vor ihm soll mich von Dir und der Tugend abwendig machen. Ich verschmähe die Tage, welche ich nicht mit guten Thaten schmücken, ich verschmähe ein Leben, das ich nicht mit Tugenden verherrlichen kann.

Auch mich, o Gott, auch mich wirst Du einst zu Dir rufen, wenn meine Stunde vorhanden, mein Ziel erreicht ist. Wohl mir, wenn ich dann denken kann: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; ich habe, so weit meine Kräfte reichten, einen wohlthätigen Lauf vollendet; mein harret auch die Krone des ewigen Lebens.

Und wenn die letzte Stunde mir endlich alle Bitterkeiten des Todes, den letzten Kelch der Prüfung darreicht; wenn meine erstarrende Hand nun nicht mehr die geliebten Seelen segnen kann, die trauernd die Thräne des Abschieds auf mein Sterbekissen weinen; wenn mein Mund, verschlossen, ihnen nicht mehr das letzte zärtliche Wort einer bis zum Tode treuen Liebe zustammeln kann; wenn das Geräusch der Welt und ihre freundlichen Töne nun vor meinen Ohren verstummen: dann — dann, Herr! befehle ich meinen Geist in Deine

Hände! Freudig wende ich mein brechendes Auge ab von denen, die meinem Herzen theuer sind; sie sind in Deinem Schutze. Du bleibest ihnen, wie Du auch mir bleibest in den Gefilden des ewigen Lebens.

Nein, ich fürchte den Tod nicht, o Vater des Lebens; denn der Tod ist kein ewiger Schlaf; er ist der Uebergang zu einem neuen Leben; ein Augenblick großer und herrlicher Verwandlung; ein Aufsteigen zu Dir.

Wohl ist die Thräne verzeihlich, welche wir über dem Sarge eines Lieblings vergießen. Ach, Du Quell aller Liebe, Du durchblickst unser Herz. Du siehst das weiche Herz der Mutter, wenn es blutet an der Bahre eines Kindes, das im Sterben die schönsten Hoffnungen mit von hinnen nahm! Du kennst das brechende Vaterherz, wenn der Tod eines theuern Sohnes, einer geliebten Tochter die Glückseligkeit des Lebens vernichtet; aber Dein Geist, der heilige Tröster, durchdringe uns und lege Kraft in das schwache menschliche Herz! Ach, wir sind nur Menschen! Die Gewalt des Augenblicks kann uns beugen, wenn Engel Dich unter ähnlichen Schmerzen preisen würden.

Der Tod unserer Geliebten macht uns endlich unsern eigenen Tod süß; er führt uns der ewigen Vereinigung zu. Jesu Liebesworte verbürgen uns die freudenvollere Zukunft. Auch wir werden mit unsern Geliebten im Paradiese sein; Amen! O Gott, o Vater, es werde wahr! Amen.

7.

Die Furcht vor dem Tode.

Zweiter Theil.

2. Kor. 5, 1.

Weiche, Todesschrecken, weiche,
Freu' des Todes dich, mein Herz;
Liegt sie da, die kalte Leiche,
Weggeweint ist jeder Schmerz;
Und der Thränen Quell versiegt,
Wenn mein Staub im Staube liegt.

Tod, du heilest jede Wunde,
Jeder Wunde Narbe du!
Flieht der Athem mir vom Munde,
Flieg' ich Engelsarmen zu.
Deckt die Nacht mein Staubgebein:
Licht und Freiheit werd' ich sein.

Nimm für alle Erdenfreuden
Vater, Herzensdank von mir;
Dank für alle meine Leiden,
Vater, sagt die Seele Dir.
Doch entführst du beiden mich,
Herzlicher noch preis' ich Dich.

Ein kalter Schauder überfließt mich bei dem Gedanken meines Todes, und jede Fiber in mir sträubt sich gegen das Gefühl der Auflösung und Trennung. Und doch, wie sich auch Alles in mir dagegen empören mag, doch muß auch ich sterben. Sie tragen den Leichnam des früh verblühten Kindes neben der Leiche des seiner Tage müden Greises an mir vorüber; die Asche der hingewelkten Jungfrau zur Asche des starken Mannes, den eine Krankheit oder ein unglückvolles Ereigniß plötzlich aus den Bahnen seiner Thätigkeit hinwegriß. Auch meinen Leichnam werden sie hinzulegen. Warum lebe ich? Warum soll mir das Sterben nicht so vertraut sein, als das Leben, da beides mir ohne mein Zuthun wird?

Schmerzlich schluchzt der treue Gatte über dem Sarge seiner Geliebten, die er sein anderes Ich, die bessere Hälfte seines Herzens nannte; schmerzlich das fromme Kind im Angedenken des guten, herzlichen Vaters oder der sanftliebenden Mutter, welche ihm, ach immer allzu früh, genommen wurden; schmerzlich die verzweifelnde Braut über der erstarrten Hülle des Lieblings, dessen Tod für sie der Tod aller heitern Zukunft war; schmerzlich der Vater oder die Mutter, wenn sie in der Ferne den kleinen Hügel erblicken, der die Ueberreste eines theuern Kindes bedeckt, das so oft durch seine Unschuld und Anmuth Entzücken in ihre Seele goß, und ihre Aussichten in die Zukunft mit seelenerhebenden Bildern füllte.

Warum weine ich? Und ihr, die ihr verloret, warum weinet ihr? — Um die Todten, und daß sie scheiden mußten von Allem, was ihnen lieb war? — scheiden von einer Welt, die ihnen so manche Lust gegeben und noch so manche versprach? Wie vergeblich ist doch euer Mitleiden mit ihnen! Warum beklagen wir denn nicht jeden Abend unsere Geliebten und uns selbst vor dem Schlafengehen? Ist denn Schlafengehen und Sterben etwas Verschiedenes? Freilich, der Entschlummernde hat die zuversichtliche Hoffnung, mit der aufgehenden Sonne wieder erquickter in das Leben hervorzutreten, wo der Sterbende hingegen diese nahe Hoffnung nicht hat. Allein er hat eine noch nähere Hoffnung. Er findet die längst verlornen Geliebten wieder, statt euer; er findet seinen Gott, der ihm mehr wird, als ihr armen Waisen ihm waret und geben konntet; er findet ein seliges Dasein ohne Ende; ja — er findet euch selbst eben so bald wieder. Denn was ist zuletzt die längste Dauer eures Erdenlebens? Fraget den siebenzigjährigen Greis, er wird euch antworten: Ich habe von meinem Leben so viel behalten, als wäre es ein Sommernachttraum von siebenzig Minuten. Nun, und warum weinen wir? Trennt uns nicht auch der Schlaf? Und trennt uns der Tod um viel länger?

Nein, wir sollten unsern sterbenden Freunden beim Scheiden im Tode mit eben der Ruhe die gute Nacht sagen, wie beim Schlafengehen am Abend, wo wir schon über die Nacht hinwegblicken und uns des bevorstehenden Morgens voraus freuen; oder wir sollten ihnen das freundliche Lebewohl zuflüstern, wie wenn sie die sichere Reise in ein angenehmes Land, in das Haus unsers Vaters, in die Heimath unserer Geliebten anträten, wohin auch wir eingeladen sind zu kommen und wohin wir ihnen nach weniger Zeit folgen.

Der Tod ist, wenn ich hinwegthue alle schauerlichen Nebenumstände, mit welchen ihn meine Phantasie begleitet, so furchtbar nicht. Niemand würde den Tod furchtbar finden, wenn er noch keinen entseelten Leichnam gesehen hätte, dessen Bläße, Kälte und gleichsam steinerne Empfindungslosigkeit uns Grausen erregt; wenn er vom Sterben nichts wüßte, als es sei eine Verwandlung unserer Seele, ein Hinüberschweben in das Glücklichere und Seligere.

In der That ist es die finstere Einbildungskraft, welche uns hier am meisten beunruhigt. Sie versetzt uns mit voller Lebenskraft und Lebenssehnsucht in die Lage des Sterbenden, und läßt uns Kummer fühlen, den er nicht kennt, und Schmerzen leiden, von denen er nichts leidet. Sie versetzt uns ins Grab und

sieht die Gliedmaßen unsers Leibes Staub werden, mit denen wir jetzt noch prangen, und denkt sich das Grab als das Ende des gesammten Lebens.

Aber hinweg mit diesen selbstgeschaffenen Schreckbildern der Phantasie, die keine Wirklichkeit haben, und wir werden zwischen Sterben und Entschlummern nur noch geringen Unterschied finden. Unzählige, die sich während ihres Lebens auf die unbilligste Art vor dem Tode fürchteten, sind mit einer Heiterkeit und frohen Gelassenheit nachher entschlafen, wie sie es selbst nie erwartet hätten.

Noch thörichter ist es, den Augenblick der Trennung der Seele vom Leibe für ungemein schmerzhaft zu halten. Ob dies Trennen einen Schmerz im Körper verursacht, hat noch Niemand sagen können. Das krampfhafte Zucken der Muskeln ist meistens wohl schauerlich im Anblick, aber schmerzlos im Gefühle. Außer dem Entschlafen ist das Hinsinken des Menschen in eine Ohnmacht dem Augenblick des Sterbens am ähnlichsten. Aber der Ohnmächtige, indem seine Kräfte von ihm weichen, empfindet fast keinen Schmerz von Bedeutung. Hätte vielleicht nicht durch künstliche Reizmittel sein Nervengewebe wieder Fähigkeit erhalten, der Seele zu dienen, würde er aus der Ohnmacht in den Tod übergeglitten sein, ohne andere Empfindungen. In dem gleichen Zustande befanden sich alle diejenigen, welche bei strenger Winterkälte erfroren, und dennoch wieder in das Leben zurückgerufen wurden. Ihre Glieder erstarben, während ihr Blut immer langsamer floß, und endlich durch den Frost erstarrte. Sie empfanden nichts, als eine unüberwindliche Schläfrigkeit und Neigung, sich niederzulegen, um auszuruhen. Und hatten sie gleich die deutliche Vorstellung, daß solcher Schlaf sich in den Tod verwandeln könne, zogen sie doch lieber das Sterben vor, um die Süßigkeit des Schlummers zu genießen.

Gewiß also ist nicht der Augenblick der Auflösung schrecklich, die wenigsten Menschen werden ihn mit Klarheit gewahr: sondern nur die Einbildungen der Nichtsterbenden sind ihnen selbst das Furchtbarste. Gewiß nicht das Sterben selbst ist ihnen aber so furchtbar, als der Gedanke: Wenn ich nun kein Mensch mehr bin, sondern die Menschengestalt von mir abgelegt habe, was werde ich dann sein? Diese Ungewißheit ist das Wichtigste, was uns bevorsteht, erfüllt uns mit Grauen. Erst durch diese Dunkelheit wird uns das klare Tageslicht lieb, von welchem wir umströmt werden; wir gewinnen das lieb, was wir haben, und zittern, das Gewohnte zu vertauschen gegen einen Zustand, von dem wir fast keine Vorstellung haben können.

Hätte die Weisheit des Weltschöpfers aber uns schon im Leben eine Ansicht dessen gewährt, was uns erwartet: wahrlich, das Grab wäre keine Schranke mehr, und Wenige könnten mit Ruhe die natürliche Stunde ihres Todes erwarten! — — Aber eben diese Ungewißheiten sind für den ungeduldigen, leichtsinnigen und oft um Kleinigkeiten verzweifelnden Sterblichen die stärksten Fesseln, welche ihn an das irdische Leben festbinden, daß er es, als Vorbereitungsfrist, vollende; diese Ungewißheiten sind die Schauer, welche den Tod umringen, daß ihn Jeder meidet, dem Wahnsinn nicht die Sinne zerrüttet.

Aber auch diese Ungewißheiten sind nur furchtbar, so lange sie noch fern von uns zu stehen scheinen: in der Todesstunde ändert sich ihre Gestalt. Da wird, was hinter uns im verflossenen Leben liegt, schwankend und dunkel, aber die

Zukunft und ein neues Dasein wird vom Glanze der Gewißheit umstrahlt. Der Sterbende schließt seine Rechnung mit der Welt ab, segnet noch einmal seine Lieben, und wendet sich von den Liebsten hinweg, um sich nun ganz selbst zu gehören und in das bessere Sein überzugehen. Das Vergangene hat keinen Reiz mehr für ihn; nur die neue Welt, an deren Schwelle er dasteht.

Doch nicht für Jeden läßt der Tod seine Schrecken fallen. Mit Recht zittert der Sünder, wenn er ihn in der Ferne, und mit noch größerm Recht, wenn er ihn unausweichlich in der Nähe erblickt.

Und wer ist Sünder? — Jeder, dem das Irdische im Leben Alles, und das Göttliche in demselben nichts ist; Jeder, der für diese Welt hier so ganz lebt, als könnte es nie enden; Jeder, der mehr an den Kitzel seiner Sinne, als an die Veredlung seines unsterblichen Geistes denkt; Jeder, der für Vermehrung seines irdischen Vermögens, für Erweiterung seines Ansehens, für Lustbarkeiten und Vergnügungen, für den Schmuck seines Leichnams, für Unterdrückung seiner Gegner und Nebenbuhler, und überhaupt für das, was ihm von Erdengütern wichtig ist, Jahre um Jahre verschwendet, inzwischen er für die Vervollkommnung seiner ewig dauernden Seele kaum Augenblicke anwenden mag.

Dieser stirbt, und seine Seele ist im Tode noch ärmer, als sie einst in der Stunde seiner Geburt gewesen, da sie wenigstens noch das Kleinod der Unschuld trug. Er stirbt, aber sein Geist ist nun ein Nichts; denn das Irdische ist ihm ja Alles gewesen, und er nur ein Werkzeug roher Leidenschaften. Was wird aus der Seele, dieser Sklavin des Leibes, wenn ihr Leib, ihr Herr und Abgott, nun Staub geworden? Wo bleiben im Tode die Geschicklichkeiten des Körpers, die kunstvolle Sprache der Geberden, der gaukelnde Witz der Einfälle, die Fähigkeiten, Andere zu überlisten und zu verführen, die Mittel, sich einzuschmeicheln, die tausend kleinen Kunststücke der Eitelkeit und Gefallsucht? — — Sie vergehen mit dem Staube. Aber der arme, verwahrloste Geist und die vergessene Ewigkeit, sie bleiben! Schrecklich genug, sie bleiben! und die Wirkung der Sünden, und die Rechenschaft und das Gericht und die Gerechtigkeit Gottes bleiben!

Verlorner! meine Seele jammert über dein Loos — Engel mögen weinen— aber dir ward es gesagt — Gott, Natur, Vernunft, Weltschicksale, Freuden, Unglückstage, Menschen, Bücher — Alles predigte dir, Alles rief dir deine höhere Bestimmung zu; mahnte dich bald laut, bald leise, bald drohend, bald flehend, an das Eine zu denken, was noth thut. — — Verlorner, du lächeltest stolz, und dein Stolz war dein Gott; du schämtest dich, der Gute zu sein — nanntest es schwermüthige Träumerei, Ueberspannung, Thorheit: reinmenschlich, wahrhaft edel, selbst mit Vernichtung deiner liebsten Leidenschaften edel zu sein! — Verlorner, du hast dir dein Loos bereitet — und kein Engel ändert die ewigen Gesetze der Natur, oder die Gesetze der Geisterwelt. Gott ist gerecht, dich retten keine Gebete, kein Angstschweiß auf der erkaltenden Stirn—dein Leben liegt verschwendet hinter dir, dein Geist geht ohne Hoffnung des bessern Looses in das neue Dasein hinüber. Du hast dein Gutes genossen, und deinen Lohn dahin!

Ja, Gewißheit, eine grausenvolle, hat der Sterbliche, der hienieden für das Hienieden lebte, als gäbe es kein Dereinst!— — Aber Gewißheit hat auch

der Gerechte, der mit stiller Tugend seine Pflichten vollzog, und lieber Wohlsein, Frieden und Glück unter allen seinen Miterschaffenen verbreiten wollte, so weit er reichen konnte—als nur sich allein einen guten Tag leben.

Er hat Gewißheit. Sein Herz sagt es ihm: Du wirst nicht ganz sterben; die ewige Liebe wacht über dich. Die Natur sagt es ihm, indem er durch ihre Wunder, wie durch einen Schleier, Gott schaut und seine Majestät, Ewigkeit und Gnade. Seine Religion sagt es ihm, wie Jesus sie offenbarte. Er weiß, daß unser irdisches Haus, diese Hülle, zerbrochen wird; daß wir aber einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. (2 Kor. 5, 1.)

Was sind für ein edles Gemüth die Schrecken des Todes? Gaukelspiele der Einbildungskraft, vor welchen nicht die Seele, sondern das Irdische an und in uns zittert. Hat Jesus Christus nicht die Schrecken des Todes für uns überwunden? Hat er nicht den freudigen Zugang zum Vater eröffnet, indem er uns lehrte vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist?

Möge der Leib schaudern, Asche zu werden, wenn er aufhört, ein Werkzeug seiner Seele zu sein — aber ein heiliges Entzücken erfüllt zugleich die Seele des Gerechten. Denn für sie ist im großen Weltall nur ein Leben, und nirgends Tod; für sie ist Alles ein großer Zusammenhang, nirgends eine Zerreißung der ewigen Kette von Wesen, die Gottes Allmachthand zusammenknüpfte.

Millionen überwanden vor mir. Millionen werden überwinden nach mir. Sollte ich allein dastehen, und feig und doch vergebens vor einem Tode zittern, der kein Tod ist? Nicht doch, muthig und mit Frohsinn lasset uns hinwandeln im Glauben, wenn auch nicht im Schauen. (2 Kor. 5, 7.) Diese Freunde, diese Kinder, diese Geliebten, an denen mein Herz so innig hängt, und wenn ich sie verlasse, werde ich sie denn auf ewig verlassen? Es ist ja nur Trennung von der flüchtigen Dauer einer Sommernacht. Ihre mir verwandten Seelen bleiben mir ja doch treu. Die wunderbar gütige Hand der Vorsehung, welche uns im Dunkel dieses Lebens zusammenführte, wird uns auch im Licht des ewigen Seins wieder vereinen. Gott, den der ewige Sohn, den Jesus die Liebe, die höchste, reinste Liebe nennt, wird die Liebe nicht tödten und trennen, die er selbst schuf. Nein, der Allerheiligste, dem wir nur durch Liebe und Tugend ähnlich werden können, wird die Tugend und Liebe nicht, gleich dem Staube, verblühen lassen, von dem sie nicht herstammt.

Ist es denn meines Vaters Wille, soll ich früher von hinnen scheiden, als ihr, o meines Herzens Vertraute, ihr Geliebten, die Gott mir gab, die Tage meines Lebens zu verschönern—zärtlich seid noch von meinem sterbenden Blicke gesegnet, wenn mir der Ewige winkt. Eure Thränen der Wehmuth an meinem Sterbelager sind mir die letzte Bürgschaft der treuen Liebe, die mich so oft beglückte, und diese Liebe stirbt nicht! Ihr werdet aufhören, um mich zu weinen, aber nicht, mich zu lieben. Und meine Seele, auch in jenen Höhen, auch in der Fülle reiner Seligkeit, wird euch lieben — dies Gefühl, das Gott meiner Seele gab, bringe ich wieder vor Gottes Thron. Weinet nicht, werde ich in der letzten Stunde noch zu euch stammeln, es ist kein Tod, wo Unschuld, Tugend und Heiligkeit leben. Nur die Sünde ist Seelentod. Fliehet die Sünde, haltet an Gott, han-

delt göttlich, so viel an euch ist, und wir gehören uns an und bleiben vereint dort, wie hier.

Ja, mein Leben sei von nun an, mehr denn jemals, das Leben eines Gerechten, und die Schrecken des Todes werden verschwinden vor dem Gefühl meiner zunehmenden Tugend und Vollkommenheit, wie die Nebel vor den wachsenden Strahlen einer aufgehenden Sonne. Wie heiter gingen vor mir unzählige edle Menschen freiwillig für Wahrheit und Recht, für Vaterland und Menschenglück in den gewissen Tod! Sie starben als Märtyrer ihrer Seelengröße für die gute Sache. Ihre erhabenen Seelen achteten das Heilige höher, als ein Leben ohne Verdienst; die Pflicht des Geistes höher, als die sinnliche Freude, noch ein paar Stunden oder Jahre länger Erdenluft zu athmen. Was war ihnen für Gottes Sache das Sterben? Ein Gewinn; der Tod schien ihnen nur das Umwechseln eines Gewandes, und es war nicht mehr. Sie warfen das Verwesliche ab, um anzuziehen das Unverwesliche.

Beneidenswerthes Schicksal, in seinen Pflichten und für seine Pflichten das nichtige, leere Leben auszuathmen in Gottes Armen! O Jesus Christus, dies war Dein Tod, Welterlösertod! Ach, könnte er der Tod aller Deiner Nachfolger sein, der meinige, daß ich mitten im Wohlthun und Segen einer durch mich beglückten Welt den Geist aufgeben würde!

Was hätte endlich auch diese Welt für Vorzüge, daß sie das Scheiden so sehr erschweren könnte? — Der Gerechte sehnt sich nach immer höherer Vollendung seiner Seele: kann sie ihm schon hienieden gewährt sein? Ach, diesen heiligen Durst stillt erst das Erwachen im bessern Sein.

Und die Freuden dieses Lebens — weit entfernt, daß ich sie verschmähen wollte, denn sie sind Geschenke aus Gottes Hand! — wie flüchtig sind sie doch! Das längste irdische Vergnügen, wie bald ermüdet es uns! — Was haben wir, wenn wir Alles haben, wonach uns gelüstet? Ein beständiges Einerlei; immer einen Honigtropfen mit einem Tropfen Wermuth vermischt. Keine Lust ist hier ganz rein.

Du fürchtest, o schwacher Sterblicher, den Tod? Aber was hättest du vom längsten Leben? Du würdest die Freunde deiner Jugend, deine Geliebten, deine Kinder vor dir hinwegsterben sehen; du ständest zuletzt verwaiset in der Welt, wie ein Fremdling, der nicht mehr zu ihr gehört. Du würdest dich mit wehmüthigem Verlangen nach denen sehnen, die schon da drüben sind, und Ueberdruß von den leeren Stunden deines irdischen Daseins empfinden; das längste Leben wäre dir eine schmerzliche Last, die du endlich gern in den Arm des Todes abwerfen möchtest, um befreit und froh den theuern Seelen zuzueilen, die dort deiner harren, wo man keine Klage, keine Trennung, keine Thräne kennt!

Ja, mein Jesus, ich will werden, wie Du forderst, ein wahres Kind Gottes, nützlich, liebevoll, wohlthätig, ohne Haß, Eitelkeit und Habgier, rein, wie Du warst, göttlicher Menschenfreund, — dann werde auch ich die Schrecken des Grabes nicht kennen, werde den Tod nicht sehen, sondern nur den leichten Wechsel eines Traumes mit dem Erwachen.

Und wenn ich einst erwache zu dem ewigen, seligen Sein: o Jesus, Du Offenbarer der Ewigkeit! o Gott, Du herrlicher Geber der endlosen Seligkeit der Geister!

welche heilige Wollust erfüllt mein ganzes Inneres nur schon unter den Ahnungen von dort! Das Grab meine Wiege, das Sterben mein Erwachen, das Verdunkeln der Edenwelt mein Sonnenaufgang in schönern Gefilden!

Ach, ihr Theuern! ihr vor mir Hingegangenen! ihr Heißgeliebten, deren heiliges Andenken noch immer die Thränen meiner Wehmuth ehrt hier im Staube: wie trage ich so sehr Verlangen nach euch! — Ich soll euch wieder haben. Ihr, vollkommener als ich, ihr liebet mich noch, wie ich euch liebe in irdischer Unvollkommenheit. O, diese Liebe bindet ja die Geister entfernter Welten, den Himmel mit der Erde zusammen: wie sollte sie nicht unauslöschlich in mir lodern! Diese Liebe soll mich heiligen, diese Hoffnung des Wiederfindens mich retten von den Anlockungen der Sünde jeder Art. Ich will empor zu euch — wieder mein ganzes Ich in das eurige auflösen. Darum will ich meine Seele Gott und der Tugend heiligen; nur durch Gott werde ich euer! Ich fürchte den Tod nicht mehr; er ist der Gesandte Gottes, mich zu befreien, mich zu euch hinüberzuführen, ihr Seligen!

Bald, o bald ist's überstanden!
Ruhig harr' ich, Herr, auf Dich;
Viele Tausend überwanden,
Ueberwinden werd' auch ich!
Lauter noch, als die Natur,
Ruft mein Herz mir: Glaube nur!

8.

Ueber das Erscheinen der Verstorbenen.

Ev. Luk. 24, 36—39.

Was Du, mein Gott, verhüllt,
Das will ich nicht enthüllen
Genug, daß mir aus Deinem Willen,
Nur Wohlthat quillt!

Es wird die Ewigkei.
Mir viele Räthsel lösen;
Nicht hier, dort seh' ich höh're Wesen
In Herrlichkeit.

Ob die Seelen verstorbener Menschen noch ihren Freunden oder Feinden Zeichen des Daseins geben können; ob sie uns durch den Sinn des Auges, des Ohres oder Gefühles wiedererscheinen können, oder nicht — — dies ist kein Grundsatz der christlichen Glaubenslehre, folglich in Absicht auf die Religion selbst etwas ganz Gleichgültiges. Daher folgt hier Jedermann, ohne deshalb sträflich zu sein, eigenen Meinungen; Manche glauben ihre Gründe zu haben, Gespenster, Geistererscheinungen, Ahnungen Abwesender oder Verstorbener anzunehmen; Manche verwerfen dergleichen als grundlose Einbildungen.

Da nun die Religion Jesu Christi, da die Worte und Lehren Jesu selbst, die er während seines Erdenlebens sprach, uns über die eigentliche Beschaffenheit des Geisterreichs keine Aufklärung geben, und nichts Bestimmtes über den Zustand und das Wesen der Seele nach dem Tode des Leibes mittheilten, sondern höchstens nur andeuteten, was unsere Seelen jenseits des Grabes nicht sein, und was sie nicht thun werden, so bleibt alles Bemühen eitel, den Schleier von der geheimnißvollen Zukunft hinwegzuziehen. Wir verlieren uns bei solchen Untersuchungen in dunkle Träumereien, ohne Haltbarkeit und Gewißheit,

und unser Nachdenken ist zuletzt nichts, als das vergebliche Spiel einer unnützen Neugier.

Hätte die Weisheit Gottes es der menschlichen Wohlfahrt und Ruhe für nützlich erachtet, die lebende Welt von den wirklichen Umständen und Verhältnissen des Geisterreichs zu belehren: o so zweifelt doch nicht, es würde auf die sonnenhelleste, widerspruchloseste Weise geschehen sein. Wir würden göttliche Offenbarungen empfangen haben; wir würden Offenbarungen kennen, die kein Lebender zu bestreiten fähig wäre. Denn ohne besondere Offenbarung ist keine Kenntniß vom Zustand der abgeschiedenen Seelen möglich. Die bloße menschliche Vernunft ist ein zu matt glimmendes Licht, um jene Finsterniß jenseits der Todesstunde zu erleuchten.

Wenn uns Menschen also, arme, kurzsichtige Sterbliche, von ihrer stolzen Einbildung bethört, Nachrichten über das Geisterreich, Auskunft von der Beschaffenheit der Seele nach dem Tode geben wollen, — wenn kurzsichtige Sterbliche es über sich nehmen, von demjenigen, davon Jesus Christus selbst nicht ohne Absicht schwieg, und wovon keine göttliche Offenbarung jemals kund gethan hat, den Menschenkindern Licht und Offenbarung zu geben: o so zweifelt doch nicht, daß diese Menschen, welche sich vermessen, mehr zu thun, als Jesus unser Heiland that, uns nur statt der heiligen Wahrheit nichtige Schwärmerei, statt der Offenbarung nur ihre Träume mittheilen. — Die heilige Schrift selbst warnt sie vor ihrer Thorheit, vor ihren Einbildungen, vor jenen Muthmaßungen und hohlen Fabeln vom Zustande der Seele nach dem Tode, von Gespenstererscheinungen, Enträthselungen der Dinge jenseits des Grabes, Erforschungen der Zukunft und dergleichen. (1. Tim. 4, 7.)

So gleichgültig freilich immerhin das Glauben oder Nichtglauben der Todtenerscheinungen in Rücksicht der Religion selbst sein mag, die darüber nichts ausdrücklich verordnet hat, ist es doch nicht ganz gleichgültig, insofern dieses Glauben oder Leugnen der Geistererscheinungen großen Einfluß auf die Gesundheit unseres Leibes und unserer Seele haben kann.

Merkwürdig bleibt es immer, daß zwar die Erscheinung abgeschiedener Seelen schon in den allerältesten Zeiten geglaubt worden ist, aber auch immer nur bei Völkern, die durch ihren Aberglauben oder durch ihre Unwissenheit bekannt waren. Eben so ist es merkwürdig, daß auch zwar heutiges Tages noch viele Menschen an das Erscheinen der Gespenster glauben, aber immer nur wenig unterrichtete, abergläubige oder nervenschwache und kränkliche, oder solche Personen, welche eine zu allerlei sonderbaren Einbildungen sehr geneigte, lebhafte, schwärmerische Phantasie besitzen. Hingegen wußten niemals davon die weisesten, unterrichtetsten, gesunden und unerschrockenen Personen.

Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um bald überzeugt zu sein, daß man an Todtenerscheinungen glauben lernen, daß man auf diesen Glauben verfallen konnte, ohne jemals einen abgeschiedenen Geist wirklich in der Natur gesehen zu haben. Denn wie mußte den Sterblichen, welche noch kein höheres Licht von oben empfangen hatten, wie mußte ihnen zu Muthe sein, wenn sie den Leichnam eines bekannten Freundes sahen? Sie konnten sich, auch wenn er schon im Grabe lag, nicht gleich daran gewöhnen, ihn verloren zu haben. Sie

meinten, er müßte noch mit ihnen sein; ihre erhitzte Einbildungskraft spiegelte ihnen seine Gestalt oft sehr lebendig vor. Sie überredeten sich im Schrecken, ihn gesehen zu haben, und da sie seinen Leichnam im Grabe wußten, so mußten sie denken, sein Geist könne sich wohl zeigen. — Am Tage ist Jedermann beherzt und fürchtet sich nicht; aber am Abend oder des Nachts, wenn unser Körper ohnehin erschlafft, die Seele ermüdet, die Einbildungskraft und jede Nerve empfindlicher und reizbarer ist, wenn die Finsterniß das Spiel der Einbildungen mehr begünstigt, dann fürchtet der schwache Sterbliche Dinge, die er am Tage selbst verlacht. Daraus läßt sich auch sehr leicht erklären, warum, was man von den grausenhaften Erscheinungen erzählt, meistens nur im Dunkeln, nur in der Nacht gesehen worden sein soll. Daher entsetzen sich selbst Kinder, die niemals von Gespenstern hörten, vor sehr gewöhnlichen Dingen, die in der Dunkelheit der Nacht eine abenteuerliche Gestalt gewinnen, und beim Lichte alte, bekannte Dinge sind.

So entsteht aller Irrthum in der Welt; denn der Irrthum glaubt in allen Stücken an Dinge, die gar nicht sind.

Es mögen nun Erscheinungen abgeschiedener Seelen wirklich stattfinden oder nicht—wenigstens wären sie für viele Sterbliche wünschenswerth. Wenn der weinenden Mutter noch das holdselige Kind lächelnd erschiene, das sie durch den Tod verlor; wenn dem liebenden Gatten der Geist seiner verklärten Gattin Trost aus schönen Gefilden in das wunde Herz brächte; ach, wenn eine Verbindung, ein Umgang mit den entschwundenen Lieblingen möglich wäre; wenn das irdische Leben sich so nah an die jetzt verschleierte Ewigkeit drängen, und der Staub den Geist berühren könnte: welch ein erhabenes Loos der Menschheit wäre dies! — Ach, wir müssen es entbehren. Wir sind desselben noch nicht würdig. Staub ist Staub, und das Geistige wohnt in herrlichern Verhältnissen.

Ich will nicht fragen, ob die Erscheinung abgeschiedener Seelen möglich sei. Es ist ja Vieles möglich, was darum auf Erden noch nicht erfüllt ist. Ich würde mich, wie tausend Andere, in unfruchtbare Muthmaßungen verirren, und aus dem Labyrinth meiner Gedanken noch unzufriedener heraustreten, als ich hineintrat.

Aber fragen will ich: Sind Erscheinungen der Todten wirklich vorhanden? Wer kann hier antworten? Wer will mich mit Zuverlässigkeit darüber unterrichten? Nur drei Lehrer gibt es, die mir Auskunft ertheilen können: Jesus Christus, die Erfahrung und die Vernunft, durch welche Gott seinen Willen auch den Heiden offenbart.

Ich finde aber in der Lebensgeschichte des göttlichen Heilandes mancherlei wunderbare Erscheinungen, welche unerklärlich sind. Ich sehe ihn mit Engeln im Umgang. Ich sehe ihn, als seine Jünger Jakobus, Petrus und Johannes ihn auf das Gebirg begleiten, dort im Glanze der Verklärung, und zwei ehrwürdige Männer der Vorwelt, Männer, die kein irdisches Auge sterben sah, Moses und Elias, an seiner Seite, in Unterhaltung mit ihm. Ich höre eine Stimme aus den Wolken fallen über ihn, die da ruft: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! (Mark. 9, 2—9.) — Ich sehe Himmelserscheinungen an seinem Grabe wachen. Ich sehe den am Kreuze Gestorbenen

und Begrabenen wieder lebendig unter den Seinigen als siegreich Auferstandenen wieder umherwandeln.

Was sollen mir diese wunderbaren Ereignisse aus dem Leben meines Jesu beweisen? — Nichts Anderes, als daß Jesus der Gottmensch sei, der, vermöge seiner höhern Natur, in höhern Verhältnissen wandelte, zu welchen kein schwacher Sterblicher weder vor noch nach ihm gelangt. Er, der dem wüthenden Sturm des Meeres Schweigen gebot, und dem der Ozean gehorchte; er, der Tausende in der Wüste speiste und dem Blindgebornen durch einen Wink das hellblickende Auge gab — er war ein Anderer, ein Höherer, ein Göttlicherer als ich und jeder Sterbliche.

Darf ich mich vermessen, mich an die Seite des Gottmenschen zu stellen? Darf ich wähnen, Himmel und Erde werden sich auf meinen Wink, wie auf den seinigen, wunderbar regen? Darf ich träumen, meine Hand könne Wunder thun, wie die Hand des Göttlichsten? Darf ich glauben, ich stehe mit Gott und Ewigkeit, mit den Lebenden und den Seelen der Verstorbenen in so wunderbarer, naher, geheimnißreicher Berührung, wie der Gottessohn?

Nein, jene Erscheinungen, welche ich in der Lebensgeschichte Jesu anstaune, gehören nur dem Gottmenschen; sie beweisen mir nicht, daß jeder Sterbliche ähnliche Erscheinungen haben könne. Ach, wie tief stehen wir unter dem Herrlichen! Wie eitel, wie stolz ist der Wahn, daß ich, wie er, mit der Welt der Geister in Verknüpfung sei; daß das, was mir seinen Lebenslauf verherrlichen sollte, ein alltägliches Ereigniß sei, das Jedem, auch dem Unwürdigsten, widerfahre!

Jesus selbst warnte seine Jünger vor der falschen Einbildung, als könnten Menschen mit Geistern in nähere Berührung kommen. Als er einst über die Wellen des Meeres zu ihnen ging, schrien sie vor Furcht: Es ist ein Gespenst! — Er tadelte ihre ungegründete Furchtsamkeit; sie waren noch nicht verständiger geworden durch das eben so große Wunderwerk mit den Broden; ihr von jüdischem Aberglauben befangenes Herz war noch verstarret. (Mark. 6, 52.)

Jesus tadelte seine Jünger, als er ihnen nach seiner Auferstehung erschien und sie sich vor seiner Erscheinung nach der Kreuzigung und dem Tode fürchteten, und meinten, sie sähen einen Geist. „Fühlet mich doch, und sehet," rief er, „denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 39.) Ein Geist oder eine Seele eines Verstorbenen hat also nichts Irdisches an sich, sagt hier Jesus ausdrücklich, darum kann man sie nicht sehen und nicht fühlen. Was unserm Auge, unserm Ohr, unserm Gefühl erscheint, ist immer etwas Irdisches, nichts Geistiges. Die Seele aber wirft nach dem Tode des Leibes alles Irdische ab, welches im Grabe verwesel. Darum ist sie unserm Auge unsichtbar, unserm Gefühle unempfindbar, unserm Ohre unhörbar.

So will ich Sterblicher mich denn nicht weiser dünken, als Jesus, mein göttlicher Lehrer, war; so will ich glauben, wie er seine eigenen Jünger belehrt hat. So bin ich überzeugt, daß kein Mensch etwas Geistiges sehen oder fühlen kann, sondern was er sieht und fühlt, ist immer etwas Irdisches, Leibliches. Folglich kann mir und Niemandem die Seele eines Abgeschiedenen in diesem

Leben erscheinen, weil ich die Seele, als solche, weder sehen, noch hören, noch fühlen kann.

Wollte uns aber ein abgeschiedener Geist erscheinen, so müßte er einen neuen Leib anziehen. Dieser neue Leib wäre dann ein ganz anderer, als der im Grabe verwesend liegt; folglich würde ich die Erscheinung, als eine fremde Gestalt, auch nicht kennen, und ihr Erscheinen wäre für mich ganz vergebens. Oder wo steht es in der heiligen Schrift, daß Gott den Seelen nach dem Tode sogleich wieder einen neuen Leib anziehe, der dem vorigen an Gestalt und Gesichtszügen ähnlich wäre? — Nirgends sagt dies die heilige Schrift. Wenn also Menschen es dennoch behaupten und lehren, so ist ihre Lehre ein Hirngespinnst, und sie stellen sich mit ihren angeblichen Offenbarungen, von denen Gottes Wort nichts weiß, in die verachtungswerthe Zahl falscher Lehrer und bedauernswerther Schwärmer.

Aber zweitens auch die Vernunft stimmt schon harmonisch mit Jesu überzeugenden Worten zusammen. Sobald die Vernunft aller Völker einmal erwachte, das heißt, sobald die Menschen einmal ruhig und unbefangen nachzudenken anfingen, verwerfen sie die leeren Einbildungen von Gespenstern und Geistern, als altvettelische Fabeln, vor welchen Paulus seinen Schüler Timotheus warnt. So sahen sie das Sinnlose und Thörichte dieser Einbildungen ein und nannten es mit Recht einen Aberglauben, der die Würde des allerhöchsten Wesens im Menschen entweiht.

Denn welchen Begriff sollte ich mir von der unendlichen Weisheit Gottes machen, wenn ich glauben wollte, er habe den Seelen nach dem Tode keine höhere Bestimmung gegeben, als zuweilen in der Nacht irgend eine alte, furchtsame Person, oder irgend einen armen, unwissenden Menschen zu erschrecken? — Wie, hat die unsterbliche Seele jenseits des Grabes kein wichtigeres Geschäft, als ein Popanz und Schreckbild einfältiger Sterblicher zu sein? — Nein, solche Vorstellungen, so ungereimt sie sind, eben so unwürdig sind sie in Rücksicht der Gottheit, der Alles liebenden, der Alles weise ordnenden Gottheit. Nein, der Vater im Himmel theilt unsere Thorheiten nicht mit uns. Er will, daß wir ihn in seiner höchsten Weisheit anerkennen. Wahrlich, er weiset den Geistern der Verstorbenen einen ernstern Wirkungskreis an, als nächtlichen Unfug und Gespensterei zu treiben, wie der unwissende, mit seinen eigenen Einbildungen sich quälende Mensch wähnte.

Auch sind alle für wahrhaft ausgegebenen Erzählungen von Geistererscheinungen in sich selbst voller Thorheit. Die Erfinder dieser Mährchen sahen nach ihrer Einbildung nicht nur die abgeschiedene Seele in einem neuen Leibe, sondern sogar in neuer Kleidung nach Landessitte, wie sie der Handwerker bereitet. Niemand will noch einen nackten Geist erblickt haben. Wenn nun auch die Seelen der Menschen erscheinen können: haben denn irdische Kleider auch Seelen, daß sie miterscheinen? Oder wer arbeitet für Geister nach dem Tode Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, wie sie ein Verstorbener zu tragen pflegte?

Doch genug des thörichten Unsinns. Ich mag in der Betrachtung desselben nicht länger verweilen. Es stört die Würde, die Heiligkeit meiner Andacht, die ich nur den ernstesten, den erhabensten Gegenständen weihe.

Ich sollte drittens auch die Erfahrung befragen, ob sie von Erscheinungen der Seele nach dem Tode wisse. Aber könnte die Erfahrung jemals anders sprechen, als Jesus selber sprach und als die Vernunft redet? Nur unwissende, rohe Völker, nur nervenkranke oder furchtsame Personen, nur Leute mit sehr lebhafter Einbildungskraft trieben sich von jeher mit Fabeln und Mährchen von Gespenstern und Geistern umher; niemals aber weise, erleuchtete Völker; niemals einsichtvolle, erfahrene, muthige Männer.

Fern sei also von mir der unchristliche, den Aussprüchen meines Jesu widerstreitende Glaube an Erscheinungen der Todten, an Gespenster, an Kobolde, an Irrgeister, an Höllengeister, und was für Namen man diesen Erfindungen und Hirngespinnsten erhitzter Phantasien gab. Fern von mir sei dieser unchristliche Glaube, der als Aberglaube von dem gemeinen Volke der Juden und Heiden nach ihrer Bekehrung zum Christenthume mit in das Christenthum überging.

Es ist nicht genug, daß wir uns selbst frei machen von diesen falschen, der Würde Gottes zu nahe tretenden Einbildungen; wir müssen vor allen Dingen uns bemühen, auch die zarten Kinder vor solchen zu bewahren, weil Kinder bei der Schwäche ihres Verstandes und bei der Lebhaftigkeit ihrer Einbildung ohnehin großes Gefallen an solchen Mährchen haben. Wir sollen darüber wachen, daß sie nicht vom unwissenden, oft sehr abergläubigen Hausgesinde vor Erscheinungen furchtsam gemacht werden, die sie doch nie erblicken können und werden. Diese Schreckhaftigkeit, welche auf ihre zarten Nerven übel einwirkt, ist sonst unfehlbar für sie die Quelle vieler bittern Stunden.

Deine Lehre will ich retten, o Du göttlichster Lehrer, Jesus, und den Glauben an Dein Wort. So wie Du einst gegen die abergläubige Furcht Deiner Jünger eiferteſt, so ist es jedes wahren Christen Pflicht, den Aberglauben zu zerstören, wo er ihn findet, damit Jeglicher weiser, freier, furchtloser, wahrheitvoller und reiner werde, und sich, von den Schlacken des Irrthums losgebunden, im Geiste zu Dir erheben könne, ewiger Geist der Wahrheit, des Lichts und des Lebens!

Du willst nur Liebe von uns, o Gott der Liebe, und keine knechtische Furcht. Du willst uns nicht mit den Seelen derer schrecken, die Du uns in diesem Leben zu lieben geboteſt. Du hast, o Ewiger, von Ewigkeit her unser Loos geordnet, und unser Weg ist bestimmt und bereitet, wenn wir im Tode von unserer irdischen Hülle uns trennen. Wohin Du winkst, dahin werden unsere Seelen eilen, ach, Barmherziger, und Du winkst sie nicht zum Verderben!

Du selbst verhüllest das Angesicht der Ewigkeit mit undurchdringlichem Schleier für uns. Ich will nicht mit verwegenem und fruchtlosem Vorwitz diesen Schleier zu heben suchen. Es ist mir Wohlthat, daß ich nicht weiß, was ich nicht wissen soll. Der Tod wird lächelnd einst den Vorhang mir heben — ich werde die Wunder der Ewigkeit sehen — werde Allem, was mir hienieden lieb und heilig gewesen, auch dort gehören — ich werde Dich schauen, Gott schauen!

9.

Gott ist die Liebe.

1 Joh. 4, 8.

Würden alle Zungen schweigen,
Liebe—wärst du doch zu sehn.
Sonne, Mond und Sterne zeugen:
Gott ist Liebe!—Tiefen, Höh'n!
Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würd' es zeugen.

Trieb zur Ruh' und zum Geschäfte,
Freud' und Dasein kommt von Dir!
Ja, wer bin ich? welche Kräfte?
Gab ein Feind die Kräfte mir?
Ist Gefühl, Gehör und Sprache
Werk der Liebe oder Rache?

O ich fühle Dich und falle,
Vater! Liebe! vor Dich hin.
Freut des Seins euch, Wesen alle;
Ich bin Freude, daß ich bin.
Liebe schuf mich, Liebe giebet
Gutes mir, weil sie nur liebet.

„Die Liebe ist Gott!" Wie oft wird von allen Kanzeln, bei allem Unterricht, in allen Gedanken und Gebeten der Christen dieser große, dieser allein das bange Menschenherz beruhigende Gedanke wiederholt, und doch wie Wenige verstehen ihn ganz! Und, was noch betrübter ist; wie Wenige haben Ueberzeugung und Glauben an das beseligende Wort!

Die Natur spricht es im Himmel und auf Erden aus; alle ihre Gesetze zeugen dafür—unsere Vernunft gebeut den heiligen Glauben—die Offenbarungen Jesu Christi predigen ihn———aber wie dunkel und zweifelhaft ist dieser Glaube in den meisten Menschengemüthern!

Das gesammte Alterthum der Welt hat gesprochen, Gott sei die weiseste und und reinste Liebe — die weisesten und rohesten Völker der Erde sprechen es noch heute. Allein mit ihrem Glauben scheinen viele schreckliche Begebenheiten der Welt im Widerspruch zu stehen. Sie sahen die furchtbar verheerenden Kriege, welche alle Freuden der Nationen vernichten; Kriege, welche durch Gottes Zulassung geschahen: und nun erschracken sie vor dem Gedanken, daß diese Uebel von dem allliebenden Gott stammen sollten. Sie sahen Wasserfluthen und übertretende Meere ganze Länder verschlingen; sahen die Grundfesten der Erde durch Erdbeben erschüttert, und Städte und Dörfer in die unterirdischen Feuer stürzen, und das Leben von Millionen in einem Augenblick verschwinden; sie sahen Berge zertrümmern und volkreiche Gegenden unter dem Schutte auf ewig begraben; sie sahen durch einen einzigen unglücklichen Sturm die Schiffe des Meeres in den Abgrund sinken; sahen an Seuchen und Pestilenz oder Hungersnoth ganze Reiche zu Einöden werden, und zweifelnd fragten sie: kann dies Entsetzliche alles ein Werk der liebevollen Gottheit sein?

Nein! rief es in ihrer Brust. Aber doch lagen die schrecklichen Begebenheiten vor ihrem Gedächtnisse. Da suchten sie mit ihrem unmündigen Verstande den scheinbaren Widerspruch in der Weltregierung zu lösen, und sie glaubten nicht nur an den liebenden Allvater, sondern auch an ein böses Wesen neben ihm, welches beständig im Kampfe gegen dessen Güte sei. So schuf ihre kindliche Einbildungskraft zwei Gottheiten fast von gleicher Stärke, und setzte beide, als sich bekriegend, auf den Thron des Weltalls. Man liebte die gute Gott-

heit, und brachte ihr Opfer der Dankbarkeit; und fürchtete eine böse Gottheit oder einen Teufel, und suchte den Zorn derselben durch Gebete und Opfer zu mildern.

Also erklärten auch die unwissenden Heiden den Ursprung des in der Welt vorhandenen Uebels, welches ihr schwacher Verstand, ihre armselige Vorstellung von der Größe Gottes nicht mit dessen Liebe vereinbaren konnten. So kam die Vorstellung von einem außer Gott vorhandenen mächtigen bösen Wesen durch die Heiden auch unter die Juden, als diese während der babylonischen Gefangenschaft unter den Heiden leben mußten; und so die Vorstellung von einem Teufel, als Urheber alles Bösen in der Welt, durch die Juden auch unter die Christen, weil Jesus und seine Apostel, wenn sie zu den Juden redeten, nach jüdischer Denkart reden mußten, um vom Volke verstanden zu sein.

Es ist wohl diese unedle und mit der Allmacht und Allweisheit Gottes unvereinbare Vorstellung keiner Widerlegung würdig. Es ist kein Gott außer Gott! Nur er allein, und kein anderes Wesen, hat Recht über das Lebendige und Todte; nur er allein ordnete die Schicksale der Welten und des geringsten Wurms im Staube.

So denkt der Christ. Aber leider ist die Vorstellung vieler Christen von der alliebenden Gottheit darum nicht edler, oft sogar — wer sollte es glauben? — noch viel unreiner, als der Gedanke des Heidenthums. Wenn sich der Heide die Uebel des Lebens nicht mit der Liebe Gottes zusammendenken konnte, erfand er sich zur Erklärung des Widerspruchs eine zweite Gottheit, ein böses Wesen, aber beschuldigte nicht den Gott der Güte des Bösen, und maß ihm keine unwürdige menschliche, oder vielmehr thierische Leidenschaft bei. Hingegen viele Christen, weil sie doch nur an das Dasein eines einzigen Gottes glauben, und weil sie doch die mancherlei Plagen der Menschheit erblicken, erklären sich dieselben damit, daß sie diesen Gott den zornigen, eifrigen, rachsüchtigen, unerbittlichen Gott nennen, der die Fehler eines Augenblicks (denn was ist das Leben eines Menschen, als ein Augenblick?) mit den Qualen einer Ewigkeit straft, und die Sünden der Väter selbst an der ganz unschuldigen Nachkommenschaft rächt, welches, wenn es ein Mensch thun würde, ihm mit Recht zum verabscheuungswürdigsten Verbrechen angerechnet würde.

Diese Vorstellung vom Allerhöchsten stammt noch aus dem Kindheitsalter der Welt, da die Menschen sich Gott noch nicht viel besser als einen allmächtigen Menschen vorstellten, und ihn sogar in Menschengestalt abbildeten. Diese unwürdige Vorstellung stammt noch aus jenen Zeiten her, da Moses zu den Israeliten redete, wie er zu ihnen reden mußte, um auf ihr rohes Herz Eindruck zu machen. Denn was waren die Kinder Israels, als sie aus Aegypten geführt wurden? Waren sie nicht unwissende, rohe Sklaven, ohne Belehrung, ohne Erziehung, nur der Dienstbarkeit unter ihren ägyptischen Herren gewohnt, nur gehorchend, wenn man ihnen mit der Geißel ihrer Gebieter drohte? Machten sie sich nicht noch Abgötter aus Gold und Stein, um sie anzubeten, gleichwie sie sie bei den Aegyptern verehrt sahen? Machten sie sich nicht noch dergleichen, obwohl ihnen Moses schon gepredigt hatte, es sei nur ein einziger, allmächtiger Gott, und keine Götter neben ihm?

Daher, um dies Volk zu lenken und zum strengen Gehorsam gegen die himmlischen Vorschriften zu bringen, mußte er in der Denkweise desselben reden. Mit Kindern muß anders, als mit Erwachsenen gesprochen werden; mit rohen, unwissenden Menschen anders, als mit einsichtvollen.

Als aber die Juden endlich das Gesetz Mosis beibehielten, und mit Treue beobachteten, blieb auch jene Vorstellung von Gott unter ihnen, wiewohl solche nur für ihre aus der ägyptischen Dienstbarkeit vor tausend und mehr Jahren gehenden Väter gegeben war. Und da die ersten Christen meistentheils Juden gewesen waren, konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Denkart von Gott in ihr Christenthum herüber brachten. Und so erbte dieselbe bis auf unsere Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ward theils durch besondere Zeit- und Menschenverhältnisse, theils durch die beschränkten Kenntnisse mancher Lehrer, theils durch die ungeschickte Auslegung und Anwendung von Stellen der heil. Schrift unterstützt.

Wir aber halten nur an dem, was Jesus Christus lehrte und offenbarte; und er, der ewige Sohn, schildert uns den Vater als die reinste Liebe, in dem kein Böses gedenkbar sei; als das vollkommenste Wesen, in welchem folglich keine menschliche Schwachheit, kein Zorn, keine Rache, kein Haß, keine Reue möglich ist. Er tadelt die Ausbrüche solcher Leidenschaften selbst an den Menschen, — wie könnte er sie an dem höchsten Wesen, an dem, der nur Liebe und Güte, und nichts als Liebe ist, lobenswürdig finden?

Wie aber, wenn Gott nur lieben, nie zürnen, nie rächen will, wie ist denn das Uebel in die Welt gekommen? Wer ist denn der Urheber so manchen Elendes und Leidens hienieden? So fragt der zweifelnde Christ, so der leidende Mensch, welcher sich das Unglück aller Art, so er sieht, nicht anders zu erklären weiß. Wenn denn Gott Alles schuf, hat er nicht auch das Böse erschaffen? Und wie soll ich dies mit seiner Weisheit und Güte, ja nur mit seiner Gerechtigkeit vereinbaren?

Was kann ich dir antworten, Zweifler, als das Einzige: Im ganzen Weltall ist nichts Böses vorhanden, als die Sünde! Und die Sünde ist ein Werk des Menschen, vermöge seiner ihm von Gott gegebenen Freiheit, das Rechte oder Unrechte wollen zu können.

Da nun aber in den göttlichen Schöpfungen Alles gerecht und gut ist, so scheidet sich alles Ungerechte von selbst aus, und wenn ein Mensch das Ueble will, so empfindet er dessen Schmerz; — der Schmerz aber dient zu seiner Besserung und Belehrung, daß er nicht ferner gegen die Ordnungen Gottes im Weltall handle; zu den Ordnungen Gottes aber gehören nicht bloß die Gesetze der todten Natur, sondern auch der lebendigen in uns.

Wir selbst also sind die Urheber unserer meisten Leiden, indem wir in der Leidenschaft, gleich Blinden, gegen die ehernen, ewigen Verfassungen der Schöpfung anrennen. So ist das Kind Urheber seines eigenen Schmerzes, wenn es sich aus Unwissenheit mit gefährlichen Werkzeugen verletzt; dieser Schmerz aber ist der wohlthätige Lehrer der Vorsicht. So ist das Kind Urheber seiner eigenen Noth, wenn es aus Muthwillen, Ungehorsam, Eigensinn oder Leichtsinn das seiner Gesundheit Nachtheilige genießt; aber diese Noth wird ihm die wohlthätige Lehrerin der Klugheit und Tugend.

Das sind die Ordnungen des Himmels auf Erden, daß wir weiser, daß wir täglich einsichtvoller, daß wir tugendhafter und gottergebener werden sollen. Noth und Schmerz sind die Lehrer und Wegweiser der Menschheit zum Vollkommenen. Und wäre niemals dem Menschen Weisheit und Tugend gepredigt worden, die stumme Natur, diese Verkündigerin Gottes, hätte sie gelehrt.

Es ist wahr, auch noch manches andere Ungemach des Lebens ist vorhanden, welche keineswegs als eine Folge unserer Thaten angesehen werden kann. Wenn Hagel die Saaten niederschlagen, Kriege unsere Wohnungen veröden, Pestilenz die Länder verwüstet, Wasserfluthen oder Erdbeben blühende Städte und ihre Bewohner verschlingen — was kann der schwache Sterbliche gegen die Gewalt der Natur, gegen die Macht des Allmächtigen? Und doch sind dies Uebel schrecklicher Art — und doch ist Gott die reinste Liebe.

Ja, er ist es! Auch in den zerstörendsten, furchtbarsten Erscheinungen der Natur ist Gott die reinste Liebe.

Denn was wird am Ende durch alle jene Umwälzungen zerstört? Der Staub — der Leichnam des Menschen; nicht er selbst, nicht der ewige Geist. Wer will das Ende alles irdischen Uebels aber ein Uebel nennen? Und ist der Tod nicht der Schluß des Irdischen, die Eröffnung des erhabenern Daseins? Wenn nun Tausende und Tausende, Väter mit ihren Kindern, Gattinnen mit ihren Gatten, im gleichen Augenblicke durch eine gewaltsame Naturbegebenheit nach den Entwürfen der Vorsehung sterben: ist in der Sache selbst darum eine große Verschiedenheit von einer Todesart durch Krankheit und dergleichen? Würden alle diese Untergegangenen nicht nach wenigen Jahren ebenfalls zum ewigen Vater hinübergegangen sein? Ist der Tod kein Uebel, so ist auch das verschlingende Erdbeben, die allverheerende Wasserfluth, die Pestilenz und jede andere das Menschenleben vernichtende Naturbegebenheit kein Uebel für diejenigen, welche dadurch dem Irdischen entrückt wurden. Nur für die Hinterbliebenen ist der große Anblick der Zerstörung grauenvoll. Und warum? Sie empfinden darin die Kleinheit der Sterblichen, und zittern vor der Macht des Allerhöchsten. Berechtigte uns dies, an der Liebe Gottes zu verzweifeln: o so wäre jeder einzelne Todesfall ein Rechtsgrund dazu. Wer aber möchte thöricht genug sein, die göttliche Liebe zu verkennen, weil Menschen sich dem Ziel ihrer Bestimmung nahen?

Der unverschuldete Schmerz der Leidenden ist oft peinlicher, als das Ende ihrer Qual, der Tod! Doch dieser körperliche Schmerz, welcher in den Ordnungen der Natur gegründet ist, kann kein Anlaß sein, der Gottheit eine Lust zur Rache oder Grausamkeit anzudichten. Diese Art von Leiden ist immer nur von flüchtiger Dauer; ja, wenn der Schmerz des Leibes den höchsten Grad erreicht, geht er in Betäubung und Ohnmacht über, also, daß der Mensch ihn nicht mehr empfindet. So hat es Gottes wohlthätige Hand eingerichtet; ja sie that noch mehr; es ist kein Mensch, in welchen Verhältnissen er auch leidend sei, so unglücklich, daß er nicht neben den Leiden, die er trägt, auch irgend eine Freude findet, die ihn gleichsam entschädigt. Alles ist hienieden eine bunte Reihe von Abwechselungen.

Aber auch diese Art Leiden, welche wir in unsern irdischen Verhältnissen

erfahren, sind, wie alle übrigen, wohlthätige Lehrerinnen der Weisheit. Sie mahnen uns, eingedenk zu sein, wie veränderlich, wie unzuverlässig, wie nichtig Alles sei, was zum Staube gehört und vom Staube herstammt. Sie mahnen uns, denselben nie einen allzugroßen Werth beizulegen, und lieber den Geist in dem Unveränderlichen, Ewigen und Göttlichen zu beschäftigen. Wer dies kann, den mögen Armuth, Krankheit, Verstoßung, Tod der Geliebten und andere Unglücksfälle nie ganz beugen. Er steht erhaben über dem Spiel des zeitlichen Glücks, und wendet sich zum Ewigen hinauf.

Noch Andere unter den Christen sind vorhanden, welche, um sich Gott als das allervollkommenste der Wesen zu denken, glaubten, wir dürfen ihm keine einzige der menschlichen Eigenschaften zuschreiben, auch nicht die höchsten und schönsten der Tugenden, welche den Sterblichen schmücken. Denn, glauben sie, was am schwachen Menschen und in seinem Geiste das Erhabenste sei, könnte in der Gottheit vielleicht nur Unvollkommenheit heißen. So sprechen diese Es mag das, was wir Liebe nennen, eine Zierde, ein Himmel des Menschen sein; allein wie können wir Gott die Liebe, die uns bewegt, als eine seiner Eigenschaften zuschreiben, da wir auf einer viel zu niedrigen Stufe der Wesen stehen, um die Art der Vollkommenheiten Gottes zu erkennen.

Es mag Manchem diese Vorstellungsart viel Wahrscheinliches haben; aber ich frage ihn, ob er sich dabei glücklich und ruhig fühle. Er wird mit Nein antworten, denn wenn er aus Gott die Liebe hinwegzweifelt, steht er verlassen in der Welt und trostlos, und Alles ist ihm ein finsteres Räthsel. Er leugnet Gott nicht, aber die Möglichkeit, sich von demselben einen würdigen und der Wahrheit angemessenen Begriff zu bilden.

Unglücklicher, du bekennst, bei deiner Vorstellungsart dich selbst nicht wohl zu fühlen; woher kommt dies? Weil du mit dir selbst, oder deine Vernunft in sich im Widerstreit lebt. Bringe diese Vernunft mit dir selbst und dem Weltganzen wieder in Harmonie, und deine Ruhe ist hergestellt.

Wahr ist es, ich kann Gottes Wesen nicht im kleinsten Umfang erkennen — aber wahr ist es, Gott ist, so gewiß, als du selbst bist. Und ist er, so wird deine Vernunft hinzusetzen: er ist das vollkommenste aller vollkommenen Wesen. Denn das Unvollkommene ist etwas Ungöttliches.

Nun ist es sicher, daß die Vernunft, um sich eine Vorstellung vom höchsten Wesen zu machen, demselben keine aus dem Irdischen entspringenden Gefühle und Leidenschaften beilegen darf — keinen Zorn, Haß und Groll, keine Grausamkeit oder Rache. Aber warum nennt sie ihn denn das vollkommenste aller Wesen, wenn sie ihm nicht die höchste Vollkommenheit zueignet, die sie kennt? Warum zerfällt sie mit sich in quälenden Widerspruch? Warum zittert sie, dem höchsten Geiste die höchsten Vollkommenheiten zuzuschreiben? Wie will sie Gott anders kennen lernen, als aus seinem großen Wirken in der Schöpfung und als aus der Natur der Geister? Gab Gott uns nicht die Vernunft? War er es nicht, der sich allen Zeiten und Völkern durch sie offenbarte? Sehen wir nicht seine Werke vor uns, in denen er uns einen, wenn auch noch so geringen, Maßstab gegeben hat?

Willst du ihn dir nicht in den Vollkommenheiten eines Geistes denken, so

denkst du ihn dir gar nicht; so machte Gott deine Vernunft zur Lüge, und umringte dich mit zwecklosen Gaukeleien; so denkst du dir ihn als ein todtes und doch das ganze Weltall wunderbar bewegendes Wesen, als ein sich selbst unbewußtes Machtding, welches die Welten in ungeheuern Räumen und den Saft in den Adern des kleinsten Mooses nach ewigen Gesetzen rollt; so ist der sich seiner selbst bewußte Mensch göttlicher und vorzüglicher, als Gott — so ist Vernunft, Wahrheit, Offenbarung ein Wahnsinn.

Denkst du dir Gott, deinen Gott, den Gott des Weltalls als kein todtes Wesen, das nur bewußtlos Wunder wirkt (ein Wahnsinn ist, es zu sagen!): o so ehre ihn in den erhabensten Vorstellungen, welche er dir selbst von sich gewährt. Du fürchtest, sie seien noch immer seiner Majestät unwürdig? Nein, das ist Gottes nicht unwürdig, was er uns selbst von ihm zu denken verlieh. Siehe, der hohe, tausendfach mit entfernten Welten gestirnte Himmel wirft ein Abbild von sich in den Spiegel deines Auges; und wie klein ist doch dein Auge, und wie unermeßlich sind doch jene Entfernungen und Räume, die zu berechnen und zu umfassen selbst dein geübtester Verstand nicht zureicht! Und dennoch malt sich dieses Unermeßliche im Kleinen auf der glänzenden Oberfläche deines Auges, und daher geschieht es allein, daß du es sehen und bewundern kannst. So die unendliche Gottheit! Auch sie spiegelt ihre Vollkommenheit und Größe, die kein Geist ergründet, im Blick des Geistes ab!

Und Liebe für das Schöne, Wahre, Gute, Heilige, Vollkommene lebt im ganzen Geisterreiche — eine liebende Weisheit verkündigt sich in allen Wundern der Erde und des Himmels — — was Gott durch seine Macht zu dir spricht, willst du es bezweifeln? Du wagst es, den Menschen erhaben zu finden durch seine heilige Liebe, und dennoch stehst du an, Gott die reinste Liebe zu nennen? Wenn der Mensch aus Liebe zur Gottheit, aus Liebe zur Tugend alle Freuden des Lebens willig opfert — wie groß steht er da! — Und Gott soll nicht die reinste Liebe sein? Der Mensch soll etwas noch Göttlicheres in sich tragen, als Gott selbst?

Hinweg mit den Verirrungen des menschlichen Wahnwitzes und einseitiger Erkenntniß. Du bist, o Gott, die höchste Liebe! Du gabst uns dieses heilige, durch Einfluß der Sinnlichkeit nur lebhafter erhöhte Gefühl nicht vergebens. Auch dies Gefühl, welches Seelen innig an Seelen kettet, und Lebende an Verklärte schließt, auch dies ist einer von den Strahlen Deiner unbegrenzten Vollkommenheit, der sich treu im Innern des menschlichen Geistes abspiegelt. Du bist die reinste Liebe, nichts als Liebe! Sagt es nicht Deine ganze Schöpfung, sagt es nicht mein ganzer Lebenslauf, sagt es nicht Jesus Christus, der göttliche Erleuchter der Menschheit?

Du bist die ewige Liebe! Du nennest nie, was Du unter Geistern verbandest; Du trennest, Vater, uns, Deine Kinder, nicht wieder von Dir — Du sandtest Jesum nicht vergebens, daß er uns zu Dir führe. Du trenntest, Vater, nicht wieder die liebenden Geister, welche Du auf Erden zusammenführtest. Sie bleiben sich einander, wie im Staube, über dem Staube. Sie finden sich einander wieder in Dir, Du Mitte aller Seligkeit und alles Geistigen!

O entzückender Gedanke, begeisternde Aussicht! Gott ist die Liebe, und was in der Liebe wohnt, kann nicht elend sein, kann nicht vergehen!

10.

Der Tod des Dulders.

2 Tim. 4, 7. 8.

Sei stark mein Geist, wenn alle Freuden
Des Lebens fern von dir entflieh'n;
Sei muthig, wenn auch schwere Leiden
Bisweilen allen Trost entzieh'n,
Erhebe dich vom Staub der Erde!
Umfasse Gott im Geiste, werde
Werth jener ew'gen Herrlichkeit,
Die der, der auch für dich gestorben,
Bei seinem Vater dir erworben;
Ein Traum doch nur ist diese Zeit!

Bemühst du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein;
Steht dir die ganze Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n,
Laß weder List noch Spott von Sündern
Dich je am weisen Wohlthun hindern,
Dein Himmel, See e, ist ja dort!
Dort wird die Treu', geübt auf Erden,
Zehntausendfach vergolten werden;
Drum fasse Muth, und fahre fort.

Zwar sollte der Tugendhafteste der Christen auch immer schon hienieden der Glückseligste sein—doch ist er es nicht jederzeit. Zwar senkt Religion den stillen Himmelsfrieden in die Brust ihrer Verehrer, daß sie, in der Fülle des Leidens, doch nie ganz elend werden können; immer noch im Sturm einen Anker, in der Nacht des Jammers einen freundlich leitenden Stern haben. Aber es gibt Stunden, es gibt Tage, wo selbst dieser Anker im tiefen Grunde wankt, wo selbst das Licht dieses Sterns trüber wird. Es gibt Tage, es gibt Stunden, wo selbst das Bewußtsein unserer Rechtschaffenheit, das Gefühl unsers Werthes, die Erinnerung unserer Tugenden, weit entfernt, den Schmerz zu mildern, welchen wir leiden, ihn nur vergrößern kann. Und diese Stunden, diese Tage sind es, welche uns ein Uebermaß der Trübsal reichen. Eine solche Stunde war es, da Jesus blutigen Angstschweiß vergoß, und aus dem Staube empor rief: Ach, ist es möglich, Vater, so gehe dieser bittere Kelch vorüber! — Eine solche Stunde war es, wo er mit sterbender Zunge am Kreuze seufzte: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!

Leiden ungewöhnlicher Art können allerdings zuweilen selbst unsern Glauben erschüttern. Wenn wir mit der vollsten Hingebung in Gottes Fügungen, mit der festesten Zuversicht auf die ewige Liebe seines Vaterherzens, mit der liebevollsten Theilnahme am Wohl und Weh unserer Brüder, mit dem größten Fleiß in unsern Berufspflichten, dennoch elend werden, während Bösewichte im Arm des Glückes lächeln, im glänzenden Wohlsein schwelgen, über unsern Nacken ohne Verdienst emporsteigen, von keinem Leiden, keinen Sorgen wissen — ach, wie verzeihlich wird da die schmerzhafte Frage des gebeugten Christen: Aber wozu hilft meine Tugend? was fruchtet mein Gebet voll heißer Andacht? was mein Bemühen um Anderer Wohl? was meine Opfer, die ich der Tugend so manchmal darbrachte? Siehe, das Laster siegt, die Tugend wird verspottet. Der Gottesläugner triumphirt; verhöhnt wird die Gottesfurcht und Unschuld des Gemüths, als eine Thorheit, und der Gottesanbeter wimmert einsam im Staube. Niemand schließt sich liebend an den Verlassenen, Gott selbst scheint erbarmungslos seiner zu vergessen. Wie? ist Gottes Weltordnung selbst im Kampfe gegen Alles, was Religion und Frömmigkeit heißt? Sind edle Herzen zum Unglück verdammt? Krönt der Weltregierer selbst nur die Gewissenlosigkeit, das kühne Verbrechen, die schlaue Schamlosigkeit?—Wo bin ich? Warum lehrte Jesus ein

reines Herz über Alles achten, wenn dies Herz den mannigfaltigsten Leiden am meisten preisgegeben sein soll?

Was hat der fromme Christ verbrochen, daß die Gewitterwolke des Krieges verderbend über seine Hütte zog? Vielleicht wurden seine Söhne erschlagen, die Hoffnungen seines Lebens; seine Töchter entehrt; seine Güter vernichtet; sein Broderwerb verhindert. Ein hilfloser Bettler muß er sein Leben lang nun mit Dürftigkeit ringen, ohne Freund und Trost zum Grabe hinschleichen, inzwischen schlechtere Menschen sich mit Raub bereicherten, und geehrt, geliebt, geschmeichelt durchs Leben gehen. Was hat das Kind verbrochen, welches ohne seine Schuld mit schmerzhafter Krankheit geplagt, einen ungesunden Leib durch das ganze traurige Leben führt? Es wird Jüngling, es wird Mann — was hilft ihm die glühende Inbrunst des Gebets zum Allhörer? Er erhört es nicht. Was hilft ihm sein frommer Sinn, seine Begierde, nützlich zu sein? Es lebt und stirbt im Elend, inzwischen Andere in blühender Gesundheit die Fülle der Kraft vom Himmel nur darum empfangen zu haben scheinen, recht viel Uebels über die Erde bringen zu können.

Ja, wer darf es läugnen, es gibt Leiden, bei deren Anblick man an der Gerechtigkeit einer über uns waltenden Vorsehung verzweifeln möchte. Es gibt Stunden, in welchen man über den Werth frommer Gesinnungen irre werden könnte; wo unser Vertrauen wankt, und unüberwindliche Schwermuth unser Gemüth verfinstert.

Aber auch in solchen Augenblicken des Verzweifelns tönt eine freundliche Himmelsstimme, Jesu Wort, an unser Herz: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Denn endlich ist doch nirgends mehr Trost, selbst wenn unsere Vernunft keinen Rath mehr weiß, als im Arm der Jesureligion. Wohin denn anders endlich, wenn uns die Welt verstößt, als doch zu Gott, in dessen Gewalt wir liegen?

Und mag der Sturm des Lebens noch so furchtbar wider uns schlagen; mögen wir auch keinen Ausweg, kein Licht mehr auf unserer Laufbahn erblicken; mag auch der letzte unserer Freunde von uns scheiden: mag unser Gram, unsere Sorge auch den höchsten Grad ersteigen; mögen auch Tod und Leben in uns ringen: Gott ist doch unser Gott! und was geschehen wird, ist doch sein Werk, und das Werk der höchsten Liebe! Was er unserm Leibe entzieht, wird zur Kraft unserer unsterblichen Seele; was wir verloren haben und noch verlieren werden, ist doch nur Vergängliches gewesen, dessen Verlust wir erwarten konnten; aber unser Geist hat dadurch neuen Reichthum gesammelt, ist näher zu Gott hingedrängt.

Nur Muth, nur Treue, nur Glauben auch in den bittersten Jammerstunden! Er wird dich nicht verlassen, noch von dir weichen, wenn du ihn nicht um eines irdischen Verlustes willen verlassen kannst! Wer hat dir je in dem, was dieser Erde Eigenthum ist, etwas Bleibendes verheißen? Wer hat dir je von deinen schönen Träumen Ewigkeit versprochen? Und hättest du, gleich einem Hiob, endlich dein Alles, dein Bestes eingebüßt: was hast du dann verloren? — Staub! Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen!

Nur Muth, nur Glauben, und du hast nichts verloren; nur ein Gott ist Al-

les, alles Andere nichts. Und Gott bleibt dir, denn auch du bist sein Geschöpf, auch du bist seine Sorge, auch du bist seine Liebe! Gott bleibt dir, auch wenn die Welt vor deinen brechenden Augen hinsinkt in die Nacht, und der Flügel des Todes dich umweht — die Bestimmung deines Geistes ist die Ewigkeit. Wohl dir, wenn du am Ziele deiner Laufbahn mit erhabenem Bewußtsein dessen, was du auch unter allem Ungemach liebest, sprechen kannst: *Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten!*

Es ist eine falsche Vorstellung, zu glauben, die Tugend könne mit sinnlichen Gütern, mit Reichthum, Ehre, Gesundheit und allerlei Lebensgenüssen *belohnt* werden. Nein, den Geist lohnt nicht das Irdische, ihn lohnt nur das *Geistige*; er, unsterblicher Natur, kann nur durch *Unsterbliches* erfreut werden. Nur in so fern wir *Menschen*, das heißt, *sinnliche* Wesen sind, streben wir auch nach sinnlichen Freuden. Diese aber fallen uns zu, oder wieder von uns ab, ohne Zusammenhang mit unser Tugend und Frömmigkeit. Sie sind Folgen theils von unserm redlichen Fleiß, theils von dem Vertrauen, welches wir in andern Menschen für uns zu erregen wissen, theils oder vielmehr ganz Folgen von den Anordnungen des weisen Weltregierers, je nachdem er dieses oder jenes als Hilfsmittel der besondern Beschaffenheit unserer Seele am angemessensten findet.

Daher ist es ein irriger Schluß, wenn wir aus körperlichen Entbehrungen, aus Leiden um irdischer Verluste willen, die ein Mensch empfindet, folgern, es sei eine *Strafe Gottes*. Eben so ist es unrecht, wenn wir Wohlstand, Ruhm, Glücksgüter aller Art für *belohnende* Geschenke der Gottheit halten. Der edelste, treuste Christ entbehrt oft das Meiste; der kühnste Bösewicht, der aller Religion spottet, sammelt oft die meisten Glücksgüter. Ein herrlicherer Lohn harret des Gerechten; eine furchtbarere Strafe, als blos körperliches Entbehren, erwartet den Sünder

Wohl muntern Eltern ihre Kinder durch irdische Belohnungen zum Gehorsam auf; wohl ehren Fürsten das Verdienst ihrer Unterthanen mit Reichthum und Ehre; aber nicht, daß sie die Tugend mit ihrem Gelde bezahlen können, sondern weil sie keine Gottheiten sind, und nicht anders zu belohnen, nicht anders ihre Hochachtung zu bezeugen wissen, als durch irdische Zeichen.

Die Leiden, welche wir aber als Menschen erdulden, sind entweder selbst verschuldet; dann sind es die schmerzhaften Folgen des Mißbrauchs, welchen wir mit unsern uns von Gott verliehenen Gaben und Eigenschaften gegen seine Ordnungen machten; so straft sich die Sünde selbst: oder wir haben diese Leiden ohne unser Verschulden empfangen; dann sollen sie nach Gottes Willen für unsere Seele eben das werden, was Glücksgüter für Andere sind — Mittel zur Veredlung und Vollendung unserer Seelen! Und so werden endlich alle Leiden zuletzt zum Triumph des siegenden Geistes; so öffnen sie ihm eine herrlichere Laufbahn in der Ewigkeit. Gott ist gerecht! In seiner ganzen Schöpfung ist nichts Ungerechtes zu finden. Alles führt zu glänzenden Zielen hinan. Der Vergelter lebt! Und was sind endlich die Leiden dieser Zeit gegen die Herrlichkeit, zu welcher sie uns einweihen, indem sie unsere Seele mit höherer Kraft, Macht und Würde bekleiden?

Auch hat es die Weisheit des Höchsten also gestiftet, daß kein Schmerz um das Irdische von ewiger Dauer sei. Nur wer an seiner Seele Schaden nimmt, wer ihre Vollendung versäumt, hat ewig verloren; denn er vernachlässigte das, was unsterblich ist. Gewohnheit raubt endlich dem Schrecklichsten die Furchtbarkeit, und macht selbst das Schwerste wieder erträglich. Nichts dauert zuletzt lange. Für jede Wunde, blute sie auch noch so sehr, bringt endlich die Zeit ihren heilenden Balsam herbei. Jeder Nacht folgt ein Morgen, jedem Sturm eine Ruhe. Wir leben im Vergänglichen, und wie keine Freude von immerwährender Dauer ist, so ist auch Unglück, Noth und Angst nur eine vorüberziehende Wolke an unserm Himmel.

Nur Muth, nur Standhaftigkeit im Guten, nur Glauben gehalten und Treue zu Gott: so wirst du deinen Lauf als Sieger vollenden, den die Krone hoher Vollendung schmücken wird, welche Gott, der Vergelter, dir darreicht!

Du trauerst in hilfloser Dürftigkeit und siehest deiner Sorgen kein Ziel. Du hast gearbeitet mit Redlichkeit und Fleiß, und doch nichts erworben, und mußt mit jedem neuen Tage vor der Zukunft zittern. Treu in den Pflichten deines Berufs, vertrauensvoll in deinen Gebeten zum Geber aller guten Gaben, sinkst du dennoch immer tiefer in Elend und Armuth. Deine Verlegenheiten, statt sie zu mindern, wachsen mit fürchterlicher Stärke an: du weißt dich nicht mehr zu retten. Die Deinigen sehen einem kummervollen Leben entgegen, du selbst nur Tagen ohne Ehre, ohne Freuden — ermanne dich, Unglücklicher, und wenn dich Alles verlassen will, verlaß die Tugend nicht. Wenn jede Hoffnung treulos von dir scheidet, scheide nicht von Gott! Rette die Unschuld deines Gemüths, und du hast Alles gerettet. Schon Mancher war in schrecklichern Verhältnissen, als du, und ward durch die Vorsehung wunderbar gerettet. Kämpfe einen guten Kampf und halte Glauben. Wenn dich auch Alles verlassen hat und noch verläßt: Gott ist doch dein Gott!

Und du, der Fleiß und Mühe nie sparte, dem Vaterlande, den Mitbürgern wohlthätig zu sein; der seines Lebens schönste Kraft, Vermögen, Zeit und Ruhe aufopferte für anderer Menschen Wohl — warum härmst du dich um der Menschen gefühllosen Undank? Man vergilt die Liebe mit schändlicher Verleumdung, deinen Edelsinn mit Niederträchtigkeit, deine Aufopferungen mit Spott, deine Treue mit Verachtung und Verstoßung; die Bosheit siegt, das Vorurtheil triumphirt dennoch; du unterliegst. O fasse Muth, o kämpfe glaubensvoll deinen guten Kampf zu Ende. Es ist doch Einer, der dir Gerechtigkeit gewährt! Der Allwissende, der Vergelter ist es! That Jesus minder, als du? Hat er herrlichern Lohn von der Welt davon getragen? Und zertritt der höhnende Stolz dich auch im Staube, und hat auch unter allen Sterblichen keiner mehr ein Gedächtniß für deinen Werth — Gott ist doch dein Gott!

Du, welchen mitten in der Kraft seiner Jahre eine martervolle Krankheit niederwirft und um alle Lebensfreuden, alle Hoffnungen bringt — verzage nicht! Deinem irdischen Wohl gehen freilich die Stunden verloren, welche du auf dem Schmerzenlager verseufzest, aber nicht deiner Seele gehen sie verloren. In diesen bittern Leidensstunden liegt dir hoher Gewinn. Du, einst stolz in deiner Gesundheit Fülle und Kraft, reich an großen Entwürfen für die Zukunft, du

erkennst jetzt schaudernd die Hand eines Gewaltigern über dir, von dem das Schicksal des geringsten Wesens und des Weltalls abhängt. Sein Wille war es, dein Loos vorher bestimmt. Zwar dein Wohlstand wird erschüttert, nun dein Arm fehlt, der ihn aufrecht hielt; zwar deine Kinder wandeln halb verlassen, wie Waisen, um dein Bett und blicken mit Wehmuth zu dir hinüber; zwar deine Gattin verbirgt dir die Thränen ihres Kummers, den du aus allen Zügen ihres Antlitzes erkennst. Doch Muth gefaßt, dich hält noch ein starker Arm empor, der Arm der göttlichen Vorsicht. Und sollte deine Krankheit auch noch schmerzlicher werden, dein Hauswesen noch zerrütteter, deine Aussicht noch trostloser, Gott ist doch dein Gott! — Kämpfe in deinen Leidensstunden den guten Kampf und halte Glauben. Nicht wie du es ansiehst, sondern wie Gott es lenkt, ist es der Deinigen Wohl. Und solltest du von den Deinigen scheiden müssen, wären diese Thränen in den Augen liebender Verwandten schon die ersten Thränen des letzten Lebewohls — Heil dir! dich ruft der Vater Aller nur um eine Stunde früher in die bessere Welt. Wir folgen dir um eine Stunde, um einen kurzen Traum später. Warum sorgest du verzagt um die, welche für wenige Tage noch auf Erden zurückbleiben? Wer sorgte denn für dich, als sonst kein Sterblicher über dich wachen konnte? Ist denn dein Gott nicht auch der Gott der Deinigen?

Auch du, der mit zärtlichem Herzen sich an ein freundschaftvolles Herz schloß, sein ganzes Glück des Lebens nur in diesem suchte — warum so schwermuthvoll? Daß dich dies Herz betrog? Daß jene Lippen dir nur die Liebe heuchelten, welche du mit treuer Seele gabst? Daß jene Augen dich voll Falschheit anlächelten? Daß deine Treue mit verruchtem Meineid, daß deine Zärtlichkeit mit schändlichem Verrath vergolten ward? — Unglücklicher, du hast viel verloren; diese Erfahrung kältete dein warmes Herz vielleicht auf immer und raubte dir den Glauben an die Menschheit. Diese Treulosigkeit erfüllte dich vielleicht auf immer mit Argwohn gegen der Menschen Tugend. Du hast keinen Freund mehr, dem du dich hingeben, dich ganz vertrauen kannst. Du bist einsam in der Welt geworden, und nur durch Freundschaft hat das Leben Reiz für deine weichgeschaffene Seele. Aber richte deinen Muth empor. Auch du, auch du kämpfe, als Christ, den guten Kampf, vollende mit Edelmuth den Lauf! — Nichts bleibt dir hienieden treu, als dein Gott! Wenn dich die ganze Welt täuscht, nur Einer täuscht dich nicht; es ist dein Gott, der Wahrhaftige, der Liebevollste, der selbst die zarten Empfindungen in deine Seele goß! Und gehst du ohne Freund durchs Leben, doch Einer bleibt dir Freund; es ist der Ewige, dein Vater, dein Schöpfer! Und wenn das Theuerste, das Liebste von dir abfällt: dies Schattenspiel, das Wechseln im Veränderlichen, erhebt die Kraft deines Geistes zur Selbstständigkeit, drängt dich hin zum Bleibenden, zum Wahren, zur Gottheit.

Warum weinest du, schwermüthige Wittwe, am Sarge deines Gatten? Warum du, treues Kind, am Grabe deines Vaters, deines Freundes? Warum du, trostlose Mutter, über der Bahre deines Kindes? Wen haben sie begraben? War es nicht Staub? Wie, oder können Geister sterben und im Grabe modern? Warum senkst du deine wundgeweinten Augen zur Erde nieder? Ach, was dir

entfloh, was deine Blicke suchen, es ist nicht da unten. Schlage deine Augen gen Himmel auf — wirf einen Blick durchs unermeßliche Weltall, dort ist dein Freund. Die geheimnißvolle Kraft, welche den Staub belebte und Seele genannt ist, sie, die dich so oft aus den liebevollen Augen zärtlich anlächelte, von freundlichen Lippen, bald stillen Ernstes voll, bald scherzend zu dir sprach — sie ist in Gott, mit Gott, in herrlicherer Verbindung, in schönern Wirkungskreisen, erhaben, freier, verklärter, vollkommener, als du! — Warum wendest du deinen Blick zum Grabe? Der Staub, dort verscharrt, eine erborgte Hülle, gehörte dem unsterblichen Wesen nicht — es war ein kurzes Darlehen von einem nun überflüssigen Werkzeuge in dieser Welt. Seinen Lauf hat er hienieden vollendet, seinen Kampf gekämpfet und hat Glauben gehalten. Hinfort ist ihm beigelegt die Krone der Unsterblichkeit! — Ermanne dich, leidendes Gemüth, auch du kämpfe nun den guten Kampf! Der Liebling, welchen du verlorst, er eilt dir seliger einst an den Thoren der Ewigkeit entgegen, und begrüßt dich als einen verklärten Genossen, und ruft: Gott ist auch hier dein Gott!

O Gott, o Vater, Du bist auch mein Gott, mein Vater: warum sollte ich in meinen Schmerzen untergehen? warum muthlos hinsinken, ehe ich meinen Lauf vollendet, meinen guten Kampf zum Ziele gekämpft habe? — O gib Kraft, gib Stärke! Welches Leiden Du mir auch auflegst, ich will es tragen. Dies Leiden führt zu Dir empor.

Nimm für alle Erdenfreuden,
Vater, Herzensdank von mir
Dank für alle meine Leiden,
Vater, Ew'ger, ruf' ich Dir.
Doch entführst Du beiden mich,
Herzlicher, noch preis' ich Dich.

In den schönsten Frühlingsstunden,
An des treusten Freundes Hand,
Wenn ich Freude nur empfunden,
Jeder Wunsch gleich vor mir stand,
Fühlt' ich doch mit stillem Leid
Jeder Freude Nichtigkeit.

Welche Freude soll mich heften
An die Erde, an die Zeit?
Nein, mit meiner Seele Kräften
Streb' ich zur Unsterblichkeit.
Eine Freude nur ist rein:
Heilig und in Gott zu sein.

Bald, o bald ist's überstanden,
Ruhig harr' ich, Herr, auf Dich
Viele Tausend überwanden,
Ueberwinden werd' auch ich.
Lauter noch, als die Natur,
Ruft mein Herz mir: Glaube nur!

Und ich glaub', ich will vertrauen,
Denn mein Gott verläßt mich nicht;
Will voll Hoffnung auf ihn schauen
Wenn die letzte Stütze bricht.
Kann ich ihm nur nahe sein,
O so steh' ich nicht allein.

Sieh, Vergelter, meine Thränen,
Meine Sorgen, meinen Harm!
Sieh, Erbarmer, auf mein Sehnen,
O, ich bin so freudenarm
Lindre, Helfer, meinen Schm
Sende Freuden in mein Herz!

Doch, o Vater, nicht mein Wille,
Nur der Deinige geschehʼ!
Wie der Dulder Jesus, stille,
Wandl' ich durch Gethsemane.
Endlich hab' auch ich vollbracht!
Heil mir, und Vergeltung lacht!

11.

Der Kranke.

Matth. 25, 36.

Stille will ich Alles tragen,
Was mir Gott zu tragen gibt;
Niemals murren, niemals klagen,
Leidend auch bin ich geliebt.
Krank auch bin ich doch nicht minder,
Eins der lieben Gotteskinder —
Gott ist stets sich selber gleich,
Weise, machtvoll, gnadenreich.

Unter des Lebens mannigfaltigen Mißgeschicken ist eins der härtesten die Zerstörung der Gesundheit. Alles irdische Glück ist nicht zu vergleichen mit dem Leiden des Kranken. Gib ihm Alles, und nimm ihm nicht sein Leiden: er wird die halbe Welt verloren haben. Lagere ihn auf weichen Seidenbetten: er wird unter Schmerzen seufzen, während der ärmste Bettler im Segen der Gesundheit sanft auf harter Erde schlummert. Fülle seinen Tisch mit den köstlichsten Speisen und Getränken: er wird sie zurückstoßen und den Dürftigen beneiden, welcher das schwarze Brod mit Wollust genießt. Umringe ihn mit der Pracht der Könige; sein Stuhl sei ein Thron, seine Krücke ein weitherrschender Scepter: er wird mit gleichgültigen Augen verächtlich über Marmor, Gold und Purpur wegschauen, und sich glücklich träumen, könnte er unter des Landmanns Strohdach der Gesundheit des Geringsten seiner Diener genießen.

Daher ist für Jeden der Anblick der Kranken ein Anblick des Schmerzes. Niemand sieht ohne Mitleiden, ohne Rührung die bleiche Wange, den trüben Blick, die zusammengesunkene Gestalt des Leidenden. Selbst der wilde Krieger verliert vor ihm den Rausch seiner Wuth, und schont des Unglücklichen.

Der Kranke ist dem Christen ein ehrwürdiger Gegenstand. Er soll es sein. Auch der Leichtsinn wird am Siechbette ernst.

Vielleicht warst du selbst ehemals jener Mitleidswürdigen einer: so gedenke dieser Tage deiner Pein. Du sammeltest große, schwere Erfahrungen: tritt mit mir im Geist an das Schmerzenlager des schmachtenden Mitbruders, und erneuere deine damaligen Gedanken und Entschlüsse.

Und hättest du deine Gesundheit noch nie verloren: es kann der Tag kommen, da du sie unverhofft einbüßest. Bereite dich als ein Weiser auch auf diese Prüfungszeit. Lerne den Kranken ehren und mit wohlthätiger Liebe seiner pflegen, damit auch du einst, wie er, geehrt und gepflegt werden mögest.

Krankheiten sind mit dem Leben nicht nothwendig verbunden. Ursprünglich ist der Mensch vollkommen erschaffen in allen seinen Theilen. Tausende leben ihre Tage zu Ende, ohne eine Zerrüttung der körperlichen Ordnung empfunden zu haben. Es gibt für sie selbst keine Krankheit, von der sie getödtet werden. Sie sterben, weil der letzte Tropfen Lebensöl in ihrer Lampe ausgebrannt ist; sie schlummern in sanfter Müdigkeit ein, wie der Schnitter im Herbst nach seinem Tagewerk.

Haben wir den Keim einer Krankheit nicht schon von unsern Eltern ererbt: so ist es gewöhnlich nur unsere eigene Unvorsichtigkeit, unser Leichtsinn, welcher des Himmels schönste Gabe, die Gesundheit unseres Leibes, zerstören, und das Werkzeug der Seele verderben, wodurch sie nützlich wirken sollte.

In jedem Falle beobachte die Natur deines Körpers, und richte dem gemäß dein Leben ein. Ordne ihr entsprechend deine Nahrung, deine Getränke, deine Vergnügungen, und die Art, wie du deine Berufsgeschäfte treibst. Vergiß nie, daß eine einzige Stunde der Unmäßigkeit die Mutter schmerzenreicher Jahre wird; vergiß nie, daß ein Augenblick des verderblichen Leichtsinns mitten in der Freude dir Gift in den Becher der Wonne schüttet.

Der Leib ist nicht des Menschen Eigenthum, er ist nur ein Darlehen aus der Hand Gottes, welches wir wieder zurückgeben sollen; ein Werkzeug des Geistes,

ohne welches der Geist nicht die ihm gebotene Pflicht auf Erden vollstrecken kann. Ist der Mensch strafwürdig um einer Sünde willen, so ist er am strafwürdigsten, wenn er an seinem eigenen Leibe sündigt; denn er raubt sich selbst das Glück des Lebens und das Vermögen, so viel Gutes zu thun, als er thun könnte, für lange Zeit, vielleicht für immer.

Nicht genug, daß wir durch leichtsinnige Verwahrlosung unserer Gesundheit uns kraftlos zur Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, Vaterland, Mitbürger, Fremdlinge und Freunde machen, können wir, sogar wenn wir auch dem Scheine nach vollkommen geheilt sind, damit die Ankunft unserer Todesstunde beschleunigen. Der Unmäßige sowohl, der sich durch leichtsinnigen Stolz unnütz in Gefahr begibt, als auch der, welcher sich ebenso unmäßig verzärtelt, ist wider seinen Willen und Vorsatz — ein Selbstmörder.

Noch mehr: der Keim der Kränklichkeit erbt vielmals von den Eltern zu den Kindern über; ihre Schwächen werden wieder die Schwächen und Leiden der nachkommenden Geschlechter. Daher bewahret mit Ernst die Gesundheit eures Leibes, daß eure seufzenden Kinder euch einst nicht mit ihren siechen Körpern anklagen mögen; daß die Thorheit einer eurer Lebensminuten nicht der Jammer eurer Enkel werde! — Das ist es, was die Schrift sagt: Die Sünden der Eltern werden gestraft bis ins dritte und vierte Glied.

Tritt im Geiste oft an das Lager des Kranken. Es ist für dich eine Schule der Weisheit. Wenn dich des Ungesunden hohles Auge und Todtenblässe zitzern macht, wird der Vorsatz fester in dir stehen, Alles zu vermeiden, was deine eigene Gesundheit zerstören kann.

Doch sorge nicht bloß für dich: sorge auch für die Gesundheit deiner Freunde. Verführe auch keinen Andern zu übermäßigen Vergnügungen, zu Ausschweifungen, wodurch Krankheiten entstehen. Welch ein Triumph ist es zuletzt für dich, wenn du ihm die schöne Blüthe der Gesundheit raubest? wenn du der Mörder seines Lebens wirst?

Ach, und doch wird hierin selbst von guten Menschen, ohne Arg, ohne Vorsatz, eben im Taumel des Vergnügens am häufigsten gefehlt! Ihr Beispiel, ihre Ermunterung reißt den Schwächern zur unmäßigen Anstrengung hin. Sie wollen oft dem Freunde gerade darin die höchsten Beweise ihrer Liebe geben, worin sie seine Vergifter, seine Zerstörer sind. Es ist nicht der Menschen Bosheit und Grausamkeit so gefährlich, als der Menschen thörichter Leichtsinn.

Ehre, o Christ, in dir, wie in Andern, das Heiligthum der Gesundheit! — Gegen den Kranken übe die schönen Pflichten der Menschlichkeit!

Sei der Kranken Freund, wie Jesus war, er, der unsers Thuns und Lassens herrlichstes Vorbild ist. Ging er nicht mit wohlthuender Hand zum Bette der Sterbenden? War er es nicht, der sich der Lahmen und Blinden, der Aussätzigen und Gichtbrüchigen liebevoll annahm? War er nicht die Zuflucht aller Unglücklichen? Ließen sie sich nicht zu ihm hintragen, wenn sie vernahmen, daß der göttliche Freund der leidenden Menschheit ihnen nahe sei? Mein Christ, sei Christ! Schüler Jesu, sei wie dein Jesus!

Freilich, deine Hand thut nicht Wunder: aber doch kann sie noch wohlthun! Dein Arm hebt nicht den Hingesunkenen in das blühende Reich der Ge-

funden empor, und wehrt nicht den Tod ab: aber dein Arm kann doch den Schwachen liebreich unterstützen. Auf dein Wort entfliehen freilich nicht von ihm alle Schmerzen: aber dein Wort kann doch Trost geben und Freudigkeit einem Elenden, dem Alles fehlt, weil ihm Gesundheit fehlt.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besuchet! wird Jesus einst denen sagen, die lieblos den Kranken ohne zärtliche Pflege ließen.

Unterstütze besonders arme und fremde Kranke! Der Einheimische hat noch Hilfe von den bekümmerten Seinigen. Der Reiche hat noch Beistand, weil ihm Jedermann gern dient, und er sich alles Benöthigte, oder was seine Beschwerden erleichtert, verschaffen kann. — Allein wer besorgt den Armen? — Vielleicht kaum ein gefühlloser Miethling. — Wer verpflegt den verschmachtenden Fremdling? Ach, vielleicht Niemand, während seine entfernten Brüder und Schwestern um ihn Leid tragen.

Du sehnst dich oft, Gutes zu thun. Du meinst vielleicht, schon genug gethan zu haben, wenn du einem Bettler auf der Straße mildthätig das Almosen zuwirfst. Ach, wie wenig ist das Alles! Gott hat dir mehr zugeworfen, als dies schnöde Almosen, und doch wie gebrechlich und arm tratst du in die Welt ein! Geh, und gib mehr, als dies Almosen. Erinnere dich, was dein Jesus dir ins Gemüth zuruft: Was du einem der Geringsten gethan hast, das hast du mir gethan. (Matth. 25, 45.)

Gehe und besuche die Hütten der Armuth und des Elendes, und siehe da den brodlosen Vater oder die verschmachtende Mutter auf hartem Krankenlager, ohne Pflege, ohne Rath, ohne Arzt und Arznei, von verzweifelnden Kindern umweint: da ist deine Ehrenstelle; da ist dein Feld, wo du für die Ewigkeit herrliche Saaten aussäen sollst; da ist deine Laufbahn zur Herrlichkeit. Bist du von Gott reichlich oder zur Nothdurft mit irdischen Glücksgütern gesegnet: erforsche die Namen der armen Familien in deiner Nähe; erfahre, wie sie leben; erkundige dich, wenn einer in ihrer Mitte erkrankt — dann sei du ihr Engel!

Oft ist das Almosen, welches du dem geübten Straßenbettler hinschleuderst, nur eine Unterstützung seiner Trägheit, ein Beistand zu seiner Nachlässigkeit, ein Beitrag zu seiner Unordnung. Aber könntest du das Innere mancher armen Haushaltung sehen mit deinen Augen, diese Augen würden mit Blut weinen wollen. Erschrecken würdest du, wie neben der Pracht und dem Aufwand des Palastes in der Nähe so viel namenloses Elend eine dürftige Hütte beherbergt. Schaudern würdest du, daß in einer Stadt, von Christen bewohnt, so viel Noth ohne Hilfe bleiben könne — ja, daß so viel Jammer oft unbekannt bleiben könne mitten unter tausend Glücklichen. Liegt nicht immer heut zu Tage der kranke Lazarus voller Schwären vor dem Hause des Reichen, um sich mit den Brosamen zu sättigen, die von dessen Tische fallen: er liegt in einer benachbarten Wohnung, und Niemand hört sein Aechzen, als der allgegenwärtige Gott.

Gedenke der armen und fremden Kranken durch milde Stiftungen, wenn du es vermagst. Es war eine der löblichsten Sitten unserer Vorfahren, daß sie, von Gott mit Wohlstand gesegnet, zu frommen, wohlthätigen Stiftungen einen Theil ihres Reichthums verwendeten. Gott gab ihnen den

edeln Ueberfluß; sie gaben ihn dankbar in Testamenten Gott zurück. Ihr frommes Herz, welches Gott den Vater Aller hieß, war auch der Liebe gegen ärmere Mitbrüder aufgeschlossen, und die Nothleidenden standen in der Zeit mit in der Zahl ihrer Erben.

In vielen Gegenden ist diese ruhmvolle, achtchristliche Sitte selten, in vielen schon ganz unbekannt geworden. Unsere Väter starben: tausend Kranke, die durch ihre Wohlthat noch immer in öffentlichen, frommen Anstalten verpflegt werden, beten noch jetzt dankbar für die unbekannten, längst entschlummerten Wohlthäter — werden einst Andere auch für uns beten? Auf die marmornen Denkmäler, ihr Reichen, welche ihr auf eure Gräber bauen lasset, sieht gleichgültig der Enkel. Er verspottet nur eure fruchtlose Eitelkeit, mit der ihr noch Prunk treibet im Tode. Eine einzige warme Dank- und Freudenthräne des Kranken, der nach euerm Tode noch durch eure Stiftungen lindernde Heilung empfangen hätte, würde köstlicher gewesen sein, als die kalte Thräne, die der Meißel des Künstlers auf dem Marmorbilde eures Grabmals anbringt. Jene Thräne zählt Gott, diese Thräne ist Staub und Raub der Zeit.

Lasset uns zur guten Sitte unserer ehrwürdigen Väter zurückkehren; lasset uns auf unserm Krankenlager jener Hilflosen gedenken, welche keine Verpflegung haben können, wie wir, und ihre Schmerzen noch stillen helfen, wenn Gottes Hand unsere eigenen Schmerzen schon gestillt hat.

Ehre überall die Leiden deines kranken Mitbruders. Warst du nie sein Freund, werde es jetzt. Warst du einst sein Feind, gehe hin, versöhne dich mit ihm. Hat er dich beleidigt, gehe hin, vergib ihm seine Schuld, daß er mit heiterer Seele von dir und dem Leben scheiden könne; zürnt er vielleicht mit Recht auf dich, gehe hin und bitte ihn um Verzeihung. Laß Niemand zürnend von dir scheiden. In der Ewigkeit soll kein Wesen sein, welches gegen dich klagen möchte.

Früher oder später sinkst du wohl selbst entkräftet auf dein Krankenlager nieder. Kein Balsam, keine Arznei wird dich dann so erquicken, als der seligmachende Gedanke: Es zürnt dir Niemand; es sendet dir wohl manches gute Herz einen wehmüthigen Seufzer in die Ewigkeit nach, keines aber einen Fluch!

Dann verherrliche in der Schmerzensstunde dein Christenthum durch Geduld, durch fromme Ergebung in den Willen deines Schöpfers, der dich von jeher führte und der dich ferner führt, dort wie hier. Dann verherrliche deinen Glauben an Gottes Vorsehung durch stilles Vertrauen und ruhiges Erwarten und freudigen Muth. Wünsche dir den Tod nicht, aber fürchte auch das sanfte Entschlummern nicht. Millionen sind vor dir gestorben, Millionen werden nach dir sterben — dies ist das göttliche Gesetz der Weltordnung; es ist zum Heil der Welt. Du bist schon oft gestorben. So vielmal du eingeschlafen bist im Leben, so oft hast du den Tod empfunden. Was ist's denn mehr, wenn du zum letztenmal einschlummerst? Du entschlummerst nicht, nein, nur dein Leib; deine Seele entschläft nicht, sie wacht in Gott; sie lebt in Gott; sie schwebt schönern Verhältnissen zu und lächelt ihrer ehemaligen Besorgnisse.

Und gesetzt, deine Krankheit wäre nicht Todeskrankheit, du solltest wieder

genesen — ist es denn ein so großes Glück? Du bist vom offenen Grabe zurückgetreten, um nach wenigen Jahren wieder zur gleichen Stätte hinzukommen. Dein Erdentraum ist um wenige Augenblicke verlängert — und die Herrlichkeit der bessern Welt, die dir bereitet ist, nach Jesu Verheißung, ist dir um wenige Tage verzögert.

Auch auf dem Krankenbette höre nicht auf wohlthätig für deine Mitbrüder zu wirken. Auch auf dem Krankenbette thue Gutes, ohne Aufhören. Hast du des Guten irgend etwas in gesunden Tagen zu üben vergessen: verrichte es jetzt noch, wie du kannst. Keiner deiner Lebenstage verfließe ohne eine Christenthat. Die Erinnerung deiner Tugend wird dich im Tode verklären.

Doch krank oder gesund — jederzeit ist der Christ bereit, das Irdische mit dem Ewigen zu vertauschen. Nicht daß du unaufhörlich deine Seele mit Todesgedanken beschäftigen solltest, nein, es wäre thöricht, das Schöne, welches wir hienieden aus Gottes Gnadenhand empfangen, durch traurige Gedanken zu zerstören. Aber lebe, als würdest du einst unverhofft und schnell aus diesem Leben gehen; bestelle dein Herz, daß es zu jeder Stunde freudig breche. Bestelle dein Haus, daß wenn Krankheit oder Tod dich überraschen, du gegen deine Hinterlassenen alle Pflichten erfüllt hast, die du ihnen schuldig bist.

Bestelle dein Haus. Ordne jederzeit deine Geschäfte mit solcher Vorsicht und Treue, daß deine Verwandten, wenn sie dich verloren haben, nicht doppelten Verlust und doppelten Schmerz empfinden. Du sorgst als Gesunder für die Deinigen mit zärtlicher Zuneigung. Denke, wie wären sie versorgt, wenn heute ein trauriger Zufall dich plötzlich von ihnen risse, und sie morgen allein da ständen mit verweinten Augen, ohne dich? Hoffe nicht, du werdest vielleicht in einer langen Krankheit noch Zeit genug finden, dein Hauswesen anzuordnen. Siehst du nicht alle Wochen Menschen in ihrer vollen Kraft verschwinden? Siehst du nicht Andere, welchen eine peinliche Krankheit Lust und Kraft zu allen ernsten Geschäften nimmt?

Darin aber bewährt der wahre Christ sein Christenthum, daß er in allen seinen Verhältnissen, als Bürger der Erde und der Ewigkeit, gleich gut geordnet und bereitet ist. Er geht freudig und gefaßt durchs Leben, seine Rechnung für die Welt und Ewigkeit ist jede Stunde zum Abschlusse fertig.

So, o so laß mich sein, so laß mich werden, mein Gott, mein Vater! Der beste Christ allein ist der Größte auf Erden. Er steht mit der Vergangenheit und Zukunft in ruhigem Verhältnisse, in angenehmer Berührung. Er ist ein wahrer Held; denn während er die Freuden des Lebens dankbar genießt, die Du ihm blühen lässest, herrscht und wohnt sein Geist schon voraus in den Gefilden der Ewigkeit. Er ist mächtiger, denn jeder Zufall, denn keiner überrascht ihn; er ist größer, als jedes Schicksal, denn mit seiner Zuversicht auf Dich, o mein Gott, schwebt sein Gemüth über jedes Verhängniß.

So laß mich sein, so laß mich werden!—Aus meinem Sterben soll man leben lernen; von meinem Leben soll man freudig sterben lernen. So lebte, so starb mein Heiland, mein Beseliger, mein göttlicher Lehrer, Jesus. — Er war der Kranken treuester Freund, ihr Rath, ihr Trost. Auch ich will es sein und werden, so weit meine schwachen Kräfte reichen.

Ja, Vater, sei Du meine Freude,
Du mein Erbarmer, wenn ich leide,
Mach' Krankheit selbst mir zum Gewinn
Zieh' mein Herz, aller Kranken Herzen,
Durch jede Noth, durch alle Schmerzen,
Zu Deiner Liebe, zu Dir hin.

Dir, Krankenhelfer, Jesus, eilet
Mein Herz zu. Du bist's, der uns heilet;
Der Krankheit uns zum Segen macht.
Das Schwerste kannst Du möglich machen.
Du bist die Zuflucht aller Schwachen,
Du gibst auf alle Thränen Acht.

An Dir soll sich mein Glaube halten,
Laß meine Liebe nie erkalten!
Ich sei gesund dann oder krank,
So kann kein Schmerz den Geist ermüden,
So bin ich immerdar zufrieden,
So ist mein Herz stets voll von Dank.

12.

Das höchste Gut.

1 Joh. 2, 17.

Geist das ist mein hoher Name,
Dieser Leib ist Hülle nur;
Fromme Thaten sind der Same
Für der Ewigkeiten Flur.
Alles Andere verweht,
Was auf Erden blüht und steht;
Unser Leben sei dem Himmel,
Nicht dem irdischen Getümmel.

Ewig, ewig, werd' ich leben;—
Sicher der Unsterblichkeit,
Streb' ich, mich emporzuheben
Ueber jeden Traum der Zeit.
Wandeln will ich fest und still,
Jeden Pfad des Rechts, und will,
Was davon mich locket, hassen,
Will das Ew'ge nur umfassen!

O Welt, wie hinfällig ist Alles, was du beherbergest! Das Felsengebirg, welches in die Wolken des Himmels ragt, verwittert und zertrümmert allmählig, und vergeht wie die zarte Blume, welche jetzt noch auf ihm blüht und in wenigen Tagen verwelkt ist. Die Schätze des Reichthums, welche das Glück und der rastlose Fleiß auf einander häuften, wie lange dauern sie? Die List des Betrügers, die Faust des Räubers, eine Wasserfluth, eine Flamme, ein Krieg, ein verschwenderischer Erbe kommen und vernichten die todte Herrlichkeit. Die Schönheit der Jungfrau, die Anmuth des Jünglings entzücken dich. Aber nach wenigen Jahren suchst du sie vergebens wieder; Andere blühen über ihnen hin. Die Könige bauen Paläste, Tempel, Säulen und Denkmäler für die Ewigkeit? Ringsum drohen zerfallene Gemäuer dem Einsturz, und von den Trümmern uralter Denkmäler nickt das Haupt der unfruchtbaren Distel, der Gesellin der Einöde und des Schuttes. Auf den Stellen weiland großer Städte und Fürstenschlösser der Vorwelt wachsen heute wilde, hundertjährige Wälder. Auch jene waren, so träumte menschliche Eitelkeit, für die Ewigkeit gebaut! Eines Fürsten Macht erschüttert alle Reiche des Welttheils, zertrümmert Kronen, zerreißt Völker; sein Wille bringt neue Schöpfungen hervor, und was er wünscht steht da. Wie groß, wie beneidenswürdig, wie unerschütterlich scheint uns nicht der gewaltige Halbgott! — Unerschütterlich? Siehe, eine geringe Faser seines Körpers erschlafft, ein kleines Blutgefäß seines Leibes hört auf, ihm nützlich zu sein—der Unerschütterliche erblaßt und sinkt in den Sarg; der beneidenswür-

dige Halbgott liegt ekelhaft modernd da. Lachende Erben lassen den Bildhauer Thränen an Marmorbilder meißeln; der Tadel, oft der Fluch der Völker, rauscht über das Grab des sonst Vergötterten ihm in die Ewigkeit nach.

So ist denn nichts unterm Monde von Dauer? Alles, Alles ein Spiel der Umstände, ein Raub der Zeiten? Das Gelächter froher Menschen verhallt, und die heiße Thräne des einsamen Grams trocknet aus. Den Grashalm des Feldes und den stärksten der Menschen erreicht endlich der Tag, wo beide hinwelken und verbleichen; der Tag, dem Niemand entrinnt; der Tag, der dem Bettler die Krücke aus der Hand, dem Könige die strahlende Krone vom Scheitel zieht.

„Und wenn Alles verloren geht und verweht: ehern ist doch das Blatt der Geschichte; wessen Großthat sie aufzeichnet, dessen Name dauert unsterblich im Andenken der Nachwelt. Begeisternd ist auch dem Lebenden die Stimme des Nachruhms.“ Ach, auch diese Stimme des Nachruhms ist nur Täuschung, eitle Täuschung, mit welcher sich der Ehrgeiz schmeichelt! Der lebt nicht mehr, der den Nachruhm gewonnen, und wer da lebt, weiß nicht, ob er ihn erhalten, noch weniger, von welcher Art er ihn empfangen würde. Wie die Menschen selten das Gedächtniß froher Augenblicke so lange, als die Erinnerung der bösen, bewahren, pflegt auch die Geschichte am meisten nur Diejenigen zu nennen, welche als Urheber großen Unglücks sich einen unglücklich-großen Namen machten. Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, denen der Segen der Nachwelt folgt, sind nur eine kleine Zahl bekannt geblieben; aber von ehrgeizigen Bösewichten wissen wir Hunderte. Und auch sie werden vergessen über die Verbrechen der spätern. Wer ist begierig, die Schaar der Elenden zu kennen, welche ihrer Zeitgenossen Verderben waren? Oder wo ist der wahrhaft Edle, welcher zu ihnen gesellt sein möchte? Die Thaten vieler merkwürdiger Männer sind vergessen, ihre Namen verloren, und die berühmtesten Menschen unserer Tage sind nach Jahrtausenden mit ihren Völkern verschwunden.

So sind die höchsten Güter des Lebens, nach welchen der Sterbliche unersättlich strebt, ein flüchtiges Schattenwerk. Schönheit, Reichthum, Würde, Ruhm, Gelehrsamkeit, Macht und Hoheit — Alles ist ein vorübergehender, gaukelnder Traum, wie das Leben zuletzt selbst.

Und wenn dieser Reichthum nun Staub, diese Macht nun ein Nichts, diese Schönheit welk, dieser Ruhm verschollen, diese Hoheit ein Leichnam ist — wenn nun die Reiche, die jetzt blühen, vernichtet, diese Völker, welche jetzt leben, vom Erdball verschwunden sind — was bleibt dann, wo nichts bleibt? Was steht noch, wo Alles sinkt?—

Wie lange fliegt noch dieser Stern, den ich für Augenblicke bewohne, und Erdball nenne, wie lange fliegt er noch in seiner Bahn um die Sonne, ehe seine Rinde austrocknet, seine Oberfläche erkaltet und unbewohnbar für lebende Wesen wird? Werden nicht endlich auch jene Sonnen und Gestirne über mir dem Wechsel unterworfen sein? Dieser Erdball, den ich betrete, jene Himmelslichter, die über mir leuchten, sie stammen nicht aus der Ewigkeit, und haben keine Ewigkeit.

Und wenn dieser Erdball einst veralten und vergehen wird, wenn jene Sterne,

jene fernen Sonnen ausgebrannt und verloschen sein werden: was wird dann sein? — Mit Grausen starre ich in das unendliche Leere und Todte hinaus, worin keine Bewegung, kein Ton, kein Athem geht. Es ist ein erstarrter Leichnam einer vormals blühenden Welt, ein grenzenloses, finsteres Nichts, wie es war, ehe der Schöpfer es anlächelte und Paradiese daraus hervorrief. Die Vernichtung allein wohnt in dem unendlichen All, das ich jetzt noch in Glanz und Farben um mich her schweben sehe. Wo sind eure Marmorpaläste, eure Denkmäler geblieben, ihr Großen der Erde?—wo eure Trophäen, ihr Sieger? Wer nennt noch eure Namen, ihr Berühmtgewesenen? und wo sind die Werke geblieben, welche eurer Thaten Gedächtniß auf eine Nachwelt bringen sollten, die nicht mehr vorhanden ist?

Was sich aus dem Staube entbunden hatte, wird Staub. Das Vergängliche muß vergehen! Nur die Gottheit bleibt ewig in den Verwandlungen aller Dinge; nur das Göttliche in der Natur bestehet, wo alles Andere in sich zerfällt und verweset.

Das Göttliche aber ist die verborgene Lebenskraft der Dinge, Seele, Geist geheißen; und göttlich ist die Tugend, in der sich die Seele veredelt. Tugend und Ewigkeit sind Eins, wie Staub und Vergänglichkeit Eins sind.

Ach, das haben seit Jahrtausenden die Sterblichen wohl erkannt; seit Jahrtausenden sprachen sie die große Wahrheit aus: Das Göttliche allein bleibt ewig! Aber sie blieben nicht alle im Göttlichen. — Jesus erschien; er lehrte die Bewohner der Erdenwelt, daß, wer in Gott wohne, in dem wohne auch der ewige Gott. Und Millionen beteten ihn an, und schmückten sich mit seinem heiligen Namen; aber ihr Gebet war Lippenwerk, ihr Name bedeutungslos, ihr Gottesdienst ein äußerliches Tagewerk. Sie bekannten sich zu Jesu, aber sie erkannten ihn nicht; sie priesen die Tugend, aber sie übten sie nicht; sie flehten um das Glück der Ewigkeit, aber sie opferten demselben nichts von ihren thierischen Neigungen. Reichthum, Würde, Einsicht, Macht, Ruhm und Schönheit waren die vergänglichen Götter, vor denen sie knieten. Des Ewigen aber, des Göttlichen, der Tugend gedachten sie oft erst unter dem Schauer der Todesstunde, wenn das höchste Gut, dem sie hienieden von der Wiege bis zum Sarge nachgeeilt waren, wie alles Irdische verschwand. Thränen, Reue, Entschließungen im Augenblicke des Scheidens ersetzen nicht, was verloren gegangen. Denn Thränen sind nur Thränen, aber keine Tugend; und der letzte Augenblick voll frommer Entschlüsse ist eine Frucht der schrecklichen Enttäuschung, aber ist noch kein Leben voll göttlicher Handlungen!

Alles vergeht und verweht! Nichts bleibt der unsterblichen Seele, als das Göttliche in ihr, die Vollkommenheit, welche sie sich aneignete. Und das Vollkommene, das Göttliche ist die Tugend! — Ja, die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit! (1. Joh. 2, 17.)

Trost erhabener Offenbarung! Offenbarung Gottes durch die Stimmen der Natur und Vernunft, durch die Stimmen des Weltheilandes und seiner auserwählten Jünger, durchdringe mit deiner wundervollen Kraft das Innere meines Wesens!

Auch die dauerhaftesten Denkmäler, auch die größten Werke der Menschen vergehen — aber ich bleibe! Auch der Erdball wird einst veralten, und ohne Bewohner zerfallen, auch die flammenden Himmelskörper können erlöschen, aber ich bleibe! Alles soll ich verlieren, Alles muß ich einbüßen — nur Eins kann ich behalten, Eins wird mich erhalten, die Tugend, daß ich den Willen der Gottheit vollbringe.

Wie irrte ich auch so lange im Finstern? Wie konnte ich mich auch so lange mit Täuschungen ergötzen? Warum suchte ich auch mein Lebensglück, mein höchstes Gut in allem Andern, nur nicht da, wo es vorhanden war? Warum dürstete ich manchmal so unersättlich nach großem Vermögen und Glücksgütern? Ich wußte es ja, daß Reichthum kein Glück macht, weil der goldreichste und mächtigste Mensch der unzufriedenste, elendeste Sterbliche sein kann. Ich wußte es ja, daß ich nackt in die Welt kam, daß ich nichts mit mir hinsausnehmen werde, als die Vollkommenheiten, mit denen sich meine Seele veredelte. Ich wußte es ja, daß dies die Schätze sind, die ich im Himmel sammeln könnte!

Warum begehrte meine Eitelkeit oft mit so kindischem Verlangen nach äußerer Schönheit und gefallender Pracht, als wäre sie des Menschen höchstes Gut? Ich wußte es ja, die Schönheit erstirbt nach wenigen Jahren, und wehe dem, der sich keinen bleibenden Werth zu erwerben wußte! Nur Seelenschönheit glänzt durch die Ewigkeit; nur sie dauert in ewiger Jugend fort; an ihr mangeln die Jahre nicht, denn das Ewige ist erhaben über die Zeit, wie Gott.

Warum rang ich so oft ungestüm nach Macht, Ansehen und Ruhm? Wie konnte ich das Lob der Menschen für das höchste Ziel meiner Wünsche halten? O Wahnsinn des Ehrgeizes, mit welchen träumerischen Vorspiegelungen umgaukeltest du mich oft; und wie oft machtest du mich meines höhern, meines bessern Selbstes, meiner innern Zufriedenheit vergessen! War mir doch nicht unbekannt, daß nach der Sterbestunde mein Ohr nichts mehr von den Schmeicheleien der Menschen vernimmt; daß mein gebrochenes Auge nicht die Denkmäler kennt, die sie auf meinen Grabhügel erhöhen. Warum arbeitete ich für Ruhm unter den Sterblichen, die nach mir vergehen werden, wie ich verging? Ich kannte ihn ja, den wankelmüthigen Sinn der Leute, den Neid der Menge, die beständig verschiedene Meinung derer, die unsern Werth beurtheilen! Wie könnte ich diesem Traumbilde Alles aufopfern wollen? — Nur da ist wahrhaft ewiger Ruhm möglich, wo derjenige selbst ewig ist, der ihn aufbewahrt. Nur in dem unsterblichen Gott ist unsterblicher Ruhm! — Ach, trachtete ich schon nach diesem mit eben jener Begeisterung, wie nach der Herrlichkeit meines Namens unter den Sterblichen? Nur des allwissenden Gottes Urtheile über unsern Werth sind unwandelbar dieselben. Habe ich jemals um seinen Beifall mit so vieler Anstrengung aller Kräfte gestrebt, wie um den Beifall veränderlicher, tauschbarer, von ihren besondern Leidenschaften geleiteter Menschen?

Warum dachte ich mir oft den Umgang mit Freunden, den mannigfaltigen Genuß ungestörter Freuden mit frohen Menschen als das höchste Gut der Seelen? Und doch war ich vielmals schon von denen getäuscht und vergessen, die sich meine Freunde, meine Freundinnen nannten. Wo sind ihre Versprechungen, ihre zärtlichen Zusicherungen, ihre Schwüre geblieben? Die dich einst in

ihren Armen hielten, jetzt gedenken sie deiner kaum noch; und manche derer, die dich noch heute mit ernster Liebe lieben würden, sind in bessere Welten übergegangen.

Und alle Vergnügungen des geselligen Lebens, alle Feste, alle Gastmähler, die dir frohe Stunden gaben, sind sie eines dauerhaften Werthes? Die Lieder der Freude verhallen endlich — der Seufzer des Verdrusses folgt ihnen nach. Das fröhliche Lärmen der Gäste verstummt; Todtenstille folgt ihnen in den leeren Sälen; der Genuß des Gaumens, kaum beendet, ist vergessen. Der mit Blumen bekränzten jugendlichen Tänzerin windet man eine Todtenkrone, und der feurige Jüngling geht nach Jahren vor Alter zitternd am Stabe einher. Alle Lust der Erde vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Nicht daß wir sie verschmähen sollten, des Lebens verschiedene Freuden—nein, auch sie sind uns von Gott gegeben! Aber wir sollen als Weise, als Christen, ihnen keinen höhern Werth beilegen, als sie haben. Sie sind flüchtig, vergänglich, gemacht, den Augenblick zu versüßen; aber sie sind nicht das letzte, schönste Ziel, dem wir nachtrachten müssen. Sie sind vorübergehende Erquickungen, Reizmittel unserer Thätigkeit, aber nicht das höchste Gut. Dies ist nur das Göttliche, es ist die Tugend!

Gott ähnlich werden in Heiligkeit; vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist; die Menschen lieben und beglücken, wie er sie aus Liebe beglückt; Zufriedenheit, Freude und Segen um uns verbreiten, wie er, der seine Sonne scheinen läßt über den Gerechten und den Sünder — — das heißt den Willen Gottes thun. So hat ihn uns Jesus geoffenbaret.

Nur Tugend ist von allen Gütern das höchste Gut. Zu diesem hat der Schöpfer allen seinen Kindern die Laufbahn geöffnet; hier hat der Fürst keinen Vorzug vor dem Bewohner der ärmsten Hütte, der Reiche nicht mehr Gewalt als der Dürftige; Alle haben, um die Palme des Sieges zu gewinnen, die gleichen Mittel, die gleichen Kräfte.

Gelehrsamkeit mag für den Talentvollen, der Thron für den Fürstensohn, Ruhm für den Geschickten, Ansehen für den Begüterten, Reichthum für den Einzelnen sein, den Umstände begünstigen — Mannigfaltigkeit der Zustände soll im Leben sein; verschieden sollen die Gaben vertheilt fallen, daß Einer dem Andern diene — aber das Göttliche, das höchste Gut, ist allgemein, wie Gott allgemeiner Vater ist, wie wir alle seine Kinder sind. Jedem ist es erreichbar, und darum ist es Jedem das Höchste und Theuerste.

Auch dem Fürsten bleiben, umgeben von aller Macht, noch tausend Wünsche übrig; und hättest du Schätze auf Schätze gehäuft, du würdest noch immer nach andern Dingen geizen; und hättest du Kenntnisse gesammelt, wie Keiner, deine Wißbegierde würde noch weiter streben. Nie ist der menschliche Wille gesättigt; nie hat er dessen genug, worauf seine Leidenschaft gerichtet ist. Dies aber beweiset nur, daß das, was er hat, noch nicht das höchste und letzte und wahre Gut sei.

Kennst du den Frieden der Seele? Ihre Ruhe des Gemüths, wo du, versöhnt mit dem Himmel und der Erde, dich über alle Gefahr erhaben fühltest, und keine

Wünsche mehr hattest? Kennst du jene selige Stille des Herzens, wo du ohne Vorwurf gegen dich selbst, nur das Bewußtsein schon erfüllter Pflichten und das Bewußtsein der göttlichen Huld empfandest — wo Hochachtung deiner selbst dich adelte, von Menschenfurcht befreite; wo selbst der Tod, wäre er erschienen, dir deine Zufriedenheit nicht gestört haben würde? Dies war die Wirkung deiner Tugenden, dies der Lohn deines reinen Gewissens — dies war Genuß des höchsten Gutes.

Ein Glück aber, das vom Sturm des Schicksals, von einem Hauch der Umstände hinweggeblasen werden kann, wie eine Seifenblase — nein, dies kann das Letzte und Höchste nicht sein. Alle Zeiten sahen von jeher vertriebene Fürsten; Reiche, die den Bettelstab erwählen mußten; berühmte Männer, die zur Verachtung niedersanken. Kann das unser höchstes Ziel sein, was durch unbedeutende Ereignisse verwischt werden kann? Unmöglich! Das ist noch nicht das Letzte, was noch den Wunsch fester Beständigkeit und Unzerstörbarkeit übrig läßt.

Die Tugend aber macht unter allen Lebensverhältnissen den Menschen glückselig, und hört nie auf, ihn mit ihren stillen Freuden zu krönen. Sie gewährt in allen Lagen Zufriedenheit mit uns! Sie lächelt unter den Thränen des Schmerzes; sie füllt die Brust des Armen mit Entzücken, dem ein Bissen Brodes das einzige Gastmahl ist, und ein Trunk Wassers köstlicher dünkt, als der Becher Weins, den der Reiche unter langen Sorgen einschlürft. Sie läßt uns den Werth der Dinge im wahren Lichte sehen, lehrt den Außenschein trennen vom Wesen der Sache, so daß wir auf jeden Verlust, auch dessen, was uns das Theuerste ist, vorbereitet sind. Eine Feuerflamme kann unsere Habe einäschern; eine Lästerzunge des Bösewichts unsern Namen schänden; Ungerechtigkeit kann uns verstoßen; eine Krankheit uns lähmen; das Grab kann uns unsere Lieben nehmen — aber nichts kann den Gott aus unserer Brust rauben, nichts das Bewußtsein unserer Unschuld tödten, nichts die hohe Freudigkeit zerstören, in der wir, auch beim bittersten Verluste, den Blick zum Himmel heben und sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gepriesen sei sein Name!

Alle Lust der Welt vergeht, aber wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit! — Ja, ewig, wie der ewige Gott, bleibet die Tugend! Die durch sie veredelte Seele schwingt sich einst über den Staub, über das Gewühl und die bunten Täuschungen des Lebens empor — nichts rettet sie aus dem Schiffbruch, wenn ihre irdische Hülle zertrümmert, nichts nimmt sie mit sich, als was sie selbst geworden ist — Güter der Erde waren nicht ihr, sondern dem Leibe erworben, der sich damit schmückte; aber geistige Vollkommenheiten, Tugendkräfte waren dem Geiste erworben, der, verklärt durch sie, in das Ewige eingeht. Darum sind sie das höchste Gut, weil sie in zwei Welten gehören und Seligkeit bringen. Alle andere Lust der Welt vergeht!

O Gott, Allerheiligster, heller kenne ich nun das Ziel, welches mir entgegenstrahlt aus Deinem Heiligthum! Das Ziel, welches Du mir gesetzt hast! In Dir, in Dir ist mein höchstes Gut, denn in Dir ist Heiligkeit und Vollendung!

Wie ein Verblendeter ging ich auf Erden umher — ich suchte das Höchste im

Staube, das Ewiggute im Vergänglichen. Mich täuschten Liebe und Freundschaft, Glück und Ehre, und doch trachtete ich dem Schattenwerk mit immer neuer Sehnsucht nach, und rang und arbeitete, und erreichte es nie; und wenn ich's erreicht hatte, war ich darum nicht zufriedener, nicht ruhiger, nicht beglückter. Ich erkenne mein Ziel, mein höchstes Gut. Soll ich länger meine Seele ausschließend dem Vergänglichen aufopfern? Nein, nein, ich will eilen, das Bessere zu erreichen, das Du mir zeigst, das Jesus mir geoffenbart. Nicht das Reich dieses irdischen Lebens umgrenzt meine Laufbahn, sondern das Reich des Göttlichen. Darum will ich am ersten trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Muthig will ich mir nun die bessere Bahn eröffnen, und durch gerechten, heiligen Wandel mein besseres Ziel ereilen. Und wenn meine Kräfte wanken wollen; wenn irdische Reize mich meines höheren Zieles vergessen machen wollen; wenn ich von meinen sinnlichen Begierden, von meinen tadelhaften Neigungen zu unheiligen Gesinnungen, zu unerlaubten Entschlüssen fortgerissen werden sollte — o mein Jesus, dann laß mich auf Dein heiliges Leben blicken, daß ich mich selbst ermanne, und gegen den Strom ankämpfe, der mich von meinem Ziele zurückweiset; dann, mein Jesus, erschalle tief ins Innere meiner Seele Dein Ruf: Wer bis ans Ende beharret, der wird selig! (Matth. 10. 22.)

13.

Der Vorgeschmack des Himmels.

Erster Theil.

Matth. 5, 8.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn;
Andacht und heilige Wonne durchdringe
Unser Aller Seelen ganz!

Alles, was lieben kann, liebe den Herrn;
Seraphim, Cherubim, Engel und Geister
Lieb' ist eure Seligkeit.

Schmecket und sehet, wie freundlich er ist!
Lieb' und Erbarmung, und Wahrheit und Gnade
Waltet ewig über uns.

Dürsten doch unsere Seelen, wie ihr,
Selig und heilig und ewig zu lieben
Den, der uns Alle erschuf.

Heil uns, wir lieben ihn ewig! Der Staub
Liebt den Erbarmer mit Thränen der Sehnsucht,
Die er selbst einst trocknen wird.

Ich will mich vom Staube erheben, und aus den Ungewittern dieses Lebens zu dem, was dauernde Seelenruhe, unzerstörbares Glück gewährt. Was habe ich von diesem Getümmel der Welt, wo mir doch nie ganz wohl wird; wo an jedem Lichte ein Schatten, an jeder Lust ein verhältnißmäßiger Verlust und Schmerz hängt? Kann ich mir da wohl selbst leben, mir ganz selbst angehören? Nein, da bin ich ein Raub der Drangsale aller Art, der Mühen, der Sorgen, der vergeblichen Wünsche, der vereitelten Hoffnungen, der trostlosen Begebenheiten, der oft sehr langweiligen Zerstreuungen. Ich bin nie mehr in Gesellschaft, als wenn ich in betrachtungsvoller Stille mit mir allein bin, und meinen Geist zu

dem Urheber aller Schicksale erhebe. Ich bedauere den, welcher noch niemals einen solchen Genuß gehabt hat. Und doch werden ihrer Wenige sein, die ihn nicht kennen. Denn auch der zerstreuteste Weltling erlebt endlich — und gewiß er am öftersten! — den Augenblick, da ihm seine Vergnügungen sehr fade vorkommen; da er seinen Umgang mit Andern sehr peinlich, wenigstens schlecht ergötzend findet; da er sich nach dem Bessern sehnt; da er, in Betrachtung über sich selbst und den Werth seines bedeutungslosen Daseins vertieft, etwas Besseres ahnet, und mit Sehnsucht begehrt.

Und — doch ergreift er es nicht. Denn oft scheint es ihm unglaublich, daß er es im Schooße der höchsten Weisheit, im Heiligthum der Religion suchen solle. Er hat vor seiner eigenen Religion selbst zu wenig Achtung. Sie ist ein verworrenes Gewebe von dunkeln, unzusammenhängenden Vorstellungen, die er aus den Kinderzeiten etwa noch im Gedächtnisse bewahrt, aber nie weiter durchdacht und geordnet hat. Er wundert sich wohl über die Leute, die darin so außerordentliche Dinge zu finden behaupten, lächelt vielleicht recht mitleidig dazu und — kehrt mißvergnügt zu seiner bisherigen Lebensart, zu den gewohnten Unterhaltungen zurück, und wird doch des Lebens darin nie froh und desselben nur gar zu bald satt.

Freilich, darin hat er Recht: das zusammenhanglose Ueberbleibsel von erlernten Sprüchen und Sätzen aus den Kindertagen, was er seine Religion nennt, und was er eben so schnell beseitigte, als er einmal die alten Kirchengebräuche, bloß weil es noch die Uebung mit sich bringt, mitgemacht hatte — das ist eine armselige Religion. Es ist aber auch dies nichts weniger, als die Religion, welche Jesus Messias uns geoffenbaret hat; denn diese ist kein Gedächtniß-, kein Gewohnheitsgeschäft: nein, eine lebendige Kraft des Göttlichen im Gemüth des Menschen.

Und so gehen Tausende dahin und treiben sich elend herum im Leben mit ihrem Handwerk, ihrer Kunst, ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Handlung, und lassen sich in Kriegs- und Friedensereignissen von allerlei unbeständigen Lustbarkeiten und lange schmerzenden Unfällen verzehren. Sie überlassen ihr Glück, ihre Zufriedenheit dem Zufall, wie er es bringt und nimmt; glauben, sie können es nun doch nicht ändern; vermuthen gar nicht, daß dauerhaft glücklich zu werden, schon auf Erden den Vorschmack des Himmels zu empfinden, in eines Menschen Gewalt liegen könne. Sie verachten zuletzt heimlich jede Freude, und werden zuweilen mürrische, mißvergnügte Leute, denen nichts recht geschieht, werden Menschenfeinde und Lebensfeinde, weil sie die Freude noch nie recht gekannt haben.

Wohl gibt es viele Andere, schon weiser als Jene, welche, gestärkt durch Religion, oder gehoben durch edlere Gefühle, dem irdischen Leben seinen Werth nicht ableugnen. Allein sie beklagen die Flüchtigkeit des Genusses. Auch ich war einst innig selig, spricht Mancher; da empfand ich den Vorschmack des Himmels. Ich war im Vergnügen aufgelöset. Aber — wie schnell verflog mein Traum! Ja, ein Traum war Alles. Denn nun liegt es weit hinter mir im Reich der Vergangenheit, wie ein verblassender Schatten. Kaum werde ich davon nur noch die Erinnerung haben. Dann wandere ich durch das Einerlei des Alltagslebens hin, wie durch eine Wüste.

Jeder denke nur einmal an seine vormaligen Tage zurück und überlege und frage: Welches war wohl die schönste Zeit meines ganzen Lebens? Welches war wohl der süßeste von allen Augenblicken, den ich genossen?

Hier denkt Mancher an die harmlosen Stunden und Spiele der Kindheit; da war uns gleichsam Alles in ein schönes Morgenroth gehüllt; da war eine große Kleinigkeit unser bester Schatz, eine Blume unser Kleinod, ein Spaziergang unser Himmel. Alles hatte damals für uns noch eine höhere Bedeutung; unsere eigene frohe Seele belebte selbst das Leblose, und hielt Gespräche und Freundschaft mit dem, was unsere Liebkosungen nicht erwiederte. Mit glücklichem Leichtsinn hüpften wir über die Dornen des Weges hinweg, den wir wandelten, und was uns verwundete, war eben so bald wieder vergessen, als die darüber geweinte Thräne. O welche glänzenden Aussichten gaukelten da vor uns in die Zukunft! Was erwarteten Andere von uns, was erwarteten wir nicht von uns selbst, wenn wir erwachsen sein würden? Ja, es war die glücklichste Zeit meines Lebens! ruft Mancher.

Ich glaube es Dir. Doch ernsthaft betrachtet, finde ich, daß jedes Lebensalter seine eigenen Freuden habe, die Gott zum Genusse hineinlegte. Wir können doch unmöglich die Bestimmung haben, beständig Kinder zu sein. Wer möchte dies auch wollen? Wer möchte wieder in jenen Traum zurückkehren, aus welchem wir jedes Kind sich begierig hinwegsehnen sehen, um die Freuden der Erwachsenen theilen zu können? Es wäre traurig, wenn es kein höheres Lebensglück gäbe. Denn dieses können wir nicht wieder zurückzaubern. Das würde ich das Höchste nennen, was der Mensch von entschlossenem Willen sich zu jeder Stunde erneuern könnte.

Und endlich prüfen wir doch recht genau, was uns als Kinder beseligt hat. War es das Aeußere, was uns umgab? war es Gold, Pracht und Ehre?— Ach nein! Auf einem Sandhaufen dünkten wir uns reicher, als ein König; mit wenigen Brettchen bauten wir uns Paläste; ein Bildchen erfüllte uns mit Entzücken. Wie kam das? Gewiß lag der Quell der Freude nicht draußen, sondern offenbar in unserm Innern. Wir waren zufrieden mit dem, was wir hatten, und sogen, gleichsam wie die Biene, auch aus der kleinsten Blume einen Honig. Wir waren harmlos um den kommenden Morgen; denn wir dachten, jeder Tag werde schon das Seinige bringen, und sorgten nur um den heutigen Tag. Wenn wir Nahrung und Kleider hatten, so ließen wir uns genügen. Wir waren leichten Sinnes; und ob wir gleich damals in unsern kleinen Verhältnissen so gut wußten, wie jetzt in unsern größern, daß viel Unangenehmes durch das Leben laufe, manche Thräne geweint, manche Angst erfahren werden müsse, klebten wir doch mit unsern Gedanken nie lange an dem was uns Unlust erweckt hatte; hingegen nach einer überstandenen Furcht nur desto inniger an der Erlösung von derselben; freuten uns nach dem erlittenen Schmerz desto herzlicher über das Bessere, was demselben folgte. Darum waren wir fast immer froh. Wir waren froh, weil wir nichts fürchteten; und wir fürchteten nichts, weil wir ein reines Herz, ein freies Gewissen hatten. Denke doch Jeder nur zurück an die bittersten Augenblicke seiner Kinderjahre! Gewiß sind es doch nur die gewesen, da wir zum erstenmal etwas Unrechtes be-

gangen hatten, und nun die Offenbarung desselben besorgten, und Angst vor der Strafe fühlten. Aber diese Angst machte uns klüger. Wir hüteten uns vor der Sünde, wenn sie wieder lockte. War die Strafe erlitten, die Schuld abgebüßt, dann hüpften wir von neuem heiter durch die Welt.

Ach, warum haben wir die hohe Weisheit unserer Jugendtage vergessen? Warum sind wir im Alter viel thörichter geworden, als wir gewesen, da wir Kinder waren? Warum suchen wir denn mit unverzeihlicher Selbsttäuschung unser Glück und Heil nicht in uns, sondern erwarten es von Sachen, die außer uns liegen? — von Sachen, die doch nur erst das für uns werden, was wir aus ihnen machen wollen? Warum klebt unsere Seele jetzt mit thörichtem Eigensinn lieber an Allem, was unangenehm ist, als an das zu denken, was unschuldig ergötzt? Warum ist das Herz nicht mehr so genügsam, wie damals, wo es sich noch aus Wenigem Vieles zu machen verstand? Warum sind unser Stand, unsere Einkünfte, unsere Kleider, unser Hausgeräthe nicht köstlich, nicht vortrefflich genug, da wir doch Vieles besser haben, als da uns die schlechteste Hütte noch wohlgefiel? Warum quält uns immer eine anhaltende, heimliche Unruhe, irgend ein Bewußtsein von einer Schuld? Warum genießen wir keine Lust ganz rein und ohne ein bitteres Nebengefühl?

Alles, weil wir die Weisheit des kindlichen Alters verloren haben! Nicht die Welt, nicht die Menschen um uns her haben sich seitdem verändert, sondern wir uns selbst. Wir sind von uns selbst abgefallen, und haben uns fremden Dingen angehängt, als könnten wir von ihnen nur die verlorne Glückseligkeit wieder empfangen; und wir jagen ihnen mit blindem Eifer nach, und werden nicht wieder so selig, wie ehemals. Kein Cherub hat uns aus dem Paradiese der Jugend vertrieben, aber unsere Eitelkeit, Ehrbegier, Habsucht, Ueppigkeit, unser Stolz, unsere Ränkesucht, unser Neid und Hassen.—Und wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, sprach Jesus Christus, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen!

Hieltest du also deine Jugendstunden für die schönste Zeit deines Lebens, so vergiß nicht, aus welchen Ursachen sie dir die schönsten waren. An dir selbst liegt es noch, den Himmel der Kindheit auch auf deine spätern Tage herüberzuziehen. Werde in deinem Innern wie damals: einfach, fromm, genügsam, versöhnlich, liebend, und der einmal empfundene Vorgeschmack des Himmels beseligt dich wieder. Du hast Jesum verstanden, dessen Worte du vielleicht schon vielmals gelesen, aber nie ganz in ihrer hohen Weisheit begriffen hattest.

Es sind aber ihrer Viele, welchen das Glück einer freudigen Jugendzeit durch Krankheiten, Grausamkeit von Stiefeltern oder andere Unfälle oft vermindert worden ist, also, daß sie jene Jahre kaum zu den schönern ihres Daseins zählen mögen. Und welches war denn nun wohl der schönste Punkt in deinem übrigen Lebenslauf? Vielleicht derjenige, welcher dir die Liebe verklärte, als die höhern Tage gekommen waren, da du als Jüngling, als Jungfrau, die ersten freien Schritte in die Welt hinaus thatest? Du gedenkest noch der Stunden deiner stillen Träumereien, deiner Hoffnungen, deiner Sehnsucht. Erd und Himmel verschönerten sich in den unaussprechlichen Gefühlen, die damals dein Herz bewegten. Dein Gedanke war, was du liebtest. Alles, was mit diesem verbun-

den war, hatte für dich höhern Werth. Ein Blick konnte dich beseligen; das einfachste Geschenk war dir unschätzbarer, als ein Thron; die erste Blume aus der geliebten Hand hättest du um keine Juwelen vertauscht. Du trateſt zum andernmal in den Himmel deiner Kindheit zurück, aber mit neuem Sinn und Geiste. Wie fandeſt du Alles göttlicher als sonst, und an dem, was du liebteſt, so hohe Tugenden! Wie schienſt du dir selbst voller Demuth oft der Gegenliebe ganz unwürdig; wie strebteſt du dich zu vervollkommnen, und durch würdigere Eigenschaften zu gefallen! Wie viel Wonne lag oft noch selbst in deinem Kummer, wie viel Trost in deinem eigenen Schmerz! Welche edle Entschließungen gingen damals in deiner Seele auf—wie schämteſt du dich jeder Unanständigkeit, jedes Lasters.

Auch ich war einst selig! ruft Mancher, in welchem die Erinnerung an jene verschwundenen Augenblicke wieder aufblüht: ich war selig! aber es war ja nur ein Rausch meiner Einbildung, ein thörichter Selbstbetrug. Nur zu bald erwachte ich aus meinem Traum, und sah bei kälterm Blute ein, daß alle die hohen Vorzüge, welche ich an dem, was ich liebte, erblickte, nie oder nur zu sehr mangelhaft vorhanden gewesen waren.

Das saheſt du ein; aber doch gehörten jene Stunden der ersten Täuschung zu den beglückteſten deines irdischen Daseins. Woher entsprang denn damals die Seligkeit deines Gemüths? Doch nicht, weil du alles Himmlische außer dir fandeſt—denn du selber gesteheſt dir, daß du dich getäuschest hatteſt — nein, das Himmlische war in dir, das du liebteſt, und das Bild desſelben trugſt du auf Außendinge über. Du liebteſt das Vollkommene, die hohe Tugend, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue—nicht die Falschheit, nicht die Hoffart, nicht den Reichthum, nicht die Familie. Du liebteſt und verschönteſt selbst die Mängel der Geliebten.

Siehe, das Erwachen der ersten Liebe ist ein neues Aufflammen der jugendlichen Unschuld und der Ehrfurcht und Hochachtung vor dem, was göttlich ist in der menschlichen Natur! Und das Himmlische, was du verehrteſt, war in dir selbst, und darum nennſt du es Täuschung, weil du den Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht außer dir gefunden haſt, wie du es gefunden zu haben wähnteſt.

Warum bist du seitdem so glücklich nie wieder geworden? Warum haſt du mit der Täuschung auch die beseligende Liebe des Göttlichen und Vollkommenen von dir geworfen? Warum suchſt du das Heilige nicht in dir auf, da du es draußen umsonst erwarteſt? Warum ringſt du nicht mit Kraft darnach, die seltene Vollkommenheit, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue dir selbst anzueignen, deren Vorstellung dich einst so entzückte? Warum hörteſt du auf, dich, wie ehemals dem Gegenstande deiner Liebe zu gefallen, mit neuen Vorzügen zu schmücken? Warum verbannſt du nicht, wie damals, mit Abscheu jede Unanständigkeit, jede widrige Leidenschaft, jedes Laſter von dir? — Du wäreſt noch heute selig; denn die Welt würde dich verehren, Gottes Beifall würde dich über Alles, was im Irdischen quält, erheben. O du gesunkener Mensch, wäreſt du dem Jugendbilde der höchſten Vollendung

treu geblieben, du würdest auch heute noch den Vorgeschmack des Himmels empfinden.

Aber du bist von dir selbst abgefallen, und dem Bessern in dir treulos geworden. Du fandest nicht bei andern Menschen die Vortrefflichkeiten alle, welche du anbetetest; darum vergaßest du dich, wurdest gemein und schlecht, wie Andere, und oft wohl noch schlechter als sie. Darum wich dein Himmel von dir.

O Gott, mein Gott, Du Schöpfer der Himmelswonnen, im Erdenstaube! auch ich war einst selig. Und ich kostete den Vorschmack höherer Seligkeiten. Ach, wie einst den ersten Menschen, nach Deinem Ebenbilde geschaffen, gibst Du mit unerschöpflicher Huld jedem Menschen noch heute sein Paradies. Wie lange er es bewahren will, steht bei ihm. Er hat es, so lange er tugendhaft ist, Deinen Willen erfüllt, reines Herzens ist, und das Göttliche in sich nicht entweiht. Aber die finstern, unreinen Begierden nach äußerem Glück vertreiben ihn aus dem Eden — und er kann Dich nicht mehr schauen. Sein Blick hängt gierig am Staub der Erdenwelt, gleich dem Blick des vernunftlosen Thieres, und richtet sich nicht zum Himmlischen empor, wie er soll, welcher geschaffen ward nach Deinem Ebenbilde.

Zum andern Mal ward uns der Weg zum verlorenen Paradies wieder aufgethan, Welterbarmer, Heiland, Göttlicher, durch Dich und Dein Wort! Warum vrrschließen wir vor Deiner Stimme unser Ohr? Es ist ja aller Menschen einziges Streben, vollkommen glücklich zu sein; schon in Kinder-, schon in Jünglingstagen gewährt uns der Zauber der Tugend den Vorgeschmack der höchsten Seligkeit — warum verstehen wir nicht, o Jesus, deine Weisheit in dem Worte: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

14.

Der Vorschmack des Himmels.

Zweiter Theil.

Römer 5, 8.

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn Er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe,
Treu gesinnt nur meinem Herrn.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich Ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand,
Längst vermißte Brüder
Find' ich da in seinen Jüngern wieder.

Ja, ich weiß, ich glaube und fühle es — fühle es in allen Begebenheiten meiner Tage, in allen Schicksalen meiner Miterschaffenen, in allen Werken der prachtvollen Natur, diesem hohen, ewigen Gottestempel: daß der Alliebende

uns Kindern des Staubes zur Seligkeit gerufen hat; daß wir hienieden schon Vorgefühl himmlischer Wonnen haben können; daß aber der Quell der Lust wie der Quell unserer Schmerzen nirgends als in unserer eigenen Brust, in unserer Vollkommenheit oder in unsern Fehlern wohnt.

Wie selig muß der Mann sein, welcher in allen seinen Verhältnissen ein vorwurfsfreies Herz hat; welcher sich durch keinerlei Sorge allzusehr das Gemüth betrüben läßt; welcher durch keinen aufwallenden Zorn, durch keine zu ungestüme Liebe sich hinreißen läßt, mehr zu thun, als sein sollte! — In seiner Seele lebt jene hohe Ruhe, von welcher gewöhnliche Menschen kaum eine dunkle Vorstellung haben, jene Ruhe, welche der wahre Friede Gottes ist.

Hast du jemals schon einen schönen Frühlingsmorgen einsam unter den Reizen der aufblühenden Natur verlebt? Wenn du dich da im Schatten stiller Gebüsche ergingst, durch deren grüne Zweige der Glanz der Sonne mit Purpurwellen brach; wenn über die grünen Auen ein sanfter Hauch des Morgenlüftchens floß, und die zahllose Fülle der Blumen schauerte, und der Thau am Halm erglänzte, wie Freudenthränen, welche der Himmel geweint über die Herrlichkeit und Güte des Schöpfers; und der Bach vom Felsen, und der Strom in den Ufern, und der Wald am Hügel feierlich erbrauſete, und während hoch und tief die Lüfte erklangen vom wunderbaren Liede der Vögel — o, wie war dir? Drang nie ein Strahl unaussprechlichen Entzückens durch deine Brust? Du athmetest tief auf; du schienest leichter zu sein, als wärest du verklärt; du hättest deinen Gesang zu den Gesängen der Lüfte, deine Freudenthränen zu den Thränen des Himmels mischen, dir die Fittige der Morgenröthe wünschen mögen, um hoch im unendlichen Blau über dir schweben, oder in die grüne Nacht der Wälder sinken, oder dich im Duft unbekannter Fernen verlieren zu können; du hättest die ganze Welt mit deiner Liebe durchdringen mögen.

Lagst du je auf der Höhe eines Berges, da die weite Landschaft mit ihren Fluren und Hütten schweigend unter deinen Blicken ruhte? Wie schwieg auch Alles in deiner Brust! Du vergaßest deine übrigen häuslichen Umstände; keine Sorge beklemmte dich mehr, keine widrige Erinnerung störte dich in der wohlthätigen Ruhe, keine Leidenschaft wagte, mit gewohnten Stürmen, den Frieden deiner Seele zu unterbrechen. Ja, dir sprach eine leise Stimme: Mir wäre wohl, könnte ich ewig so sein!

Siehe, das war ein flüchtiger Vorschmack des Himmels, welcher zuweilen selbst leidenschaftlichen, unruhigen Gemüthern vergönnt ist, damit sie in sich gehen zur ernsten Selbstbeschauung und zum Nachsinnen über das Mittel, wie sie solch einen stillen, seligen Zustand in sich verewigen können. Siehe, das ist der Friede Gottes, welcher den tugendhaften Weisen, den wahren Jünger, die ächte Jüngerin Jesu immerdar erfüllt und über des Lebens Mühseligkeiten erhebt. Du warst glücklich, weil du dich in jenen Augenblicken selbst vergessen lerntest, frei warst von irdischen Begierden, die ebenso schnell dir die heilige Ruhe entrissen, als du wieder in deine Hütte tratest.

Wehe dem armen Menschen, der, um des Lebens einmal recht froh zu werden, sich selbst vergessen muß! Es ist dies ein Beweis, daß er entweder mancherlei Schuld auf seinem Herzen hat, mancherlei Sorgen und Noth, die er sich

aus Eitelkeit, Leichtsinn, Geldbegier und andern unreinen Neigungen zugezogen hat, oder daß er, was er thut und besitzt, nicht mit Weisheit thut und besitzt, sondern sich von hundert kleinen Sorgen verzehren läßt, die doch nicht helfen, und sich Kummer macht, den er am Ende oft selbst überflüssig findet.

Der würdige, innige Jünger Jesu hat wohl nie Ursache, sich selbst vergessen zu müssen, um heiter zu sein von Grund der Seele. Vielmehr, das erst macht ihn selig, wenn er seinen innern Zustand übersieht und sein Verhältniß zum Vater des Lebens. Der Tag kann Gewittersturm bringen, aber seine Zukunft lächelt ihm desto fröhlicher. Er ist mit Gott; Gott ist mit ihm. Vornehm oder gering, reich oder arm, gepriesen oder verlästert, hoch oder niedrig, es kann ihm gleich gelten. Denn der Quell seiner Glückseligkeit liegt nicht draußen, sondern ist in seinem Gemüth. Und er ist mit Gott, und Gott mit ihm. Und selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen, schon hier im Vorgefühl höherer Seligkeiten.

Fast jedes menschliche Lebensalter hat seine Himmelsstunden, in denen der Sterbliche sich unwillkürlich über sich selbst hinweggerückt sieht und fühlt; nicht was wir haben und erwerben, nicht was wir essen und trinken, nicht wie unsere Kleider sind, nicht was die Menschen von uns denken, macht vollkommen glücklich, sondern ein reines Herz.

Warst du Augenzeuge, oder hast du gelesen oder gehört, wie eine verfolgte Unschuld einmal gerettet worden sei? wie irgend ein verdienstvoller, wohlthätiger Mann lange verkannt und mit aller Schmach von seinen Feinden belegt wurde, bis endlich Jedermann das Unrecht einsah, was ihm geschehen, und Jeder nun seine Leiden bedauerte und zu vergelten suchte? — Erinnerst du dich, wie der Triumph der lange unterdrückten Unschuld dein eigenes Gemüth erhob; wie dich eine stille Lust ergriff, als wärest du selbst gerechtfertigt worden; wie dir das Glück der endlich belohnten Tugend Thränen stummer Freude in die Augen lockte? — Siehe, du theiltest in Gedanken den Vorschmack des Himmels mit dem Gerechtfertigten. Es war dein eigener Tugendsinn, der dich begeisterte. Es regten sich in dir laut deine Anlagen zur wahren Glückseligkeit; die Quellen deines Heils begannen zu sprudeln — o warum warfest du diese Quellen wieder mit dem Schutte schlechterer Begierden und Sorgen zu, daß sie versiegen mußten? Warum erhobst du dich nicht gewaltsam über alle künftigen niedrigen Gesinnungen hinweg, und beschlossest nicht, der hohe, heilige Mensch zu bleiben, der du für einen Augenblick in jenen Rührungen gewesen warst?

Die Kindheit hat ihr Eden. Die Tage der spätern Jugend haben ihre Paradiesesstunden. Aber auch im bestandenen Alter blitzt den Sterblichen oft durch den Staub des Alltagslebens ein Strahl an, wie aus bessern Welten. Die Vorsehung läßt ihn von Zeit zu Zeit den Vorschmack des Himmels genießen, um ihn zu reizen, dem allein nachzueilen, was solchen verewigen kann.

Weißt du, was die Freude einer Mutter ist, wenn ihr Kind in schöner Holdseligkeit aufblühend vor ihr steht und lächelt, und mit diesem Lächeln alle Gefühle ihres Busens entzündet? wenn sie sich stumm und voll heiliger Liebe zitternd niederbeugt zu dem Engel ihres Lebens, und mit ihrem Kusse die reine Liebe des Engels in sich hinüberziehen möchte? — — Weißt du, was das Ent-

zücken eines Vaters ist, wenn er zum erstenmal den Neugeborenen erblickt, der ihm das Leben dankt; wenn ihm zum erstenmal der Säugling lächeln will; wenn das freudige Kind die ersten Worte stammelt; wenn er es in Gesundheit, Fleiß und Tugend erblühen sieht? — — O, diese Wonnen bezahlst du ihm in dem himmelvollen Augenblicke mit allen Reichthümern der Erde nicht; und die Mutter empfindet es tief und spricht: Nehmt mir Alles, ich bin dennoch selig! Königinnen können elend sein, und Bettlerinnen doch selig!

Siehe, das ist ein Anklang der reinen Saite des Herzens — ach, warum lassen wir diese Saite so oft wieder verstummen? Was zieht uns denn Alle mit so unwiderstehlicher Gewalt zu der schönen Kinderwelt hin? Was ist denn für eine unsichtbare Macht, die beim Anblick eines Kindes selbst den Barbaren rührt, und das Herz des Fremdlings fesseln kann? Es ist die arglose Sicherheit, die heitere Unschuld, die freundliche Anmuth in dem kindlichen Wesen, was uns entzückt. Es ist das unbefleckte, reine Gemüth dieser Engelsnatur; es sind die dunkeln Hoffnungen von einer herrlichen Zukunft des Kindes, und wie es — wenn es im spätern Alter ohne Sünden in diesen Tugenden dastände — die Liebe der Welt werden würde. Wir verehren in ihm die unentweihte Heiligkeit des Herzens, welches noch keine Ahnung vom Bösen hat. Es ist nicht das Aeußere, mit Fleisch und Blut, was unser hohes Wohlgefallen erregt, sondern das Reine, Himmlische, Gute, was uns aus dem unbefangenen Blick, aus den hellen Mienen des Kindes anstrahlt. Es ist unser eigenes, angeborenes Tugendgefühl, was uns begeistert, ohne daß wir es ahnen. Wir werden im Umgang mit den frommen Kleinen frömmer, edler, weiser; wir scheuen uns, mit unsern Fehlern vor ihnen zu stehen, und wer diese nicht ganz auszutilgen Muth hat, verbirgt sie wenigstens vor ihnen. Wahrlich, wir können im Umgang mit Kindern mehr lernen, besser und weiser werden, als oft mit den weisesten Leuten unserer Bekanntschaft. Lasset die Kindlein zu mir kommen, sprach Jesus, denn ihrer ist das Himmelreich.

So ist es denn aus allen Erfahrungen aller Lebensalter erwiesen und offenbar, daß die allergrößte Glückseligkeit, deren der Mensch je fähig ist, nicht daher stammt, daß er viel habe oder sei, sondern daß er ein reines Herz trage. In den Augenblicken des unnennbarsten Entzückens ist auch immer sein ganzes Tugendgefühl am stärksten erregt. Da ist er gut; da ist er frei von Eigennutz, Bosheit, falschem Wesen und unreinen Begierden. Da theilt er gern mit; da möchte er die ganze Welt beglücken; da verzeiht er seinen Todfeinden, und umfaßt mit Liebe die ganze Welt.

Das ist die Macht der Tugend; das ist das Zeugniß von der Wahrheit der Verheißung Jesu: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Sei reinen Herzens, und du hast alle Quellen der Seligkeit in dir aufgeschlossen, und du wirst den Vorschmack des Himmels empfinden, der dir nur dann und wann in den bessern Stunden des Daseins zu Theil geworden ist. Es waren aber nur darum deine bessern Stunden, weil du in ihnen der bessere Mensch geworden bist. Warum bliebst du nicht immer, wie du damals warst? Warum fielst du von dir selber ab?

Du fielst ab von dir, weil du wieder den äußern Dingen zufielst, von denen du Freuden erwartetest, die sie niemals gewähren können. Du wurdest dir selber treulos, weil du nicht dir, sondern andern Dingen angehören wolltest, welche schlechterdings zu deiner Gemüthsruhe nichts beitragen können. Du ergabst dich unmäßigen Sorgen für äußerliche Umstände, ohne dich zu erinnern, daß dein innerlicher Zustand die Hauptsache des Lebens sei, und daß, wenn dieser Umstand übel steht, alle Ehre von außen, alles Geld, alle Bequemlichkeit, alle Leckerbissen, alle Herrlichkeit für dich freuden- und werthlos seien. Du opfertest, einem Wahnsinnigen gleich, das Leben hin für den Tod, den Frieden der Seele für die Unruhe, die Heiterkeit für den Verdruß, daß Bewußtsein der Unschuld für Gewissensvorwürfe, den Stolz der Freiheit für die Schmach der Abhängigkeit, die Furchtlosigkeit für Angst und Besorgnisse. Du betetest vielleicht oft: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir Deinen guten heiligen Geist! Aber bald nach dem Gebet zürntest du wieder dem Bruder, betrogst du heuchlerisch einen Arglosen, ließest du wieder einen Leidenden ungetröstet von dir gehen, suchtest du wieder Geld mit Recht und Unrecht zusammenzuscharren, erfüllte der Neid dich mit Haß und Galle.

Und was hast du endlich mit deinen bisherigen Unruhen erworben?—Vielleicht einen siechen Leib, der dir wenig Lust an dem Uebrigen läßt, was du hast; vielleicht etwas mehr Vermögen und Gut, als sonst, und doch vielleicht weniger Freude, denn ehemals, da du weniger besaßest; vielleicht eine Ehrenstelle, die dich der Bosheit gehässiger Neider und vielen Verantwortlichkeiten und Sorgen ausliefert. Ist dies Vorschmack des Himmels? Ist es mit den Seligkeiten zu vergleichen, die du in gewissen bessern Stunden fühltest, da du das Alles nicht, aber ein reines Herz, ein freies, furchtloses Gemüth hattest?

Wer in sich selbst recht glücklich ist, dem gelüstet nach nichts Anderm mehr, als daß es immerdar bleiben könne, wie es jetzt sei. Machen äußere Umstände den Menschen glücklich: warum fordert er, wenn er am vermeinten Ziele steht, etwas Anderes, etwas Besseres? Warum läuft er immerdar einem Glücke nach, wie das Kind den glänzenden Farben des Regenbogens, und ereilt es doch nie?

Stehe still, Wanderer! Gedenke deiner Paradiesesstunden im Leben, und wodurch du sie empfingst. Nicht dein Kleid, dein Rang, deine Speise, dein Trank gaben dir den Himmel, sondern dein reines Herz. Du warst der bessere Mensch in jenen Stunden, darum war Alles um dich her besser. Laß ab von den falschen Mitteln, und wähle das Einzige wieder, was dich in deinen Himmel zurückführt.

Lebe in Gott mit kindlichem Gemüth. Laß dich niemals von den Sorgen um äußere Verhältnisse zu sehr einnehmen. Thue deine Pflicht, bewahre ein vorwurfloses Gewissen; in allem Uebrigen vertraue dem, der für uns Alle am besten sorgt. — Rotte deine fehlerhaften Neigungen, deine unreinen Triebe aus; du hast sie nicht als Kind gehabt, darum warst du damals glücklicher, als du heute bist. Verwirf von dir zu allererst die Wünsche, welche dir am meisten Unruhe machen; reiße dich durch anhaltende Uebung zuerst von denjenigen Fehlern deiner Gemüths- und Handlungsart los, die dir den meisten Verdruß stiften. Der Mensch vermag viel, unglaublich viel über sich, wenn er ernst will. Thue

dir selbst wenig zu gut; aber jeden Tag denke, wie du einem Andern Gutes thun willst. Fordere, was dir recht ist; aber auch im Kleinsten thue keinem Andern ein Unrecht. Und daß du immer besser werdest, lerne Jesu Sinn und Willen verstehen. Das ist die höchste Weisheit, das der Heimweg in dein verlornes Paradies. Dort findest du deinen Gott wieder, und in den schrecklichsten Lagen des Lebens eine Heiterkeit und Ruhe, eine innere Seligkeit, die dir kein Sterblicher entreißen kann. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Ja, Du ewiges Erbarmen, Du Liebe ohne Aufhören, Weltenvater, mein Vater! wenn ich Dich nur habe, ist alles Andere, was das Leben bringt, nur schattenhaftes Gaukelspiel. Wenn ich Dich nur habe, gehe ich mit Zuversicht durch helle und dunkle Stunden, und finde meinen Weg und zage nicht, ob Noth oder Tod mir drohen. Wenn ich Dich nur habe, bin ich reich genug, mag mir auch immerhin, was Andere köstlich nennen, fehlen; stehe ich hoch genug, mag mich die Welt auch noch so sehr verschmähen; fühle ich mich stark genug, und mögen Tausende sich zu meinem Untergang verschwören; bin ich geborgen, mag ich auch Schiffbruch leiden und all mein Hab und Gut verlieren. Wenn ich Dich nur habe, entreißt mir selbst der Tod nicht meine Freuden; und nimmt er von meinem blutenden Herzen alle die theuern Seelen, die ich liebe — er, ach er ist Dein Engel, er bringt sie nur zu Dir, daß ich sie wiederfinde in Deinem Liebesarm. Wenn ich Dich nur habe, ist Alles mein!

15.

Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit.

1 Kor. 13, 12. 13.

Der Herr ist Gott! von Ewigkeiten
Der Herr! der Herr auch unsrer Zeiten!
Er war, er lebet, er wird sein!
Was er beschließt, wer will es wenden?
Der Weltbau ruht in seinen Händen;
Trägt er ihn nicht, gleich stürzt er ein.
Noch aber wandelt seine Bahnen
Der Weltbau, den sein Finger hält;
In seiner Allmacht Ozeanen
Schwimmt dieser Staub noch, unsre Welt.

Wie lange noch von seinem Schonen
Geduldet, o ihr Nationen,
Die ihr auf diesem Staube spielt
Wie lange noch, eh' er entbrennet,
Allgegenwärtig und verkennet,
In seinen Wundern euch gefühlt?
Wie lang' ein Vater und ein Rächer,
Entheiligt und voll Langmuth doch?
Er hing die Erd' an Nichts: Verbrecher!
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Wie herrlich harmonirt der Gott, welcher mir aus Jesu Himmelsoffenbarungen entgegenstrahlt, mit dem wunderreichen Gott, der majestätisch sich mir und allen Völkern, allen Zeitaltern in der wechselnden Pracht der Natur verkündet! Geheimnißvoll und groß waltet er im Reich der geistigen Wesen, geheimnißvoll und groß in der Ordnung von Millionen flammenden Welten, die in ewig geregelten Bahnen durch einander wandeln, ohne sich zu verirren oder zu zerstören. Gnadenvoll waltet er in dem Reiche unsterblicher Seelen, wo sein Ruf zur Seligkeit alle Wesen durchdringt und seine Gerechtigkeit herrscht; gnadenvoll in dem Reiche des Staubes, wo auch der letzte Wurm sich seiner Barmherzigkeit freut.

Je länger ich die Offenbarungen des ewigen Sohnes betrachte und erwäge, je länger ich mich versenke in die Anschauungen der unendlichen Schöpfungen, je näher fühle ich Gott — je lebendiger empfinde ich's: hier ist kein todtes Wirken, sondern durch alle Formen des Staubes, durch alles Spiel verborgener geistiger Kräfte geht ein Wille voller Allmacht, eine Allmacht voller Weisheit, eine Weisheit voller Heiligkeit, eine Heiligkeit voller Liebe. Und dies ist Gott! Die Natur Gottes ergründe ich aber nimmer. Der Gott, den ich begreifen könnte, wäre kein Gott, denn es ist mir ja selbst die Natur meiner Seele ein dunkles Räthsel. Forsche nicht, worin das Wesen des Allerhöchsten bestehe; denn das Wesen des Allerkleinsten, was er gemacht hat, ist dir unerforschbar. Verwegener, je länger du in den Glanz der Sonne hineinstarrst, sie zu betrachten, je dunkler wird sie dir!

Unser Wissen hienieden ist ein Stückwerk! sagt Paulus, der weise Jünger Christi. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. (1. Kor. 13, 12. 13.)

Ja, diese Welt, welche mir nur auf eine kurze Zeit zum Bewohnen gegeben ward, ist mir ein dunkler Spiegel der Ewigkeit. Stückweise schaue ich hier, was ich einst in Vollkommenheit, in wundervollem Zusammenhang mit Entzücken sehen werde. Was ich hier hoffe, wird dort Erfüllung sein; was mich hier als dunkle Ahnung umweht, wird mich dort als Wirklichkeit umglänzen. Und der Gott des Lebens, den ich hier nur im Wiederschein seiner Herrlichkeit wahrnehme, wird einst mir in aller Klarheit offenbart sein, wenn mein unsterblicher Geist in ihm und seiner Seligkeit sich auflöset.

Diese Welt ist mir ein dunkler Spiegel der Ewigkeit. Was ich schon in diesem Leben einzeln erfahre, verräth mir, was ich einst in höherer Vollendung erfahren werde. Denn in der göttlichen Schöpfung ist Alles ein Einiges und Ganzes; da ist nichts ohne Zusammenhang, nichts ohne Fortsetzung; in der Kette des unendlichen Weltalls und der Wesen ist kein Glied zerrissen.

Hiersein und Dortsein, Leben und Ewigkeit, Alles ist Eins, Alles ein Ganzes, ohne Unterbrechung. Wäre der Blick meines Auges scharf genug, ich würde in dem kleinen Samenkorn, welches ein schwacher Grashalm verdeckt, schon die Riesentanne erblicken, welche nach hundert Jahren ein ganzes Thal überschattet. Alles ist Fortschreiten, Alles ist Entwickelung.

Einen Trieb des Lebens, eine geheime Kraft der Beseelung hat Gott durch das weite Weltall ausgegossen. Und wir nehmen diese Kraft, dies Allbeseelende, unaufhörlich wahr; aber wie selten achten wir ihrer! Diese Kraft, die in Allem wohnt, erneuert unaufhörlich die Gestalten der Dinge, die da zerfielen. Sie wirkt mit außerordentlicher Gewalt aus jedes Samenkorns innerm Keim, zieht Nahrung aus allen Elementen, schließt längst verwitterten Staub an sich, breitet ihr Leben in ihm aus, und stellt eine neue Pflanze dar, deren Schönheit unser Auge in den Tagen des Frühlings entzückt, deren Farbenglanz uns blendet,

deren Wohlgeruch uns erquickt, oder deren Früchte uns nähren mit Wohlgeschmack.

Dieser Lebenstrieb wohnt in allen Theilen thierischer Wesen, so, daß der Theil kaum getrennt ist vom Ganzen, als er auch, mitten in der Verwesung, schon wieder ein neues Leben entwickelt. Er ist es, der im modernden Staube sich regt und diesen in zahllose kleine Würmer verwandelt, die sich endlich wieder auflösen, um aus ihrer Fäulniß der ewig schaffenden, rastlosen Lebenskraft neuen Stoff zu neuen Geburten zu geben. So geht es ins Unendliche fort. Die Formen zerfallen, vermindern sich, aber das Leben dauert fort und beseelt den verwehenden Staub von neuem. So ist unser irdischer Leib von diesem Lebenstriebe durchdrungen. Auch in dem geringsten seiner Theile ist die durchs Weltall ausgegossene wunderbare Kraft vorhanden. Sie steht in Dienstbarkeit unsers Geistes, so lange derselbe den Leib bewohnt. Für ihn beseelt sie die zartfühlenden Nerven; für ihn rollt sie das Blut durch die labyrinthischen Gänge der Adern; für ihn saugt sie Nahrung aus den Elementen, glänzt sie im Auge, athmet sie den Duft der Blüthen und führt sie die Töne der Außenwelt bis in das Innerste des Gemüths.

Wenn aber das Unsterbliche die irdische Hülle übertrifft; wenn dies denkende, freiwollende, selbstthätig und nach eigenen Gesetzen wirkende Wesen, welches wir unsern Geist, unser Ich nennen, vom Leibe scheidet: dann hört die Dienstbarkeit der Lebenskräfte auf, der Leichnam zerfällt. Die belebenden kräfte zertheilen sich wie zerstreute herrenlose Diener, die Niemandem zu gehorchen wissen. Sie wirken im Moder unsers Körpers, alle für sich; und unsere zerfallende Asche verwandelt sich durch sie in zahllose Würmer, die, was von uns im Grabe übrig war, zerstören, bis auch sie vergehen und unser vielfach verwandelter Staub in neue Wesen übergeht.

Aber wie diese Kräfte und Lebenstriebe immer neue Stoffe finden, diese zu neuen Gestalten ausbilden, so wird auch die edelste aller Kräfte, der unsterbliche, zur Freiheit, zur Wonne, zur Ewigkeit berufene Geist, mit einer neuen Hülle umgeben werden. Er schläft nicht, er stirbt nicht, wenn sein erster Leib zerfällt. Auch er wird seinen neuen Schleier finden, in welchen er sich hüllt, um, ach! vielleicht vollendeter und herrlicher zu wirken im ewigen Sein. Er wird es! Denn nichts stirbt. Was heißt sterben? Sich verwandeln. So verwandelt sich die abgestorbene Blume in einen Staub, der neuer Blumen Theil wird. So verwandelt sich der Leib der Menschen und Thiere nach dem Tode in neue Gestalten. Und wie der blinde, nach Gottes Gesetzen wirkende Lebenstrieb, so wirkt auch der vom Irdischen entbundene freie Menschengeist unaufhörlich weiter. So ist uns schon diese Welt ein dunkler Spiegel der Ewigkeit.

Wer mißt mit seinen Blicken das uferlose Weltall Gottes? Auch das am schärfsten bewaffnete Auge des Himmelskundigen entdeckt dessen Grenze nie. Und noch weit hinter allen sichtbaren Sternen und Welten, die wir durch Fernrohre entdecken können, schimmert uns aus noch entferntern unbekannten Himmeln ein bleiches Licht entgegen, welches der Abglanz noch viel entlegenerer Gestirne sein mag, die in Gegenden wohnen, welche dem Sterblichen immerdar verborgen bleiben werden.

Man hat die ungeheure Schnelligkeit berechnet, mit welcher der Lichtstrahl sich verbreitet; man hat die Entfernungen berechnet, in welchen die Sonne und ihre Wandelsterne oder Planeten um sie her schweben, Sterne, die von ihr das Licht borgen, wie wir. Aber für die Entfernungen der meisten Sternenwelten fehlen uns Sprachen und Zahlen. Es können Sterne schon vor einem Jahrhundert ausgelöschen sein, die wir doch immer noch sehen, weil ihr Licht durch den unermeßlichen Himmelsraum noch immer bis zu uns unterwegs ist. Es können neue Sonnen in unaussprechbarer Weite von uns erschienen sein, die wir doch nicht sehen, weil ihr Licht durch die außerordentliche Ferne noch nicht bis zu unserm Auge vorgedrungen ist. So groß ist das Weltall! — Nicht das Weltall, ach! nur ein kleiner Theil desselben, den wir von unserer Erde aus beschauen können; und dieser kleine Theil, wie es scheint und wie es die gelehrtesten Himmelskundigen ahnen, ist weit von dem rechten herrlichen Mittelpunkte des großen Weltgebäudes entfernt, um welches sich Alles bewegt. Die Erde, die Sonne, Alles schwimmt täglich im großen Himmelsmeer fort und dreht sich um irgend eine größere Sonne, die aber unsern schwachen Blicken durchaus verborgen ist. Stündlich rückt der Erdball, ohne daß wir es empfinden, bei fünfzehntausend Meilen, täglich dreihundert und fünfundfünfzigtausend Meilen, im Himmelsraume fort. Stündlich und täglich rückt so die Sonne mit den zu ihrem Wirkungskreise gehörenden eilf Planeten (Erden wie die unsrige) und deren achtzehn Monden (die wir mit bloßen Augen nicht alle sehen können) in unbeschreiblicher Eile fort, ohne daß wir es spüren. So grenzenlos sind die Entfernungen aller dieser zu einander gehörenden Welten unter sich, daß wir kaum nach hundertjährigen Beobachtungen ihre Bewegung um eine andere, uns unbekannte Sonne wahrzunehmen im Stande sind.

Und diese zahllosen Weltkörper, fast alle unendlich größer als der kleine Weltball, den wir bewohnen, stehen dennoch unter einander in wunderbarer enger Verbindung, so weit sie auch von einander entfernt sind. In ihren Gestalten einander verwandt, senden sie sich wechselseitig Licht zu, und füllen den Raum zwischen sich mit einem feinen Stoff aus, der von ihnen ausgeht, und vielleicht derselbe ist, welcher in der Wetterwolke leuchtet, im flammenden Nordlichte strahlt.

Ach, was ist des gepriesensten Erdenkünstlers Meisterwerk neben dem großen, wunderbaren, endlosen Weltallsgebäude, wo Gott thronet! — Und dies Alles ist nur Eins; ist ein zusammenhängendes, in einander geflochtenes, einander verwandtes Ganzes! — Eins wirkt aus namenlosen Fernen auf das Andere. Der Mond bewegt unsere Meere mit Ebbe und Fluth, und wirkt auf die Witterung des Erdballs; eben so die noch weiter entfernte Sonne, welche alle bis auf viele hundert Millionen Meilen fern von ihr durch den Himmelsraum schwimmenden Himmelskugeln in Abhängigkeit erhält. Vermöge des noch unerforschten und wahrscheinlich für uns nie ganz erforschbaren Verbindungsstoffes zwischen den Welten äußern sie sich unaufhörlich gegen einander. So ist Alles Eins! Alles verbunden durch die Allmachthand göttlicher Majestät! So ist mir schon jetzt die Welt, so wenig ich auch von ihr kenne, ein dunkler Spiegel der Ewigkeit! — In diesem uferlosen All, worin nichts vernichtet werden kann, lebe

auch ich. Auch ich kann mich nie daraus verlieren! Auch ich bin ein Bewohner des göttlichen Gebäudes, und darf den Allerheiligsten, in dessen Hauch die Miriaden Sonnen schweben, Vater, meinen Vater nennen! Dort ist die Ewigkeit! Es ist kein Unterschied, denn Alles ist ein Einiges, ein Ganzes! Die Stunden und Jahre des Erdballs, welche ich lebe, sind Theile der Ewigkeit, Tropfen im Ozean, ungetrennt von ihm!

Wenn ich aus den vieljährigen Beobachtungen himmelskundiger Sternseher und Naturforscher vernehme, wie die Größe der Sonne die Größe des Erdballs um mehr als anderthalb millionenmal übertrifft; wenn ich vernehme, daß sie aus Erd- und Steinarten bestehen könne, wie unser Erdball; vernehme, daß sie auf ihrer Oberfläche wirklich Berge und Thäler zeigt, daß sie nichts weniger als eine glühende Feuerkugel, sondern von einem unbeschreiblichen Lichtglanz umflossen sei, wie unsere Erde von Wolken und Dünsten umflossen wird; — oder wenn ich erfahre, wie man auch schon mit mäßig guten Fernrohren auf der Oberfläche des Mondes ganze Reihen seltsam geformter Gebirge und Thäler erkennt, dazwischen dunkle Flecken, wie Meere und Ebenen; — oder höre, wie auf dem Weltkörper, welchen wir unsern Morgen- oder Abendstern nennen, Berghöhen erkannt werden, welche die höchsten Gebirge unserer Erde weit übertreffen: so durchdringt mich ein heiliger Schauer, und mein Geist schwindelt vor der Größe und Wunderbarkeit des Weltgebäudes, in welchem ich so viele unserer Erde verwandte Erden erblicke, wahrscheinlich — nein, gewiß von lebendigen Wesen bewohnt, wie unsere Erde; von Wesen, deren die edelsten Gott erkennen und preisen, wie ich, ach! und vielleicht würdiger und vollkommener, als ich!

Dann sehe ich die Ewigkeit wie in einem dunkeln Spiegel; dann erheben sich in mir neue, vorher nie gekannte Empfindungen. Dann fühle ich es, daß ich nicht allein dieser Erde, diesem flüchtigen, nichtigen Leben angehöre, sondern auch andern mit uns verwandten Welten; daß ich noch Brüder habe, vollkommener, verklärter, in unendlich entfernten Regionen des großen Alls. Ich verstumme. Meine Sprache stockt. Meine Gedanken versiegen. Ich ahne das Unendliche. Ich stehe in der Ewigkeit selbst. Ich sinke in ihren Schauern unter. — —

Welche Mannigfaltigkeit des Lebens und Seins mag in jenen dahinschwebenden großen Welten des Himmels herrschen! Welche Stufenreihe von immer größern Vollkommenheiten und Seligkeiten, davon ich Irdischer keine, auch nicht die entfernteste Vorstellung haben kann! Schon hier auf Erden sehe ich die Mannigfaltigkeit im Großen und Kleinen, und bewundere sie. Schon hier sehe ich Alles in merkwürdiger Ungleichheit. Welch eine Verschiedenheit der Geisteskräfte und Genüsse nur unter den Thieren! Wie armselig ist die Muschel, welche am Felsen des Ufers klebt, neben dem Käfer, der mit goldenen Schwingen sich durch die Frühlingslüfte trägt! Wie erhaben geht der kluge Elephant, das verständige Roß, der dem Menschen getreue Hund, neben andern Geschöpfen aus dem Thierreich! Und was ist der Instinkt oder Naturtrieb aller Thiere neben der Vernunft des Menschen! — Wie, endet mit dem Menschen die Schöpferkraft des Weltenschöpfers? Sollte er das Vollendetste des ganzen Weltalls sein, weil er das herrlichste der Geschöpfe auf diesem Erdball ist? — Was ist denn unser Erdball? Ach, einer der allerkleinsten Sterne ist er am Himmelsraum; und

selbst unsere Sonne, obgleich anderthalb millionenmal größer als die Erdkugel, ist nur eine der kleinsten Sonnen, gegen andere gehalten, welche in Fernen, die kein Sterblicher berechnen kann, noch als Gestirne erster Größe leuchten. Wenn ich nach diesen Verhältnissen, nach diesen Größen der Himmelskörper schließen darf: ach, so ist der Mensch unter den göttlichen Kreaturen noch eine der allerniedrigsten und geringsten; so wohnen in der Unendlichkeit des Alls im Ewigen noch Wesen höherer Art, als wir, vor denen wir wie Staub verschwinden würden, wenn wir neben ihnen ständen; und deren Weisheit, deren Heiligkeit, deren Vollkommenheit und Wonne erhaben über die unsrige ist, wie die unsrige über Weisheit und Vollkommenheit und Wonne des geringsten Wurms erhaben ist, den wir unwissend mit Füßen treten.

Ja, es beten Wesen höherer Art zum höchsten aller Wesen empor, und heiliger und vollendeter als ich. Die Offenbarung ruft mir den Namen der Engel, der erhabenern Geister des Himmels, der Seraphim und Cherubim, zu. Es ist eine Welt über mir, es sind noch Bewohner des ewigen Alls, vor denen ich ein Nichts bin. Und hätte keine Offenbarung mir gesprochen: ich würde es aus dem erkannt haben, was ich schon auf Erden unter mir wahrnehme. Ja die Welt wird mir wahrlich ein Spiegel der Ewigkeit, wenn gleich nur ein dunkler Spiegel, dennoch mächtig genug, mich mit seinen Bildern tief bis in das Innerste zu erschüttern.

Nur ein dunkler Spiegel; aber wie viel erkenne ich schon in ihm! Mein Wissen ist hienieden nur ein Stückwerk, aber wie erhebend ist schon dies geringe Wissen! Ich empfinde, wenn sich mein Geist in der Größe und Unendlichkeit der himmlischen Schöpfungen verliert, meine Kleinigkeit, mein Nichts, und dennoch wieder einen süßen Stolz und Trost, daß ich, auch ich, Gottes, des Weltenurhebers, werth bin; daß etwas Göttliches in mir lebt und denkt!

Wehe mir, wenn ich von dieser Höhe, auf die mich die Gnade der Gottheit stellte, von dieser Höhe, in welcher ich Gott ahne, herabblicke auf mein vergangenes Leben — wehe mir, was war ich? was habe ich gethan? Habe ich mehr die Sorge des Engels, oder die Sorge des Thiers gekannt? Habe ich mehr nach der erhabenen Wollust des Seraphs gestrebt, die er im Gefühl seiner Vollkommenheit und Heiligkeit genoß, oder nach der Wollust des Irdischen und Thierischen, die ich, vermöge meines Leibes, mit allen geringern Kreaturen gemein haben kann?

Erröthend schlage ich vor dem unsterblichen Richter in mir, erröthend vor der Allwissenheit des Heiligsten, die Augen nieder. Ich möchte mich, ich möchte meinen ganzen Lebenslauf verbergen, daß er nie gesehen würde! Ich sah wohl in den dunkeln Spiegel der Ewigkeit, aber er rührte mich nicht. Ich ahnete wohl, daß mir etwas Höheres bevorstehe, und daß ich mich dazu in diesem Erdenleben weihen müsse, aber — — ich erhob mich nicht zum Reiche der Engel, sondern sank in das Reich des thierischen Lebens elend unter. Ich arbeitete nur für meinen Leib; sorgte nur für meine Speise, meinen Trank; haschte kindisch nach sogenanntem Ruhm und nach Pracht, aus Staub gemacht! Ich versäumte mich, lebte nicht für mich, sondern für den vergänglichen Leichnam, mit dem ich nur kurze Zeit verbunden bin. Ich sah in den dunkeln Spiegel der Ewigkeit; aber,

gleich dem Thiere, das nur mit gebeugtem Haupte zur Erde sieht, richtete ich nicht mein Antlitz zum Himmel empor. Den armseligen Beifall der Menschen, die elend und hinfällig sind, wie ich, achtete ich höher, als mich meines Gottes, meines Berufs zur Ewigkeit würdig zu machen. O wie namenlos thöricht war ich auf Erden, wie verächtlich werde ich mir selbst! — Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! riefst Du mir zu, mein heiliger, göttlicher Lehrer, Du, Jesus Christus, der die Geisterwelt mit einem Licht erleuchtete, welches nicht von dieser Welt war — wehe mir, ich hörte Deine Stimme, treuer Hirt der Seelen, aber folgte ihr nicht!

Ach, wie mein Wissen, war auch mein Wollen bisher nur Stückwerk und unvollkommen. Wie, und soll es immer so bleiben? Soll ich noch unvollkommener werden, als ich bin? Soll ich von der Stufe zurückstürzen, auf der ich bis jetzt unter den gottgeschaffenen Wesen stand? — Ewigkeit, Ewigkeit! in dir wohnt die ewige Liebe; wehe mir Sündigen, aber in dir auch des Vergelters Gerechtigkeit!

Tröstet mich, ihr freundlichen Himmelstöchter, Glaube, Hoffnung, Liebe! Begleitet mich auf der fernen Bahn, die ich noch zu durchwallen habe. Stärke du mich, Gottesglaube, und erhebe mein Gemüth über die Gewalt irdischer Sorgen, irdischer Wünsche zu meiner wahren Bestimmung empor. Rette mich, wenn meine Seele zwischen Zeit und Ewigkeit wanken, wenn sie das Thierische dem Göttlichen vorziehen will. Rette mich, wenn die Leidenschaft mich übermannen, und meine Sinnlichkeit Meisterin werden will über meine Grundsätze und Pflichten. Und du, o Hoffnung, Hoffnung, mir durch Jesu Mund gebracht, verlaß mich nicht in den bangsten meiner Lebensstunden. Und wenn ich für meiner Seele Gerechtigkeit Alles zum Opfer darbringe, wenn ich meiner Tugend willen elend und verlassen würde, wenn ich der Spott roher Menschen würde — o Hoffnung der Ewigkeit und Gnade, verlaß mich nicht!

Du aber, lieblichste von allen Tugenden, Mutter aller Tugenden, Quell der Seelenvollkommenheit, Liebe, Gottesliebe, Menschenliebe, durchglühe mich, daß ich ganz in dir lebe und webe. Nur wer in der Liebe wandelt, der wandelt in Gott. Nur wer in der Liebe wohnt, ganz Liebe ist, dem ist die Ewigkeit schon hier aufgethan, und er fühlt schon hier den Vorgenuß ihrer Wonne. Denn was dort wohnt und waltet, ist die allbeseligende Liebe, und diese ist Gott!

16.

Der Engel Dasein.

Matth. 18, 10.

Was wir versteh'n, entdecken wir
Im Schimmern von Empfindung:
Gott! aber Dir war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Schluß an Schluß zusammen;
Wie mühsam! — Dies zerstreute Licht,
Strahlt wie ein Meer von Flammen
Vor Deinem Angesichte!

Der Wesen nie gezählte Zahl,
Die je zum Dasein kamen,
Durchschaust Du all' und auf einmal,
Und nennest sie bei Namen,
Dringst bis auf ihren Keim in sie;
Der Täuschungen Gefahren
Entziehen Deinen Augen nie
Das, was sie sind und waren,
Nie, was sie werden sollen.

Solch ein Erkenntniß ist bei Dir:
Mir schaudert vor der Höhe,
Und vor der Tiefe schaudert mir,
An der ich bebend stehe.
Ich weich', ich zitt're, Gott, zurück —
Ich kann ihr Maß nicht finden!
Selbst nicht des ersten Engels Blick
Kann diese Tief' ergründen,
Kann diese Höh' ermessen!

Das menschliche Geschlecht war seit den frühesten Zeiten des Alterthums geneigt, an das Dasein gewisser höherer Wesen zu glauben, die, obgleich Geschöpfe Gottes, doch den Menschen an Vollkommenheiten unendlich überlegen wären. Dieser Glaube war sehr natürlich. Denn je mehr man die verschiedenen Theile der Schöpfung kennen lernte, je mehr ward man überzeugt, daß in der Natur eine Lücke sei; daß Alles darin, wie eine unendliche Kette, zusammenhänge; daß das unvollkommenste Wesen, das tiefste Glied dieser Kette, nur durch millionenfach verschiedene Abstufungen und Uebergänge anderer, höherer Glieder mit dem Vollkommnern zusammenhänge; daß zwischen dem Bruchstück des todten Felsen und dem Menschen die lange Reihe der Pflanzen liege, und die noch längere Reihe der Thiere; daß der todte Stein sich erst in seltsamen Kristallen an die schlechteste Pflanzengattung anschließe; daß gewisse Pflanzen wieder ein beinahe thierisches Leben haben, wie die Wasserpolypen oder die Korallen; daß durch eine zahllose Reihe lebendiger Geschöpfe das vollkommnere immer auf das vollkommene folgt, bis das vollkommenste der Thiere endlich an den unvollkommensten, thierartigen Menschen rührt, der sich nur dadurch über die Klugheit des Hundes, des Affen oder Elephanten erhebt, daß in ihm ein Funke der Vernunft glimmt.

Bei Wahrnehmung einer solchen merkwürdigen und genauen Stufenfolge der Wesen konnte im Menschen die Frage nicht unterdrückt werden: Ob ich wohl Alles sehe, was tiefer steht, denn ich, kann ich darum wissen, was über mir steht? Das klügste der Thiere wird meiner zwar gewahr; aber ahnet es wohl im entferntesten Sinn, was ich Mensch bin, und was ich durch mein Geistesvermögen ausrichte und erkenne? Darf ich mir wohl einbilden, daß der vollkommenste Mensch unmittelbar und zunächst an die Gottheit selbst rühre, die das Weltall beherrscht?

Unmöglich! Und je tiefere Blicke ich in die Schöpfung Gottes werfe, je mehr mich seine Herrlichkeit und grenzenlose Macht anleuchtet, um so lebhafter empfinde ich, wie unendlich tief ich unter dem Allerhöchsten stehe, wie entfernt ich von ihm bin. Und wie, in den ungeheuern Zwischenräumen, welche den Menschen von der weltregierenden Macht scheiden, sollte der überall herrschende Zusammenhang in der Natur plötzlich unterbrochen sein? Hier wäre zwischen Gott und mir eine unendliche Einöde? — Es ist ungedenkbar.

So wie sich im Weltgebäude kleinere Monden um die Erden drehen; wie sich unser Erdstern und andere Erden um die Sonne schwingen mit ihren Monden; wie sich die Sonne, begleitet von allen ihren Erden und Monden, fortbewegt, wahrscheinlich nebst vielen andern Sonnen, die wir Fixsterne heißen, um eine unermeßlich größere Sonne, die unser Auge nie sah; wie auch diese mit allen ihren sie umschwebenden Sonnen, Erden und Monden um einen noch herrlichern Mittelpunkt in Zeitaltern fliegt, die zu nennen die Menschensprache keine Zahl

hat, so stehen zwischen den menschlichen Naturen und der Gottheit noch zahllose höhere Wesen, überirdische Naturen, welche Gott ähnlicher sind, als der nichtige Mensch! Wir nennen diese Wesen in der Sprache des gemeinen Lebens Engel, ohne darum ihre erhabenere Beschaffenheit oder die Zahl der Abstufungen zu kennen, die zwischen dem unvollkommensten der Engel, welcher dem vollkommensten der Menschen am verwandtesten ist, und zwischen dem herrlichsten der erschaffenen Wesen stehen, welches in unaussprechlicher Seligkeit die Nähe Gottes empfindet!

Auch die heilige Schrift redet vom Dasein dieser höhern Naturen, ohne uns von dem, was sie sind, und worin ihre Vorzüge bestehen, Begriffe mitzutheilen. Sie gedenkt nur ihrer größern Seligkeit; sie sagt von ihnen nur, daß sie die Diener des Höchsten, und Vollstrecker seines Willens sind. Auch Jesus Christus, der den Vorhang vom Heiligthum der überirdischen Welt zog, in so weit der Blick des Sterblichen fähig war, da hinüber zu dringen, auch Jesus spricht von den höhern Geistern, die zwischen uns und dem höchsten Wesen leben; aber er gedenkt ihrer nur als Wesen, die dem Throne des Ewigen näher stehen, denn wir, und liebenden Antheil an dem Wohl der menschlichen Geister nehmen, so wie der Sterbliche oft Freund und Beschützer anderer Wesen ist, die geringer sind, als er. (Matth. 18, 10.)

Ob wir nun gleich von der Natur oder Seligkeit höherer Geister vergebens trachten würden, Vorstellungen zu erhalten, ist es doch eine angenehme Beschäftigung des Nachdenkens, das, was wir in der irdischen Natur schon Geistiges kennen, zu betrachten, und daraus Schlüsse zu folgern auf das, was über uns ist.

Denn wir finden in der Welt, die wir jetzt erkennen, eine eben so große Mannigfaltigkeit der geistigen Wesen oder unsichtbaren Kräfte, als der körperlichen Dinge. Allerdings müssen wir zu solchen geistigen Wesen, deren Dasein wir aus ihren Wirkungen empfinden, nicht nur menschliche Geister oder thierische Seelen zählen, sondern auch jene Kräfte, die wir blinde Naturkräfte zu nennen pflegen, und die überall wohnen, nicht nur im Thier und in der Pflanze, sondern selbst im Stein, im Wasser, im Feuer und in allen Urstoffen.

Ist nicht die Wärme eine besondere Kraft, die Alles, was sie ergreift, ausdehnt und ändert? Ist nicht das Licht eine besondere Kraft, das, indem es unsere Augen reizt, überall in geradester Linie mit unbeschreiblicher Schnelle fortläuft? — Wer hat nicht schon die geheime Kraft des Magnetsteins bewundert, der sich auch dem Eisen mittheilt? Sie wirkt nach ihren eigenen, ewigen Gesetzen. Der Magnet zieht leichtere Eisentheile aus einer gewissen Ferne an sich, und die von ihm bestrichene Eisennadel kehrt die eine ihrer Spitzen, und nur immer dieselbe, nach der Mitternachtsgegend der Welt. Daher wird sie die sichere Führerin des Schiffers auf dem Meere, mitten in Stürmen, die ihn von seiner Bahn verschlagen, und die Wegweiserin des Bergmannes, der im tiefen Schooße der Erde wühlt, ohne den Tag zu sehen.

Ist nicht jenes wunderbare Etwas, welches in den Wolken des Himmels Blitz wird, aus dem bestrichenen Felle mancher Thiere als Funke hervorspringt, aus verschiedenen Fischen des Meeres sein Dasein durch einen heftigen Schlag verräth, und von den Naturforschern aus allerlei Körpern durch starke Reibung

als Blitzfunke oder erschütternder Schlag hervorgelockt werden kann, ohne besondere Kraft?

Alle diese viele und andere Naturkräfte sind, wenn ich so sagen darf, geistiger Art, das heißt, sie liegen in den Körpern vorhanden, ohne daß wir sie mit den Sinnen wahrnehmen, bis sie durch besondere Umstände erweckt werden. Dann äußern sie sich durch eine Veränderung der Körper, und wir bemerken ihre Anwesenheit vermittelst unserer Sinne. Auf die gleiche Weise ist auch in einem Menschen die Geisteskraft verborgen, bis sie sich durch Bewegung des Leibes und durch Worte kund thut.

Jene blinden Naturkräfte sind durch Alles, was irdisch ist, verbreitet. Sie wirken neben, für und wider einander. Sie erfüllen die Luft, alle Räume des Himmels. Durch sie empfinden wir erst das Dasein der Gestirne. Sie sind also durch das ganze uferlose All der Welt ausgegossen; für sich selbst todt, das heißt, unerkennbar, und nur erst in Verbindung, die sie mit Körpern eingehen, wirksam und lebendig, so wie der Geist des Menschen uns sein Dasein nur verkünden mag, sobald er mit einem Leibe verbunden ist.

Wir nennen die Wirkungen dieser verborgenen Kräfte Naturerscheinungen. Wir, wie jedes Thier, jede Pflanze, jeder Stein, sind von diesem geistigen Etwas durchdrungen, ohne zu wissen, was es auch an sich sei, und wie es so wirken könne. Es bleibt ewig geheim hinter dem Spiel seiner Erscheinungen, wie der Geist des Menschen sich auch selbst nicht kennt, sondern aus seinen Wirkungen auf den Körper erst wahrnimmt, daß er da ist.

Wir wissen von diesen blinden Naturkräften endlich nur so viel, daß ihr Einfluß viel zur Lebenserhaltung der Pflanzen und des thierischen und menschlichen Pflanzenlebens beiträgt. Sie sind es, die unser Blut erwärmen und röthen, den Schmelz der Farben über die Blumen gießen; in den Klüften unterirdischer Felsen Metalle und Erde zeugen, oder Steinarten in regelmäßige Krystallen-Gestalten verwandeln.

Aber die Verbindung aller dieser Kräfte zusammengenommen ist doch nicht vermögend, einen Grashalm zusammenzusetzen mit seinen Fasern, Saftgefäßen, Schraubengängen und Luftröhren. Der Grashalm entsteht nur durch ein vorhandenes Samenkorn seiner Art. Nur in diesem Samenkorn liegt die Möglichkeit des künftigen Gewächses mit seinen Formen, so wie in der Eichel die ganze Majestät des künftigen Baumes im Keim.

Was ist nun das, was sich in und mit diesem Keim so seltsam und herrlich zu entfalten weiß? — was aus leichten Stoffen, die er aus Erde, Wasser und Luft entlehnt, wundersame regelmäßige Röhren, Luftgänge, Adern, Früchte, Haare, Blätter, Wurzeln baut, Alles mit der größten Weisheit geordnet; was in Menschen- und Thierkörpern Knochen, Blut und Sehnen und Nerven schafft, der Eingeweide Ordnung, des Blutes gesetzmäßigen Umlauf, aller Theile Ebenmaß und richtiges Verhältniß zu einander besorgt? Der menschliche Geist wohnt in seinem Körper, ohne daß er weiß, was in diesem vorgeht, und wie sich darin Alles nach den sinnvollsten Gesetzen bewegt.

Hier ist offenbar mehr, als eine jener blinden Naturkräfte, als Magnet, oder Licht, oder Wärme und dergleichen. Hier ist eine höhere Kraft, die, sich ihrer

unbewußt, sich zwar ebenso gut in den Gesetzen des Schöpfers bewegt, als jene andern, aber schon Werkzeuge baut zu gewissen Absichten. Ich nenne dieses erhabenere, mächtigere Etwas — Lebenskraft.

Diese Lebenskraft, welche den Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen entwickelt, baut und erhält nach den ewigen Gesetzen des Schöpfers, ist durchaus von den einfachen, blinden Naturkräften verschieden. Nie wird aus einem Kieselstein ein Rosenstock werden können; nie wird der Saatkeim eines Fruchtbaumes zu Gold werden. Jedes bleibt in seiner Art, was es ist, und die Lebenskraft entfaltet sich nach den Gesetzen der Schöpfung. So wie sie zum Bau der Pflanzen-, Thier- und Menschenkörper irdische Stoffe an sich zieht und verändert: so bedient sie sich auch zur Vollendung ihres Geschäftes, gleichsam als geistiger Stoffe, der obengedachten einfachen Naturkräfte. Sie gebraucht dieselben nur als Mittel, und verkündet damit, daß sie höherer Art sei, als jene.

Die Verbindung des Lebenstriebes ist jedoch mit jenen Naturkräften so innig, daß er ohne Beistand derselben durchaus unwirksam bleiben müßte. Ohne Zutritt der Wärme und des Lichts bleibt die Lebenskraft in den Pflanzenkeimen unthätig; sie kann nicht schaffen, die Werkzeuge nicht ausbreiten über und unter der Erde, um andere Stoffe aufzunehmen.

So erkennen wir im Reiche der uns bekannten Schöpfung schon zweierlei Arten geistiger Wesen: die blinden Naturkräfte, und die wahren Naturkräfte der Pflanzen- und Thierkörper. Aber die Kraft, welche das Leben hervorbringt, oder vielmehr es selbst ist, was wir in Pflanzen und Thieren Leben heißen, ist sich ihrer selbst so wenig bewußt, als die Kraft des Feuers. Was weiß das wachsende Haar unseres Hauptes, was unser ganzer Leib von sich, ohne die Thätigkeit der darin wohnenden Seele?

Die Pflanze hat Leben; auch das Thier; aber das Thier hat Seele, das heißt, die eigene hohe Kraft, sich etwas vorzustellen, Dinge mehr oder weniger zu beurtheilen, Mancherlei zu empfinden, Haß und Freundschaft, Zorn und Freude, Begierde und Abscheu. Das Thier hat das Vermögen, etwas zu wollen; aber die Pflanze, die zuweilen zwar einen Schimmer von Empfindung anzeigt, äußert keine Spur eines Willens.

Darum steht das Thier erhaben über die Pflanzenwelt, wie die selbstthätige Seele über die mechanische Lebenskraft, oder wie das Leben über die blinden Naturkräfte.

Doch ist die thierische Seele mit dem Pflanzenleben noch auf das Innigste verwandt, und die Wirkungen von beiden zeigen sich oft auf die gleiche Art. Wie die Pflanze nach sich selbst unbewußten Gesetzen aus Erde, Luft und Wasser die ihr angemessene Nahrung einsaugt, so handelt die thierische Seele nach dunkeln Trieben, denen sie nicht widerstreben kann. Diese Triebe aber entspringen aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des thierischen Körpers. So läßt das Heerdenvieh diejenigen Kräuter stehen, welche der Natur des Körpers widerstreben, und sucht die gesunden zu seiner Nahrung auf. So wird durch den Hunger der Wolf wüthend, und durch den Begattungstrieb, wenn er nach den Gesetzen der Natur im Körper laut wird, das einsame Raubthier gesellig. Alle Empfindungen, alle Begierden des Thieres entspringen aus seiner körperlichen

Beschaffenheit; es handelt nur allein nach den Einflüssen derselben; was seinem Leibe angenehm oder schmerzhaft ist, das liebt es, das haßt es.

Wie ganz verschieden von der Thierseele steht der erhabene Menschengeist da! Er ist sich seines Daseins nicht nur bewußt, sondern er ist es mit voller Klarheit. Er nimmt nicht nur die Dinge um sich her wahr; auch die Thierseele kann es: sondern er erkennt die Dinge in ihrer höhern Verknüpfung, mit ihren Ursachen und Folgen. Er durchspäht die Wunder der unter ihm liegenden Schöpfung; er beherrscht mit erfinderischem Geiste die Elemente und nützt sie nach Gefallen; versetzt die Pflanze in fremden Boden; überwältigt die Macht der stärksten Thiere; berechnet den Lauf der Weltkörper durch die Himmelsräume, und trägt in sich die Offenbarungen der Gottheit und ihres Daseins.

Von dem Allem weiß das Thier nichts. Die klügste Thierseele ist unfähig, Ahnung von der Höhe zu haben, auf welche sich der Gedanke eines unmündigen Kindes schwingt. Die Thierseele hat zwar Willen; allein sie will nur, was ihr Leib begehrt, und handelt nach den Trieben desselben. Der Menschengeist aber, wenn er in angeborenem Adel dasteht, kennt ein höheres Gesetz, als das Gesetz irdischer Triebe; er gehorcht nicht dem Fleische, in welchem er herbergt, sondern allein sich selbst; das heißt, den Gesetzen seiner Vernunft, die das Gute und Böse, Gerechtigkeit und Schuld unterscheidet. Wer Niemandem gehorcht, als seinen eigenen Gesetzen, ist frei. So ist der menschliche Geist der Freiheit fähig. Die Thierseele, diese Sklavin der sinnlichen Triebe, ist durchaus von jenem verschieden. Der Geist gehört dem Göttlichen, die Thierseele dem Fleischlichen.

Aber der menschliche Geist ist mit jener Thierseele durch die Bande des Staubes noch innig verknüpft. Oft ist der Geist kaum seines Daseins mächtig; die Thierseele, aus seinem Leibe hervorgehend, überwältigt die erhabenere Kraft in ihm. Also entsteht ein doppeltes Gesetz in des Menschen Brust. Er thut nicht immer das, was der Geist will; sondern das, was er hasset, das thut er. Darum sagte Paulus, der Hocherleuchtete: „Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetze in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ (Röm. 7, 23.)

Auch darin ist noch der Geist, ungeachtet des Bewußtseins der unsterblichen Dauer, der Thierseele ähnlich, daß er Alles um sich her erkennt, aber von der Beschaffenheit seiner eigenen Natur nichts weiß. Er ist mit Allem vertraut, nur sich selbst ist er ein Fremdling, und kann nicht sagen, was oder wie er sei. Das Irdische überschaut er mit ordnender Klarheit, allein das Geistige ist ihm unergründlich, wiewohl er selbst Geist ist.

Hat mit dem Menschengeiste die Kette der höhern Wesen und Kräfte ihr Ende? O, wie kurz wäre sie! Wer kann glauben, wo Alles im Weltgebäude den Stempel der Unendlichkeit trägt, daß mit blinden Naturkräften, Lebenskräften, Thierseelen und Menschengeistern der Kreis der edlern Naturen geschlossen sei?

Nein, gern glaube ich in dem ungeheuern, mit keinem Gedanken zu ermessenden Abstand zwischen meinem Geiste und der Gottheit noch die Anwesenheit von

Kräften und Herrschaften höherer Art! Engel nennt sie unsere Sprache, bessere, gewaltigere, erkenntnißreichere Geister!

Die Reihe jener erhabenen Wesen ist vielleicht, ja wahrscheinlich, dem menschlichen Geiste noch so verwandt, als dieser es der Thierseele, oder die Thierseele es der irdischen Lebenskraft, oder diese es den blinden Naturkräften sein mag; gewiß aber ragen die unserm Geiste nächstverwandten Wesen im Weltall so weit über unsere Kraft hinaus, als der Mensch über das Thier, als das Thier über die Pflanze, als die Pflanze über den Stein.

Ich glaube fast ahnen zu dürfen den hellern Blick jener dem Menschengeiste zunächst stehenden Geisterordnung. Sie schaut mit größerer Kraft in die Geheimnisse Gottes, als ich. So wie wir Sterbliche zwar das Irdische darstellen und durchsehen können, aber Nichts wissen von der Natur des Geistigen und der Kräfte im unendlichen All: so sind sie vielleicht mit dem Geistigen vertraut und vermählt. Ihnen steht das Geheimniß der Urstoffe aufgeschlossen, wie uns der Kelch einer Blume, mit ihren Kronenblättern und Staubfäden. Wir sehen nur die Umrisse, Formen und Verhältnisse der Dinge nach ihrem Aeußern; sie aber durchblicken nach höherm Vermögen, wovon wir keine Vorstellung fassen können, das Innere der Dinge.

Doch ich schweige! — Wohin verliert sich der kühne Flug meiner Gedanken? Er durchbricht mit seinen Ahnungen die Grenzen seines Wirkungskreises, und strebt in das nie entweihte Heiligthum höherer Mächte und Geister einzudringen. — Zurück! Erwarte die Stunde, da dein Schöpfer gebietet, da der allbeseligende Geist, der Vater des Weltalls, dir winkt, und auch dich vielleicht in eine glänzendere Ordnung der Naturen einreihet.—

O Gott! — mich! — Bin ich's würdig? Hat meine Geisteskraft sich schon genug vollendet? Gehorcht sie schon nicht mehr den Begierden des Irdischen, nicht den meinem Leibe eigenen thierischen Trieben von Wollust, Habsucht, Zorn, Rache, Haß und Bosheit?—Ist mein Geist frei, nach eigenen Gesetzen handelnd, das heißt, nach göttlichen? — Lebt er mehr für seine Pflicht, als für irdischen Nutzen; mehr für Liebe, als für Feindschaft?

O mein Vater, mein Gott, wie sehne ich mich zu Dir empor, aus dem Unvollkommenen in das Vollkommene. Möchte ich obsiegen, wie freudig würde ich einst sterben!

Sterben? Was ist Sterben für den Geist? Er entflieht seiner thierischen Hülle, dem Leibe; er scheidet von seiner irdischen Schwester, der Seelenkraft. Auch diese weicht aus ihrem zerrütteten Werkzeuge, dem Körper, und zieht selbst das Pflanzenleben desselben hinweg. Der Leichnam, unbrauchbar, zerfällt in Staub. Allein die Lebenskraft gesellt sich noch gern wieder zu ihm, und hüllt sich in die zerbrochenen Ueberreste. So entwickelt sich die Lebenskraft im thierischen Moder zu neuen, lebendigen Gestalten; es gehen Gewürme einfach, fast pflanzenartig, aus denselben hervor. Sie vergehen. Aber die Lebenskraft vergeht nicht: sie vermählt sich andere Keime, etwas Neues hervorzubringen.

Der Tod wird niemals vom Geiste aus in den Körper eingehaucht, denn der Geist ist Leben. Es entsteht das Sterben durch gewaltsame Vernichtung des Werkzeuges, nämlich des Leibes; oder es entsteht, wenn die blinden Naturkräfte

ihren immerwährenden Kreislauf vollendet haben, nach den göttlichen Ordnungen. Dann weichen sie vom Körper. Er verliert Licht und Wärme, Beweglichkeit und Reiz. Die Naturkräfte aber sind des Lebens Oel und Nahrung; das Leben erlöscht—der Menschengeist ist entbunden—ist reif!

O Gott! daß ich in jener heiligen Stunde meiner Auflösung jauchzen dürfte: ich bin eine zum Bessern reif gewordene Kraft! — Empfanget mich, höhere Wesen, meine Brüder, auf erhabenern Schöpfungsstufen! Auch ich bin euer Bruder, bin unsterblich!

17.

Die Werke der Vorwelt.

1 Petri 1, 24. 25.

Herrlich ausgebreitet steh'n
Deine Himmel, doch vergeh'n
Deine Himmel, und die Welt
Sinkt, wenn sie Dein Arm nicht hält.

Was der Mensch vom Staube schuf,
Es verflog vor Deinem Ruf,
Und des Alterthumes Pracht
Deckt schon allgemeine Nacht.

Du nur bleibest, wie Du bist,
Und was Du verorndet, ist
Jetzt, wie über tausend Jahr,
Heilig und unwandelbar.

Sollt' ich mehr auf Menschen sch
Als auf Dich, mein Gott, vertrau'n,
Dessen Weisheit und Verstand
Immer für mich Rettung fand?

Was liegt in den Planen der Menschen? Wohin geht ihr Trachten? Was ist das Schicksal unserer Städte, Dörfer, Uebungen und alten Gesetze? Welches Verhängniß droht den Thronen und deren Beherrschern? Ist dem Sterblichen Alles erlaubt mit seiner Macht?

Warum zitterst du, o meine Seele, vor dem Sturm der Zeiten und vor den Planen der Menschen und vor den Thaten ihrer entzügelten Leidenschaft? — Lebt nicht der Eine noch, dem Alles gehört, der Alles vorhersah, der Alles geordnet hat in seinem Rath, der auch dem Mächtigsten seine Schranken baut?— Hat er, der Eine, der Alleinherrschende, vor dem die Seraphim verstummen und die Welten erbeben—hat er sich dir in seiner Alleinmacht und Güte noch nicht genugsam offenbart? Weiß er nicht am besten, wie weit der Sturm brausen, und wo er schweigen soll? Die Menschen können rathen; Gott aber lenkt den Zug der Begebenheiten groß und klein.

Zittere nicht vor den Rasereien der Welt, vor den drohenden Entwürfen und Thaten derer, welche die Macht zu haben scheinen. Siehe, was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden! Aus dem Uebelsten, was sie ersonnen, muß das Gute hervorsteigen, das sie nicht wollen. Quillt nicht aus dem Schooße der Nacht endlich das Tageslicht?—Was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden; nur das Gute bleibt, was sie selbst nicht verlangten, nicht bemerkten, nicht beschützten. Aber das Gute will Gott, darum geht es überall endlich siegend aus den Trümmern des Untergegangenen herauf. Der Tempel allgemeiner Glückseligkeit, das Gottesreich, muß auf Erden wachsen. Es erweitert sich der große Bau von einem Tage zum andern. Die Thorheit wird die Weisheit der Sterblichen bringt dazu ihren Beitrag. Fürchte nicht, der Tempel

werde zusammenbrechen, wenn das Rüstwerk der Bauleute bricht, weil es nach und nach immer mehr entbehrlich wird, wie der Gottesbau vorrückt.

Warum zitterst du vor den feindseligen Träumen, Entwürfen und Gewaltthaten der Menschen? Siehe, was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden. Was gestern geschah, ist heute schon durch neue Begebenheiten weggedrängt.

Es soll Alles vergehen, es soll immer das Neue kommen und wieder veralten, damit du im Zuge der vorüberwandelnden Dinge erkennen mögest, was das Unbeständige sei und was das Beständige. Wer im Wechsel der Begebenheiten das bleibende einzig Wahre, — wer im Wechsel der Freuden und Schmerzen die bleibende einzige Lust erkannt hat, der steht auf dem Wege, ein Weiser zu werden. Und er ist ein Weiser geworden, sobald nur die bleibende Wahrheit sein einziges Gut und die bleibende Lust seine einzige Sehnsucht ist.

Wie verschwinden doch so bald alle Drohungen der Gewaltigen, wie eitel ist ihr Streben und Wirken! Die Majestät der Mächtigsten wird endlich zum Nichts, welches der Bettler mit in die Erde nimmt. Denn es sagt die heilige Schrift: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ (1. Petri 1, 24. 25.)

Die Reichen bauen Paläste auf Jahrhunderte, die Könige gründen Throne auf Jahrtausende. Wo sind nun die Paläste des Stolzes, die noch vor wenigen Menschenaltern glänzten? Wo sind die ungeheuern Reiche und Ordnungen, welche der Hochmuth der Eroberer oder die Klugheit der Gesetzgeber schuf? Siehe, es ist Alles anders geworden. Und was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden.

Blicke ich auf die herrlichen Werke der Vorzeit: wie war damals doch die Welt davon des Ruhmes so voll! Was ist aus ihnen geworden? Was fruchteten die Heldenthaten der Weltüberwinder? Sie zerstörten den Frieden der Zeitgenossen und erbten die Verachtung der Nachkommen. Was frommten die Denkmäler der Eitelkeit, welche sich die Macht der Sterblichen baute? Sie liegen verwittert, im Staube begraben, von Disteln umwuchert. — Keines weiß, wer sie erhöhte, oder wessen Namen sie verewigen sollen.

Wo ist das übermüthige Babylon? Es herrschte lange durch das weite Morgenland, und schreckte die Throne und Völker. Wanderer sehen heute noch in einer todten Sandwüste einige nackte Schutthaufen, und daran klebt der Name der uralt-mächtigen Stadt. — Wo liegen Tyrus und Sidon, in deren Vorrathshäusern einst aller Reichthum entfernter Weltgegenden versammelt gefunden ward? Wo glänzt noch das prangende Ninive, welches einst die große Stadt Gottes hieß, drei Tagereisen groß? (Jonas 3, 3.) Der Herr schonte ihrer, als sie nach des Propheten Predigt Buße that, und der König von seinem Throne stieg, den Purpurmantel ablegte und einen Sack um sich hüllte. Aber ewig sollte Ninive's Pracht nicht währen. Kaum erblickt man noch Trümmer am Strom des Tigris und in der Einöde neben ärmlichen Fischerhütten. Jerusalem liegt verwandelt. Niemand erkennt in dem Orte noch die Stadt Davids

und die Größe Salomons, zu dessen Füßen Arabien seine Schätze ausschüttete. Die Weisheit der Aegypter ist verloren, die Gewalt der Pharaonen vergessen. Das Land ist mit Bruchstücken verschwundener Tempel und Grabmäler bedeckt, deren Inschriften Niemand mehr zu deuten weiß. Völker fremder Weltgegenden zogen darüber hinweg, wie eine zerstörende Fluth. — Wer weiß noch von Persiens Macht, welche einst das halbe Asien unterjochte? Weder die Tapferkeit noch Staatsklugheit des Cores konnte seinem Werke Dauer geben; heute ist das Land zerstückelt, nach brudermörderischen Kriegen halb öde, die Beute mehrerer Stämme und Herrscher. — Zwar heute noch wird Griechenlands Weisheit und Kunst gepriesen, aber sie lebt nur noch dunkel in der Menschen Gedächtniß. Das ehemals blühende Land ist ein Raub gefühlloser Barbaren geworden. Wo Paulus einst auf den Straßen Athens den unbekannten Gott predigte, welchem man einen Altar gebaut hatte; wo sonst der Wohnsitz der Kunst und Wissenschaft sich zwischen zahllosen Palästen und Tempeln erhob; wohin sonst aus den entlegensten Landen Wißbegierige wallfahrteten, um ihre Kenntnisse zu mehren, ihre Sitten zu verfeinern, erblickt der Reisende heute nur armselige Hütten eines Dörfleins zwischen den letzten Trümmern der Vorzeit. Korinth, die reiche Stadt, worin sich schon früh Paulus, mitten unter der Ueppigkeit und dem Wohlleben der schwelgenden Bürger, eine Gemeinde gläubiger Christen sammelte, ward ein Raub der Flammen. Nur dürftig behauptete sich ein späteres Städtchen auf der Brandstätte vernichteter Schätze. — Wie mächtig war Rom, die Weltbeherrscherin, zu den Tagen der Geburt unsers Erlösers! Die bekannten Länder der Erde in jenen Tagen zollten dem Kaiser Zins; Jerusalem selbst und ein großer Theil des gesammten Morgenlandes, die fruchtbaren Küsten Asiens und der Welttheil, welchen wir bewohnen, lagen seinem furchtbaren Scepter unterthan. Wo ist die Allgewalt des Römerreichs? Schon seit anderthalbtausend Jahren nicht mehr vorhanden. Wie viel Eroberer kamen nach diesem und vergingen mit ihren Thaten! wie viel Reiche wurden nach diesem gestiftet und wieder vernichtet! Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen!

Alles Irdische ist nichtig. Warum zitterst du noch, o meine Seele, vor dem, was heute geschieht? Morgen ist es nicht mehr vorhanden, wie es heute war. Das Neue veraltet. Nur mein unsterblicher Geist und Gottes Huld veraltet nicht. Ich werde leben, wenn die Reiche der Welt längst untergegangen sind. Warum zittert das Unsterbliche vor dem Sterblichen, welches seiner Natur nach Ohnmacht ist?

Alles Irdische ist nur Stoff zum Gewande der Seele und des Geistes. Das Gewand vermodert. Der Geist bleibt. Tausend Geschlechter haben vor dir auf der Stelle gewohnt, welche jetzt du und deine Lebensgenossen bewohnen; tausend Geschlechter mit dunkeln und glänzenden Namen, zogen vor dir über den Landstrich hin, den du heute dein Vaterland nennst. Was ist aus denen geworden, die hier lange vor dir umherwandelten? Was ist aus allen ihren Werken geworden, die sie mit so viel Sorge, Muth und Kummer schufen? War es der unmäßigen Freude werth, die sie beim Gelingen ihrer Plane äußerten? Wo sind ihre

Plane? War es der zahllosen Thränen werth, die sie über ihre vermeinten Unglücksfälle vergossen? Wo ist denn nun Alles, was ihnen Lust und Trauer machte? Siehe, wohin du trittst und der Staub sich zu deinen Füßen erhebt, steigt Staub empor, der einst zum Leib und Eigenthum deiner Vorfahren gehörte. Denn selbst, wie ihr Fleisch, ist ihr festes Gebein mürbe und morsch in Erde zerfallen, in andere Körper übergegangen und in fremdes Leben verwachsen mit dem Safte späterer Pflanzen, mit dem Fleische der Thiere, die sich von den Gewächsen des Staubes nährten.

Dieser Blick auf die Vorwelt und ihre Werke, und wie sie mit ihren Werken, gleich einem Traumbilde, verschwunden ist, dessen man nur noch flüchtig gedenkt — dieser Blick auf das Vergängliche in Allem, was vom Staube kam, lehre dich das Einzigwahre und Bleibende finden. Denn auch du, mit deinem Schmerze und deiner Lust, wirst vergehen. Es wird ein Tag kommen, da man auch nicht mehr das kleinste deiner Gebeine finden wird; da der Leib, welchen du heute noch zärtlich pflegest, in Sonnenstäubchen, im Saft des Grases, im Blut späterer Geschöpfe schwimmt. Es wird ein Tag kommen, da Niemand mehr unter dem Monde wandelt, der dich gekannt oder der auch nur von dir gehört hat; da dich Niemand mehr nennt und Keiner weiß, ob du jemals ein Lebendiger gewesen bist.

Zittere nicht, Unsterblicher, vor diesem Gedanken; denn du lebst und wirst leben, während deines Leibes Staub wunderbar verschwunden ist, um andern Geistern zu dienen in andern Verbindungen und Ordnungen. Zittere nicht; Jesus sagt es: Fürchte dich nicht vor dem, was den Leib tödtet; wohl aber fürchte, was die Seele tödtet! Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen!

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, auf die allgemeine Vergänglichkeit des Irdischen, weit entfernt, dich zu erschrecken, dich muthlos zu machen und zu beugen, soll dich erquicken und heben. Blicke auf die Werke der Vorwelt, und du wirst nicht mehr so sehr vor den Ereignissen des heutigen Tages beben. Die Menschen, auch die Mächtigsten derselben, erreichen nicht, was sie wollen. Das Böse, was sie zu stiften gedenken, verwandelt sich unter ihrer Hand zum Nützlichen. Was du für verderblich hältst, ist vielleicht die erste Quelle des Segens; was dir Gift schien, war vielleicht Arznei, Man schlug schon Völker in Ketten, um sie zur Freiheit reif zu machen; verfolgte ihre Weisen, um ihre Lehre desto verbreiteter zu machen; tödtete die Tugendhaften, um Andere durch ihr Beispiel zu begeistern. Denn siehe, das ist die göttliche Ordnung in den Schicksalen der Menschheit, daß die Sterblichen zwar aus Irrthum oder Bosheit ein dauerndes Uebel stiften wollen, aber es nie vollbringen können. Gott wehret!

Du sprichst: Das Böse in den Werken der Vorwelt ging unter, aber wie viel auch des Herrlichen und Guten! Und wie viel Herrliches und Gutes wird auch durch den Sturm unserer Zeiten vertilgt! — Zittere nicht, Unsterblicher, Niemand vertilgt das Unsterbliche! Kunstwerke, Stiftungen, Wohlstand, vortreffliche Verfassungen, Handel, Gewerbe können vernichtet werden; aber sind sie der

Zweck vom Leben der Geister auf Erden? Und man zerstört doch zuletzt nur die sinnlichen Wirkungen der Kunst, des Fleißes, der Tugend, der Weisheit; wer aber ist auf Erden mächtig genug, den Gedanken der Kunst, des schöpferischen Fleißes und der Tugend zu vernichten? Das Geistige bleibt das Erbe der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert; die Form des Geistigen, die irdischen Darstellungen des Gedankens mögen brechen durch das Schwert des Kriegers oder durch die Gewalt der Alles verwitternden Zeit.

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, wie sie alle verstäubten, soll dich nicht niederschlagen und beugen, sondern erquicken und heben. Denn, Unsterblicher, nur das Sterbliche ist gestorben und untergegangen. Darum höre auf, stolz zu sein auf das Irdische, und suche deinen Ruhm in dem, was unsterblich ist. — Zittere nicht, blühende Jungfrau, für das Hinwelken deiner Schönheit; denn sie soll und wird welken. Erhebe dich nicht deiner Kraft, Jüngling; deine müden Arme werden sich nach wenigen Jahren suchen an einem Kinde zu stützen. Freue dich nicht übermüthig deines Reichthums, Begüterter; er ist nach wenigen Jahren gewiß in der Hand eines Andern. Weine und sorge nicht trostlos, o du Verunglückter, um deinen zerrütteten Wohlstand; es war dir das höchste Heil, ihn einzubüßen, weil er dich mit seinen Fesseln schwer zum Sinnlichen und Thierischen niederzog; du aber solltest, o unsterblicher Geist, nicht um das Sterbliche, sondern um das Ewige in dir bemüht sein. Zittere nicht vor möglichen Lebensgefahren in den Zeitstürmen; du kannst, wenn das Schlimmste geschieht, doch nur sterben. Und dies wirst du müssen, auch ohne den Zeitsturm. Zittere nicht vor dem Hohngelächter deiner siegenden Feinde; wem sein Gewissen ein frohes Zeugniß gibt, der fürchtet Menschenspott am wenigsten.

Alle, die in den Tagen der Noth um ihr irdisches Wohlsein verzagen, beweisen durch solche Muthlosigkeit, daß sie an dem Zufälligen mehr hangen, und mit dem Sinnlichen enger verwandt sind, als sie es sein sollten; daß ihnen solche Zeiten nothwendig sind, um sie von ihrer Weichlichkeit zu befreien, und sie zur Christenheit, zur Seelengröße zu erheben. Und erreicht das Unglück der Tage diesen Zweck in ihnen nicht, so werden noch schwerere Zeiten sie lehren müssen, was noth ist dem Unsterblichen und ihnen. Es soll, es muß endlich dahin kommen, daß wir unabhängig werden von den Reizen eines weichen, selbstsüchtigen Lebens, und stark werden durch jene hohe Selbstverläugnung, in der Jesus unser Vorbild war. Nur der ist Christ, welcher die irdischen Güter mehr für Andere hat, als für sich selbst; welcher sie gebraucht, sich aber nicht von ihnen gebrauchen und beherrschen läßt. Was kann der fürchten, welcher in unverschuldeter Schmach keine Schande, in unverdienter Verarmung kein Elend, im Tode kein Unglück, sondern nur das Ende aller irdischen Trübsale findet!

Ja, der Augenblick der großen, allgemeinen Vergänglichkeit der Dinge soll mich keineswegs niederdrücken, sondern meinen Geist zu seiner wahren Selbstständigkeit und angebornen Würde erhöhen. Ich will in den Gewittern des Lebens meine Stärke zeigen, durch welche ich mächtig bin über alle Unfälle. Meine Stärke aber ist das Bewußtsein meiner eigenen Unvergänglichkeit, und daß ich noch sein werde, wenn alle Throne und Reiche dieser Zeit nicht mehr sind.

Meine Stärke ist das Bewußtsein eines reinen, tugendhaften, wohlwollenden Gemüthes, welches, fern von Selbstsucht, Alles zum Besten Anderer hat und benutzt. Denn die Unschuld ist ein eherner Schild gegen Widerwärtigkeiten und die Wegweiserin zu Triumphen. Meine Stärke ist das Bewußtsein, daß Du, allmächtiger Urheber meiner Tage, Ordner meiner Schicksale, daß Du die ewige Liebe und mein Vater bist! — Und bist Du, mein Gott, für mich, wer will mir schaden; wer will wider mich sein?

Diese Stärke habe ich durch Jesum empfangen, der mich durch sein Wort erleuchtet und beseligt hat; der mir meinen Gott offenbart hat in seiner unvergänglichen Liebe; der mich durch die Finsternisse des Lebens den Blick in das Allerheiligste der Ewigkeit thun ließ; der mich, durch seine Lehre von den Sünden erlösend, zur wahren Freiheit und Unabhängigkeit, das heißt, zum wahren Leben des Geistes, erhob. Durch Jesum Christum bin ich zu Allem mächtig. Denn des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit! Amen.

18.

Des Höchsten Allgegenwart.

Psalm 139, 7—12.

Der Herr ist in den Höhen.
Auch in den Tiefen ist der Herr;
Wo Menschen vor ihm zitternd stehen,
Wo ihn der Seraph preis't, ist Er
Ist, wo ich in Gedanken
Hinfliegen mag, mir nah,
Und frei von endlichen Schranken,
In allen Räumen da;
Umfaßt mit seinen Händen
Die Welten, und umspannt
An allen ihren Enden,
Was durch sein Wort entstand.

Er zündet jede Sonne,
Flammt jedes Sternes Fackel an,
Durchströmt mit sel'ger Wonne,
Was ihn nur ahnen kann.
Des Erdgewürms Gewimmel
Und was im Meere webt,
Wer unter seinem Himmel
Und wer im Himmel lebt,
Ihr, alle seine Werke,
Empfindet Tag und Nacht
Die Nähe seiner Stärke,
Den Segen seiner Macht.

Empor zu Gott, empor aus dem Drange und Staube der irdischen Geschäfte, schwinge dich, o mein unsterblicher Geist, auf den Flügeln frommer Andacht!

Ich will meiner Seele ein großes Fest feiern! ich will sie mit dem Herrlichsten umgeben, was Erde und Himmel haben; in einem Ozean von Entzücken soll sie untergehen — sie soll Gott denken. — Beten soll sie zu dem unendlichen, erhabenen Urheber ihres Daseins, reden zu dem heiligen Geist des Weltalls! —

Heiliger, verborgener Geist des Weltalls! Gott, Du in Millionen Wundern majestätisch Geoffenbarter! — Geoffenbarter durch das Wort des ewigen Sohnes! — Du von allen Schöpfungen Verherrlichter, von allen Geistern Gepriesener! — ach, wie soll Dich meine Zunge nennen, wie sollen meine Gefühle Worte finden, Deiner würdig?

Denn wenn ich Dich denken will, in Deiner geheimnißvollen, unendlichen Macht und Größe, o so sinke ich wie vernichtet ein. Auch dieser Erdball mit aller seiner Herrlichkeit, mit seinen zahlreichen Bewohnern, mit seinen Ozeanen und Thronen: was ist er, Herr, in Deinen weiten Schöpfungen? — Ein geringes Staubkorn, das in Deinen Himmeln nicht vermißt werden würde, wenn es verschwände. O droben, wo in ungeheuern Entfernungen Millionen Weltkör-

per schweben, Welten, größer als der Stern, den Du uns zur Bewohnung angewiesen, droben kann seit Jahren oder Jahrtausenden durch Deinen Wink manche Welt verschwunden sein — wer hätte es hienieden empfunden und bemerkt? — Und was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? Ach, was bin ich unter den Unzähligen allein, daß Du Dich meiner erbarmest?

Aber Du gedenkest des Menschen, und erbarmest Dich sein, denn Deiner Allmacht ist nur Deine Liebe gleich! Du bist der Gott der verlassensten Sterblichen, wie der Gott der entferntesten Himmel. Du bist dem Wurme, dessen Leben nur einen Tag dauert, so nahe wie der letzten Sonne, die sich, fern und ungekannt von uns, schon eine Ewigkeit lang mit unverlöschlichem Glanze durch Dein Weltall schwingt!

Allgegenwart Gottes! — Gedanke voller Geheimniß und Majestät, mit nie empfundenen Schauern durchdringst Du meine Seele! — Das Höchste des Weltalls, die Gottheit selbst, ist mir nahe, umgibt mich, belebt mich, erhält mich, wie sie nahe und gegenwärtig ist den Bewohnern von Welten, deren Dasein kein Sterblicher ahnet.

Ohne einen belebenden Gott, in dessen Gesetzen sich alle Sonnen, alle Welten wie der Tropfen des Regens und die schwebende Silberflocke des Schnees bewegen: was wäre das All der Schöpfung? — Ein erstarrter Leichnam, eine unendliche Wüste, eine Nacht ohne Grenzen, ein dunkles Nichts! — Gott ist die Seele seiner Schöpfungen, in die er sich gleichsam wie in ein herrliches Gewand hüllte. Du sprichst von den Wundern der Natur: das ist Gott! — Du sprichst von den ewigen Gesetzen der Natur, und wie Alles von ihnen regiert wird: das ist Gott! — Du sprichst von den Ereignissen des Zufalls: das ist Gott! — Du bewunderst den Glanz und die Farben der im Frühling wiederkehrenden Blumen: das ist Gottes Erscheinung! — Dich schreckt der wilde Sturm des Herbstes, wenn er über die öden Felder hinbrauset: er ist Gottes Athem! — Dich erquickt im Lenz das heitere Grün der Fluren: das ist Gottes Hand, die den todten Erdboden neu beseelt! — Ueberall ist Gott! Gott in Allem! In ihm leben, weben und sind wir! —

Und dies erhabene, wunderreiche, unerforschbare Wesen, diese Seele der Schöpfungen, ist kein todtes, bewußtlos wirkendes Etwas. Ach, wer könnte, ohne Wahnsinn, diesen Gedanken denken? Wer den Bau der Welten oder des kleinsten Grashalms anstaunen, und das Alles für ein Werk dunkler, blinder, bewußtloser Kräfte halten? Wer könnte je glauben, daß der menschliche Geist, der dies Alles, und von Allem doch nur den unendlichsten Theil wahrnimmt — wer könnte glauben, daß die Weisheit, Kraft und Hoheit des menschlichen Geistes, seine Freiheit, sein Streben, ein Spiel dunkler, bewußtloser Kräfte sei? Wer könnte jemals glauben, der menschliche Geist sei erhabener und weiser, als das, was ihn geschaffen? „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? — Der die Menschen lehret, was sie wissen!“ (Ps. 94, 9. 10.)

Nein, es gab noch nie einen wirklichen Läugner Gottes! Und wer Gott erkannte, der erkannte nothwendig auch seine Gegenwart in Allem an, was er schuf; der nannte ihn auch das allervollkommenste, freieste, selbstthätigste Wesen,

und — was das Vollkommenste ist, das ist auch das Allerheiligste. Und wo ein allerheiligster Wille ist, da ist auch ein Wille voll der namenlosesten Liebe und Güte.

Gott ist allgegenwärtig in Allem, und darum auch Alles mit unbegreiflicher Weisheit regierend, und Alles mit Liebe und Güte beseligend. Nicht der Seraph, nicht der uns unbekannte Bewohner der glückseligsten aller Welten allein ist glücklich: auch der Mensch auf Erden ist's, oder soll es doch sein, und kann es sein, wenn er nicht selbst durch Unvollkommenheit, das ist, durch Sünde und Vergessenheit Gottes, sich elend macht. Nicht der Mensch allein auf Erden ist berufen, beglückt zu sein: auch jedem Thiere, auch dem kleinsten Wurm, den das menschliche Auge kaum bemerkt, sind Freuden bereitet. Denn Gott ist in sich selbst die allerhöchste Güte.

Allgegenwärtig ist Gott, und überall der Ursprung des Lebens, der Seligkeit und Wonne. Die Erde ist voll der Güte des Herrn! (Ps. 33, 5.)

Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste? und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer: so würde mich doch Deine Hand daselbst führen, und Deine Rechte mich leiten. Spräche ich, Finsterniß möge mich decken: so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch Finsterniß ist nicht finster bei Dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht! (Ps. 139, 7.) Ich sehe Dich, wenn tausend Gestirne des Himmels ihr Licht über die schlafende Welt niedergießen, und vernehme Deine Gegenwart im Brausen der Sturmwinde, im Donner des Wasserfalls, im Rauschen der Regenströme. Sänke ich hinab in die untersten Tiefen der Erde, ich würde Deiner Weisheit begegnen, wo sie in unbekannten Werkstätten die Quellen der höchsten Berge bereitet, und die Klüfte der todten Felsen mit köstlichen Metallen füllt. Wohin mein Fuß tritt, da hast Du gewaltet, und wohin kein Sterblicher kam, da wohnt Deine Macht.

Ich sehe Dich in den Stürmen des Winters; Deine allmächtige Hand bewegt den geheimnißvollen Zug der Wolken, und deckt das Land und seine Saaten und Keime mit dem silbernen Teppich des Schnees. Ich sehe Dich in der Pracht des lachenden Frühlings, in den Gluthen des Sommers, in dem Segen des fruchtbringenden Herbstes. Ich höre Dich im Wiederhall der Donner, wenn Deine Blitzstrahlen durch die bebenden Gewölke des Himmels umherflammen; ich höre Dich, wenn der süße Gesang der Vögel durch die horchenden Haine tönt, und Entzücken in mein Herz gießt. Im milden Duft der Blumen und Kräuter begegnest Du mir, und wenn die Morgen- und Abendröthe das Gebirge vergolden, strahlst Du mir entgegen! Dich finde ich in den Augenblicken meiner Wonne, Dich in den Stunden meiner Thränen. Wo mich ein Zufall erschütterte, warst Du; wo ich am guten Ausgang verzweifelte, half Deine Güte. Meinem ersten Lächeln warst Du gegenwärtig, meinen letzten Seufzer wirst Du empfangen!

Allgegenwärtig ist Gott! Die ganze Natur fühlt's, alle Himmel und alle Zeiten und alle Schicksale bekennen es: Gott ist allgegenwärtig! — Wehe, und die Menschen gehen kalt durchs Leben dahin, treiben sich mit ihren niedrigen Lüsten und Geschäften umher, als wäre kein Gott im Weltall!

Gott ist! — — Sünder, und Gott ist auch dir gegenwärtig! — Sünder, alle Nächte verhüllen ihm deine verbrecherischen Wünsche nicht. Er sieht deine Gedanken, wie sie entstehen und kommen; er sieht das Gähren und Aufsteigen deiner unreinen Begierden, und durchblickt deine verborgensten Entwürfe. Und wäre der Mund verschwiegener als das Grab, und könntest du Berge wälzen über die Schandthat — Gott kennt sie; er ist dir nahe, wie er bei denen ist, die dein Haß verfolgt!

Mörder, erblasse — der Allgegenwärtige war Zeuge, als du den Gedanken des Brudermordes in deine Seele wälztest. Dich verhüllte keine Nacht, als du mit dem schwarzen Entschlusse dahin gingst. Der ewige, furchtbare Richter stand unsichtbar an deiner Seite, als du die Hand erhobst, einem Unglückseligen den Tod zu geben. — Läugne diesen Gott aus dem Weltall hinweg; läugne ihn aus deinem schreienden Gewissen hinweg — dein Tag kommt, dein Verbrechen tritt ans Sonnenlicht! und du wirst gerichtet, blutiger als du Andere gerichtet.

Und du, den die wüthende Begier nach Geld und Gut, oder ein Ehrgeiz, der neben sich Alles verachtet, zum ungerechten Zeugniß, zum falschen Eide vor den Richter schleppt — Sklave deines Stolzes, Sklave deiner Bereicherungssucht: schwöre nicht bei dem Throne des Allerhöchsten! — Der Thron, den du nicht siehst, umfaßt dich; der ganze Erdball ist nur eine Stufe desselben. Und der Allerhöchste vernimmt dich: wähne nicht, er sei zu erhaben oder zu fern, um sich um Wort und Schicksal eines einzelnen Sterblichen zu bekümmern — der Athem des Allgegenwärtigen umweht dich! Die Sonnen verlöschen, und der Grashalm welkt, wenn er ihrer nicht mehr gedenkt. Aber er gedenkt dein; dies sagt dir noch dein Athemzug, in dem du lebst. Er denkt dein; dies tönt dir noch aus deiner eigenen Stimme zu, mit der du den Allerheiligsten zum falschen Zeugniß rufst, und sein ewiges, furchtbares Gericht wider deine unheilige Seele herabforderst!

Wenn der Dieb mit verbrecherischen Anschlägen durch die Dunkelheit der Nacht zum Raube schleicht — warum zittert seine Hand, warum wankt ungewiß sein Fuß, warum pocht sein erschrockenes Herz beim Rauschen eines Blattes?—Wenn der betrügerische Heuchler, lüstern nach fremdem Eigenthum, sich des ihm anvertrauten Gutes bemächtigt; einer Wittwe oder Waise Habe verkürzt; des Freundes oder des Vaterlandes Vermögen unterschlägt; die Zuversicht eines Freundes betrügt, oder das Gut frommer Stiftungen verwahrloset, welches er verwalten soll — — warum ist die Hand wie gelähmt, wenn sie Worte verfälschen und gerechte Zahlen ändern soll? — Da geht eine leise Stimme aus dem Innersten des Gemüths hervor, die da flüstert: „Einsamer, du bist nicht mehr allein! Allgegenwärtig ist dein Richter. Deine That ist verrathen, denn der Allwissende wird Zeuge davon. Er steht bei dir, und wacht über den, welchem du das Seinige raubst. Zittere, deine Schandthat lebt ewig, wie der Ewige; dein Geheimniß legt sich nicht mit dir ins Grab. Erinnere dich, wie durch wunderbare Verkettung der Umstände oder durch scheinbare Zufälle, die kein Scharfsinn berechnete, so vielerlei Vergehen an das Licht der Sonne kommen mußten!"

Allgegenwärtig ist Gott. Die Schicksale der Menschen und Völker bezeugen es.

Kein Frevel wird begangen, die weise ordnende Hand des Weltregierers veranstaltet dessen Offenbarung. Die Wände horchen, die Lüfte plaudern, die Todten verrathen, was im Finstern geschah. Wie die Wellen der Flüsse und Meere einen Leichnam von sich ausstoßen an die Ufer: so wirft das Meer der Vergangenheit jede Schandthat wieder an das Tageslicht, die man längst in ihr versunken meinte. — Denn allgegenwärtig ist Gott. Der Sünder vernimmt es, und erbebt in seinem Innern.

Aber wenn ich, was meine Pflicht gebeut, freudig vollstrecke, und die Erinnerung keiner Schuld mein Herz drückt — wie wohl thut mir der Gedanke: Gott ist mit mir! Er, mein Vater, mein Freund, mein Schöpfer, schwebt unsichtbar, wo ich bin. Ich schlafe oder wache, es ist in seiner Nähe, in seinem Schutze. Wenn ich in meinem Berufe einen schweren Gang zu thun habe, und mich meine Kräfte fast verlassen wollen: dann erhebt mich das Bewußtsein, daß ich nicht allein gehe, der Vater ist mit mir.—Und bin ich getrennt von meinen Geliebten; gedenke ich ihrer traurig in der Ferne; wollen sich Furcht und Bangigkeit für sie meines Herzens bemächtigen: so strömt die Erinnerung an Gottes Allgegenwart eine himmlische Ruhe in mein Herz. Warum betrübst du dich über die Entfernten? Der Vater ist bei ihnen. Er wacht freundlich über sie. Wird der Allmächtige sie nicht besser schützen vor jedem Unfall, als du es könntest? Sind sie ihm nicht so lieb und theuer, als dir? Warum trauerst du über ihre Entfernung von dir? Deine Gedanken sind bei ihnen; ihr Geist ist jetzt vielleicht bei dir; aber zwischen ihnen und dir steht, nicht trennend, sondern vereinend, der allgegenwärtige Vater.

Und wer in Noth ist um seines Lebens Unterhalt, wen die Sorge der Armuth drückt, ach, der vergesse nicht, daß er ihm nahe ist, der Millionen zu ernähren weiß, daß er seine Seufzer vernimmt, der das Geschrei der Raben hört, und auch dem geringsten Wurm die Nahrung reicht.

Wenn dich deine Brüder verlassen, und Menschen sich deiner nicht annehmen mögen; wenn der Neid der Bösen dich verwundet, und Lästerzungen einen flüchtigen Sieg über deine Ehre davon tragen — warum lächelst du nicht, statt mißvergnügt zu grollen? — Der Allgegenwärtige ist deiner Unschuld Zeuge, er, der große Sachverwalter deiner Rechtschaffenheit, welche verkannt wird. Der Allwissende kennt dein Herz und das Herz derer, die dich verfolgen. Der Allweise kennt und ruft die Stunde, da du herrlich und gerechtfertigt hervortreten wirst.

Menschen sehen nur deine Thaten, und beurtheilen nur den Schein derselben; er aber sieht deinen guten Willen, und weiß, wie weit deine Kräfte reichen.— Die Liebe, die du deinem Vaterlande, deinen Freunden und Feinden im Verborgenen übst; das Gute, was du, unbemerkt von aller Menschen Augen, im Stillen begehst: es geschieht in der Gegenwart des höchsten Gottes, des Seelenrichters, des Vergelters der Tugend.

Treuer Hausvater, er kennt die Kümmernisse, die dir den Schlummer in der Nacht vom Auge stehlen; warum vertraust du nicht dem, der dir allein helfen kann, der dir stets nahe ist, in dessen Armen du ruhst? — Zärtliche Mutter, er sieht deinen Schmerz um das kranke, leidende Kind, und den noch größern um das ungerathene.—Und du, Verzagter, der mit ängstlichen Blicken in die düstere

Zukunft hinausstarrt, und bei sich spricht: wie wird es mit mir noch werden? oder wie kann es den Meinigen ergehen? — hast du des Allgegenwärtigen vergessen, der in der Zukunft, wie in der Vergangenheit wohnt; der dein gedachte, als du sein nicht gedachtest? — Betender, du streckst die Hände gen Himmel empor, dein Mund stammelt leise Wünsche zum Geber alles Guten; aber deine Seele denkt: wird er sie vernehmen? hört er meine Seufzer? Er hört diesen Seufzer, er sieht diesen Gedanken deiner Seele; denn er, zu dem du gen Himmel rufst, er ist dir nahe in deinem Zimmer, in deiner einsamen Kammer; er berührt, er umfängt dich!

Die Allgegenwart Gottes heiligt die ganze Erde, macht jede Stelle derselben zu seinem Altar und Alles zu seinem Tempel. Durch die Allgegenwart Gottes ist schon hienieden ein Himmel, in welchem auch der Unglückliche sich froh erheben, der Zweifelnde heiteres Vertrauen, der Verzagte Muth und Trost fassen kann; in welchem nur der Sünder zittert und zittern muß, weil er in diesem Tempel und Heiligthum ein Fremdling, ein Geächteter ist.

Ach, mein Gott, daß ich nie Fremdling sei in Deinem großen Hause! Mein Gott und mein Vater, daß ich ewig Dein Kind, Du ewig mein Vater sein möchtest! Ist meine Kindheit zu Dir nicht zerrissen, bin ich nicht aus Deiner Gnade verloren: was habe ich dann zu befürchten? Und was ist's, das mich von Dir, Du Allgegenwärtiger, scheiden könnte? Nichts, als die Sünde; denn nur das Unheilige besteht nicht vor Dir und in Dir, o Du Allerheiligster!

Ja, Du bist Gott! Bist mir Gott, und nahe im Sturme, im Tode, im Grabe, in der Ewigkeit! Durch Dich ist Alles Eins, und Du, Einiger, bist Alles. Durch Dich ist aller Raum verbunden und sind Jahrhunderte nur Augenblicke. Mein irdischer Lebenstraum und mein ewiges Dasein dort ist ein Einiges, nichts Getrenntes, ist ein Leben. Das Wegsterben meines Leibes ist nur Annäherung zum Zeitraum der Verklärung, mein Tod nur Befreiung des unsterblichen Geistes vom Staub der Erde.

O mein Vater, wie viel Seligkeit fließt aus dem Gedanken an Deine Allgegenwart! Ihrer immer eingedenk, laß mich vor Deinen Augen in Unschuld und Gerechtigkeit wandeln, denken, beten! Amen.

19.

Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn.

Joh. 14, 19.

Ja, Jesus lebt! Viel tausend Herzen
Empfanden in den bängsten Schmerzen
Den hohen Trost, daß Jesus lebt!
Drum will ich fürder mit Vertrauen
Empor zu Gott, dem Ew'gen, schauen,
Wo Jesus, mein Erlöser, lebt.

Und nichts soll mein Vertrauen schwächen,
Nichts, nichts soll meinen Glauben brechen,
Denn Jesus lebt — mit ihm auch ich!
Mein Heiland, ja, in jenen Höhen
Wird Dich entzückt mein Auge sehen — —
Mit Seligkeit belohnst Du mich!

Wohin seid ihr, schöne Blüthentage meiner Kindheit? wohin, ihr angenehmen Träume meiner Jugend? wohin, ihr meine ersten Gespielen, mit denen ich fröhlich und erwartungsvoll in das junge Leben hineinhüpfte? — Ach, ich war da-

mals so glücklich, so harmlos; warum konnte ich's denn nicht immer bleiben! Selbst meine kleinen Sorgen, Leiden und Schmerzen waren so flüchtig damals, so bald vergessen. Ich tändelte in den Träumen meines Lebensmorgens, wie in einem Himmel. Ich war so reich, denn ich kannte keine Bedürfnisse, und eine weite, glänzende Zukunft lag noch vor mir ausgebreitet, die ich mit den Bildern meiner Einbildungskraft ausschmückte.

Und was mir als Kind einst Zukunft hieß, das heißt mir jetzt schon Vergangenheit. Ich stehe da schon weit vorgerückt in meiner Lebensbahn. Ach, vielleicht — wer kann es wissen? — ist davon schon mehr als die Hälfte zurückgelegt. Und was habe ich denn nun während meines ganzen Lebens errungen? Wie weit habe ich's denn endlich gebracht? Wie gering ist zuletzt das, was ich erhielt, gegen das, was ich erwartete! Warum konnte es nicht immer so bleiben, wie es einst mit mir war?

Wohin sind meine Gespielen, mit denen ich des Lebens erste Freude getheilt habe? Sie sind erwachsen und anders geworden, als ich dachte. Viele sind fern von mir, und gedenken meiner nicht mehr; viele schlafen seit Jahren und Tagen schon im Arm des Todes und der Verwesung, wo auch ich einst schlafen gehen soll. Andere leben wohl noch in meiner Nähe: aber ihr Geschmack, ihre Denkart, ihr Stand, ihre Umstände, ihre Beschäftigungen sind so verschieden von den meinigen, daß wir gegen einander jetzt wie Fremdlinge stehen. Nein, es sind nicht mehr dieselben, mit denen ich einst so heiter beisammen lebte; es ist nicht mehr die Welt, die ich sonst genoß, mit vollem, entzücktem Herzen. Sie glänzt meinem Auge nicht mehr mit jenen frischen Farben entgegen, wie sonst, und alle Herrlichkeit, alle Pracht, alle Feste können mein Herz nicht so innig erfreuen und beleben, wie ehemals, wo Kleinigkeiten, werthlose Geschenke, unbedeutende Ueberraschungen mich auf den Gipfel des Vergnügens erhöhten.

Ich hatte auch Freunde und Freundinnen. Ich stand nicht ganz einsam. Ich ward geliebt, zärtlich, ohne Eigennutz, ohne Nebenabsicht geliebt, von Herz zu Herz. Seligkeitvolle Tage, Augenblicke der Liebe, die den Werth mancher einförmigen Jahre aufwogen, ihr seid nicht mehr! Nur im bleichen Schatten der Erinnerung wanket ihr meiner trauernden Seele nach. O Freunde meiner früheren Zeit, wohin seid ihr verschwunden? Wo erreicht euch die Stimme meiner treuen Sehnsucht? Wo sucht euch mein thränenvoller Blick? Ich rufe vergebens eure mir ewig theuern Namen; ich erneuere vergebens meinem Herzen euer Bildniß, eure Verheißungen, eure liebkosenden Worte, eure Schwüre. Wir sind geschieden! — Was nicht Jahre, was nicht Verhältnisse, was nicht veränderliche Gesinnungen, was nicht Zufälle von mir rissen, ach, das trennte das Grab von mir! — Ihr seid dahin; ich muß ohne euch mein Leben vollenden. War es auch der Mühe werth, daß wir uns für den Augenblick fanden? Wie schnell welkten die Rosen ab, und nur die Dornen blieben zurück!

Gern gedenke ich euer, o ihr geliebten Todten! Engel einer bessern Welt, die mir im Leben nur für eine kurze Zeit erschienen, um es verschönern zu helfen. Eure Freundschaft zu mir ging mit euch ins Grab, und meine Wehmuth folgte euch nicht hinab. Sie bleibt mir, bis ich im Schooße der Erde neben euch schlummere.

Und alle meine Erwartungen, meine Hoffnungen von dem Leben — was ist aus ihnen geworden? Mit großen Anstrengungen habe ich gearbeitet; und mit manchen schweren Aufopferungen habe ich gesucht emporzusteigen. Ich lag oft in der Mitte von Gefahren, aber die Hoffnung des Bessern richtete mich auf; ich verging oft in Sorge und Angst, aber ich dachte, eine bessere Zeit werde kommen. Ich hatte mein Ziel erkoren; dafür ward mir keine Arbeit zu mühsam, keine Last zu beschwerlich, keine Noth zu bitter. Und jetzt? Ich stehe an meinem Ziele; aber es ist nicht das, wohin ich strebte. Stürme verschlugen mich aus der ersten, erwählten Bahn. Ich mußte ergreifen, nicht was ich wollte, sondern was ich mußte. Ich ward nie Herr meines Schicksals, sondern das Schicksal warf mir mein Loos zu. Ich sehe mich am Ende von manchen Täuschungen oft seliger, als nachher in der kalten, unfreundlichen Wirklichkeit.

So muß ich denn von den schönsten Träumen meiner Jugend Abschied nehmen; so muß ich denn meine frühern Erwartungen alle fahren lassen. Ich habe mein Loos auf Erden empfangen. Ich muß es behalten, und darf und kann nicht dagegen streiten. Ich sehe ungefähr voraus, wie durch einen Schleier, wie es mit mir bis an mein Lebensende gehen werde. Es wird, wenn nicht schreckliche Stürme mich und meine Verhältnisse zerstören, in diesem stillen Einerlei verbleiben. Ich gehe vom Schmerz zur Lust, von der Lust zum Schmerz, bis beides endet. Und dann bin auch ich vergangen! Ich bin gewesen. Die letzte Schaufel Erde auf meinem Grabhügel bedeckt mich für die Welt auf ewig. Vielleicht weint mir ein treues Herz mit Zärtlichkeit nach. O, so habe auch ich oft geweint! Vielleicht nennt ein guter Mensch noch meinen Namen unter Freunden manches Jahr nach meinem Tode. Aber er stirbt. Dann bin ich vergessen. Niemand in Zukunft weiß mehr, daß auch ich einst da war, daß auch ich unter den Lebenden wandelte. Mein Staub verweht. Der Erdball mit aller seiner Pracht ist eine vieltausendjährige Ruine, vom Staube vieler Millionen Wesen bedeckt: und was da lebt, ergötzt sich noch an dem Grün, welches über dem ungeheuern Denkmal allgemeiner Vergänglichkeit hervorsproßt.

Und wenn ich einst vollendet habe — nicht mehr bin: war es der Mühe werth, daß ich auf Erden lebte? Was half mein Dasein? Wozu die Sorgen, die Plagen, die Täuschungen alle, und die fruchtlosen Arbeiten, Thränen und Wünsche? Sie sind so gut wie nie geschehen.

Gedanke der allgemeinen Vergänglichkeit, Gedanke meines eigenen Vergehens und Verschwindens, wie entsetzlich ergreifst du meine Seele! — Sie sieht in diesem Lebenslauf ein zweckloses Tichten und Trachten; ein Bruchstück, ohne Anfang, ohne Ende; einen quälenden, sinnlichen Traum; eine Schöpfung ohne Absicht: ein Beginnen und Streben mit unerfüllten Wünschen; ein Schauspiel ohne Plan, ohne Hoheit, ohne Wohlthat.

Ja, das Leben ist ein zielloses Streben, ein eitler Taumel zwischen Schmerz und Freude, eine Gaukelei von nichtigen Wünschen — es ist ein Nichts — nicht werth, gelebt zu sein, wenn es sich nicht an die Ewigkeit anschlösse, wenn die Erde sich nicht über uns mit dem Himmel verbände, wenn nicht Jesus, mein Erlöser, lebte, wenn Gott mir nicht durch den ewigen Sohn geworden wäre.

Aber die Ewigkeit der Seele ist; nur den Leichnam und was ihn rührt, ver-

schlingt die Vergänglichkeit! Aber die Erde ist über uns mit dem unendlichen Himmel zusammengeknüpft, daß sie nicht geschieden werden mag von ihm. Aber Jesus, mein Erlöser, lebt, und der Gott des uferlosen Weltalls ist mein Gott, mein Erbarmer, mein Vater!

Ja, ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und es kommt die Stunde, daß die Todten werden hören die Stimme des Sohnes Gottes; und die sie hören werden, die werden leben. (Johannes 5, 25.)

So traurig, zwecklos und eitel mir meine Tage erscheinen, wenn ich mich mir selbst überlassen fühle, und ohne die Hand der Religion wandle: so lichtvoll, planmäßig, hell geordnet erscheint mir das Leben unter den Strahlen der Religion, die darauf fallen. Da wird die Finsterniß heiter; die Räthsel lösen sich; die Vergänglichkeit verschwindet; ich sehe mich ewig in dem Ewigen, und nichts mehr als das Werk des Ohngefährs, sondern Alles als das Werk des großen Weltordners, des Unbegreiflichen, des Allgütigen!

Eine Welt ohne Religion, ohne Jesus, ohne Gott, ist Hölle, ist entsetzliche Verwirrung und Wehehaus der Verzweiflung. Die Welt, bestrahlt vom Licht des Glaubens, beseligt durch Jesu Wort, erwärmt, belebt durch der Gottheit Athem und unaussprechliche Liebe, ist ein Himmel, ist einzige große Harmonie, worin nichts vergebens lebt, nichts vergebens geschah.

Siehe auf zum Herrn, zum Schöpfer des Weltalls, zum Gebieter der Unendlichkeit — und dein Leben, o meine Seele, ist kein Räthsel mehr, und ist nicht ohne erhabenen Zweck! Auch der Säugling, welcher bald nach der Geburt wieder unter den Thränen der Mutter an ihrem Busen stirbt, hat nun nicht vergebens geathmet und gelebt. Alles ist durch die Hand des Allerweisesten mit Allem aufs Innigste verbunden. In seinem grenzenlosen Reiche ist Alles mit Allem verbrüdert; und die Erdenwelt, als Stern unter den übrigen Sternenwelten, gehört mit allen Gestirnen und Sonnen, die sie sieht, auch den im Unendlichen, fernern Raum wohnenden Weltkörpern an, die nie ein sterbliches Auge sah und sehen wird, und die sich dort um unbekannte Sonnen schwingen.

Siehe auf zum Herrn, o meine Seele! Warum bist du betrübt über das, was du verloren? Warum beweinst du die verschwundenen Freuden des kindlichen Alters? Ach, bist du nicht ein Kind, indem du sie beweinst? Wie sehntest du dich doch sonst nach den Annehmlichkeiten des spätern reifern Alters! Wie ungeduldig erwartetest du die Tage, in welchen du der Zuchtruthe entwachsen sein und mit eigener Hand dein Wohl und Weh bauen würdest! Du hast es, und jetzt verlangst du nach den Unvollkommenheiten deiner Kinderwelt zurück! — Was folgt daraus? In dir war, da du noch durch deine Jugendstunden hüpftest, schon Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, und du empfandest wohl, daß es dir nicht im unreifen Stande der Kindheit werden könne. Darum erwartetest du mit Begierde den Tag der Reife. Du nahmst an Jahren zu, aber dein Durst nach dem unbekannten Etwas ward nicht gelöscht. Du bist jetzt in dem Lebensalter, wo du, was du nicht zu nennen wußtest, zu finden hofftest, und hast es noch nicht gefunden. Du suchst eine Harmlosigkeit, ein Glück voll ewiger Dauer. Du suchst das Unbekannte und kannst es nicht nennen; du suchst es in der Freundschaft, im Wohlstand, im Ansehen, im ge-

nußvollen Leben, und Alles ist eitel. Du findest es dort nicht. Mißvergnügt wünschest du dich in den freundlichen Morgen deines Lebens zurück; und würde dein Wunsch dir gewährt, würdest du wieder Kind: o du wärest wieder voll gleicher Begierde, bald die reifern Jahre zu erleben.

Und wohin deuten diese Widersprüche? Ach, sie deuten auf deine Thorheit, daß du das unbekannte Heil hartnäckig in Dingen suchest, die an sich selbst keine Dauer haben. Sie weisen dich auf andere Bahnen hin! Sie sagen dir: Sterblicher, du sehnst dich nach ungetrübter Seligkeit für deine Seele, aber du suchst sie in Dingen, die höchstens nur deinem Irdischen, deinem Körper, deinem sinnlichen Herzen wohlthun. Du schmachtest nach etwas Unvergänglichem, und umarmst nur das Vergängliche!

Siehe auf zum Herrn, dort bei ihm ist Unvergänglichkeit! Nicht hier, in diesem Traum von einigen Jahren, nein, in der Ewigkeit ist dein Lebenslauf! Nicht im flüchtigen Reichthum, nicht im zärtlichen Umgang mit Sterblichen, nicht im vorübergehenden Glanz weltlichen Ruhms, irdischen Ansehens suche eine Wollust oder Wechsel, sondern in der Heiligkeit deines Sinnes, in der Vollendung deiner Seele durch Tugenden. Hast du diese höhere Bahn schon jemals betreten? Hast du auf diesem Pfade schon das Unbekannte gesucht, nach welchem du schmachtest? Nicht die Welt gewährt es dir, sondern die Religion!

Siehe auf zum Herrn! — Warum weinst du über das Verlorne und strebst nicht nach dem, was nie verloren werden kann? Warum trauerst du am Grabe deiner Lieben und gedenkst nicht dessen, bei dem sie leben, ewig leben werden? Deine Seufzer erwecken ihren Staub nicht wieder, aber ihre Seelen lächeln deiner Unwissenheit und deiner eiteln Thränen, und harren deiner Ankunft im Reiche der Vollendung! Weine nicht über den Staub, der dir entrissen ward; er war nur geliehenes Gut. Dir gehört auf Erden nichts, als du dir selbst, als Gott und die Ewigkeit. Ich lebe, und ihr sollt auch leben, sprach der Erlöser. (Joh. 14, 19.) Die weinende Martha tröstete er mit den Worten: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er gleich stürbe. (Joh. 11, 25.) Diese Worte sollen auch deine Thränen trocknen; und sie werden es, wenn du nur Glauben hast.

Siehe auf zum Herrn, Lebensmüder, Tiefgebeugter! Dort ist Trost, wenn ihn die ganze Welt dir entzieht. Diese Unglücksfälle, die dich niederschlagen, — diese Ereignisse, in denen alle deine Hoffnungen verderben, — diese Schmerzen, die dich lähmen — sie sind nur himmlische Mahnungen an dein verwöhntes Herz, nicht dem Irdischen, nicht dem Unbeständigen zu trauen, sondern dein ganzes Gemüth auf das Wahre, das Ewige, das Göttliche hinzuwenden. Siehe mit Vertrauen auf zum Vater; er ist's, dessen Hand dir diese Trübsale sendet, daß du weiser werdest; daß du den Werth dieser Welt und ihrer wankelhaften Güter besser kennen lernest; daß du in ihnen nicht deine vornehmste Hoffnung gründest, sondern sie nur als Mittel zu nützlichen Dingen, als Werkzeuge deiner Tugend, als Erholung und Ermunterung auf deiner Laufbahn zur Ewigkeit benutzest. Hinweg die Sorge, hinweg die Angst, hinweg die Thräne, wenn noch Religion eine Wirkung über dein Herz vermag, und blicke empor zum allwissenden Vater, der deine Leiden, deinen verborgensten Schmerz

kennt. Er weiß besser als du, was zur Veredlung deines Geistes heilsam ist; er kennt auch die Stunde, die dich wieder beseligen soll.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! sprach auch Hiob, der Dulder, in der Fülle seines Kummers. — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! so soll auch der Christ mit Freudigkeit sprechen; denn Jesus ist's, der ihm den höchsten Trost gewährt; Jesus ist's, der ihn mit Gott verband; Jesus ist's, der ihn durch Leben und Ewigkeit zum Heil führt.

Siehe auf zum Herrn, Ungenügsamer, dem alles das mannigfaltige Gute noch nicht genug ist, das ihm durch Gottes Vorsehung und Segen zu Theil ward. Der Gedanke an Gottes Weisheit, an seine über Alles waltende Güte, wird dich mehr mit dir selbst und mit dem zufrieden stellen, was du hast, als jeder andere Beruhigungsgrund. Mit dem Blick des Glaubens zum Himmel verliert sich die bange Sorge um das Irdische, und Beschämung der Seele tritt an die Stelle der Unzufriedenheit. Du hast nicht Alles erlangt, was du begehrtest, aber unendlich mehr, als du verdientest. Denn was hattest du ihm zuvor gegeben, daß er dir wiedergeben sollte? Oder wodurch hättest du, Eitler, vor vielen deiner Mitmenschen Vorzüge, daß er dich höher begünstige, als sie?

Oder stammt die Unzufriedenheit mit deinem Leben, mit deinem Stande, mit deinem Vermögen, mit der Zahl deiner Freunde nur aus kleinlichem Stolz und Ehrgeiz her? Möchtest du nur, Andern zum Trotz oder Verdruß, in Ansehen, Macht und Reichthum wachsen? Oder bist du mißvergnügt, weil du dich von Andern übertroffen siehst, denen du gern gleichstehen möchtest? — O Elender, Schwacher, so bist du würdig, noch tiefer zu sinken, um des Frevels willen, den du an Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit zu üben wagst; so bist du nicht würdig des Guten, das seine Liebe dir gewährte, da du, Blödsinniger, die Allmacht selbst zur Dienerin deiner hochmüthigen Entwürfe und Wünsche verwandeln möchtest. Dir gebührt kein wahres Glück, weil du es noch nicht zu genießen verstehst, und dasjenige, was dir durch Gottes Segen ward, mit Füßen trittst, um desjenigen willen, was seine Allweisheit dir verweigert. Lästere nicht dies Leben, es sei ein elendes, alltägliches Dasein, nicht werth, gelebt zu sein; sondern schilt deine Thorheit, deinen Wahnsinn, die deine Stunden verbittern, deine Freuden verscheuchen. Bekämpfe nicht eingebildete Hindernisse deines vermeintlichen Glücks—nein, dich selbst und deine Leidenschaften bekämpfe.

Blicke auf zum Herrn und zum Himmel, wo der Alliebende, der Allvergelter wohnt. Von daher strömt jener stille Frieden, jene göttliche, unveränderliche Heiterkeit in das unruhige Herz, nach der es sich sehnt. Wer nicht auch unter dem größten Wechsel seiner Schicksale glücklich sein kann, wer nicht durch Licht und Finsterniß mit gleichem frohen Muthe wallen kann: o der ist noch ohne Glauben, ohne Vertrauen zu Gott und seiner heiligen Vorsehung; o, in dem ist noch Jesu heiliger Geist nicht mächtig geworden; der kennt noch seine eigene, hohe Bestimmung nicht, und ist ein irdisches Wesen, nur in irdischen Dingen versunken. Er muß die schmerzenvollen Dornen des Lebens fühlen, daß er von der Unzulänglichkeit dessen überzeugt werde, was hienieden ist; daß er aufschauen lerne zum Herrn, von dem allein alles Gute kommt; daß er in Jesu

seinen Freund, seinen Beseliger, seinen Erlöser, und in der Ewigkeit seine Heimath erkenne.

Jesus, mein Erlöser, lebt! Mit ihm auch ich! Mit ihm leben auch Alle, die Gott mir nahm! — Er lebt, lebt ewig, und mit ihm werde auch ich ewig leben! Auch ich spreche, wie er auf Erden sprach: Unser Schatz ist im Himmel, und sein Reich ist nicht von dieser vergänglichen Welt.

Ja, ich will emporschauen, Vater im Himmel, zu Dir, wenn mich hienieden Schmerzen bedecken. Empor will ich zu Dir schauen aus der Nacht meiner Sorgen, aus den Labyrinthen meiner Erdenbahn, und ich werde wieder Frieden finden. Meine Seele wird sich in dem Gedanken an Dich läutern und heiligen. Sie wird von Dir nicht wieder zurückblicken auf die Welt und dies Leben, ohne darin Ordnung, Plan und Harmonie zu bewundern. Sie wird sich mit sich selbst und ihrem Dasein versöhnen, indem sie erkennt, daß doch Alles unterm Himmel nur Weg, nur Mittel zum Ewigen ist; daß Alles, Reichthum und Macht, Kenntniß und Würden, und was der Mensch schön und vortrefflich nennt, nur Werkzeug der Tugend sein soll; daß aber Armuth und Niedrigkeit, Verachtung und Schmerzen eben so gute Werkzeuge zur Verherrlichung unserer Seele sind.

Und wenn mich das Leiden übermannen, die Sorge erdrücken will — dann, Vater, dann will ich glaubensvoll zu Dir aufschauen, und ich werde Trost finden! Und ich will Deines Sohnes, meines Erlösers, gedenken, wie er vom Kreuze zu Dir emporblickte und Trost fand. Er lebt!—Auch ich werde leben! Auch ich werde überwinden, wie er Welt und Tod überwand. Ach, alles Leiden, alles Ungemach dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die Du uns bereitest, zu der Du uns erwählt hast.

Auch verachtet, auch geschmäht von Andern, auch in der Dürftigkeit, auch in der Krankheit Schmerzensstunden, will ich freudig zu Dir aufsehen, Vater, mein Vater! Und wie der ewige Sohn, gebe ich einst auch meinen Geist in Deine Hände. Amen.

20.

Christus ist mein Leben.

Gal. 2, 20.

Mein Jesus sprach: Sie sollen leben!
Ich will, daß, wo ich bin, die sei'n,
Die, Vater, mir von Dir gegeben,
Sich meiner hier im Glauben freu'n;
Einst dort, wie schon im Glauben hier,
Auch in der Herrlichkeit mit mir!

Was acht' ich, Thoren, eures Spottes,
Wenn ich, durch Eines Geist und Sinn
Vereinigt mit den Kindern Gottes,
Der Erde höh'rer Wonne bin!
In Jesu lebend bin ich reich,
Werd' ich den Vater droben gleich!

Was wollen diese Worte sagen: Christus ist mein Leben? Der Schwärmer überläßt sich bei denselben einem Strom dunkler Empfindungen; und der, welcher sich mit einer gewissen Aufklärung brüsten zu können glaubt, lächelt mitleidig oder verächtlich des schönen Gedankens, und ahnet eben so wenig, als der Schwärmer, den tiefen, beseligenden Sinn derselben, durch welchen wir erst auf Erden dasjenige sind und werden können, was wir sein sollen in un-

sern Beziehungen zu dem Allerhöchsten, Unbegreiflichen, der uns zum Dasein rief; sein sollen in unsern Beziehungen auf das heilige Weltall Gottes, das heißt, auf die Ewigkeit: denn diese Beiden sind Eins.

Christus ist mein Leben! Dieser Ausdruck fordert uns zu keiner sinnlichen Liebe gegen Jesum auf, daß wir ihm mit einer gemüthlichen Zuneigung ergeben sein sollen, wie man etwa irdischen Freunden anhängt; wie die Braut den Bräutigam, wie das Kind den Vater, wie der Bruder den Bruder liebt. In Jesu leben kann und soll nichts Sinnliches sein. Denn wir haben Jesum nicht mehr irdisch vorhanden. Auch ist es nicht sein irdisches Wesen, was an ihm das Allerheiligste und Göttlichste für uns war; sondern sein Geist war es allein, der Geist Gottes in ihm, welcher sich durch ihn der Menschheit aller Weltalter offenbart hat.

In Jesu leben heißt also: in seinem Geiste leben. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein! sagt die heilige Schrift. (Röm. 8, 2.)

In Jesu leben heißt, in seinem Geiste leben; heißt, so innig mit seiner erhabenen, einzig wahren Denkart vermählt sein, daß seine Ansichten der Welt, seine Ansichten von der menschlichen Bestimmung diesseits und jenseits der Todesstunde auch vollkommen die unsrigen geworden sind, also, daß Christus gleichsam in uns lebt, daß Christi Geist gleichsam der unserige geworden.

Wie Wenige verstehen den großen Sinn, welchen diese Worte umhüllen! Wie Wenige können es mit Paulus aussprechen: Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir! Denn was ich jetzt lebe im Fleische, das lebe ich in dem Glauben (das heißt, in der Denkart, in der Lehre, im heiligen Sinn) des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat, und sich selbst für mich dargegeben. (Gal. 2, 20.)

Christus ist mein Leben! Ich athme gleichsam in seinem Wesen; ich verschmähe die gewöhnlichen Vorstellungen von der Welt, und habe seine Vorstellungen; ich erhebe mich mit meiner Seele zu der gleichen Höhe der Ansichten, auf welcher er sich befand, und zu welcher er uns emporzog durch sein wahrhaft himmlisches Wort.

Wer aber Christi Geist hat, in dem lebt Christus, in dem wohnt das Göttliche; vor dessen Blicken zerfließen die Nebelgestalten irdischer Täuschungen; der unterscheidet das Alleinwesentliche vom sinnlichen Schein; der findet keine Widersprüche mehr in den Schicksalen seines Lebens, sondern alle Finsternisse darin klären sich ihm wunderbar auf; der sieht im Grabe keinen Tod; der sieht im Dasein hier und dort nur ein einziges Sein; der kann nicht unglücklich werden, und der Schmerz, welcher ihn oft als Mensch überwältigen mag, läßt seinen Geist unangetastet; der kann mit der freudigen Tugend wandeln, wie Christus; der kann mit der göttlichen Heiterkeit sterben, wie Christus.

Wie aber ist dies möglich? Vermag dies ein Sterblicher?—Wohl vermag er es; denn besser, als du, wußte der göttliche Weise, was ein erhabener Mensch vermag. Er vermag es, wenn ein großer Wille ihn belebt, und er nicht so ganz tief im Schlamme seiner noch thierischen, sinnlichen Natur untergegangen ist, daß der Gedanke an das Höhere ihm so unnatürlich geworden ist, wie jedem andern Thier. Er vermag es, und wenn nicht früher, doch gewiß dann, wenn

irgend ein schweres Schicksal über ihn ergangen ist, und ihm mit schrecklich-ernster Stimme gepredigt hat die Nichtigkeit der Erdenfreuden und alle jene Wahrheiten, die ihm längst eingeleuchtet haben würden, hätte er in Jesu Geist zu denken und zu leben verstanden.

Jesus sah in Gott nicht einen Gott des jüdischen Volkes, sondern den Gott der Unendlichkeit und den Vater, welcher mit unendlicher Liebe alle seine Schöpfungen umfaßt.

Hast du auch dir deinen Gott immerdar in dieser Größe und Hoheit gedacht? Freilich betetest auch du oft zu ihm als zu deinem Vater; aber du hingest an ihm als wäre er nur dein Vater, nur der Beschützer deiner Familie, deines Wohnortes. Daß er auch der Vater aller andern Geschöpfe sei, daran dachtest du nur dunkel. Wie hättest du sonst oft Dinge von ihm bitten können, welche dir zwar zum irdischen Gewinn, Andern aber zum großen Schaden gereichen konnten? Wie hättest du zu ihm beten und doch von deinem Gebete das Wohlsein aller übrigen Wesen ausschließen können? Wie hättest du zu dem heiligsten, liebevollsten Geiste beten, und andere Menschen oft um Kleinigkeiten, oft nur aus Habsucht, Neid oder Hochmuth, hassen können in derselben Zeit?

So betete Christus nicht. Er sprach: Unser Vater! Er verehrte ihn als den Gott aller Erschaffenen ohne Ausnahme, der eben so sehr Vater des geringsten, als des vorzüglichsten Menschen ist; der sowohl für das Wohl der Einzelnen sorgt (alle Haare auf euerm Haupte sind gezählet!), als für das Wohl des ganzen Weltalls. Der Du bist in den Himmeln, das heißt, in der Unendlichkeit dessen, was ist. Welche Schicksale mir demnach auch widerfahren mögen: sie sind mir widerfahren mit Wissen und Leitung des Alliebenden; sie sind in genauer Verbindung mit der Ordnung und Seligkeit des großen Ganzen, welches ich nicht unterscheiden kann. Mein körperliches Leiden, meine irdischen Unglücksfälle sind nur Mittel zu höhern Zwecken in der Verkettung der göttlichen Schöpfungen.

Hast du nun wirklich in Jesu Sinn und Denkart Gott geliebt, verehrt und erkannt, so frage dich nur selbst: Warum hassest du in deinem Herzen diejenigen, welche eines andern Glaubens und einer andern Kirche sind, als du bist? Gott aber ist nicht nur dein Gott, sondern eben so sehr ist er auch der Gott der Juden, Heiden und aller Religionsparteien. Willst du mehr thun, als er? weiser und heiliger sein, als er? Oder warum hassest du einen deiner miterschaffenen Menschen, weil dir seine Denkart mißfällt? Gott haßt Niemanden, sondern er hat Erbarmen für Alle und sucht sie zur Besserung zu leiten.

Jesus sah die Ewigkeit als seine und unsere Heimath an, als das große Vaterhaus, welches viele Wohnungen hat, (Joh. 14, 2.) Dahin kehrte er zurück; da, wo er sein würde, wollte er, daß auch die wären, die ihm Gott gegeben, damit sie alle mit ihm und Gott vereinigt wären. (Joh. 17, 24.)

Willst du nun in Jesu Geist leben, so nimm diese allein wahre, erhabene Vorstellung von deiner und unser Aller Bestimmung in dir auf. Bilde dir nicht ein, diese Erde, welche du bewohnst und die nur der vergängliche Schauplatz deines vergänglichen Erdenlebens ist, sei dein Vaterland; erkenne, daß du hier

ein Fremdling und Pilger bist. Bilde dir nicht ein, daß diese Erde und dies Leben die Hauptsache für deinen Geist sei — nein, so weit dein Auge durch die Millionen Sterne dringt, so weit aus unaussprechlichen Fernen der Glanz von fremden Welten strahlt — und endlich weiter noch, denn wir sehen hienieden nur den kleinsten Theil des Weltalls — überall ist Gottes, unsers Vaters, Haus.

Hast du aber Jesu Denkart: warum hängst du mit solcher Innigkeit an diesem Staube der Erde, als wenn sonst nirgends Gottes Haus wäre? Warum bebst du vor dem Tode, als wenn die Entfesselung deines Geistes aus den Banden deines Leibes ein Weggehen und Verschwinden desselben aus dem großen Hause des Vaters wäre? Warum jammerst du untröstlich über dem Leichnam deiner Geliebten, als wenn sie nun mit den geringen Freuden des Hierseins Alles verloren hätten? Sind sie denn nicht immer noch in dem Hause deines Vaters, auch wenn sie nicht mehr bei dir sind? Kennst du die Wonnen, welche er ihnen in andern Wohnungen bereitet hat? Oder hältst du dich für zärtlichliebender und erbarmenvoller, als der Allerbarmer, der Alliebende ist, der sie und dich schon liebend bedachte, ehe ihr waret?

Und wenn dies Weltall das Haus Gottes, unsers Vaters, ist: warum klagst du über die Schmerzen der Trennung, welche der Tod verursacht? Ist es denn Trennung, wenn wir im väterlichen Hause beisammen bleiben? Ist denn dieses Voneinanderlassen im Tode mehr, als wenn dein Geliebter eine Reise zu andern Geliebten gethan hätte? Gehört er dir nicht noch immer im Hause des Vaters? Bist du nicht noch immer der Seine?

Jesus sah in allen erschaffenen Geistern seine Brüder, im ganzen menschlichen Geschlechte seine Verwandtschaft. Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter. (Matth. 12, 50.) Er betrachtete also nicht die flüchtige, kurzdauernde Blutsverwandtschaft auf Erden als die wahre Verwandtschaft, sondern die Aehnlichkeit und Verbindung aller Geister unter einander zu Gott. Er kam daher auch nicht, um uns als irdische Wesen zu beglücken, sondern als Geister. Durch seine Lehre wollte er uns keinen häuslichen Wohlstand, keine Bequemlichkeiten, keinen Ruhm unter dem Volke geben — er dachte nicht an unsere Leiber, sondern an das Alleinwesentliche in uns, an das Unsterbliche, was den Leib für einige Zeit beseelt. Er arbeitete nicht für ein Erdenreich, sondern für ein Himmelreich, das heißt, für die Beseligung derjenigen Geister im Weltall, welche nach dem Willen des ewigen Schöpfers auf Erden, von Menschengestalt umfangen, wandeln würden. Was nicht Geist war, achtete er geringer; er verschmähte es nicht, aber legte ihm keinen Werth bei, der zu hoch gewesen wäre. Er trauerte, wenn er sah, wie die Menschen Alles für ihre Leiber, für ihre Bequemlichkeiten thaten, und fast nichts für das unsterbliche, sich selbst bewußte Etwas in ihnen. Unzähligemal und auf mancherlei Weise rief er ihnen zu: Ihr seid nicht geschaffen für Wohlleben und Tand, sondern für euch selbst, das heißt, für die Verherrlichung eures Geistes! Ihr seid nicht geschaffen, um das Unvergängliche in euch aufzuopfern für das Vergängliche außer euch! Ihr seid nicht geschaffen für Pracht und Schmuck, für Ehrenstellen, für Geld und Gut, für Ansehen und Macht: sondern diese Mittel sind für euch geschaffen, daß ihr euch derselben zu

den Absichten Gottes, zur Veredlung eures Gemüthes, zur Beglückung Aller, die euch umgeben, bedienen sollet. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und Schaden nähme an seiner Seele? Darum lebet nicht für die Mittel, sondern die Mittel sollen leben für euch. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. (Matth. 6, 24.) Ihr könnet nicht thierisch denken und empfinden, nur für die vorübergehenden Genüsse dieses Lebens vorhanden sein, und doch daneben euern Geist veredeln.

So betrachtete Christus das Leben. So betrachteten es auch die von ihm in sein Gottesreich geweihten Jünger. Darum sagte Paulus: Die aber fleischlich sind (das heißt, die bloß für Erfüllung sinnlicher Begierden athmen), mögen Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistig, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. (Röm. 8, 9.)

War es denn also nur die Würde und Seligkeit unsers zur Ewigkeit berufenen Geistes, für welche Jesus ins Leben trat und litt und starb — ist es denn nur die Würde unsers Geistes, was im Leben das Wichtigste ist, für welches ein Himmelreich, eine Ewigkeit ist: so ist alles Andere nur für außerwesentlich und zufällig zu achten; so werden wir fühlen, daß jeder Verlust am Ende unbedeutend ist, nur nicht der Verlust unserer Seelenvollkommenheit.

In diesem Sinne lebte Jesus und dachte er. Ob reich oder arm sein, beides war ihm gleichgültig. Sein Geist war es, der Seligkeit hatte. Er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte; dies betrübte ihn wenig. Das Volk wollte ihn mehrmals auf den Thron Davids erheben und mit königlichen Würden bekleiden; er verachtete die Sinnlichen, die nur für den Glanz des Augenblicks empfänglich waren, und entfloh ihren Aufforderungen. Nur Gott und die Ewigkeit im Auge, hing er an nichts Irdischem mit übermäßiger Liebe. Selbst seine Blutsverwandten, selbst seine irdische Mutter, so theuer sie ihm auch war, so zärtlich er auch für sie sorgte, galten ihm nicht über Alles. Er liebte ihre Geister — nicht den Staub, der sie umgab. Selbst sein Leben galt ihm nicht über Alles, denn er hatte es kaum einige dreißig Jahre genossen; er opferte es für erhabenere Absichten willig hin, da Mörder wohl den Leib, aber nicht den Geist tödten können.

Was du hast, o mein Christ, das verschwindet; aber was du geistig bist, das bleibst du. Dies ist die Vorstellungsart Jesu von der Welt und den Menschen. Nun prüfe dich: Warst du in Christo? war er in dir? So lange dein Geist in menschlicher Natur da ist, wirst du freilich auch die Pflichten der Sinnlichkeit, die Pflichten für deine Gesundheit, für deine und der Deinigen Nahrung, Bekleidung und Ruhe beobachten müssen. Auch Jesus that es. Du wirst freilich an manchen süßen Gewohnheiten des Lebens hängen, aber nicht aus ihnen den Beruf deines Lebens selbst machen. Sobald du bei Entbehrung einer Freude, beim Verluste eines irdischen Vortheils, beim Verluste eines Geliebten im Tode, zu heftige Schmerzen fühlst, ist dies ein Beweis, du hattest dich zu sehr an den Schein, an das Unwesentliche, gekettet; du hattest deinen Geist nicht zur wahren Freiheit erhoben, sondern ihn von Gewohnheiten und

sinnlichen Reizen allzu sehr binden lassen. Christus war noch nicht dein Leben, das heißt, du warst noch fern von der göttlichen Denkart, die dir allein geziemt.

Du seufzest leise und sprichst: Ach, es ist so schwer! Aber dieser Seufzer beweiset, du bist noch nicht, der du sein sollst. Es ist umsonst — du mußt es werden, auch wenn sich deine irdische Natur noch so gewaltsam dagegen empört. Du mußt es werden, denn dein Schicksal wird endlich eine Freude deines Lebens nach der andern von dir reißen, um dich empfinden zu lassen, daß nichts dir gehört und bleibt, als du dir selbst.

Siehe an dein Haus, deinen Wohlstand: vielleicht sind schon nach wenigen Jahren die Flamme, der Krieg und anderes Uebel darüber gegangen. Siehe an deinen Leib: vielleicht liegt er nach wenigen Monaten krank und zerschmettert und entstellt auf dem Siechbette. Siehe an deinen Vater, deine Mutter, deinen Gatten, dein Kind, deinen Enkel und wen deine Seele heiß liebt: vielleicht im Laufe dieses Jahres hängst du schluchzend über ihrem Sarge. Zwar ihre liebende Seele bleibt dir; aber ihr menschlicher Leib fällt der Erde zu, aus deren Erzeugnissen er bestand.

Und wenn du dir nun Gott als den alliebenden Vater aller Wesen denkst — und das ganze Weltall als deines Vaters Haus — und den Himmel als deine wahre Heimath — und alle Geister als deine Brüder, als die Familie Gottes, von welcher kein Glied verloren gehen kann — dann hast du die Denkart Jesu. Und wenn diese Vorstellung in dir Herrschaft übt: wie kannst du bei so göttlichen Gedanken ungöttlich thun? wie Menschen hassen, deren Vater du um seinen Segen anrufst? wie trostlos die Todten beweinen, oder vor dem Tode zittern, da doch nur Irdisches vergeht, aber die Geister im Hause ihres Vaters bleiben? wie allen Werth auf häuslichen Wohlstand, auf bürgerliche Annehmlichkeiten, auf den Besitz von Schönheit, Freundschaft und andere irdische Vorzüge setzen, da Alles, was vom Körper herstammt, veraltet und vergeht, wie ein Kleid, in welches du dich hüllst? Wie kannst du bei so göttlichen Gedanken anders handeln, als göttlich, voll Liebe, Wohlwollen, Nachsicht, Erbarmen und Ruhe? Wie kann dich ein sogenanntes Unglück betrüben, da es doch nur ein einziges wahres Unglück gibt, nämlich Unvollkommenheit deines Geistes — Sünde? Wie kannst du in deinem Lebenslauf die Wege der Vorsehung dunkel finden, da du weißt, daß Alles denen zum Besten dient, die Gott lieben? da du weißt, daß, was Staub ist, Staub wird, und nur der Geist im Hause Gottes bleibt? da du weißt, daß Alles, was sich ereignet, ein neuer Himmelswink für deine Seele ist?

Christus ist mein Leben! O wie groß und heiligend ist dieser Gedanke schon, wie wenig habe ich sonst begriffen die tiefste Fülle seines göttlichen Sinnes! Ja, sei denn Du mein Leben, o Jesus, Heiland, Seligmacher, Offenbarer der Gottheit, Wegweiser irrender Seelen, Licht der Geisterwelt! Sei du in mir! Dein Gedanke sei fortan auch mein Gedanke; Deine Ansicht der Welt und des Lebens sei auch fortan die meinige; dann wird auch mein Leben sein, wie das Deinige, mein Gebet, wie das Deinige. Dann werde ich mich um nichts mehr kränken — eine stille Seligkeit wird mich schon hier erquicken. Und wenn mein irdisches Leiden groß wird, und wenn ich, übermannt von Schmerzen, auch mit

menschlicher Schwachheit rufe: O Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! werde ich doch mit Dir hinzufügen: Doch nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe! So werde ich mit tiefer Ueberzeugung an Gott und seinem Willen hangen, ihn mit kindlicher Hingebung anbeten, und mich freuen unter allen Verhältnissen, daß ich der Seinige bin und bleibe. So werde ich mit dem erwärmenden Gefühl der Wahrheit rufen: Unser Keiner lebt ihm selber, unser Keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, ob wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

21.

Sterben ist mein Gewinn.

1. Kor. 15, 31.

Fels Gottes, den mein Arm umschlinget,
Unsterblichkeit! Unsterblichkeit!
Wenn Nacht und Trübsal mich umringet,
Mich Alles drängt, mir Alles bräut —
Soll ich dann still steh'n und ermatten?
Nein, Sehnsucht nach dem kühlen Schatten,
Nach Gottes Ruh', erfüllet mich.

Wie auf des stillen Berges Höhen,
Wo Alles uns so tief entzückt,
Wenn kühle Lüft' uns sanft umwehen,
Wenn uns ein frischer Quell erquickt —
Zu schwaches Bild von jenen Freuden
Nach still zurückgeweinten Leiden —
Wie bald — bald ist mein Ziel erreicht!

Und dann, und dann, wer kann sie denken
Die Wonne, die mein Herz erfüllt?
Wenn keine Schmerzen mehr mich kränken,
Mich Gottes Heiligthum umhüllt — —
O dann, dann ist mein Geist genesen,
Und Freiheit, Freiheit all mein Wesen,
Und meine Seele — Seligkeit!

Der menschliche Leib, welchen wir tragen auf Erden, ist nur ein durchsichtiger Schleier unserer Seele. Anders sollten wir uns unsern Körper im Verhältniß zur Seele nie vorstellen; denn diese Vorstellungsart ist eben so wahr an sich, als reich an wichtigen Folgerungen fürs Leben.

Die Gottheit wollte, daß sich unser Geist auch mit dem Nichtgeistigen in Verbindung setzen könne; darum hüllte sie ihn in einen feinen irdischen Stoff, der durch ihn in allen seinen Theilen belebbar ist. Vermittelst des zartesten, dem bloßen Auge fast unerkennbaren Nervengespinnstes, welches den ganzen Leichnam durchdringt und umgibt, wird die Seele dieses Leichnams mächtig. Sie genießt dadurch Eindrücke von außen zu ihrer Belehrung, und lernt sich seiner wie ein Werkzeug bedienen gegen die äußere Welt. Ist dieser Schleier zerrissen, dieses Werkzeug gebrochen: so hört der Geist auf, damit mächtig zu sein. Der zerstörte Leib wird ihm dadurch so fremd, wie alles übrige Irdische. Dieses Fremdwerden heißt sterben.

Der Leib ist ein durchsichtiger Schleier der Seele. In allen Bewegungen, Veränderungen, im Ruhen wie im Handeln, erkennen wir die Seele hinter den Erscheinungen des Körpers. Es ist nicht der Leib, welcher zürnt oder liebt, sondern die Seele ist es, welche durch die Werkzeuge der Stimme donnert, holdselig lächelt durch den Blick des Auges, ihre Scham im Erröthen

der Wange verkündet, ihren Muth oder ihre Furcht, ihre Sehnsucht oder ihren Schmerz in den Bewegungen dieses Schleiers äußert. Denn ist von der zarten, beweglichen Hülle, welche wir Körper nennen, die Seele getrennt: was bleibt übrig? Er liegt zusammengesunken da, wie ein weggeworfenes Kleid. Er gleicht einem kalten Marmorbilde, und es wird uns fast unwahrscheinlich, daß diese todte Asche jemals von einem höhern Wesen belebt worden sei.

Auch lieben und hassen wir in Andern niemals eigentlich den Korper, sondern die Seele, welche sich hinter diesem Schleier zeigt. Es ist *ihre* Anmuth, die uns entzückt; *ihre* Weisheit, *ihre* Tugend, die uns Achtung einflößt; ihre Verderbtheit, die uns Unwillen erregt. Neben dem entseelten Leichnam aber hört alle Liebe, aller Haß auf, denn unser Freund oder Feind ist verschwunden; sein weggeworfener Schleier reizt uns so wenig, als aller andere Staub.

So wie es sehr natürlich ist, daß Niemand eigentlich unsern Körper liebt, sondern die Seele, welche aus ihm hervorstrahlt: ebenso natürlich ist es, daß jeder Mensch, wiewohl er in Andern nur die Seele liebt, an sich selbst den Körper liebt, welchen er trägt. Er sucht ihn zu erhalten, zu vervollkommnen, denn die Seele begehrt ein edles, fähiges Werkzeug; er sucht ihn zu verschönern, zu schmücken, denn das innere, bleibende Verlangen der Seele nach Vollkommenheit und Vorzüglichkeit trägt sie unwillkürlich auch gern auf das über, was ihr zunächst angehört. Sie bemüht sich sogar, im Gefühl eigener Unwürdigkeit, das, was ihr an innerm Werth abgeht, durch Schönheit des Schleiers zu bedecken; sie sucht die Falten desselben dichter zusammenzuziehen, damit man sie hinter demselben nicht in ihrer Wahrheit erblicke — und man sagt von solchem Menschen, er verstelle sich.

Das Bedürfniß der Seele, mit diesem Schleier angethan zu sein, gab die Gottheit einem jeden Geiste. Daher die tiefe, innige Liebe der Seele zu ihrem Körper; daher der beinahe unüberwindliche Hang zu dem, was wir *Leben* nennen.

Was heißt aber Sterben? — Nichts anderes, als die Trennung der Seele von ihrem irdischen Schleier. Was wird aus dem weggeworfenen Schleier? Verschwindet er aus Gottes Schöpfungen? Nein, er wird Staub und Asche. mischt sich mit der übrigen Erde, aus welcher er einst durch Genuß der Nahrungen entstand. Er bleibt in der Schöpfung unverloren, und dient zu anderen Bestimmungen. Was wird aus der schleierlosen Seele? Verschwindet sie aus den Schöpfungen Gottes? — Nimmermehr! Wie möchte das Edelste verschwinden, da das Unedlere nicht vergehen kann? Sollen wir darum glauben, sie sei aus der Unendlichkeit der geschaffenen Wesen hinweggegangen, weil sie den Schleier weggeworfen hat, durch welchen wir allein ihre Anwesenheit sinnlich wahrnehmen konnten? Sie lebt! Denn selbst der Staub lebt noch, und ist da, der sie einst umhüllte. Sie lebt, denn Gott ist nur Schöpfer, nicht Vernichter! Sie lebt, denn im weisesten Schöpfer findet keine Bereuung dessen statt, was er nach erhabenen Absichten zum Dasein rief.

Und ist denn das Wegwerfen des vergänglichen Schleiers so schmerzlich? — Wohl mag der natürliche Trieb zum Leben, den uns der Schöpfer gab, Abscheu erwecken gegen das Scheiden von der Körperhülle; aber die Kraft des menschli-

chen Geistes kann selbst über die Schrecken der Natur siegen. Wie viel edle Männer gingen nicht freudig in den Tod für Gott, Vaterland, Glauben und Freunde! Sie empfanden die Schauder des Todes nicht. Wie viel schwache, verderbte, durch Verzweiflung geängstigte Menschen endeten nicht freiwillig ihr Leben, das ihnen zur Last ward!

Sterbende heucheln nicht mehr; und in den Gesichtszügen erkennt man die Empfindungen des Gemüths. Fast sollte man glauben, daß der letzte Augenblick, in welchem der Geist sich von seiner Hülle scheidet, noch mit einer Empfindung des Angenehmen verbunden sei. Denn bemerkenswerth ist allerdings, daß gewöhnlich diejenigen, welche an einer schmerzlichen Krankheit starben, im letzten Augenblick eine heitere Ruhe in den Gesichtszügen zeigten, und noch als Leichnam gewissermaßen ein sanftes Lächeln hinterließen, mit welchem die Seele beim Scheiden zu sagen schien: O wie wohl ist mir nun!

Ebenso ist es nur die Einbildungskraft derer, welche ihren Körper zu sehr lieben, und vor dem Gedanken erzittern, daß der Leib unter der Erde modern müsse, was oft den Tod grausenhafter macht, als er in der Natur ist. Sie bilden sich voller Selbsttäuschung in manchen Augenblicken ein, als könne der todte Staub noch seine Lage unter der Erde empfinden, da doch das, was empfindet, schon schönern Bestimmungen zugeeilt ist, und der Leichnam, dieser weggeworfene Schleier, für sich allein nichts ist, als gefühlloser Staub.

Auch das Scheiden von den gewohnten angenehmen Verhältnissen des Lebens, der Verlust der bisherigen Freuden, das Verlassen geliebter Freunde hienieden, kann allerdings schmerzhaft sein. Dann ist es aber nicht der Tod an sich selbst, sondern was man hinterlassen muß, was Schmerz erregt. Dann ist es eine allzu große Anhänglichkeit an das Irdische, was uns doch nur geliehen, nicht als bleibendes Eigenthum gegeben ist, was uns betrübt. Dann ist es eine Unvollkommenheit, ein Mangel der Weisheit der Seele, was sie, wie jeder Fehler, betrübt. Ja, auch allzu große Liebe unserer Freunde kann fehlerhaft sein. Soll die Gottheit auf unsern Eigensinn Rücksicht nehmen, und ihre höheren Entwürfe zu unserm eigenen Wohl abändern? Ist das Scheiden von Geliebten in der Sterbestunde etwas Anderes, als jeder Scheidegruß und das Anwünschen einer guten Nacht vor dem Schlafengehen.

Am furchtbarsten ist freilich der Tod denen, welche hienieden ihre unsterbliche Seele ganz oder sehr vernachlässigten, und — den Thieren gleich, unbekümmert um ein künftiges Jenseits, nur für die Pflege, nur für die Wollust ihres Leibes vorhanden waren; die ihren Nebenmenschen drückten, verleumdeten, betrogen, nur um sich desto mehr Ansehen auf Erden, mehr Geld und Gewinn, mehr Wohlleben zu verschaffen; denen es lächerlich vorkam, ihren sinnlichen Begierden, ihren thierartigen Trieben Gewalt anzuthun, um die Kraft ihres Geistes zu erhöhen; die es thöricht nannten, auf Unkosten irdischer Vergnügungen tugendhaft zu sein; die es Albernheit oder Schwärmerei hießen, das Gute für andere Menschen zu thun, wenn es uns auch keinen Dank einbrächte, oder wohl gar Verfolgungen und große Aufopferungen zuzöge.

Wenn diese nun die Hülle, den geliebten Leichnam, abwerfen sollen, für den sie glaubten, einzig von Gott erschaffen zu sein; wenn sie scheiden sollen von

dem Staube, für welchen sie allein lebten, für den sie Alles thaten, — so viel Unrechtes thaten: — wohl mag ihnen der Tod entsetzlich sein. Denn arm, unwürdig, elend, unvollendet steht ihre verwahrlosete Seele da; nicht mehr mit der schönen Unschuld, deren sich noch ihre Kindheit einst zu rühmen hatte, sondern mit Schuld jeder Art bedeckt. Und was sie säeten, das haben sie im Leben geerntet. Für die Ewigkeit ihres Geistes hatten sie nicht gesäet.

Schon im Zustand seiner vollen Gesundheit überrascht den ungerechten Menschen oft ein Erröthen über seine Verworfenheit. Mitten in seinem Thun schilt er sich selbst: du handelst, wie du es weder vor Gott noch Menschen verantworten kannst. Allein die Seele, im Gefühl dessen, was recht ist, wird durch die Sinnlichkeit übertäubt, der sie alle Gewalt läßt. Wenn nun diese Sinnlichkeit mit dem Körper hinwegfällt; wenn nun ein solches Selbstbetäuben nicht mehr möglich ist, und der Geist nichts als seine Verworfenheit behält und erkennt: welch ein Zustand ist das? Welche Aussichten in die Zukuft, wenn man mit der Erde Alles verloren, und von der Ewigkeit nichts zu hoffen hat?

Nicht also der edlere, weisere Geist, der seine Pflichten kennt und ehrt, und die hohen Bestimmungen achtet, zu welchen ihn die Allmacht Gottes ins große Weltall rief. Nicht so der Christ, der die Macht angenommen hat, die Angelegenheiten der Seele über alle Angelegenheiten des Irdischen zu setzen; der da versteht, was das sinnvolle Wort sagt: In Jesu leben.

Ihm ist Sterben Gewinn. Wie sollte es ihm denn Verlust sein? Ihm, in Christi göttlich großer Denkart, ist ja der Erdball, oder sein Haus, sein Dorf, seine Stadt, nicht die wahre Heimath. Er ist sich immerdar bewußt, daß er geboren ward, nicht für die Erdscholle, auf welcher er sich zur Erhaltung seiner irdischer Nothwendigkeit anbauen mußte, sondern für das weite, unendliche Reich Gottes. Für ihn ist dieses kurze Leben nicht die Hauptsache, sondern das Leben in der ganzen göttlichen Schöpfung. Die Ewigkeit ist sein Vaterhaus, und Gott darin ist sein Vater, und jede Seele darin ihm ewig verbrüdert.

Ihm ist Sterben Gewinn! Denn welcher Verlust ist im Tode für die Seele? Sie wirft nur den schweren irdischen Schleier ab; sie wechselt nur ein Kleid; sie empfängt vom Vater der Liebe ein edleres Gewand, statt des zerrissenen und durch mancherlei Verhältnisse unbrauchbar gewordenen. Sie bleibt sich selbst, Gott bleibt ihr, das göttliche Weltall mit allen Wundern der Schöpfung bleibt ihr. Was verliert sie? Ihre Freunde und Geliebten auf Erden? O nein, sie sind ja noch vorhanden im Vaterhause, sie ist ja noch mit allen verbrüdert, wie vorher, nur theilt sie sich ihnen nicht mehr, wie sonst, durch irdische Mittel mit. Sie hat keinen ihrer Lieben verloren. Man verliert nicht, was in Gottes Händen ist.

Dem, der in Jesu zu leben weiß, ist Sterben nur Gewinn. Oder hat denn dies Erdenleben nur lauter Blumen und keine Dornen? Wahr ist es, ich büße mit dem Tausche manche Freuden ein, aber ich bin auch manchem Schrecken, manchem Jammer nun entrückt. Nun werden keine Thränen mehr geweint; süß ist das Loos befreiter Seelen? Ist auch dies Erdenleben so vollkommen selig, daß man es ewig zu leben wünschen möchte? Warum sehnen sich denn hochbetagte Leute willig nach Ruhe, nach Auflösung, nach Befreiung und

Uebergang in ein besseres Sein? Oder warum ist denn unter tausend und abermal tausend Menschen nicht ein einziger vorhanden, der, wenn man ihm die Wahl vorlegen würde, dennoch das Leben nicht wieder leben und von vorne wieder anfangen möchte, ganz wie er es schon gelebt hat? — Nun denn, welcher Verlust kann es in der That sein, wenn zuletzt dasjenige endet, was uns im Ganzen nicht so beglückt, daß wir es immer und ewig so und nicht anders haben möchten? Ein anderes, ein neues Dasein, ein besseres Dasein für Seelen, die sich desselben mit Zuversicht erfreuen können: ist es nicht Gewinn? Was sind denn die Schrecken des Todes? Nur Schrecken einer kindisch-furchtsamen Einbildungskraft. Der Gott, der dich, o Seele, entkleidet, der wird dich wieder bekleiden.

Wer in Christo zu leben weiß, der weiß auch freudig mit ihm zu sterben. Und der Gerechte stirbt täglich. (1. Kor. 15, 31.) Er stirbt, so oft er sich in seinen Gedanken zu Gott erhebt, und das Irdische vergißt. Er stirbt, so oft er im Geiste sich mit den Geistern seiner verstorbenen Lieben unterhält, und bei ihnen ist. Denn dann ist ihm für den heiligen Augenblick diese Welt nichts mehr. Er ist bei Gott, er ist bei seinen Geliebten. Er ist, was er sein wird, wenn die Seele aus ihrem irdischen Schleier entwickelt worden; nur noch nicht in jener Vollkommenheit, wie dann, wenn sie sich Gott und den Geliebten in neuem Gewande und durch verklärtere Werkzeuge gleichsam mittheilen kann.

Sterben ist mein Gewinn! Denn wofür lebe ich hier auf Erden? Das Loos aller Menschen und die ganze Natur lehrt es mich, für die Ewigkeit. Also ein noch besseres, vollendeteres Dasein ist meine Sehnsucht. Dafür arbeite ich an meiner Selbstveredlung; darum suche ich meinem Geiste die Vollkommenheit jeder Tugend zu erwerben; was ich durch Christum werde, das heißt, was ich durch die Nachfolge in seiner göttlichen Weisheit werde, das bin ich dort. So ist es also der Tod, der mich zum erwünschten Ziele führt. Ich erreiche durch ihn, wonach ich immer gestrebt habe: ich werde endlich das, warum ich da bin.

Sterben ist mein Gewinn. Ich vertauschte ein unvollkommenes Gewand mit dem edlern; ich verwechsele im Vaterhause des göttlichen Alls eine niedere Stelle mit einer höhern, geringere Seligkeiten mit erhabenern, von deren Größe ich in meiner irdischen Beschränktheit keine Vorstellung haben kann, so wenig, als der Wurm des Staubes die Seligkeit ahnen kann, welche die Brust des vernünftigen Menschen bewegen mag. Ich komme aus der Dürftigkeit zur Fülle Gottes, wo der Tropfen zum Meere wird, das Sonnenstäubchen zur Sonne.

Sterben ist mein Gewinn. Warum sollte meine Seele beben vor der unbekannten Straße, die sie wandeln soll? Ist denn hienieden der Weg bekannter, den sie gehen muß. Ist nicht jede nächste Stunde, die ich zu leben habe und leben werde, mit undurchdringlicher Dunkelheit umhüllt? Weiß ich, was ihr begegnen wird, wohin ich komme? Und doch durchlebe ich auch diese Stunde, doch wird es auch da hell, sobald ich darin bin.

Und so wird es hell sein in der Stunde, welche nach der Todesstunde die

nächste ist. Die unbekannte Straße wird mir zur bekannten werden, sobald ich sie berühre. Wie könnte ich vor ihr zittern? Es ist ja derselbe Weg, den diejenigen meiner Geliebten wandelten, die vor mir starben. Warum sollte ich diesen mir ewig theuern Seelen nicht mit Entzücken folgen? Ach, vielleicht schon in dem schönen Augenblicke, da der irdische Schleier von meiner Seele fällt, erkenne ich diese Geliebten wieder, die ich von mir so fern glaubte; erfahre ich, daß sie mir immerdar näher waren, als ich in meiner irdischen Beschränktheit wähnte!

O, wohl ist Sterben Gewinn! Es ist nähere Vereinigung mit dem Vater der Geister; es ist Vereinigung mit den geliebten Vollendeten, nach denen sich mein Geist mit ewig regem Verlangen sehnt; Vereinigung mit ihnen, nach denen noch heute mein wundes Herz blutet, mein Auge weint. Wiederfinden, Wiederhaben, Wiederlieben! o ihr die Gottes Hand mit mir in seiner Schöpfung zusammenführte, zusammenband! Wiederfinden, Wiederlieben, Ewigeinssein mit euch, geliebte, theure, verklärte Seelen! Welche Wollust wohnt in dieser Erinnerung! Gott gab euch mir; Gott, die höchste Liebe, gab uns diese Liebe, die kein Tod bricht und wie ein unsichtbares Band den Sterblichen mit den Bewohnern besserer Welten zusammenknüpft! Gott vernichtet nicht das Heilige, das Gute—es ist ja sein Werk! und die Liebe ist das höchste Gut, was Seelen gegenseitig beseligen kann. Denn darum beseligt Gott das Weltall, weil er selbst die unendliche Liebe ist.

Sterben ist mein Gewinn! Ja, dies sei mein letzter Seufzer auf dem Todtenbette, und der Gedanke an die Liebe meines Schöpfers, und der Gedanke an meine Geliebten drüben der letzte Gedanke meiner Seele, ehe der Schleier von ihr abfällt. Und ist er gefallen, dann schwebt sie schon in Vollendung, wie die heiligen Geliebten, deren Auge früher brach, als das meinige.

Und darum, o Christus, o Göttlicher, o Offenbarer des Vaters, sei Du mein Leben, denn ohne Dich wäre Sterben ein Untergang meines Geistes! Ich, o Du Höchsterleuchteter, will in Deinem Sinne denken, in Deinen Gotteslehren wandeln, mit Deiner Hoheit das Irdische betrachten, mit Deiner Liebe die Menschen lieben, mit Deinem Eifer Freude und Glückseligkeit um mich her verbreiten, mit Deinem Muthe jedes Hinderniß meiner Tugend und mich selbst überwinden, um gerecht und groß und göttlich zu handeln, mit Deiner Geduld des Lebens Noth tragen, mit Deiner Weisheit und Mäßigung des Lebens Freuden genießen, mit Deinem Glauben gelassen und vertrauensvoll in die Wege der Vorsehung eingehen, und mit Deinem Auge die Ewigkeit als mein Vaterhaus, und zu Gott als meinem Vater sehen.

Denn Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn!

22.

Gott mein Trost immerdar.

Jesaias 54, 7. 8.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Rettung senden,
Wenn Alles um mich zagt.

Dein Wille nur geschehe
In aller meiner Noth;
In Freuden, wie in Wehe,
Im Leben, wie im Tod.

Ein jeder neue Morgen,
Sei Zeuge, daß ich frei
Von allzu schweren Sorgen,
Nur Dir vertrauend sei.

Das Leben hat vielerlei Plage, vielerlei Schmerz. Wo ist auch nur ein einziger von allen Sterblichen, der von sich sagen könnte: aber ich bin von allen Leiden und Thränen ausgenommen! Und wenn man schon zuweilen Personen sieht, die im Ueberflusse schwimmen, in voller Gesundheit blühen; denen Alles nach Wunsch zu gehen scheint, wenn sie etwas unternehmen; die beständig das Vergnügen im Auge glänzend, den Scherz auf den Lippen haben: wer weiß denn, wie es in ihrem Gemüthe bestellt ist? Ihre äußerliche Heiterkeit ist oft nur ein Schleier über verborgene Wunden. Wer hat den Wurm gesehen, der im Geheimen an ihrem Herzen nagt?

Viele Familien gibt es ja, von denen man beim ersten Anschein behaupten möchte, daß ihnen gar nichts zu wünschen übrig bliebe. Sie haben, was sie wollen, und sind an Allem reich, was tausend Andern fehlt. Allein die Erfahrung hat bewiesen, wenn man mit ihnen bekannter wird, und einen tiefen Blick in ihre geheimen Umstände thun kann, die sie nicht leicht offenbaren, so findet sich Alles anders. Sie sind oft weit unglücklicher, als ihre Nachbarn, von denen sie beneidet werden. Ja, es ist gar nicht unerhört, daß eben das scheinbare Glück, in welchem sie zu leben scheinen, die rechte Quelle ihres Uebels ist, unter dem sie im Stillen leiden.

Das mag der Grund gewesen sein, welcher viele Menschen verleitet hat, sich vorzustellen, dieses Leben auf Erden sei von Gott selbst dazu bestimmt, für uns ein Leben voller Trübsale zu sein. Sie nannten den Aufenthalt zwischen Wiege und Sarg eine schwere Prüfungszeit im Jammerthale. — Aber daran thaten sie wohl Unrecht. Wie konnten sie von dem Gott der Barmherzigkeit und ewigen Liebe glauben, daß er in seiner Welt Jammerthäler geschaffen habe? daß er Geschöpfe ins Leben und Bewußtsein gerufen habe, um sie quälen zu können? Das würde auch der hartherzigste Mensch nicht gekonnt haben: und man wagt, solche Grausamkeit vom heiligsten und gerechtesten aller Wesen zu vermuthen?

In diesem Gefühle ist es vielleicht geschehen, daß sich Andere aufgemacht haben, Vertheidigungen und Rechtfertigungen Gottes zu schreiben, wegen des in der Welt vorhandenen Uebels. Sogar große christliche Gelehrte beschäftigten sich vollen Ernstes damit. Ach, das Geschöpf will den Schöpfer rechtfertigen!

Es sind auch alle Trostgründe für die Vernunft vergebens, uns in leidenvollen Tagen zu beruhigen, wenn man nicht das reinste, herzlichste Vertrauen zu Gott hat, wie das unmündige Kind zum weisern Vater. Denn was man auch lehre und predige, das Unglück bleibt ja doch Unglück, und der Kummer bleibt doch Kummer, und die Schmerzen lassen sich von der Ueberzeugung des Verstandes nicht bezwingen. Aber das weiß ich: Vertrauen auf den Vater da oben macht jeden Druck des Lebens weit leichter, macht das Gemüth stärker und nimmt ihm alle Furcht, und entwaffnet das, was noch kommen mag, von allem Schrecken. Das rechte Vertrauen zu Gott betet nicht: Vater, erhöre meine Wünsche! rette, was ich jetzt in Gefahr bin zu verlieren; oder: stelle wieder

her, was ich schon verloren habe! — sondern es betet, wie Christus in den allerbängsten seiner Stunden gebetet hat: „Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" (Luk. 22, 42.)

Wenn ich an die unendliche Majestät des Herrn denke, der zahllose Welten belebt, mit tausend und tausend andern Wesen erschaffen hat, und seit Ewigkeiten erhält, daß keine Sonne, keine Erde wanken und weichen kann aus ihren Bahnen; wenn ich denke, wie unergründlich die Weisheit ist, welche mit gleicher Zweckmäßigkeit den Grashalm gestaltet und mit seinen äußern und innern Theilen geordnet hat, wie das Heer der tausend und tausend Gestirne in den Räumen des Weltgebäudes; wenn ich an die unendliche Güte denke, die er in allen Theilen der Erde, des Meeres und der Himmel allen seinen Geschöpfen ohne Ausnahme zu Theil werden läßt, — allen — warum sollte ich denn das Einzige sein, das er versäumt? Wie kann ich glauben, daß der Allversorger nur für mich sorgt? Würde ich denn wohl noch athmen können, noch in der Welt sein, wenn er mich einen Augenblick lang vergessen hätte? Nein, auch in meinen bangen Stunden hat er mich nicht verlassen, sondern ist bei mir, der Unsichtbare, der Allwaltende, der Allen Gnädige. Er liebt mich!

Diese Ueberzeugung, diesen unentreißbaren Trost habe ich, wenn ich an ihn denke. Dagegen verstummen auch die frechsten Zweifel, welche Einbildungskraft, Unmuth und Ungeduld des Sterblichen ersinnen wollen. Er liebt mich! dies weiß ich. Er liebt mich, wie er seine ganze Welt liebt. Ich weiß es, und würde es wissen, wenn auch weder Eltern noch Lehrer es gesagt hätten; wenn auch das ganze Weltall um mich her verstummen könnte. Und wer sagt es mir? Mein eigenes ganzes Leben sagt es, und würde mir es sagen, wenn auch alle andern Zeugen schwiegen. Darum getrost, meine Seele!

Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser. (Jes. 54, 7. 8.)

Ja, Gott ist mein Trost immerdar, und sollte es mir in dieser Welt auch noch so übel ergehen. Was könnte mir begegnen, ohne den Willen des Allmächtigen, der Alles erfüllt? Und was mir auch widerfahre: alle Haare meines Hauptes sind gezählt worden, wie mein Jesus sprach! Es ist der Wille der höchsten Liebe. Was mir auch widerfahre: es soll, es wird Alles zu meinem Besten dienen, wenn ich ihm nur vertraue.

O trostreiches Wort: Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln.

Wohl muß es dem Dulder hart sein, wenn ihn Gott gleichsam einen kleinen Augenblick lang verlassen zu haben scheint, besonders wenn man ohne alle bekannte Schuld das Opfer des Grames wird; oder wenn man sich vielleicht das empfindlichste Uebel unwissender Weise zuzog, weil der Mensch nicht Alles kennt und voraussieht. Doch warum soll man sich deswegen Vorwürfe machen? Warum sein Unglück durch solche unverdiente Selbstanklage vergrößern? Niemand weiß die Wirkungen voraus von dem, was er thut oder unterläßt. Das,

was ganz gefahrlos zu sein scheint, kann oft die größten Nachtheile bringen; und das, wovon wir die bösesten Folgen fürchten, löset sich am Ende ganz unschädlich auf. Niemand als der Allwissende ist allwissend. Kurzsichtig bleibt auch der weiseste und erfahrenste Mensch. Die Folgen unsers Lassens und Thuns gibt Gott, der die Umstände nach seltener Weisheit leitet. Es wäre wohl ein kindischer Trotz, von dem, der das Weltganze regiert, zu fordern, er solle Alles nach unsern Einsichten und Wünschen zu unserm Vergnügen leiten. Ist es nicht immer, wie er es einrichtet, zu unserm augenblicklichen Vergnügen: o, zu unserm wahren Besten ist es doch zuletzt gewiß. Darum gräme sich doch Niemand um das, was er sich unverschuldet und aus Unwissenheit zuzog. Sollte es sein: so wollte es Gott!—Alle Vorwürfe, mit denen wir uns gegen uns selbst bestürmen und anklagen, sind neue Aeußerungen unserer Unwissenheit. Denn so wenig wir wußten, wie schlimm das enden würde, was wir ohne bösen Willen, vielleicht in bester Absicht thaten: eben so wenig wissen wir voraus, wie wohlthätig und ersprießlich für uns, und ohne daß wir es vermuthen, auch für Andere, das zuletzt wird, worüber wir jetzt als ein Unglück klagen.

So wie ich, ohne meine Willen, bloß aus Unwissenheit, mir und vielleicht Andern ein Unglück verursachen kann, ist es möglich, daß ich durch Unwissenheit und Uebereilung anderer Menschen an den bösen Erfolgen ihres Thuns und Lassens Theil nehmen muß. Ein kleiner Funken, der, von Licht unbemerkt abgepflogen, im Hause eines Nachbars zündet, setzt sein ganzes Haus in Flammen, und der Wind oder die Nähe der Gluth bringt das verzehrende Feuer auch in meine Wohnung. Ich kann die Hälfte meines Vermögens, Alles kann ich verlieren—aber wen sollte ich deswegen anklagen? Wer regiert die Winde, die Flammen, die Stunden? Es kann geschehen, daß die Noth der Völker, das gespannte Verhältniß entgegenstehender Länder einen Krieg unausweichlich gemacht hat. Wer leitet die Schicksale desselben? Wer lenkt den Ausgang der Schlachten? An welchen kaum bemerkten Geringfügigkeiten hängt da gewöhnlich das Größte! Möglich ist es, daß der Krieg mir und den Meinigen ganz unerwartete Vortheile bringt, eben so gut aber möglich, daß er mir mein Vermögen raubt, mich den Mißhandlungen roher Krieger preisgibt, mich um Gewerbe, Amt und Brod bringt, mir vielleicht eine tödtliche Krankheit hinterläßt. Wen soll ich anklagen? Habe ich ein Recht zu verzweifeln? Was mir auch begegnet ist und begegnen mag, es ist in den Planen der ewigen Vorsehung berechnet gewesen; und es ist die Vorsehung der Liebe, die für mich rechnete! Mein Gram und das Eingebüßte wäre doch nur eine Anklage, welche das Kind gegen den Vater erhebt, der besser weiß, als ich, was meiner Seele wohlthätig ist, meiner Seele, der im unendlichen Hause Gottes ein unendliches Dasein vorbehalten ist. Für dies Unendliche mag wohl mancherlei Art der Vorbereitung nothwendig sein, deren Werth und Zweck ich nicht begreife, weil ich selbst das Ziel noch nicht kenne, zu welchem es führen soll. Aber, das weiß ich, zum Ziele führt es, denn Gott lebt! Gott sorgt! der Vater will es.

Wenn das Leben mit diesem Leben schon aus wäre, ja, dann würde mir Alles unbegreiflich, dann würde meine unverschuldete Noth die höchste Ungerechtigkeit Gottes sein. Aber wer könnte diesen wahnsinnigen Gedanken fassen? wer jenes

glauben? Deswegen soll und darf mir auch das Allerschmerzlichste auf Erden nicht allzuschmerzlich fallen. Wer nur auf den Augenblick sieht, ist verloren; wer noch von einer Zukunft weiß, dem bleibt noch eine Frage, noch eine Hoffnung offen. Der Wundarzt schneidet mit einem scharfen Messer auch wohl ins gesunde Fleisch, um einen um sich fressenden Schaden mit der Wurzel wegzunehmen, und die völlige Gesundheit zurückzuführen. Wer will denn wegen des augenblicklichen Schmerzes verzweifeln? Alles geschieht ja der langen Zukunft willen. Wenn meine Geliebtesten dahin welken und erkranken und den Geist aufgeben, — ach, wohl ist es bitter! — Aber sie lebten doch nicht für dieses Leben allein. Es war nicht bitter für sie; und wären sie auch gern noch länger bei mir geblieben: o sie wußten nicht, was ihnen gut war. Jetzt triumphiren sie über ihren eigenen Irrthum, die Verklärten. Es war bitter für mich; mein Herz hing gar zu innig an ihnen. Aber ist denn dies Herz von ihnen getrennt? Leben sie denn nicht mit mir noch im gleichen Hause meines Vaters? — Ewigsein ist unser Loos; wie kann mich denn der Augenblick beugen? Freilich könnte ich glauben: ihre Lebenslänge hienieden hätte wohl eine Zulage von mehrern Tagen gestattet. Aber, du kurzsichtiges Wesen, wenn du fähig wärest, die Verkettung der Schicksale zu durchblicken: weißt du, ob du ihnen selbst eine solche Zulage gewünscht haben würdest?—Was Gott thut, das ist wohlgethan. Nicht mein Wille geschehe, nur der Deinige!

Selbst Krankheit, selbst Tod können nicht für ein zärtliches Gemüth so herbe sein, als der Schmerz, welchen uns treulose Freunde verursachen, die uns verriethen, indem wir sie liebten; die uns täuschten, indem wir an sie glaubten. Welch ein tiefer Kummer für gute Eltern, wenn sie das Schicksal haben, Eltern ungerathener, schlechter Kinder zu sein! wenn nun alle ihre Nachtwachen, ihre Thränen, ihre Lehren verloren sind, die sie dem ungerathenen Kinde von seiner frühesten Jugend her weihten; wenn alle Hoffnungen verloren sind, die sie sich in glücklichen Stunden von demselben machten; alle fröhlichen Aussichten in die Tage ihres Alters verloren sind! Wahrlich, der Tod eines herzlich geliebten Kindes kann so weh nicht thun, als der Anblick eines in Lastern entarteten. Tausendmal lieber eine schöne Leiche, als ein ruchloses, vor Gott und Menschen verworfenes Leben!

Solch ein Loos ist wohl oft das Loos der frömmsten und wohlwollendsten Väter und Mütter gewesen. Sie hatten nach ihren Kräften es weder an Aufsicht noch Unterricht fehlen lassen, nicht an Strafen, nicht an Bitten, nicht an Warnungen, nicht an Belehrungen. Dennoch mußten sie Zeugen vom Mißlingen aller ihrer redlichen Arbeiten sein. Es gibt wenige Familien, wo nicht ein oder das andere Mitglied aus der Art geschlagen ist, sei es mehr oder weniger, und wo man nicht sagen kann, dies sei der Eltern Schuld. So hart dies Schicksal zu tragen ist, wird es doch durch den beruhigenden Gedanken gemildert: man trage es ohne eigenes Verschulden. Frei ist des Menschen Wille, er lenke sich zum Bösen oder Guten. So sind Eltern nicht vermögend, den Willen und die Neigungen eines Kindes zu beherrschen, die Gott selbst freigelassen hat. Aber das ist gewiß, auch das, was wir schon verloren schätzen, ist noch nicht verloren. Gott wird es retten. Er läßt keine Seele ganz verloren gehen. Er sendet seine

Verhängnisse, und die Zuchtruthe beginnt. Die Erkenntniß wird kommen, die Reue wird nicht ausbleiben, die Besserung wird folgen und wäre es auch noch so spät. Verirren kann sich der Mensch vom rechten Wege; er verirrt sich aber nur in Dornen und Disteln. Verlieren kann er den Weg nie; die Schmerzen der Verirrung treiben ihn früh oder spät wieder zu der guten Straße zurück. Der Verirrte kehrt gewiß wieder um, wenn auch oft blutend und elend; aber er kehrt wieder um. Gott hat kein Gefallen am Tode des Sünders, sondern er will, daß er lebe. Und wenn wir es auch hienieden nicht erleben — es ist noch eine Zukunft. Was wir jetzt als verloren beklagen, umarmen wir mit verdoppelter Wonne einst als wiedergefunden.

So ist Gott mein Trost immerdar. Ich will, ich kann nicht verzagen, so groß auch das Unglück sei, das mich trifft. Der Herr wendet endlich Alles nur zum Besten. „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen!“ spricht der Herr, dein Erlöser.

Also auch dann darf ich auf die ewige Gnade des Allerbarmers hoffen, selbst wenn er meiner Sünde willen sein Angesicht, gleichsam im Augenblick des Zorns, von mir abgewendet zu haben scheint. Wie elend wäre auch der schwache Sterbliche, wenn er einen unversöhnlichen Gott hätte! Wie leicht ist der Fehltritt gethan, und wie schrecklich, wenn das Vergehen des Augenblicks mit den Strafen der Unendlichkeit abgebüßt werden müßte! Wer kann von dem vollkommensten aller Wesen eine Unvollkommenheit glauben, die wir an Menschen selbst verabscheuungswerth finden würden? Das sei fern von mir!

Ich kann unglücklich werden durch meine eigene Schuld. Selbst aber das mir daraus erwachsene Leiden ist der redende Beweis von Gottes Liebe. Er hat es selbst mit der Sünde verbunden, damit ich sie fliehen lerne und in der Tugend ihn wieder suche, den ich im Leichtsinn vergessen konnte.

Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frei zu stillen;
Nimm an, Gott ließe Undank zu
Und Lust an Trug und Ränken
Ganz ungestraft — was würdest du
Von diesem Gotte denken?

Kein Unglück ist größer, als immer dasjenige, was wir durch eigene Schuld über uns hergerufen haben. Was man nach seinem Gefühl unverdienter Weise dulden muß, ist nicht nur erträglich, sondern das Bewußtsein unserer Unschuld macht uns den Schmerz oft süß und erhebt den Geist über ein Geschick, welches ihn zu beugen bestimmt scheint.

Allein das Uebel hat dann erst seine volle Größe, wenn wir in den Blicken Anderer, statt Mitleiden und Bedauern, Vorwürfe und Verachtung finden; wenn man uns, statt Bedauern und Tröstung, eine Zufriedenheit zeigt, daß wir den Lohn unserer Fehler endlich einernten. Auch diese Kränkungen sind noch nicht so empfindlich — denn sie können nur von hartherzigen Menschen kommen, — aber die Vorwürfe unsers eigenen Gewissens! Wehe dem Menschen, dem sein Herz keinen Trost geben mag! Und dann neben dem peinlichen Bewußtsein: „daran bist du selbst schuldig; du hättest das Unglück vermeiden können!“ noch der Gedanke an die Heiligkeit Gottes, des Richters, des Gerechten!

Bei weitem aber werden die Menschen mehr durch ihr eigenes Verschulden in Noth gestürzt, als durch außerordentliche Verhängnisse, denen sie nicht entgehen konnten. Uebereilungen, Unvorsichtigkeiten stürzen bald Diesen, bald Jenen in Verlegenheiten, denen er mit einiger Besonnenheit wohl hätte ausweichen mögen. Doch was auf Rechnung des beschränkten menschlichen Verstandes zu setzen ist, quält noch nicht so sehr, als was auf Rechnung des Herzens gebracht werden muß. Wer mit boshaftem Willen einem Andern zu schaden trachtete, und sich selber damit den empfindlichsten Schaden brachte; wer Andern eine Grube gräbt und selber hinein fällt: wer tröstet den? Ihn treffen die göttlichen Strafgerichte, und das Gewissen spricht: du hättest noch mehr verdient!

Es schleppen ihrer Viele einen siechen Leib durch ihr ganzes Leben; sie schmachten an Krankheiten hin, die, wie es sich kaum bezweifeln läßt, nur den Tod zum Ende haben. Einst waren sie heiter, voll blühender Gesundheit, wie Andere. Aber sie haben die Kraft ihres Lebens in Wollüsten verschwelgt; sie haben ihre Gesundheit durch Unmäßigkeit und Uebertreibung von Arbeiten oder Vergnügungen zerrüttet — beides war Ausschweifung; sie haben ihren Körper verweichlicht, statt ihn gegen alle Witterungen und Ereignisse gehörig abzuhärten — sie wurden gewarnt — sie verloren, was sie zu wenig achteten, das edle Kleinod der Gesundheit. Auch andere Menschen leiden wohl an Gebrechlichkeiten des Körpers, doch ohne eigene Schuld. Wie unbedeutend ist wohl jede Kränklichkeit neben den folternden Vorwürfen des Bewußtseins eigener Verursachung des Elends!

Armuth für Schmach zu halten, ist thöricht. Tausende sind arm und können dabei sehr achtbar sein. Mancher hilfsbedürftige Edle ist nur um so ehrwürdiger durch seine Noth. Aber wenn der Mensch seine Vermögensumstände mit leichtsinnigen Unternehmungen zu Grunde richtet; wenn er durch Verschwendung, stolzen Aufwand, durch Trägheit oder durch lüderliche Lebensweise verarmte: dann ist Armuth eine Schmach! — eine gerechte Schmach! spricht der verächtliche Blick der Menschen. Eine gerechte Strafe! spricht das Gewissen.

Jede Schuld erntet ihren Lohn. Welchen Fehler sich auch der Mensch verzeihen wolle, Gott verzeiht ihn nicht; dem Fehler folgt unablässig die Bestrafung. Welcher Leidenschaft wir uns auch ohne Gefahr überlassen zu können glauben: die Gefahr bleibt nicht aus, sie ergreift und verschlingt uns früh oder spät. So geheim wir auch unsere Sünde zu halten wissen: es schlägt die Stunde, da unsere Klugheit vergeblich wird und unsere Schlechtigkeit am Licht des Tages offenbar wird.

Ach, diese selbst verschuldeten Leiden, sie sind das Schwerste des Lebens; darunter erliegt manches Herz, und Mancher sinkt als ein Opfer dieses Leidens in die Gruft, und oft kennt Niemand seine Noth, als der Allwissende.

Aber so groß die Qual meines Herzens sein möge um das, was ich leider verschuldet habe: sollte ich ganz trostlos bleiben? Ist denn der Allerbarmer nicht auch mein Erbarmer? Ist er für alle seine Erschaffenen ein gnädiger Vater und für mich nicht?

Nein, nein! Du bist auch mein Erbarmer und Erlöser, und willst mich nicht ganz verstoßen. Groß ist die Zahl meiner Sünden, aber Deine Barmherzigkeit

ist größer als meine Schuld. Ich bin nicht werth, daß Du mir dies Leben gabst, welches ich mit Sünden befleckte; Deine Welt mich erblicken ließest, die die ich mit meinen Vergehungen entweihte. Ich bin nicht werth aller Deiner Barmherzigkeit und Treue — und dennoch hoffe ich, o mein Erbarmer, mein Erlöser, auf Deine Gnade, und Du lässest mich nicht zu Schanden werden.

Sprichst du es nicht selbst, o grundgütiger Schöpfer meiner Seele: Ich habe Dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen! — Du hast mich noch geliebt, selbst da ich gegen Dich so schwer gesündigt; liebst Du Dein schwaches Kind weniger, nun ich Deine Strafe leide? Wenn mich Niemand mehr trösten will, Niemand mich trösten kann: Du bleibst ja mein Trost immerdar!

Ach, der am Kreuze blutete, auch für meine Seligkeit hat er geblutet. Und er war es, der mich in meinen Aengsten zu Dir empor wies und den heiligen Bund stiftete, welchen ich brach. „Doch es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen," sprichst Du, mein Herr, mein Erlöser, „aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!" (Jes. 54, 10.) So bist Du mein Helfer im Leiden, mein Gott und mein Trost immerdar.

So erbarme Dich denn meiner mit Deiner ewigen Gnade, so sammle mich denn wieder zu Dir und behalte mir nicht meine Schuld. Ich büße dafür in der Reue und Angst meines Gewissens; und nicht mit leeren Thränen, nein, mit heiligen, menschenfreundlichen Werken und Gesinnungen will ich meine verlorne Ruhe wieder suchen. Meine Ruhe ist aber nirgends zu finden, als in Deiner Gnade, in Deinem Wohlgefallen. Ueberzeugt von der Vergebung meiner Sünden durch Deine ewige Liebe, die Du durch Jesum mir offenbartest; überzeugt von Deinem Wohlgefallen, will ich gern die Strafen meiner Schuld tragen, und fürchte nichts mehr, was mir auch noch drohe. Du leitest Alles zum Besten denen, die Dir vertrauen und in der Gerechtigkeit vor Dir wandeln. Amen.

23.

Das ewige Verhängniß.

Erste Betrachtung.

Röm. 11, 33. 34.

Tagessonne!
Zwar du lächelst
Gütig auf des Menschen Wohnung —
Nachtgestirne
In dem tiefen
Dunkeln Blau des Himmels,
Zwar ihr strahlet
Mit dem Blicke
Hoher Ruhe
Prächtig über Land und Meer,
Aber denk' ich
An des Menschen
Enges Leben voller Dunkel:
So verschwind' ich
Vor der Größe eures Anblicks;
Und erbebe
Vor dem ewig hohen Antlitz,
Das auf Wiegen, wie auf Särgen
Auf des Friedensthales Palmen,
Auf des Schlachtgefildes Blutstrom,
Auf des Menschen Lust und Thränen
Unverändert niederschauet!

Ruhig wandeln über unsere Schmerzen und Hoffnungen die Monden hin. Es wechseln in der ununterbrochenen Ordnung die Jahreszeiten. Das Alte wird wieder neu, das Neue alt. Die Werke der Vorzeit vergehen, wie die Menschengeschlechter, welche sie gestiftet hatten. Neue kommen, um wieder zu vergehen und vergessen zu werden. Es ist ewiglich das Alte. Alles hat seine unabänderliche Bahn, sein unabänderliches Ziel; Alles ist einem großen, eisernen Gesetz unterthan, der Stern des Himmels, wie die Blume des Feldes; der Felsen, wie der Wurm, welcher an ihm kriecht; die ganze Nation, wie der Mensch, welcher darin geboren ward. Nichts kann anders sein, als es ist; nichts wird anders sein, als es werden soll. Das ist das Verhängniß, das ewige!

Was ist das Verhängniß? — Wie? Alles vorher bestimmt von Ewigkeit? Es welkt keine Blume, es weint kein Säugling, es stürzt kein Felsgebirg, es geht kein Volk unter, ohne daß es nicht vor unnennbaren Zeiten also bestimmt gewesen wäre? Und was ist denn meine Tugend und meine Vergehung? Was ist denn das Verbrechen, was der Richter? Ist mein Wille auch vom Schicksal geboten? Bin ich endlich im großen Weltganzen nicht mehr und nicht weniger als das Sonnenstäubchen, welches sich in den Lüften schwimmend bewegt, nicht wie es will, sondern wie es muß? Ist Alles, was geschieht, nun seit Ewigkeiten verhängt: was hilft mein Seufzen, mein Wünschen, mein Streben nach Besserm? Was fruchtet mein Gebet? War nicht auch dies Gebet in dem Rathschlusse des Verhängnisses schon vorher bestimmt? Also bin ich nur eine Maschine, die zum Spiel des großen Ganzen gehört, und mein vermeinter freier Wille ist nur eine Selbsttäuschung?

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auf einander folgt. Jede Wirkung wird wieder Ursache neuer Wirkungen. Der Baum bringt Samen, der Same wieder Bäume hervor. Weil meine Jugend so war, wie sie war, mußte ich werden, wie es jetzt mit mir ist. Die Schicksale des vergangenen Jahres haben die gegenwärtigen geboren; ohne die Vorfälle der längst vergessenen Jahrhunderte hätten wir die Begebenheiten unserer Zeit nicht erblickt. So ist Alles von Anbeginn in einander verkettet, und diese Verkettung dehnt sich durch die unendliche Zukunft aus. Da greift ein Rad des unermeßlichen Weltwerks in das andere, ein Glied hängt im andern. Das ist das Verhängniß, und darum ist Alles unabänderlich. So wie der, welcher einen Stein in den Wasserspiegel eines stillen Sees schleudert, dessen Getöse im Niedersturz, dann die von ihm weg sich rasch bewegenden Wellenringe voraussieht, ehe sie sind, und wie sie sich in immer größern Kreisen verbreiten und sich noch zu den entfernten Ufern fortpflanzen, während es schon im Mittelpunkte still ist, von wo die erste Bewegung ausging: eben so könnte der, welchem die Beschaffenheit aller Wesen in der Welt bekannt wäre, die Begebenheiten der Welt nach Jahrtausenden aus der ersten Bewegung vorauserkennen, welche die Dinge der Welt vor Jahrtausenden zuerst empfingen. Das wäre Allwissenheit. Aber keinem Sterblichen ist diese Allwissenheit geworden. Daher geht er ungewiß und wankend durch das große Gewühl des Weltlebens und weiß nicht, was voranging, was nachfolgt; nennt, was ihm begegnet, bald Glück, bald Zufall,

bald unvermeidliche Nothwendigkeit. Aber er nennt nur Zufall und Ungefähr, von dem er die unmittelbaren Ursachen nicht wahrnimmt. Es ist nichts von Ungefähr, weil Alles seine Ursache hat. Alles ist nothwendig, Alles im Rathschlusse des ewigen Verhängnisses inbegriffen.

Alles? Wie, so wäre die unendliche Welt und Alles, was sich darin regt und bewegt, eine unendliche Maschine? ein wohleingerichtetes, wunderbares Uhrwerk, in welchem nichts Anderes geschehen kann, als was der Wille des Meisters vorhergesehen und bestimmt hat? Ich selbst wäre nichts als ein höchst geringfügiger Theil in diesem Weltenbau? Ich erschrecke. Was bin ich? wo bin ich? Wie einsam stehe ich mit meiner Lust, mit meinem Schmerz in dieser kalten, eisernen Ordnung der Dinge und unter diesen todten, willenlosen Gestalten! Warum soll ich hier gefühlvoll und liebend dastehen, da nichts meine Liebe verdient? Warum hassen, da auch das Böseste, auch das Laster nothwendig wäre? Wie verlassen bin ich plötzlich von meinen schönsten Wünschen, von meinen erquickendsten Hoffnungen? Wozu dies Spiel mit mir? Wozu meine Reue wegen Fehlern, die ich vorher bestimmt war zu begehen? Wozu mein Haß gegen die Sünde, wenn das ewige Verhängniß mich derselben einmal geweiht hat? —

Nein, nein! ich bin auf Irrwegen. Alles in mir widerspricht diesen Vorstellungen von der Welt. Meine Gefühle empören sich dagegen mit stürmischer Gewalt. Ich empfinde deutlich die Freiheit meines Willens; und ist gleich mein Körper einem todten Werkzeuge gleich, ist doch mein Geist nicht Maschine; er ist das Regierende, Belebende, das, was sich nach eigenen Ueberlegungen entschließt. Nein, die Welt ist keine todte, kalte Masse, in der sich Alles, sich selbst unbewußt, nach ewigen Vorherbestimmungen bewegt, sondern ein liebender Gott waltet lebendig mit seiner Macht und Güte durch Alles, beseelt Alles und beseligt Alles. O, was wäre die Welt ohne Liebe, ohne Gottheit, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Vergeltung! Ein ungeheurer Leichnam, von dem die Seele gewichen; ein bewußtloses Spiel der Dinge, worin für das Höchste und Herrlichste, für Tugend, Liebe und Vollkommenheit, nur Namen vorhanden wären, ohne daß die Gegenstände selbst da wären! Ein elendes, zweckloses, unauflösliches, nie endendes Räthsel, und das allerbeklagenswürdigste Wesen darin wäre der Mensch mit den Ansprüchen seiner Vernunft, mit den Gefühlen seines Herzens.

Nein, jene Vorstellungen von einem Verhängniß sind Irrthümer des Verstandes, entsprungen aus allzu einseitiger Betrachtung der Dinge. Darum führen sie zuletzt auf Widersprüche mit sich selbst; auf Widersprüche mit Allem, was wir außer uns wahrnehmen; auf Widersprüche mit unserm eigenen Bewußtsein.

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auf einander folgt. Jede Wirkung darin wird wieder eine neue Quelle von neuen Wirkungen. Folglich ist das, was heute geschieht, nothwendige Folge des Vergangenen, und das, was ich heute bin, die nothwendige Frucht der verflossenen Tage. Leugnen läßt sich dies nicht; wie vermeide ich nun die Irrwege des Verstandes, zu welchen ich abermals zu gerathen in Gefahr bin?

Ich will das Weltganze in seiner ganzen Vielseitigkeit überschauen. Da

erblicke ich dann vom todten Stein bis zum höchsten aller erschaffenen Wesen eine unendliche Menge von Kräften. Alles, was da ist, das ist an sich auch eine Kraft; das heißt, es wirkt auf seine Umgebungen. Auch der todte Staub ist eine Kraft, sonst könnte er nicht auf die Dinge um sich her wirken durch seine Schwere, durch seine Anhänglichkeit; sonst würde er nicht auf unsere Sinne wirken durch seine Farbe, durch seine Gestalt, durch seinen Geruch. Was nicht auf mich wirkt, ist für mich nicht vorhanden; was aber wirkt, das ist eine Kraft.

Die Menge der im göttlichen Weltall vorhandenen Kräfte ist so zahllos als mannigfaltig. Sie bilden eine ungeheure Stufenfolge vom Geringsten zum Höchsten. Sie verbinden sich mit andern Kräften, und bringen durch solche Vereinigung ganz neue Erscheinungen hervor. Welche Mannigfaltigkeit von Kräften wohnt nicht in dem Körper, welchen wir Stein nennen! Wie größer noch ist diese Mannigfaltigkeit in den Pflanzen; wie noch größer in den Thieren! Aber nicht bloße Mannigfaltigkeit herrscht unter ihnen, sondern auch eine höhere oder niedere Stufe. Die Lebenskraft der Pflanze ist doch höher als die Kraft, welche der Stein hat; jene vermehrt sich durch sich selbst, hat ihre Jugend, ihr Alter, ihre Fortpflanzung. Höher noch steht die Kraft, welche wir Thierseele nennen; denn sie fühlt, sie wählt, sie urtheilt. Noch höher steht die Kraft des menschlichen Geistes in der herrlichen Klarheit ihres Sichselbstbewußtseins. Noch höhere Kräfte stehen über uns, welche die heilige Schrift Engel und Erzengel nennt.

Aber alle diese Familien und Reiche von Kräften in der Schöpfung Gottes sind, was sie sind, durch Gottes Willen; alle haben ihre besondern Wirkungskreise, ihre besondern Bestimmungen, ihre eigenthümlichen Gesetze, nach denen sie handeln und wirken müssen. Darum ist und bleibt der Stein nur Stein, und behält seine Eigenschaften; darum suchen die Wurzeln des Weinstocks und der Distel nur die ihnen entsprechenden Nahrungsstoffe; darum leben und bewegen sich anders der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser. Jede Kraft in der Natur hat von Gott ihr eigenes Gesetz empfangen, und also auch der menschliche Geist ein eigenes, welches weder das Gesetz des Thieres, noch der Pflanze, noch des Steins ist.

In Gemäßheit dieser eigenthümlichen Gesetze wirken nun alle erschaffenen Wesen auf einander. Sie verbinden und trennen sich, suchen sich und fliehen sich, ziehen sich an und verdrängen sich. So entsteht das unendliche Leben und Regen im Weltall. Das Streiten der Kräfte unter einander ist das Leben des Weltalls.

Weil aber die Kräfte, aus denen das Weltall zusammengesetzt ist, nicht anders wirken können, als es die ihnen von Gott gegebenen Wirkungskreise und Gesetze gestatten, so sind alle ihre Handlungen nur nothwendige Folgen solcher Gesetze. Und wie die Kräfte durch Gottes Willen entsprangen, sah der ewige, hohe Baumeister der Welten auch alle ihre Wirkungen voraus. Das war die ewige Vorherbestimmung dessen, was geschehen sollte.

Doch Gott, indem er von Anbeginn das Dasein der Welt beschloß, beschloß in seiner unendlichen Weisheit. Darum wirkte das Streiten der Kräfte keine Verwirrung des Ganzen, sondern ein Befördern Aller; keine Sichselbstzerstörung,

sondern ein hohes, wundervolles Leben des Ganzen, wo Eins dem Andern dienen, und was da dient, unter andern Verhältnissen zugleich das Andere beherrschen muß. Das war, das ist, das wird sein die ewige Weltordnung, in welcher sich die Sterne und Sonnenstäubchen bewegen, die Gräser und Moose, wie ganze Nationen aufblühen und untergehen.

Doch Gott, als er in seiner unendlichen Vollkommenheit die Weltordnung schuf, schuf sie zu unendlich erhabenen Zwecken: er schuf sie in der Fülle seiner Liebe. Er, die höchste Güte, wollte die Beseligung des Ganzen, das Glück derjenigen Kräfte, welche eines Gefühls vom Glücke fähig gemacht waren. Darum ist im Weltgange durch die göttliche Vatermilde selbst für die Freude des kleinsten Wurmes gesorgt, und den menschlichen Geist verlieh er noch höhere Seligkeit. Allein der Wurm verliert die Freude und empfindet Schmerz, sobald er die Gesetze seiner Natur verletzt. Eben so auch der menschliche Geist die Seligkeiten, die ihm bestimmt sind, wenn er seine Gesetze unerfüllt läßt. Sein Gesetz aber ist, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; folglich seine erhabenere Stellung zu behaupten, die ihm angewiesen ward, und über die untern Kräfte zu herrschen, nicht aber sich von ihnen beherrschen zu lassen. Es soll der Geist die thierischen Kräfte, welche in seinem Körper wohnen, beherrschen; unreine Begierden unterdrücken; nur auf Gott emporblicken, und die Geisterwelt, deren Genosse er ist. Sein Gesetz ist das Gewissen, ist die Sehnsucht nach Vollkommenheit, ist der Abscheu gegen das Böse, ist der unzerstörbare Trieb zur Freiheit. Läßt er sich im Streit mit seiner thierischen und pflanzenhaften Natur von dieser unterjochen, so wird er sich selbst verächtlich und elend. Denn Alles ist in der Weltordnung eine Verkettung nothwendiger Folgen. Die Sünde und das Unvollkommene gebiert den Schmerz.

Der Mensch ist also nicht zur Sünde, nicht zum Verderben vorher bestimmt, sondern zur Seligkeit und Vollendung. Durch Festigkeit seines Willens kann er diese Selbstvollendung in allen Verhältnissen seines Lebens erreichen. Er kann voraus wissen, daß, wo er Traurigkeit und Schmerzen fühlt, irgend etwas an ihm sei, das noch nicht ist, was und wie es sein soll. Der Schmerz und das Uebel selbst wird sein Wegweiser zur Seligkeit. Das ist sein Verhängniß! —

Welche Schicksale uns also treffen mögen—wir sind von ihnen unabhängig, insofern wir uns selbst sind, was wir sein sollen. Unsere Geliebten können dahinsterben, aber wir sind nur dann erst durch solchen Verlust unglücklich, wenn wir vergessen, daß wir und sie Mitglieder des Geisterreichs sind; daß wir sie als Geister nicht verlieren können; daß wir uns durch nichts Vergängliches in dem Grade fesseln lassen sollen, als wäre es unvergänglich.— Der Tod ihres Leibes war eine nothwendige Folge des Irdischen; unser Schmerz ist nothwendige Folge zu großer Anhänglichkeit am Irdischen. Das ist Verhängniß! Aber alle Verhängnisse Gottes sind wohlthätig; sie stärken unsere Kraft; sie locken durch Milde, oder treiben durch furchtbaren Ernst den Geist empor vom Hinfälligen und Irdischen zur Erkenntniß und Liebe des Unvergänglichen, vom Thierischen empor zu dem, was unsere eigentliche Würde ist, zum Geistigen. Kriege und Schlachten, Hunger und Elend, Krank-

heiten, Raub und Brand, sind Verhängnisse. Was besagen sie? Nichts, als Untergang des Vergänglichen. Sie weisen auf das Bleibende, Ewige hin, auf das Glück, welches nur in unserm Innern gedeiht. Dein Jammer über die Unfälle, lag er im Rathschlusse des Verhängnisses? Ja, weil er eine nothwendige Folge deiner eigenen Unvollkommenheit war. Die Seelenruhe des Weisen in allem Unglück — sie ist die eben so nothwendige Wirkung seiner Geistesgröße und siegenden Kraft.

Je tugendhafter und sich selbst gehörender der menschliche Geist ist, je unantastbarer ist er für alle Schicksale, je unabhängiger ist er von allen Verhängnissen. Gott steht erhaben über jedes Verhängniß, weil er der Allerheiligste ist. Je heiliger unser Inners, je näher stehen wir Gott; je näher Gott, je entrückter sind wir der Gewalt der Verhängnisse.

So lösen sich die Widersprüche im herrlichen Einklang auf; aus dem Dunkel wird Licht. Alles muß zu unserm Besten dienen, Alles für uns sein, weil Gott für uns ist. Diese Verhängnisse des Herrn sind weise, sind gerecht, sind gütig. Sie erscheinen nicht, um uns zu willenlosen Sklaven zu machen, sondern unserm Geist die Freiheit zu geben; sie erscheinen und ergreifen ihn, um ihn über alle Verhängnisse zu erheben. O, welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

24.

Das ewige Verhängniß.

Zweite Betrachtung.

Jesaias 55, 8. 9.

Es wirft das Schicksal still und groß
Aus ew'gen Dunkel unser Loos;
All' Irdisches umspannt sein Netz:
Das Schicksal ist der Welt Gesetz.

Doch Einer lebt, der höher thront,
Zu dessen Fuß das Schicksal wohnt;
Der Staub und Geist zusammenhält,
Er gab auch das Gesetz der Welt.

Das Schicksal ist nur Gottes Knecht;
Gott herrscht allein mit Huld und Recht.
Und sein Verhängniß ist das Spiel
Des Irdischen ums große Ziel.

Und Jesus führt den Geisterchor
Vom Staub hinauf zu Gott empor;
Wer sich in Gott erheben kann,
Dem wird das Schicksal unterthan.

Im hohen Alterthum bemerkten die einzelnen Weisen, welche damals lebten und lehrten, so wie ganze Völker, im Lauf der Dinge die Gewalt der Verhängnisse. Vor dieser Gewalt erzitterten alle Herzen. Die Weltweisheit der Heiden suchte sich das furchtbare Räthsel zu lösen. Man nannte diese ewige, unerbittliche Gewalt, der Alles unterworfen sei, der nichts widerstreben könne, das blinde Schicksal. Von ihm empfing der Wurm, wie der erhabenste Mensch und die Nation, ihr Loos. Ja, selbst allen Gottheiten, mit welchen die Einbildungskraft der Sterblichen Erde und Himmel bevölkert hatten, waren, so glaubte man, diesem ewigen Weltgesetz unterworfen. Auch der mächtigste der Götter konnte sich nicht darüber emporschwingen.

Dieser Glaube an das weltgebietende Schicksal mußte unter denjenigen Menschen nothwendig sein, welche noch keinen strengen Unterschied zwischen Geister-

und Körperwelt machten, sondern in ihrem Sinn so eng und innig mit dem Irdischen waren, daß Alles, was ihren Leib betraf, auch zugleich Loos ihres Geistes wurde. Ihre höchsten Güter wohnten im Irdischen—Schönheit, Macht, Reichthum, Ehre. Da sie also nur für diese Dinge lebten, und keine höhere Bedeutung des Lebens kannten, stieg und sank der ganze Werth ihres Daseins in gleichem Verhältnisse, wie sie von jenen Gütern mehr oder weniger erreichten. Das Schicksal, welches ihnen jenes raubte, konnte ihnen also Alles entreißen. Wenige hatten die Ahnung, daß es noch ein höheres Gut gäbe, welches selbst das gewaltigste Schicksal den Sterblichen nicht wider seinen Willen nehmen könne. Noch Wenigere hatten den Muth, sich über jedes Schicksal in eigener Seelengröße zu erheben. Die es aber thaten, erregten schon damals durch den Heldensinn ihrer Tugend das Erstaunen und die Ehrfurcht der Welt; ja, man war geneigt, sie selbst unter die Götter zu versetzen.

Ein Anderes ist im Christenthum, als im Heidenthum. Jesus führte das menschliche Geschlecht von den Irrthümern der Einbildungskraft und des Verstandes auf die Straße der ewigen Wahrheit zurück. Er offenbarte uns den einzigen Gott als das vollkommenste aller Wesen, und als den Vater der Geister, welchen wir nicht mit Opfern und irdischen Dingen, sondern im Geiste verehren sollen. Er offenbarte uns, daß die Bestimmungen der Menschheit nicht zwischen Wiege und Grab eingebannt lägen, sondern ließ den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit dringen. Er lehrte das Leben auf Erden gering achten; nicht hier sei der Schauplatz unseres Glücks; sondern im Hause meines Vaters, sprach er, sind noch viele Wohnungen! Er lehrte die Grenzlinie zwischen dem Werth des Irdischen und des Himmlischen oder Geistigen. So ihr Nahrung und Kleider habt, sprach er, so lasset euch genügen. Ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden, sondern Schätze im Himmel. Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes. Ihr sollet vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden litte an seiner Seele? Er lehrte die Oberherrschaft des Geistes über den Leib; den unendlichen Vorzug und die Majestät des Geistes über alles Erdengut kennen. Er selbst bewies in seinem Leben, wie der Mensch höher als jedes Schicksal stehen könne, und unantastbar von demselben. Er bewies, daß die Verhängnisse zwar unsere irdischen Verhältnisse angreifen können, aber daß sie nicht vermögend sind, unsere innere Ruhe, die Seligkeit unseres Geistes, zu zerstören.

Das Verhängniß oder Schicksal ist also bloß das göttliche Gesetz, dem die Körperwelt unterworfen ist. Gesundheit oder Krankheit des Leibes, Leben oder Tod desselben, Verbesserung oder Verschlechterung unserer Glücksumstände, Zunahme oder Abnahme unseres Ansehens, unseres Einflusses, unserer Gewaltmittel, Aufblühen oder Untergang der Nationen, Sieg oder Verlust auf Schlachtfeldern — alles dies, und alles, was irdisch ist, unterliegt dem Gesetze des Irdischen, dem Verhängnisse.

Geister aber sind einem ganz andern Gesetz unterworfen. Sie theilen die Schicksale des Irdischen nicht. Ihr Wesen ist Freiheit, ihr Gesetz die Tugend, ihr Ziel die Gottähnlichkeit. Das Schicksal des Irdischen

berührt sie nur, insofern sie mit dem Irdischen verknüpft sind. Je weniger sie sich selbst gehören, je mehr sie sich erdwärts neigen, sich mit dem Irdischen vermischen, das Irdische lieben, je mehr sind sie auch dem Verhängnisse unterthan. Wer sich unter fremde Herrschaft begibt, muß deren Gesetze dulden. Wer auf eigene Hoheit und Freiheit Verzicht leistet, muß die Behandlung des Knechtes annehmen. Darum ist nur der, welcher sein Heil von Außendingen erwartet, unglücklich; darum ist nur der Nachfolger Jesu, der wahrhafte Weise, glücklich. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, selbst die scheinbar schrecklichsten Schicksale, zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.)

Geister sind einem ganz andern Gesetze unterworfen, als das Irdische; darum wird ihnen weh, wenn sie sich unter fremde Herrschaft begeben. Sie sind abgefallen von ihrer Würde, von ihrem Beruf; sie möchten nicht erhabene Geister, sondern erhabene Thiere sein. Aber Gott liebt sie noch. Das Schicksal wird ihre Zuchtruthe, und treibt sie zurück zur Selbsterkenntniß, zur Ergreifung des Bessern. Und durch den Mund furchtbarer Verhängnisse spricht Gottes Stimme zu ihnen: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken. (Jes. 55, 8. 9.)

Zwar können wir den Verband mit dem Irdischen nicht ganz aufheben. Wir stehen als Geister noch auf einer so niedrigen Stufe, daß wir mit den geringern Wesen des Erdballs in unmittelbarer, enger Berührung leben müssen. Aber es liegt in uns, höhere Wesen zu sein oder zu werden. Darum erschien Jesus Messias. Er kam, uns zu erlösen von den Banden der Finsterniß und der Macht des Todes, die im Irdischen wohnt. Er kam, uns unsere verlorene Freiheit wieder zu erobern. Aber sein Erlöserleben war für denjenigen umsonst, der sich nicht selbst verleugnen, nicht der Welt entsagen, und leben kann gerecht, unschuldig, ohne Selbstsucht, wie er. Sein Erlösertod war für denjenigen umsonst, der nicht Geistesmuth und Erhabenheit genug hat, Gott mehr als Menschen zu gefallen, und sterben zu können, wie er.

Wir können uns nicht vom Irdischen ganz ablösen; aber wir sollen uns nicht von der Liebe des Irdischen unterjochen lassen, sondern neben demselben in aller Freiheit bestehen. Wir sollen und müssen Nahrung für unsern Leib suchen, aber durchaus keinen köstlichen Werth auf das Kitzeln unseres Gaumens legen. Wir sollen uns anständig kleiden, aber uns von keinem Wohlgefallen an äußerlicher Pracht überwinden lassen, so daß wir minder glücklich wären, wenn wir nicht zierlich gekleidet einhergehen. Purpur, Sammet und Seide sind zuletzt vom gleichen Stoff, wie der geringste, mit dem man die Blöße seines Leichnams deckt. Wir sollen arbeiten, unsere Vermögensumstände zu verbessern suchen, damit wir desto mehr Mittel für uns und die Unsrigen erhalten, unabhängig von den Launen anderer Menschen zu sein, und nützliche Dinge zur Beförderung öffentlicher Glückseligkeit zu bewirken; aber in das Mehrhaben sollen wir nicht unsern Stolz, unsere ganze Lust setzen, dann wird das Minderhaben auch nie unsere Schande und unser größtes Leid sein. Wir sollen Achtung und Einfluß nicht verschmähen; aber keine Achtung, keinen Einfluß suchen, als durch unser

Verdienst und unsere Tugend. Denn nur insofern das öffentliche Ansehen des Menschen zugleich vom öffentlichen Zutrauen begleitet und aus ihm entsprungen ist, kann es ein Mittel werden, unzähliges Gutes zu stiften. Aber nach Ansehen dürsten, um Ansehen zu haben; herrschen wollen, um der Herrscher zu sein, heißt die Laufbahn schon für das Ziel halten, das Mittel zum Zweck, das Werkzeug zum Werk selbst machen. In den Verhältnissen des gemeinen Lebens hoch oder niedrig stehen, Rang und Titel haben, oder keinen, das ist dem unsterblichen Geiste gleich, der da weiß, wie die wahre Würde nicht außer ihm, sondern in ihm wohnt; wie nicht das, was Menschenhände geben, sondern der Werth, welchen der Geist sich selbst gibt, unvertilgbar ist. Wir können, wir sollen die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nicht fliehen. Sie sind eine Erquickung unseres ganzen Wesens. Aber wir sollen uns nicht mit solcher Begierde an sie hängen, daß, wenn sie untergehen, wir mit ihnen untergehen müssen. Wir sollen unsere Geliebten, unsere Freunde und Freundinnen, unsere Eltern, unsere Kinder mit jener Zärtlichkeit lieben, die das Bedürfniß zarter Seelen ist. Allein wir sollen auch nie vergessen, daß es nicht ihr Leib ist, den wir lieben — er wird veralten, absterben — sondern ihr Geist. Wir sollen uns stets vergegenwärtigen, daß eine Stunde schlagen wird und schlagen muß, da das über alles Irdische gebietende Schicksal uns von Niemandem scheidet, nicht den Geist vom Geiste, sondern nur den Leib vom Leibe. Wer sein höchstes Glück in dem Athemzuge eines Sterblichen gründet, hat es wohl am gefährlichsten gegründet. Wer nicht das Weltall als sein göttliches Vaterhaus, den Geist nicht als den Gegenstand seiner Liebe, Unsterblichkeit nicht als die Bürgschaft seines Glückes ansehen kann, der soll nicht mit Zärtlichkeit lieben, wenn er nicht sein Elend liebt, und der Raub schwerer Verhängnisse werden will. Denn was er liebt, muß Staub und Asche werden!

Empor über Staub und Asche, ihr Erwählten Gottes, ihr Nachfolger Christi! Genießet die Gaben der Welt, als ein süßes, flüchtiges, vorübergehendes Geschenk, aber euer Schatz sei im Himmel! Nehmt die blühende Rose, aber vergesset nicht, daß sie über Tag und Nacht entblättert sein wird. Lebet mit dem Irdischen, aber nicht im Irdischen, sondern in Euch selbst. Empfanget jede Freude, aber überlasset euch ihr nicht. Verachtet nicht Ehre, nicht Ansehen, nicht Glücksgüter, aber opfert für sie nicht die allerkleinste eurer höhern Pflichten auf; sie müssen euch Fremdlinge bleiben. Denn diese irdischen Vortheile können euch nicht dauerhaft angehören: so gehört ihr ihnen denn noch weniger an. Wer sich allein selber und seiner Tugend und seinem Gott angehört, dem gehört Alles; der ist den Schmerzen des Erdenlebens mehr denn jeder Andere entfernt; den beherrscht kein Verhängniß. Er kann arm sein, verachtet, verfolgt; er kann Ansehen, Glücksgüter, Bequemlichkeiten, Freunde, Vaterland verlieren: aber seine innere Zufriedenheit, den heiligen Stolz seiner Tugend verliert er nicht. Er ist über die Verhängnisse erhaben. Seinen Trost, sein inneres Glück gab ihm die Welt nicht. Die Welt kann es ihm also auch nicht rauben.

Doch, wem rufe ich es zu? — Wer erkennet die ewige Wahrheit Jesu: Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen? (Matth. 6, 33.) O, sie haben Augen

und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht! Der größere Theil der Menschheit ist in seinen sinnlichen Bedürfnissen versunken, und hat kaum Ahnung höherer Bedürfnisse. Er glaubt an Gott, und liebt das Göttliche nicht; er betet zu Gott, und dient seinen Leidenschaften. Er ehrt die Tugend, und übt das Unerlaubte. Er hofft die Unsterblichkeit, und gibt sich dem Vergänglichen mit seinem ganzen Wesen hin. Er begehrt das Glück, und flieht vor demselben. Er kann der Wahrheit nicht widersprechen, und umarmt lieber die Täuschungen der Sinne. Er will ein Mensch, ein höheres Wesen sein, und gefällt sich, Thier zu bleiben. Er klagt über die Härte der Schicksale, und will sich nicht über die Macht derselben zur Geisteshoheit erheben. Er bleibt elend, unglücklich, zwieträchtig mit Allem, was um ihn ist, und mit sich selbst. Er sucht Rettung, und findet sie nicht. Der Wille Gottes ist in ihm laut worden, und er folget ihm nicht mehr. Er verdient seine Noth, denn er will sie. Darum spricht der Herr: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Sondern so viel der Himmel und alles Geistige höher ist denn die Erde und alles Irdische: so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Wem rufe ich es zu? — Den Völkern? O, blicket doch auf ihr Elend. Dies Elend ist das Zeugniß ihrer Irrthümer. Wie kleinlich ist das Streben aller Einzelnen in ihnen, oder doch der Meisten — welche Früchte können solchen Saaten folgen? Wo ist die Eintracht, wenn die Gefahr vorübergegangen? Wo ist die Freundschaft, wenn der Eigennutz des Andern gekränkt wird? Wo die Vaterlandsliebe, wenn der eigene Vortheil leidet? Wo ist die Mäßigung im Glück? Warum entsagen sie nicht dem Uebermuth, welchen sie in Andern hassen? Warum werfen sie den Andern Stolz vor, den sie selbst nicht meiden? Warum rühmen sie heilige Ehrfurcht vor Völkerschaften, und verletzen dieselbe, sobald sie keine Gefahr davon vor sich sehen? Warum preisen sie Redlichkeit, und freuen sich, den Andern zu überlisten? — Ach, sie sahen vor ihren Augen die Wirkungen der Zwietracht, des Uebermuths, der Ungerechtigkeit; sie vernahmen die Warnungen der ganzen Weltgeschichte — aber ihre Herzen sind verstockt. Sie hatten Moses und die Propheten, aber sie glaubten lieber ihrer falschen Thorheit. Sie ergriffen in Tagen der Noth das Panier der Tugend, um sich durch dasselbe von größerm Untergang zu retten; aber die Noth verschwand, und sie fielen ab vom heiligen Rettungspanier, um neuen Jammer sich zu bereiten. — Es sei denn. Euer Schicksal ist geordnet; euerm Verhängnisse entrinnt ihr nicht, denn ihr selber habt es gerufen. — Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr; sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Unter den Tausenden ist aber vielleicht Einer, der Gottes Gedanken und Wege aus den Stimmen der Schicksale erkennt; Einer, dem sein Inneres, das Bewußtsein der Unschuld, der Frieden Gottes, höher gilt, als alles äußere Gut; Einer, der Christo ganz gehört, nicht in kirchlichen Zeremonien, sondern mit dem Sinn und Geist, in Wollen und Handeln, in Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung — — ach, du Einer unter den Tausenden, du bist der Glückseligste,

den kein Sturm des Verhängnisses erschüttern kann. Du bist höher, denn jedes irdische Schicksal.

O, auch ich — auch ich will zu diesem Frieden, zu dieser Höhe! Ich will Dein Bruder sein. Jesus Messias, Du warst der Gottselige mitten unter dem Spott der Welt. Deine Verfolger saßen auf Thronen, und waren doch Knechte ihrer Thierheit; Du aber warst ein Fürst des Lebens, ein Ueberwinder des Todes, und die Gewalt der Verhängnisse konnte Dich nicht schrecken. Das Kreuz auf Golgatha ward Dein Siegeszeichen; die Dornenkrone ward Deine Triumphkrone.

Ich will hinaufstreben in mir zu Deiner Höhe, und Gottes Macht wird in mir Schwachen mächtig werden. Es wird — es soll gelingen, daß ich Alleinherrscher in mir selbst, Herr meiner Gefühle und Neigungen werde; daß ich mir nichts erlaube, als was recht, wahr und nützlich ist; daß ich, was die Welt mir Schönes zeige und biete, annehme, ohne dafür mich selbst und meine Ruhe zu verkaufen; daß ich frei sei in mir von allen äußern Fesseln, auch in äußerer Armuth, hoch auch in äußerer Niedrigkeit; daß ich nur mir und Dir, o Jesu, und allen edeln, reinen Geistern gehöre! — Es soll, es wird gelingen! O stärke, Geist Gottes, meinen entschlossenen Geist! Amen. Es wird gelingen. Amen.

25.

Die Hoheit des wahren Christen in der Welt.

Philipper 4, 13.

Wer sich an Deiner Wahrheit hält,
In Deinen Sinn eindringet,
Zu Dir sich über Zeit und Welt,
Gott aller Welten, schwinget,
Mit dem bist Du! Wer ist so kühn,
Der sich verschwöre wider ihn?
Was kann die Welt ihm dräuen?

Ihn schreckt nicht Krankheit, nicht das Grab,
Gericht nicht und Verwesung.
Er, der sich hin zum Tode gab,
Ist Trost ihm, Kraft, Erlösung;
An den geschlossen, Eins mit dem,
Weiß er: ich bin Gott angenehm,
Ihm lieb, wie Jesus Christus.

Wo sind Sidon und Tyrus, die glanzvollen Städte des Alterthums, deren Märkte einst die Sammelplätze des Welthandels waren, von deren Reichthümern alle Nationen mit Bewunderung redeten? Niemand spricht mehr von ihren aufgethürmten Schätzen, Niemand mehr von ihren Palästen, Burgen und Flotten. Reisende sahen nur noch in den syrischen Einöden einen Schutthaufen trauern. Wo prangt Babylon, die alte, furchtbare Stadt? Warum zittert vor ihrer Gewalt und Herrlichkeit nicht mehr das ganze Morgenland? Wo sind ihre Kerker, in welchen einst Judäa schmachtete? Wo ihre Lustgärten, die das Wunder der Welt genannt wurden? Verkündet nichts mehr ihre Städte, von ungeheuern Ringmauern umfangen, an denen, wie die Fluth des Meeres an Felsen, ohnmächtig der Zorn ergrimmter Nationen brach? — Siehe, in Chaldäa's Ebenen steigen noch umbüschte Erdhügel auf mit Ueberbleibseln zerfallener Gemäuer aus Backsteinen. Schlangen nisten im magern Gestrüppe und Raubthiere schleichen im Schatten der Trümmer. Das ist die Hoheit Babylons heute, des alten, mächtigen, furchtbaren!

Und wie tief bist du, o Jerusalem, gesunken, Haupt des heiligen Landes, wo in Zion David's Harfen Jehova's Ehre priesen, wo um Salomon's Thron alle

Kostbarkeiten des Orients strahlten. Dein Tempel ist gebrochen, zu welchem weiland betende Völker wallfahrteten; dein Volk ist zerstreut in alle Theile der Welt, wie die Spreu vom Winde. Nur fromme Erinnerungen, wie Christus Jesus in seiner Menschheit dort gewandelt ist, wie er dort auf Golgatha blutete, retteten die zerstörte Stadt David's vor gänzlicher Verödung, also, daß sie nach einem kümmerlichen Dasein hinschmachtet.

Alle jene Denkmäler irdischer Majestät der Vorwelt, jene Ehrensäulen der Mächtigen, jene Triumphpforten, durch welche ruhmtrunken der bewunderte Sieger zog, — sie sind Schutt und Staub. Dornen und Disteln wuchern um ihre Trümmer. Andere Städte haben sich erhoben zu neuem Glanz, um nach Jahrtausenden verschwunden zu sein, wie jene.

Wo sind die furchtbaren Beherrscher der Erde, die mit eisernem Scepter der Welt geboten und sich Götter nannten? — wo die Eroberer mit ihren Schaaren, vor denen bald Asien, bald Europa in knechtischer Furcht erzitterten? Wo sind ihre Reiche, die sie stifteten vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang? Bebt denn Niemand vor dem Donner ihrer Stimmen? Ist der Wink ihrer Augen kein Gesetz mehr für die erschrockenen Völker und Könige? Hat ihre Macht sich nicht vererbt auf mächtige Erben? Wo sind die Früchte ihrer Großthaten, welche der furchtsame Haufe der Schmeichler in den Himmel erhob? — Sie sind dahin. Sie sind verloren. Das Jauchzen, welches die Tyrannen vergötterte, verhallte als ein ungeheurer Fluch über ihren Gräbern.

Und ihr, die ihr einst das Leben zu einem großen, schwelgerischen Rausche verkehrtet, in der Fülle unermeßlicher Reichthümer; die ihr an einem Tagesfeste Tonnen Goldes verpraßtet, und euern Leichnam üppig in die Stoffe hülltet, welche entfernte Welttheile am köstlichsten erzeugten — gelang euch der Entwurf zum seligsten Leben auf Erden? Ueberfiel euch nie der Ekel an euern goldenen Tischen? — nie die Langeweile in euern lebenvollen Palästen? Ergriff euch nie die Angst des Gewissens, die Furcht des Todes im Arm eurer Buhlerinnen, oder auf der Lagerstätte, von welcher der Schlaf floh? Warum beneidetet ihr die Gesundheit des Armen, die stille Heiterkeit des Frommen, die Ruhe des Weisen? Erst der Tod, da er euch hinwegforderte aus dem traurigen Taumel, lehrte euch, daß man auch um Tonnen Goldes keine wahre, feste Glückseligkeit auf Erden kaufen könne.

Wo sind sie Alle, die Gott höhnten, die Tugend verlachten, den Glauben an das Heilige hinwegwitzelten, und die Hoffnung der Unsterblichkeit den Trost der Thoren nannten? In ihrem Wahnsinn vergingen die Elenden, als geistige Selbstmörder. Sie sind gerichtet durch sich selbst.

Das ist eine Eitelkeit des Irdischen! — Staub und Asche sind die Ueberbleibsel aller Herrlichkeit und Majestät auf Erden.

Aber Jesus lebt, und ich in ihm. Er lebt und wird leben bis an das Ende der Tage, und ich durch ihn in Ewigkeit. Throne zertrümmern, Städte verwittern, Reiche zerfallen, Welten vergehen: aber seine Wahrheit bleibt ewiglich. Er hat ein Reich gegründet, nicht vom Staube im Staube, sondern ein himmlisches, wo die Geister wohnen, die er um den Thron des Vaters versammelt, — auch ich bin ein Bürger seines ewigen Reiches, und selbst ewig wie dieses. Er

hat mir ein Glück in meine Brust gegeben, das kein Weltbesieger sich mit Waffen erobern, kein Gewaltiger erkaufen kann mit Millionen; er hat mir eine Seligkeit bereitet, neben welcher der Sinnenrausch eines ganzen Lebens nur ein Gifttropfen neben dem lebenreichen Ozean ist. Ich kann niedrig und kann hoch sein. Ich kann den Tyrannen der Erde ins zürnende Antlitz lächeln. Ich kann in den Gewittern des Lebens frohlocken. Ich kann die Waffen des Schicksals stumpfen. Ich kann tausend Toden muthig entgegenwandeln. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum. (Phil. 4, 13.)

Ich bin mächtig durch ihn; nicht dem Leibe nach, sondern dem Geiste nach. Und ist der Geist nicht das Allmächtige im Himmel und auf Erden? Ist es der Geist nicht, welcher erst den Staub belebt und die todte Schwere bewegt? Auch die Macht Jesu über die Welt war die Macht des Geistes über das Irdische. Dem Leibe nach wandelte er in Knechtsgestalt, aber nun beten alle Himmelsstriche, alle Jahrtausende in seinem Namen, und die Könige der Welt liegen vor ihm im Staube. In Knechtsgestalt wandelte der Göttliche. Judäa bot ihm umsonst eine königliche Krone dar, jauchzte umsonst dem Sohne Davids das feierliche Hosianna entgegen. Ihm war der Erde Flitterglanz und Flittermacht zu gering. Was ist euer Staub neben der Fülle der Gottheit? — Sein Scepter sollte über ein überirdisches Reich gebieten, das unvergänglich ist. Auch in mir wohnt das Ueberirdische, das Göttliche. Jesus lehrte mich zur Erkenntniß meiner eigenen Hoheit kommen. Diese Hoheit ist mehr, als die Erde Großes und Hohes bieten kann. Nicht um eure Orden und Sterne, nicht um eure Würden und Gaben, nicht um eure Throne und Wollüste vertauschte ich diese Hoheit des Geistes, ihr Weltgebieter: mit allen euern Sinnentäuschungen erkauft ihr meine Ruhe, meine Furchtlosigkeit, meine Freudigkeit nicht. Ich bin ein Geist; ich lebe schon auf Erden in einer erhabenern Welt. Dem Leibe nach wandle ich in euerm Staube, trete ich in die engen Verhältnisse und Schranken eines bürgerlichen Lebens, treibe ich Gewerbe und Beruf, nenne ich einzelne Sterbliche Blutsverwandte; aber dem Geiste nach gehöre ich nicht euern kleinen Ländergrenzen an, sondern das Weltall ist mein Vaterland; der Gott der Unendlichkeit ist mein König, Gebieter und Vater; alle erschaffenen Geister sind meine Brüder, der Geist des Erdenfürsten, wie des Bettlers; der Geist Abrahams und Moses, wie der Edeln, die Jahrtausende nach mir, in Asche dieses Sterns gekleidet, als Menschen hienieden wandeln werden. Jesus Christus selbst ist mein Bruder. Dafür hat er mich anerkannt, als er mich zur Kindschaft mit Gott geführt. Dadurch bin ich mächtig, als Geist, als Genosse des ewigen Seins, als Gottes Kind.

Ich bin mächtig zu Allem durch Christum, denn er hat mir das Geheimniß meiner angestammten Würde, das Wunder meiner hohen Bestimmungen offenbart. Er hat mich gelehrt, den Geist der Geister anbeten, mich ihm nähern im Geiste und in der Wahrheit. Durch ihn habe ich die heilige Zuversicht, daß Gott mit mir ist, weil ich in ihm bin. Ist aber er mit mir, vor dem sich ehrfurchtvoll der Cherub und Seraph beugt, vor dessen Wink die Welten zittern: wer mag wider mich sein? — Ihr, die ihr auf eigene Kraft das Gebäude eures Stolzes gegründet: ein Athemzug in eurer Brust zu wenig, eine

Muskel, die den Dienst versagt, und ihr seid Staub. Ihr, die ihr mit herrischem, thierartigem Eigenwillen euch selbst Götter zu sein dünket, von Gott abfallend sein Gesetz verachtet und eure Leibeslüste zu Gesetzen macht, das Recht mit Füßen tretet aus Hochmuth, die Unschuld verderbet aus Uebermuth — Gott ist mit mir, was vermöget ihr wider mich? Den Leib könnet ihr mir tödten, das fürchte ich nicht; aber mein Ich könnet ihr nicht, nicht die unsterbliche Seele tödten. Das Geisterreich ist das Reich des Lebens; da ist kein Tod! Darum zittere ich nicht vor irdischer Gewalt. Das vermag ich durch den, der mich mächtig macht, Christum!

Ich bin mächtig durch ihn — dem Geiste nach — also durch das, was ich geistig von ihm empfangen habe, die Tugend. Diese ist der Weg, auf welchem ich zu Gott gelange; diese das Band, welches mich mit Gott verknüpfet. Ich bin mächtig durch Christum, denn er lebet in mir, nicht dem Leibe nach, sondern geistig; durch sein Wort, durch seine Lehre, durch sein Vorbild in aller Gerechtigkeit. Er ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligkeit und zur Erlösung. (1. Kor. 1, 30.)

Auch er war Mensch, wie ich, auf daß ich und Jeder erkennen solle, es sei ein heiliges Leben im irdischen Leibe möglich, und die Tugend, das Gottähnlichwerden, kein nichtiger Traum, keine überspannte Erwartung der Schwärmerei. Jesus ward von menschlichen Trieben gereizt, von mancherlei Gefühlen bewegt, wie ich. Er ist versucht worden allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde geblieben. (Ebr. 4, 15.)

Er hat mich erlöset von der Gewalt der Sünde durch sein heiliges Wort, welches mich über mich selbst und meinen elenden Zustand aufklärte. Denn ich wandelte im finstern Thale des Todes; so lange ich nur von thierischen Neigungen die Richtung empfing; so lange ich Klugheit und schlaues Benutzen der Umstände für die höchste Weisheit hielt; so lange ich glaubte, daß menschliche Ehrenbezeugungen die erhabensten wären; so lange ich in Geld und Wohlstand die Schlüssel zum Palaste aller Glückseligkeit suchte; so lange ich Alles für recht hielt, was kein bürgerliches Gesetz verbieten und keine menschliche Obrigkeit bestrafen könnte; so lange ich nur Werke der Wohlthätigkeit, der Menschenfreundlichkeit der Großmuth, der Treue, der Wahrheit übte, als sie mir selber einen Nutzen verschaffen konnten; so lange ich weder Gott noch Menschen so sehr als eigentlich mich selbst liebte. Durch Jesum bin ich zur Klarheit höherer Ansichten gelangt. Wer nach bürgerlichen Gesetzen lebt, kann ein nützlicher Mensch sein, aber ein Gottmensch ist er nicht, und nicht der Besitzer unzerstörbaren, innern Glückes. Auch durch Moses ward ein Gesetz gegeben für sein Volk; die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum geworden, und von seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade. (Joh. 1, 17.)

Durch sein Blut hat er mich gereinigt von Sünden — nicht dem Leibe nach, sondern geistig. Irdisches Blut kann nichts Geistiges abwaschen. Aber wie Jesu Blut Eins war mit seinem Leben, so war Jesu Leben Eins mit seinem gottoffenbarenden, welterleuchtenden Geiste; so war sein Blut durch sein Leben, sein Leben durch seinen Geist eingeweiht. So darf auch ich sagen: Das Blut Jesu Christi machte mich rein von allen Sünden. Aber wie sich in seinem

Blute sein Geist mir weihte, so soll sich auch ihm mein Geist weihen. Er und ich müssen Eins sein in Gedanken, Gesinnungen, Gefühlen und Thaten. Nur so lebt er in mir, nur so lebe ich in ihm. Wer ihn flieht, wie kann der in ihm leben? Wer dem Fleische, dem Sinnlichen verbleibt, wie kann der des heiligen Geistes sein? Wer fern von Jesu Sinn und Heiligkeit steht, der steht auch fern von Jesu Kreuz und Blut. Denn Niemand, so sprach er selber, kann zweien Herren dienen, nicht der Welt zugleich und Gott. Ist Jesu Tugend nicht unsere Tugend, so ist Jesu Verdienst auch nicht unser Verdienst. Nur wer in ihm ist, der hat das ewige Leben.

Ich bin mächtig durch ihn, — nicht dem Leibe nach, sondern im Geiste; nicht, daß ich durch das von ihm verliehene Himmelslicht mir größere Macht auf Erden, mehr Vermögen, mehr Ansehen, mehr Hoheit und Würden erwerben könnte, sondern daß ich durch ihn fähig geworden bin, sie zu entbehren für mein Glück und sie gering zu achten. Das ist es, was den Christen so gewaltig macht, so furchtlos, so reich an Glück, so erhaben in allen Umständen, daß er die Welt und ihre Herrlichkeit nicht etwa leichter als Andere gewinnen, sondern leichter als Andere verleugnen kann. Diese Weltverleugnung war in Jesu. Durch sie ward er göttlich groß. Er verschmähte keineswegs die Lebensfreuden, wie sie sich auf seiner Laufbahn als Erquickung darboten; aber auch für die größte von ihnen gab er nicht die kleinste seiner Pflichten. — O ihr Sterblichen, bauet ihr für Gott die marmornen und goldenen Altäre? Glaubet ihr den Herrn des Weltalls durch eure majestätischen Tempel zu erfreuen? Wähnet ihr ihn zu beglücken durch eure Demuth vor ihm und durch die hohen, herrlichen Namen, welche ihr ihm gebet? Nein, diese prächtigen Altäre und Tempel, erbauet zur Erhebung eurer Andacht, entzücken nicht den unendlichen Geist, der im Bau des kleinsten Mooses alle Kunst der irdischen Meister und Weisen übertraf. Nichts Irdisches, so schön, so vollkommen es sein möge, kann dem Geiste genugthun. Es ist doch Staub und liegt tief unter ihm. Darum verachtete Jesus Christus die Ehre der Welt, die Pracht Salomonis, die Gewalt derer, die über Länder herrschen. Er ging gleichgültig neben dem Tand des Lebens hin in Knechtsgestalt, einfach gekleidet, ohne Geräusch; hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte. Und eben dadurch ward sein Geist groß über Alles, ähnlich Gott; der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens. (Hebr. 1, 3.) So hat er uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen. (1. Petri 2, 21.) Wer die Welt verleugnen kann, der hat sie überwunden. Wen ihre Reize nicht von Geistespflichten ablocken, ihre Gefahren nicht schrecken können, der steht in himmlischer Freiheit da, mächtig in Jesu, ein Ebenbild der Göttlichkeit.

Ich bin mächtig durch ihn — denn er offenbarte mir den weisesten Gebrauch der Lebensgüter und der Gaben, welche ich hienieden durch die Gnade meines Schöpfers empfangen habe. Wie Jesus Christus mächtig war an Thaten und Worten vor Gott und allem Volke (Luk. 24, 19), also ist es, der ihm nachfolget. Es bedarf keiner zahllosen Heerschaaren, um große Dinge zu wirken. Gott ist gewaltig durch seine Geliebten. Hat nicht ein einziges Wort der Wahrheit aus dem Munde des Weisen, obschon er in verborgener Dunkel-

heit lebte, Völkern und Schicksalen andere Richtung gegeben? Hat nicht ein Seufzer der Unschuld schon oft das ganze Truggewebe bewunderter Beredsamkeit zerrissen? Hat nicht ein Blick des Gerechten oft den Tyrannen zwischen seinen Leibwachen erzittern gemacht? Ihr, die ihr in goldenen Sälen wohnet, über Flotten gebietet, oder weite Gefilde euer Eigenthum nennt; die ihr in Purpur und Seide wandelt, und Zinsen auf Zinsen häufet: ihr besitzet mehr, als ich, aber ich bin reicher, als ihr. Eure Schlösser, eure Flotten, eure Landgüter, eure Juwelen, eure Zinsen beseligen das Herz nicht; ihr hänget Wünsche an Wünsche, und werdet nicht zufrieden. Weil euch Alles zu wenig ist, seid ihr arm. Ich bin reich, weil ich genügsam bin. Ich bedarf selbst des Wenigen, was ich habe, nicht Alles zu meiner Nothdurft. Ich besitze also einen Ueberfluß, der euch fehlt. Ich kann noch Andern mittheilen, noch Andern helfen mit dem, was ich entbehren kann. Ihr verschenket Geldsummen an Kirchen und Klöster, an Kranken- und Armenhäuser; ihr vertheilet glänzende Geschenke. Aber ich gebe mehr, als ihr, denn ich verschenke einen wichtigen Theil meiner geringen Einkünfte; ich gebe mehr, als ihr, denn ich gebe segensvoller, weil ich selbst die aufsuche, welche meines Beistandes bedürfen, ihre Noth prüfe und die Mittel, welche ihrem Wohlsein am ersprießlichsten sind. So gab Jesus; darum war er in seiner Dürftigkeit reich und ein Helfer aller Leidenden.

Ich bin mächtig durch ihn — denn durch ihn habe ich selbst die Schrecken des Grabes überwunden. Wer ist denn gewaltig, als der, dem nichts furchtbar ist? Und warum sollte ich mich denn fürchten, da ich mich Gottes freue und kein Ende meiner innern Ruhe und Seligkeit sehe? Alle Schicksale und Stürme des Lebens, sie können verderben, was von der Erde ist, aber siegend schwebt der Geist über das Irdische. Je finsterer die Nacht, je heller leuchtet das kleinste Licht. Alles Unglück ist nur die Siegesbahn der Tugend; der Scheiterhaufen wird zu ihrem Throne, das Grab ihre Triumphstätte. Leiden können den Leib beugen, aber den frommen Geist verklären sie nur noch mehr. Der Himmel schwebt über der Erde, die Ewigkeit über dem Vergänglichen, der Geist im Ewigen über allem Aufruhr des Irdischen. Als Jesus am Kreuze hing, und die Erde erzitterte und die Sonne sich verhüllte; als er blutend da hing über der Welt, die er entsündigte, die Dornen- und Märtyrerkrone auf dem heiligen Haupte, und er, von Hohn und Fluch der rasenden Menge angefochten, zu Gott sprach: Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! da war er am göttlichsten, da auf dem Gipfel der überirdischen Hoheit.

Ich vermag Alles durch den ich mächtig bin, Christum! Fallet hin, meine irdischen Besitzungen, ihr Annehmlichkeiten des Lebens, ihr Verschönerungen meiner Stunden, ihr süßen Gewohnheiten! — mag mein Leib auch entbehren mit Schmerzen — frei und mächtig ist der Geist! — Fallet hin, meine Freuden, die mir hienieden blühten; werdet zu Thränen, ihr meine Gesänge der Kunst — dem ewigen Geiste bleibt im Kummer und unter Thränen noch ein höheres Entzücken, welches ihm kein Wechsel der Dinge entreißt! — Fallet hin, o ihr meine Geliebten, holde Gespiele meiner Jugend, treue Gefährten meiner Tage, — es blutet immerhin mein Herz, wenn der Todesengel mich von ihnen reißt, ach, über euern erblaßten, theuern Leichnamen wird mein Glaube nur stärker, aufrichtiger in das

Ewige, und freudiger sich meine Hoffnung an Gott schmiegen. Es ist ja kein Tod der Geister! Jesus lebt, in ihm auch ich! Es ist kein Gott des Todes im Weltall, nur ein Gott des Lebens! Wir werden uns wiedersehen!

Ja, Alles, Alles vermag ich durch Dich, an den ich glaube, o mein Erlöser, mein Heiland, mein besseres Leben! Du hast das Göttliche in mir entzündet, daß es nicht erlösche; Du bist mein Licht, das mich durch die Finsterniß aller Verhängnisse zum Vater im Himmel leitet. Ich vermag Alles durch Dich, o mein Jesus, denn Du hast mich erhoben über mich selbst in die Arme Gottes.— Darum sei gebenedeiet, o Du Heiliger, durch den ich geheiligt worden bin, daß ich mich des Erbarmens und der Liebe meines Vaters freuen darf.—Was könnte mir meine Hoheit rauben, wenn ich ihr nicht selbst entsage? Wer will mich denn scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wir überwinden in dem Allem, um dessen willen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine andere Kreatur, uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. (Röm. 8, 35—39.)

26.

Die Bestimmung des Menschen.

2. Kor. 4, 17. 18.

Laß das Siegeslied erschallen!
Uns hat er den Sieg gebracht,
Uns, die noch auf Gräbern wallen,
Aufgehellt die Todesnacht.
Herrlich ist sein Werk gelungen,
Uns hat er den Sieg errungen.

Gott, in welcher Sonnenklarheit
Strahlt, was uns Dein Sohn verheißt,
Strahlt die große Himmelswahrheit:
„Ewig ist des Menschengeist,
Tugend reicht an Gottes Throne
Der Vollendung Siegeskrone!“

Stimme keine Trauerlieder
Bei der Frommen Gräber an:
Ins Unendliche, o Brüder,
Wandeln Geister ihre Bahn:
Christus hat den Sieg errungen,
Und des Todes Macht bezwungen!

Es hat uns Christus, der Herr, im Spiegel seines Erdenlebens geoffenbaret, was wir sind, was wir sein sollen. Ich erkenne in ihm meine eigenen Bestimmungen. Von seiner Geburtsstunde an, in dürftiger Krippe, bis zu seiner Verherrlichung über den Gräbern, ist er die heilige Andeutung dessen, was die Gottheit will, daß der Sterbliche sei. In niedriger Dunkelheit ward er geboren, daß wir bedenken, nicht Herkunft und Rang, nicht Reichthum, noch Pracht geben dem Menschen einen Adel, der vor Gott gilt. Arm starb er; ein Fremdling mußte ihm die Begräbnißstätte leihen, daß wir bedenken, unsere Bestimmung auf Erden sei nicht, Schätze des Staubes zu sammeln und am Sichtbaren zu halten, sondern nach dem Unsichtbaren zu streben. Nirgends sagt die heilige Schrift, daß Jesus zugenommen habe an Gütern und irdischen Würden, wohl aber mit den

Jahren an Weisheit und Erkenntniß des Göttlichen. Sein Leben war ein wohlthätiges, großes Tagewerk, die Menschen zu beglücken; er brachte den Sterblichen Erlösung von Irrthum und Sünde, und sein Geist gedachte nicht bloß der Zeitgenossen, sondern auch mit Erbarmen und Liebe derjenigen, welche noch nach Jahrtausenden geboren werden würden. Und dieweil er das Höchste umfaßte, vergaß er auch das Kleinste nicht, um wohlzuthun. Er heilte die Lahmen und Blinden, und half den Dürftigen mit dem, was er hatte. Das Alles geschah, damit wir bedenken, daß auch unser wahres Tagewerk auf Erden nicht bloß das bürgerliche Berufsgeschäft, die Sorge für Wohlstand und Ansehen des Hauses, sondern Selbstvollendung in jeder Tugend und Zunahme an Weisheit und Erkenntniß Gottes sein solle. Und für das Heil der Menschen ging er in den Tod, Gott ergeben und entschlossen; er verachtete die bitterste Schmach; die herbsten Seelenleiden, welche Undank und Freundesverrath verursachen können; die grausamsten körperlichen Schmerzen, da er, von Hunger, Durst und Mißhandlungen erschöpft, blutend auf dem Weg nach Golgatha niedersank, oder an das Kreuz geschlagen, von der Welt verhöhnt, mit dem Tode rang; herrlich war zuletzt über den Gräbern sein Triumph; Alles, was wir bedenken sollen, nicht irdisches Wohlsein, nicht Lust dieses Lebens sei unsere Bestimmung; nicht Schmerz und Noth des Leibes dürfe uns von der Liebe zum Göttlichen scheiden, sondern unser Geisterblick solle dem Ewigen zugewandt bleiben in allen Schicksalen; unser harren die Palmen des Sieges und der Vollendung jenseits des Todeskampfes. „Denn, so spricht das göttliche Wort, unser Trübsal, das zeitlich und leicht ist, schaffet ein ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig." (2 Kor. 4, 17. 18.)

Der Siegestag des Auferstandenen erinnert auch mich an meinen einstigen Siegestag, an meine höhere Bestimmung.

Was aber ist die Bestimmung des Menschen? Noch habe ich mir selbst diesen Gedanken nicht ganz klar gemacht. Vielen, ich weiß es, ist er ein Räthsel, vor Allen aber denen, welche ihr Augenmerk mehr auf das Sichtbare, als auf das Unsichtbare gerichtet haben. Ist meine Bestimmung Glückseligkeit und Wohlsein, verbunden mit den Gefühlen der Tugend? fragen Viele. Aber wie wenige Menschen genießen Glückseligkeit, da jede Stunde des Lebens abwechselnd Freude und Leid bringt; da wir bald bei den Schmerzen Anderer trauern, bald unter Krankheiten seufzen, bald unsere theuersten Wünsche verfehlt sehen? Oder wie kann Tugend und ihr belohnendes Gefühl unsere Bestimmung sein, da wir jeden Tag, wie Petrus, mit den edelsten Vorsätzen uns erheben und zuletzt nur mit Klage über unsere Schwäche enden?

Was ist die Bestimmung, derentwillen mich die Gottheit aus dem Nichts hervorgerufen hat? Bin ich nur für ein augenblickliches Spiel, für ein flüchtiges Dasein zwischen Wiege und Sarg zu unbekannten Zwecken, oder zum Besten anderer mir unbekannter Wesen geboren, daß sie sich an meinem Lächeln und an meinen Thränen ergötzen? Soll ich hinsinken und vergehen im Alter auf immer, wie die Blume des Gartens, wie die Eiche des Waldes, wie die Eintagsfliege,

wie der Löwe in den Wüsten? Aber wie könnte ich diese Vorstellung paaren mit der Vorstellung von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes? Warum trug ich in mir das lebendige Gefühl, daß ich ein eigener Zweck sei, wodurch ich immerdar gleichsam ein eigener für mich selbst bestehender Mittelpunkt des Weltganzen werde, das ich um mich her sehe? Warum erkenne ich vor mir hohe Ziele, die ich in einem so kurzen Dasein unmöglich erreichen kann, während andere Geschöpfe nicht mehr Eigenschaften haben, als ihnen zur Fristung ihres irdischen Daseins, zur Herbeischaffung ihrer Nahrung, zur Entfernung der Schmerzen und Lebensgefahren vonnöthen sind?

So zeigt uns schon die bloße Vernunft auf Widersprüche hin, welche nothwendig entstehen, wenn wir unsere Bestimmung nur im engbegrenzten Spielraum dieses Lebens ausfindig machen möchten.

Aber wir wissen, der Mensch ist Geist, der Leib ist Staub, und nur Kleid und Hilfsmittel des Geistes im Irdischen zum Genuß des Irdischen. Der Leib, oder das Thierische, mit dem wir umhüllt sind, verwandelt sich mit den Jahren; der Geist wird reicher an Erkenntniß und fühlt, er bleibe derselbe und sei noch derselbe, der er beim ersten Anfang seines Bewußtseins gewesen. Der Leib hängt schwerfällig zur Erde, von der er stammt; der Geist findet nie Ruhe im Irdischen, und begnügt sich nie mit dem Ziel, was er hatte, sondern strebt von einem erfüllten Wunsch im Leben unersättlich nach Erfüllung eines zweiten, eines dritten, und so hinaus in die Unendlichkeit.

Der Geist also ist der wesentliche bleibende Theil des Menschen, nicht der Leib; das Unsichtbare, Ewige ist sein Leben, nicht das Sichtbare, Vergängliche; vom Göttlichen ist sein Herstammen, nicht vom Irdischen. Zum Göttlichen geht einst das Geistiggöttliche im Menschen, zum Grabe in der Erde das Irdische vom Menschen zurück.

Ist nun mein Geist das Hauptwesen, so ist, wenn ich von der Bestimmung des Menschen rede, auch nur von dem Zweck die Rede, für welchen er erschaffen ist; vom Leibe kann nicht Rede sein. Er ist nur eine untergeordnete Kraft zum Behuf des Geistigen. Ist aber Frage nach der Bestimmung des Geistes, so ist die Frage nach seinem Berufe in einer unaufhörlichen Fortdauer.

Wie mag ich aber wissen, zu welchem Ziel ihn die Gottheit jenseits irdischer Todesstunden ruft? — Dahin reicht mein Blick nicht. Und doch klingen in mir wundersam einträchtig die Stimmen der Natur, der Vernunft und Offenbarung zusammen über das, was ich werden, was ich hoffen soll.

Was soll das Moos am Felsen, was die Eiche am Gebirge, was der Adler in der Luft sein und werden? — Nichts Anderes, als was sie nach den ihnen vom Schöpfer ertheilten eigenthümlichen Kräften sein und werden können: Moos, Eiche, Adler! So soll der Geist, der Gott denkt, werden, was er in den unendlichen Zeiträumen seiner Fortdauer nach seinen ihm verliehenen Kräften werden kann, ein Wesen, das in unendlicher Selbstvervollkommnung sich der Gottheit naht; eine Kraft, die höher, als tausend unter ihr schwebende, lebende und wirkende Kräfte, von ihnen unabhängig lebet und wirket, und sie durchschaut und beherrscht; eine Erkenntniß, in welcher sich die Hoheit Gottes und die Herrlichkeit des Alls immer beseligender und grenzenloser offenbart. Und das ist die

ewige, die über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, die unser harret, unser, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Das ist der geheime Andrang in uns selbst; das das Gebot des verherrlichten Auferstandenen, worin er uns die wahre Bestimmung des Menschen enthüllt: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. (Matth. 5, 48.)

Ein Gottähnlichwerden, eine Vergöttlichung des Geistes im unendlichen Fortschreiten ist meine Bestimmung. Die Wahrheit derselben, mir durch Jesum entschleiert, mir durch meine Vernunft schon bestätigt, wird durch mein Erdenleben selbst klar. Denn zu dieser Vergöttlichung treibt mich selbst im Irdischen Alles hin. Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Herrschaft über das Sinnliche, und zur Verachtung desselben: zur Erhebung des Geistes selbst über alle Spiele der Umstände und Schicksale. Das ist Vergöttlichung. Denn Gott ist in Erkenntniß und Weisheit, wie im allmächtigen beseligenden Wirken auf das Weltganze, wie in Erhabenheit über jedes Schicksal, einzig, unendlich groß. Dies Erdenleben ist für den Geist nur eine Erziehung zur großen Bestimmung; die Erziehung wird hienieden nicht vollendet; in ferneren Lebensräumen dauert sie ewig fort unter wachsenden Seligkeiten.

Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Erkenntniß und Weisheit. Darum schon ward der Mensch nackt und schirmlos geboren, damit er die Kräfte seines Geistes in Anstrengungen zu seiner Erhaltung entwickele. Das Thier tritt mit natürlichen Waffen, mit angeborener Bekleidung ins Leben, und findet Gras und Laub, Früchte, Aas und was es zur Nahrung bedarf; und mit dunkeln Naturtrieben zum Aufsuchen derselben begabt, sucht es und findet. Viele Jahrtausende sind seit Erschaffung und Bevölkerung des Erdballs verstrichen. Die Thiere sind in Erkenntniß und Weisheit nicht fortgeschritten; wohl aber, immerdar getrieben von des Lebens Noth oder Lust, der Mensch. Anfangs wohnte er in Höhlen, bald in Laubhütten, dann in bequemen, sichern, selbsterfundenen Wohnungen. Anfangs waren seine Hände und Nägel, bald auch hölzerne und steinerne Hilfsmittel, seine gebrechlichen Werkzeuge; dann stieg er in die Tiefen der Erde, holte aus den Eingeweiden derselben die mannigfaltigen Metalle, verdoppelte seine Kraft zur Beherrschung aller Thiere; der Tiger war ihm nicht mehr zu gewaltig, der Fuchs nicht mehr zu schlau, der Adler nicht mehr zu hoch in den Lüften. Anfangs war er schüchtern auf seinen engen Wohnplatz beschränkt; bald wanderte er zu andern Gegenden, lernte fremde Sprachen und theilte sich und seine Gedanken durch künstliche Töne mit; dann schwebte er kühn über ungeheure Meerestiefen, von einem Welttheil zum andern, und durch bloße Schriftzeichen redete er mit Fremden in unermeßlichen Fernen, wohin er selbst nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmlischen Gestirne; dann ging der Gedanke an eine Gottheit in ihm auf, er suchte sie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch diese nicht Gott, sondern nur Geschöpfe wären; er betete zum Unsichtbaren — dann ward ihm das Licht Jesu, als die Menschheit zu demselben fähig geworden.

Und also schritt der menschliche Geist, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltsam fort von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein spielender Knabe weiß, wäre vor Jahrtausenden dem einsichtvollsten Geiste ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Was wird die Menschheit, fortschreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfungen, nach sechstausend Jahren sein? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächsten himmlischen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernten Erden; die wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahlloser Werke der Natur. Gott aber, die höchste Weisheit, erkennt Alles; der Weiseste der Sterblichen nur kaum vom Weltozean einen Tropfen. Vergöttlichung ist das Ziel des Geistes.

Dahin treibt uns die ganze Welteinrichtung; Alles treibt uns zur Erweiterung unserer Herrschaft über das Sinnliche und zur Geringschätzung desselben; Alles uns zum Gefühl unserer höheren Würde, als Geister, als schwache Ebenbilder Gottes. Der Wille des Geistes, und die Begierden und Triebe des Fleisches, das ist, unserer sinnlichen Natur, sind im steten Widerstreit. Das ist das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet, der Apostel. Aus dem Fleische kommen alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum Neide, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem Geiste stammt die Sehnsucht nach dem Heiligen, Göttlichen, Bleibenden. Vergebens sucht der schwache Mensch Ruhe und Zufriedenheit im Irdischen; immer wird er durch dasselbe wieder zurückgestoßen und auf sich selbst gewiesen. Vergebens vergißt der Geist seine Würde und Bestimmung, und fordert sein Glück von den Geschenken des Erdenlebens. Schönheit und Stärke vergehen; der Ruhm wird verdunkelt; den Ueppigkeiten folgen Krankheiten; Geld und Gut wechseln in mancherlei Händen und bleiben diesseits des Grabes; Eltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder sterben, nichts bleibt, nichts sichert ein festes Glück zu. Alles treibt uns, hinwegzuschauen vom Sichtbaren auf das Unsichtbare!

Sünde ist Geistesknechtschaft, Tugend ist Geistesfreiheit. Sünde ist Fleischesherrschaft, Tugend ist Geistesherrschaft. Vergebens vergißt der Geist, daß er frei sein und herrschen soll über die aus seiner irdischen Natur hervorsteigenden Begierden; vergebens will er schwach sein und Anstrengung und Kampf meiden, sich im sinnlichen Wohlleben gütlich thun, und seine ganze Weisheit in Vermeidung des Unangenehmen und im Genuß dessen begründen, was im gemeinen bürgerlichen Leben reizt, gefällt, ehrend und vergnüglich ist; vergebens widerspricht er selbst den Warnungen seines Gewissens: — — die ewige Welteinrichtung, diese große Geisterschule — und nichts anders ist sie — treibt uns selbst an, die Herrschaft über sinnliche Einflüsse wieder zu ergreifen und das Irdische gering zu schätzen. Denn jede Sünde wird von ihrer Selbststrafe verfolgt: dem Betrug folgt die Angst, der Wollust das schmerzliche Erkranken, der Unmäßigkeit die Erschlaffung. Es ist für den Geist keine Ruhe, keine Zufriedenheit, bis er Meister wird der Leidenschaften, die ihm allein Qual bringen, bis er gerecht, wahr, von schnöden Vorurtheilen und Sinnengelisten unabhängig wird, und im Gefühl der Tugenden die höchste Seligkeit findet. Das ist Vergöttlichung.

Dahin treibt Alles den Geist, bis er die Dinge der Welt und ihren Werth aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen, beurtheilen und anwenden lernt; jeder Irrthum bringt Schmerzen. Dahin Alles, bis er, wie über den Zauber des Irdischen, selbst über die Macht der Schicksale erhaben steht. Die Schicksale sind nur Sendungen Gottes zur Belehrung und Vervollkommnung der Geister; sie treffen nur irdische Verhältnisse. Wenn Berge stürzen, Völker unterjocht oder frei werden, wenn Flammen Haus und Gut, Krieg allen Wohlstand verzehren, wenn Krankheiten uns unverschuldet überfallen, wenn Freunde an unserer Brust sterben — Alles geht das irdische Verhältniß an. Je unabhängiger der Geist des Christen über den Einfluß des Irdischen ist, um so unabhängiger ist er von Erdenverhältnissen und ihren Schicksalen. Er kann beides, arm oder reich sein, Ueberfluß oder Noth haben, Freundschaft oder Verfolgung sehen: nichts scheidet ihn von der Liebe zu Jesu, zur Tugend, zur Gottheit. Ihm kann die Welt nichts geben, was er nicht auch mit Gelassenheit verlieren kann. Selbst das Leben gilt ihm nicht mehr als die Pflicht. Er fürchtet auch den Tod nicht. — Und wer nicht vor dem Tod, nicht vor Armuth, nicht vor menschlichen Urtheilen zittert: was mag dem das Schicksal anhaben? — Er ist ein Geist, gleich Gott; er trägt seine Seligkeit, sein höchstes Gut in sich, kein Schicksal kann es vernichten. Er steht, wie ein Gott, ohne Furcht über allen Lebensgewittern, im Bewußtsein der Unschuld und Gerechtigkeit. Das ist Vergöttlichung; das die Bestimmung des Menschen!

Und dieser Bestimmung, der ich in endloser Fortdauer entgegeneile, soll ich, kann ich, will ich auf Erden schon zum Theil fähig sein. Jesus wandelte in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Eigenschaften angethan auf Erden; und doch erweiterte er seine Erkenntniß göttlicher Dinge, ward er gewaltig über seine irdischen Neigungen und erhaben über jedes Schicksal. Er hatte Freunde, gern sah er den zärtlichen Johannes an seiner Brust; dennoch hing sein Gemüth nicht ganz und leidenschaftlich an Einzelnen. Die gesammte Menschheit, sprach er, sind meine Brüder, meine Schwestern. — Er hatte gern den Genuß irdischen Wohlseins, erschien beim Freudenmahl an der Hochzeit zu Kana und verschmähte die köstlichen Salben nicht, mit welchen fromme Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn beschenkten; demungeachtet opferte er dem Verlust sinnlicher Annehmlichkeiten keinen Seufzer; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, und wich dem Tode nicht aus, da Pflicht ihm gebot, das Leben gering zu achten für das Heil der Sünder. Aber allen Göttlichen wartet ein Siegestag. Der Auferstandene fand ihn über den Gräbern des Todes.

Ist dies nun die Bestimmung des Menschen — wehe mir, wie oft vergaß ich ihrer! Wehe der Welt, in welchen verworrenen Vorstellungen lebt sie! Wie? Haben Natur und Vernunft und Offenbarung keine Bestimmungen mehr, und ist kein Jesus Messias auferstanden? Denn ich erblicke die Menschen geschäftig für alles Andere, nur nicht für das Unsichtbare; sie ringen mit Aufopferung von Freude, Gesundheit und Leben nach allem Andern, nur nicht nach Vervollkommnung des Geistes und Aehnlichwerdung mit Gott. Sie brüsten sich, klug zu sein; Einer will es mehr sein als der Andere; Jeder will Zeit und Umstände am schlauesten zu seinen Absichten benutzen — aber wo sind die, welche sich zu

der Geisteskraft aufschwingen, vermittelst deren sie über das Schicksal, über Zeit und Umstände, über Hoffnungen und Furcht erhöht stehen?

Ach, und sehe ich auf die Haufen des Volkes um mich her — welche geistige Finsterniß! — Sehnsucht, tiefe, endlose Sehnsucht ist in Allen nach göttlichen Dingen; Allen ist Religion ein Heiligthum, Alle blicken zum Himmel, Alle in die dunkeln Fernen der Ewigkeit: aber welche traurige Begriffe haben sie über ihre Bestimmung, welche unwürdige Vorstellungen von der Majestät Gottes! Sie meinen ihre Vergöttlichung mit sinnlosen Gebeten und kirchlichen Zeremonien zu erkaufen, und daneben in der Welt Thiere und Sklaven ihrer Thierheit sein zu dürfen! Sie wollen hier auf Erden behaglich wohlleben, verlassen sich hintennach auf die Fürbitten der Heiligen, oder auf das Verdienst Jesu Christi und bilden sich ein, damit ihre Selbstvollendung zu gewinnen. Sie wollen ihren Himmel hier auf Erden haben, und wähnen, ihre Gebete, ihre guten Handlungen seien eines göttlichen Lohnes werth. Nur aus Hoffnung der Belohnung sind sie gut, nur aus Furcht vor Strafe meiden sie Böses. Von Ewigkeit machen sie sich eine Vorstellung, als wäre da unaufhörliches sinnlich-angenehmes Leben! — Und alle diese Irrthümer helfen schamlos Menschen befördern, welche sich Priester des höchsten Gottes, Lehrer der Weisheit Jesu nennen lassen! Und Obrigkeiten sehen die beklagenswürdige Verwilderung des Volks, sehen selbst den rohen Volksglauben, und versäumen gleichgültig ihre Pflicht, durch bessere Bildungsanstalten die Erkenntniß göttlicher Dinge zu erweitern auch bei dem Niedrigsten im Volke! Wie? hat denn die Menschheit ihre erhabene Bestimmung vergessen, daß davon keine traumähnliche Erinnerung geblieben? Ist kein Christus auferstanden, der da predigte: Vollkommen werden sollet ihr, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Und wenn wir an unsern Bestimmungen nicht verzweifeln, an der Wahrheit des Göttlichen nicht irren können: warum wird das Wort Jesu dem Einen ein Spott, dem Andern ein todtes Werk? Warum wird das Leben genommen als wäre keine Ewigkeit? und das höchste Wesen unedler und schwächer genommen, als das Bild, welches wir uns sonst von einem Menschen machen, den wir gerecht, unbestechlich und weise nennen?

Auferstandener, sie verehren Dich mit ihren Lippen, aber ihre Herzen sind entfernt von Dir. Sie werden Verkünder Deines himmlischen Wortes, nicht weil sie Dir nachfolgen, sondern ein bequemes Leben führen wollen! Sie hängen vom Spiel der Umstände und kleinlicher Vortheile, und von kleinlichen Begierden ab, sie, die als ewige Geister erhaben, wie Du einst, über die Schicksale sein sollten, die im Irdischen wallen. — Doch nicht Alle! Aber die Zahl Deiner wahren Bekenner und Nachfolger ist leider so klein! — —

Jesus, mein göttliches Vorbild im Leben, Leiden und im Tode, ich feiere in meinem Gemüthe heute das Siegesfest Deiner Vollendung — es werde nun auch das Siegesfest meines Geistes über die Gewalt sinnlicher Einflüsse. Ich erkenne meine Bestimmungen; ihr Gedanke erfüllt mich mit heiligem Entzücken. Wie Du aus Deinem Grabe, will ich aus dem Grabe meiner Irrthümer hervorgehen ins reinere Geistesleben, aus der Sklaverei der Leidenschaften in die Freiheit und Selbstbeherrschung. — Und nicht damit zufrieden, will ich auch

Andere erwecken, neben mir, daß sie ihrer höhern Bestimmung wieder inne werden; ich will meinen Mitbrüdern ihren ewigen Beruf fühlbar machen; ich will in meinem Wohnort, im Kreise derer, mit denen Du mich, Vater im Himmel, auf Erden verbunden hast, Deine Hoheit preisen, und durch Gesinnungen, Wort und That Allen erklären und theuer machen, daß nichts hienieden für uns, Alles im Unsichtbaren und Ewigen daheim ist; daß nicht Geld, noch Ruhm und Würde und was im flüchtigen Leben gefallen kann, sondern Vergöttlichung der Natur das große Geisterziel ist; daß wir vollkommen werden sollen, gleich wie Du, unser Vater, vollkommen bist. Amen.

27.
Unsterblichkeit.

Mark. 16, 1—14.

Werd' ich vor Freude mich noch kennen,
Wenn Gott zur bessern Welt mich nimmt?
Wie werd' ich Alles anders nennen,
Wenn Gottes Pracht mich dort umschwimmt!
Wie eine einz'ge Gottheit nur;
So ist auch nur ein einz'ges Leben,
Und eine einz'ge Schöpfung nur;
Vernichtet ist des Todes Spur:
Nichts als Verwandlung kann es geben.
Ich weiß, daß meine Seel' einst wohnt,
Wo Christus, mein Erlöser, thront.

Die Feier der Wiedererscheinung Jesu, des Gekreuzigten, des Gestorbenen, ist gewissermaßen der Festtag, mit welchem wir auf Erden die freudige Erinnerung an unsere eigene Unsterblichkeit begehen. Seine Auferstehung vom Grabe mahnet uns an jene großen Verwandlungen, welche auch unserer Seele bevorstehen. Sie ist nicht Staub, wie unser Leib; sie kann nicht Staub werden. Ewig wirksam, wie alle vom allmächtigen Schöpfer erschaffenen Kräfte im Weltall, wird auch unser Geist ewig wirksam bleiben. Jesus, unser Vorbild im Leben, unser Vorbild im Tode, ist auch das Vorbild dessen, was wir nach dem Tode zu erwarten haben.

Es sind drei große Gegenstände, die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, neben welchen alles Andere gering zu achten ist, — drei Gegenstände, zu welchen sich der menschliche Geist erheben kann, kein anderes, uns bekanntes Geschöpf Gottes; — drei Gegenstände, die das Heiligthum aller Seelen sind, und ohne deren Besitz der Mensch aufhören würde, Mensch zu sein. Diese sind: der Gedanke an eine in Allem waltende Gottheit; — das Streben, sich Gott zu nähern durch Vollkommenheit; — die Hoffnung der Ewigkeit.

Und wer diese drei Heiligthümer in seinem Herzen bewahrt, der folgt den Fußstapfen Jesu; der ist auf dem Wege des Heils; aus dessen Brust wird nie jener Gottesfrieden weichen, welcher ein Vorschmack der höhern Seligkeit ist, die uns erwartet.

Wenn der Gedanke an die Unvergänglichkeit unserer Seele und an die unendliche Güte Gottes zu allen Zeiten in den Menschen lebendig genug wäre, würden wir weniger Werke des Leichtsinnes, der Eitelkeit, der Liebloſigkeit, sehen; würden wir weniger Furcht und Grausen vor dem Tode empfinden.

Darum will ich mich heute in der Herrlichkeit des Gedankens: Es ist ein

Gott, und ich bin sein Werk und ewig unvernichtbar! — ganz versenken. Ich will an meine bessern Bestimmungen, an mein höheres Dasein denken, und mich durch die Hoffnung erquicken, die Jesus mir selbst verliehen, und die Gott selbst nicht blos im Herzen der Christen, sondern im Gemüth aller Menschen offenbart hat, die auf Erden wohnen.

Ich bin zur Unvergänglichkeit geboren. Christus hat es uns verheißen. Es wird ein Tag kommen, da ich nicht mehr dieser Welt gehöre, sondern einer andern, wo ich eine höhere oder geringere Stufe der Seligkeit betreten werde, je nachdem sich mein Geist schon in diesem irdischen Leben für das künftige vorbereitet. (Ev. Joh. 5, 28. 29; 2. Kor. 5, 10.)

Ich bin zur Unvergänglichkeit berufen. Dieser Leib, in welchem ich jetzt wandle, ist von der Erde genommen; er wird wieder Staub und Asche werden. Aber das Unverwesliche verwesetet nicht! ruft mir die heilige Schrift zu. Mein Geist wird in neue Verhältnisse eingehen, und gleichsam mit einem edlern Gewand umgeben, edlern Genusses theilhaftig werden. — Es ist vergeblich unser Forschen und Grübeln, wie jene wunderbaren Verwandlungen beschaffen sein können. Es ist thöricht, über den Zustand der Seele nach dem Tode Aufschlüsse zu wünschen. Das hieße mit menschlicher Ohnmacht in die Geheimnisse der unendlichen Allmacht, mit menschlicher Blindheit in die namenlose Tiefe der göttlichen Weisheit eindringen wollen. Wie soll uns deutlich gemacht werden, wozu uns auf Erden alle Aehnlichkeit einer Vergleichung, und jeder Sprache die Möglichkeit der Worte fehlt? Selbst der Apostel Paulus verwirft das fruchtlose Bemühen neugieriger Grübler, und für das, was mit uns nach dem Tode vorgeht, hat er nur dunkle Bilder. (1. Kor. 15, 35—44.)

Genug, daß dem Christen die beruhigende Ueberzeugung geworden ist, es erwartet unser ein ewiges Leben, das uns bestimmt war vom Anbeginn der Dinge. Da wird Gott abwaschen alle Thränen von unsern Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid und Geschrei, noch Schmerzen werden mehr sein; denn das erste ist vergangen! (Offenb. Joh. 21, 4.)

Noch wenige Augenblicke vor seinem Tode gab Jesus, der Welterlöser, einem der mit ihm gekreuzigten Missethäter den süßen Trost der Unsterblichkeit. Er sprach zu ihm mit sterbender Stimme: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!

Aber Gott gab die Offenbarung von der ewigen und unvergänglichen Natur des menschlichen Geistes allen Sterblichen. Alle Völker des Erdbodens glauben an die Fortdauer ihrer Seelen, ohne daß ein Volk diese beseligende Lehre von dem andern empfangen hätte. Denn die Gottheit hat die menschliche Vernunft und deren Gesetze also angeordnet, daß sie, sobald sie zu einiger Kraft gediehen ist, von selbst genöthigt ist, eingedenk zu sein ihrer unendlichen Zukunft, die sie erwartet.

Alle Religionen verheißen daher diesen Trost und selbst die Heiden weinten nicht über den geliebten Leichnam ihrer Todten, ohne den nassen Blick hinüber zu wenden nach dem Jenseits des Grabes. — Diese allgemeine Uebereinstimmung, dieser allgemeine Glaube ist Gottes Stimme!

Wie sollten wir auch auf den entsetzlichen Gedanken ewiger Vernichtung

gerathen können, da uns die lebende und todte Natur, die weite Gottesschöpfung, das Gegentheil zeigt! Was einmal in dem Weltall vorhanden ist, das kann nicht wieder daraus verloren gehen. Das Staubkorn, welches du mit Füßen trittst, war einst der Theil eines Felsens. Der Felsen ist nicht mehr, aber seine Theile sind noch überall vorhanden. — Wie? und wenn das Allergeringste eine beständige Dauer hat, wiewohl es im Laufe der Zeiten tausendmal seine Verbindungen und Verhältnisse ändert: soll das Edelste und Erhabenste, das wir in diesem erschaffenen Weltall kennen, soll der menschliche Geist allein eine Ausnahme machen? — Während das Staubkorn so lange im Weltall bleiben wird, als ein Weltall ist, soll der Geist des Menschen, der allein Gott und Unsterblichkeit denken kann, für einen bloßen Augenblick vorhanden sein?

Zwei Dinge verkennen wir in dem Gebiet der Schöpfung, und sie unterscheiden sich überall — der todte, unbelebte Stoff, und dann wieder gewisse verborgene Kräfte, welche diese rohen Stoffe zusammenfügen und beleben. Diese Blumen, welche dein Garten hervorbringt, entspringen aus der Erde. Wasser, Erde, Luft und Licht ernähren freilich die Pflanze; aber nicht aus jedem Staubkorn oder Lichtstrahl wird eine Pflanze. Es ist eine geheime Kraft vorhanden, durch welche der Grashalm und die Eiche eben ein Grashalm oder eine Eiche, und nichts Anderes, werden kann. Diese verborgene Kraft, gleichsam als die Seele der Pflanze anzusehen, weiß ihr die geschicktesten Nahrungstheile herbeizuziehen. Durch diese unsichtbare, unerklärliche Kraft ist die Blume zur Blume geworden.

Wie meinst du nun: ist es der todte Stoff, welcher durch sein Zusammenkommen eine besondere, geheimnißvolle Kraft erzeugt? oder ist es das verborgene Reich der Kräfte, welches mit dem todten Stoffe spielt, und ihm mannigfaltige Gestalten, Leben, Bewegung und Genuß mittheilt? — Wenn der todte Stoff nicht aus dem Weltall verschwinden kann: meinst du, die Kräfte, das Edlere und Bessere, werden verschwinden? — Wenn die Pflanze von ihren Kräften verlassen wird, wenn sie hinwelkt und wieder Staub wird: ist darum die ehemals in ihr vorhanden gewesene Kraft verschwunden? Du bemerkst sie nicht; sie wirkt in andern Verhältnissen fort.

So ist auch der menschliche Geist eine höhere, eine unendlich wunderbare Kraft, mit der keine andere von allen, die wir kennen, verglichen werden kann. Wahrlich, wer wird thöricht genug sein, zu glauben, dieser unser Leib, aus Staub zusammengebildet, habe den Geist erst hervorgebracht; wenn dieser Leichnam einst wieder in Asche zurücksinkt, müsse der Geist auch vergehen? Ist es nicht der Geist, welcher ihn pflegt, ihn nährt, ihn vor Unglück behütet, ihn bewegt, ihn nach Willkür als sein Werk gebraucht?

Wahrlich nur derjenige kann in diesen Wahnsinn versinken und die Unsterblichkeit bezweifeln, der durch sein Leben sie nicht verdient, oder Ursache hat, sie zu fürchten. —— Umsonst wollen sie sich selbst betrügen, umsonst Mörder ihrer eigenen Vernunft werden! Laut ruft es in ihnen: deine Seele kann nicht vergehen! sie wird fortdauern und ihr Gericht empfangen! — Sünder, Sünder, es ist ein Gott, und so wahr ein Gott ist, so wahr bist du unsterblich, und deine Thaten folgen dir in Ewigkeit nach!

Die menschliche Seele, dieser Funke aus dem unendlichen Ozean göttlichen Lichts, die erhabene Kraft, welche über Pflanzen, Steine und Thiere herrscht, sich zum Himmel erhebt, den Lauf der Welten berechnet, und durch eine innere Offenbarung ihres göttlichen Ursprungs sich bewußt ist; dieser Geist, dessen Gedanken über Gebirge und Meere fliegen, und zum Thron der Allmacht dringen, ist überall etwas für sich selbst Bestehendes. Er ist nur für sich da, nicht für etwas Anderes, und als Theil desselben. Er macht für sich selbst gleichsam eine kleine Welt aus. Er hängt mit der übrigen Schöpfung nur vermittelst seiner Sinne zusammen. Rings um ihn her verändert sich Vieles; nur er bleibt und beobachtet es, und entwickelt darin seine Kraft. Wäre der menschliche Geist nicht für sich selbst geschaffen; wäre er nur zum Behuf anderer Dinge vorhanden: so würde er seinen Werth, sein Dasein verlieren, sobald die andern Dinge verschwänden, deren Theil er wäre. Der Geist ist nicht für den Körper, für diesen durch ihn belebten Staub, für dies Werkzeug, geschaffen, sondern der Leichnam ist für ihn da. Er muß ihn beleben und leiten.

Und dies merkwürdige Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes, diese feste Ueberzeugung, er sei für sich selbst da und nicht ein Theil anderer Dinge, ist die innere, göttliche Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ist auch der erhabene Geist, die Gottheit, welche uns schuf, kein Theil des Ganzen, kein Theil von etwas Anderm; sie ist für sich selbst — sie ist ewig!

Wer an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifeln könnte, der zweifelte in einem Augenblick finsterer Selbstverwirrung, in einem Anfalle des Wahnsinns, an Deinem Dasein, o Gott!

Denn wenn wir die unvernünftigen Thiere betrachten, mit ihren blinden Naturtrieben, mit ihren vielfachen Geschicklichkeiten: so werden wir gewahr, daß Alles, was ihnen der weise Schöpfer wunderbar genug verliehen hat, nothwendig und nützlich zur Erhaltung ihres Lebens und für ihren Zweck ist.

Wäre der menschliche Geist nur für diesen flüchtigen Augenblick des Erdenlebens geboren: so hätte er aller jener außerordentlichen Vorzüge nicht vonnöthen gehabt, mit welchen er von Gottes Hand ausgestattet ist. Hätte er, gleich andern Thieren, nur die blinden Naturtriebe derselben bekommen, so würde er sich ebenfalls nähren und erhalten können.

Aber wozu nützen uns die herrlichen Anlagen unseres Geistes? Warum sind wir durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gezwungen, diese Anlagen zu vervollkommnen? Warum müssen wir eine Erkenntniß Gottes haben, wenn dieser Gott, vor dessen Thron unser Geist anbetet, nicht unser ewiger Vater sein wollte? Warum legte die Hand Gottes die unvergängliche Sehnsucht nach Leben und Fortdauer tief in unsere Brust, wenn der Allbarmherzige sie nicht stillen wollte? — Wie, wären wir nicht unglückseliger, als das geringste Thier, mit unsern höhern Kenntnissen und Eigenschaften, wenn die Unsterblichkeit der Seele nur eine Täuschung wäre? Das Thier kennt den Tod nicht; es lebt unbekümmert um die folgende Stunde. Warum gab uns Gott, der Allerweiseste, einen Blick in die Zukunft? — Zweifler, könntest du Gott lästern und sprechen: damit wir desto unglücklicher wären!—Gott hätte also seine Weisheit

herrlich an Steinen, Thieren und Pflanzen offenbart, und beim Menschen sei sie zwecklos verloren? Die Thiere gelangen durch ihre geringen Kräfte zu so großer Zufriedenheit und Vollkommenheit, als es ihrer Natur nach möglich ist; aber der Mensch erreicht mit viel höherm Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollendung, zu welcher wir fähig sind. — Mit diesem Leben also ist unsere Bestimmung noch nicht erreicht und erfüllt. Wir tragen in uns den Keim zu einer Vollkommenheit ins Unendliche; so ist denn Unendlichkeit zugleich die Zugabe zu unserer Erschaffung, oder die Welt ist ein Chaos, die höchste Weisheit mit sich selbst im Widerspruch—ein Gedanke, der Wahnsinn wäre.

Du glaubst einen Gott. Und wolltest du, verwegener Thor, ihn in deiner Raserei aus dem wunderbar geordneten Weltall hinwegläugnen: jeder Stern, jeder Grashalm, dein innerer Richter, alle deine Schicksale, die Nationen des weiten Erdkreises in tausend Sprachen würden dir es zurufen: Er ist! Er ist!

Und ist ein Gott, ist er das vollkommenste, das heiligste Wesen — wie darfst du an seiner Gerechtigkeit zweifeln? — Wer aber an keine Fortdauer der Seele, an keine Vergeltung glaubt, die über den Sternen wohnt, der glaubt einen unvollkommenen Gott; glaubt, daß in der gefühlvollen Menschenbrust höhere Gerechtigkeit wohne, als bei dem Allerheiligsten.

Denn wie wollte es mit der göttlichen Gerechtigkeit bestehen, daß tugendhafte Menschen, fromme Christen, welche um der Tugend willen und ohne ihr Verschulden die schwersten Widerwärtigkeiten erdulden auf Erden, sie erlitten haben sollten, ohne eine Ausgleichung ihres Elendes mit höhern Seligkeiten? — daß Bösewichte, daß Tyrannen der Menschheit in Herrlichkeit und Freude ihre Tage zubringen, und ungestraft ihre Nebenmenschen, ungestraft die Unschuld, ungestraft ganze Familien, ganze Völker mit Herzeleid und Drangsal verfolgen dürfen?—Wie, wenn für diese keine Richter, für jene kein Belohner in dem Weltall vorhanden ist: wer möchte es auf Erden wagen, tugendhaft zu sein?

Wohl sagt man, die Tugend belohne sich selbst—ach, aber nicht immer. Wie Mancher opferte der Tugend alle Freuden des Lebens hin, und starb unter Schmerzen und Thränen, den göttlichen Gesetzen treu! Nein, die Tugend belohnt sich eben so wenig auf Erden schon immer selbst, als sich jedes Laster auf Erden auch immer selbst bestraft. — Aber duldende Christen, wie den frechen Sünder, wehen Ahnungen aus andern Welten an, und beide empfinden es: über den Sternen wohnt der ewige Vergelter!

Ja, über den Sternen wohnt der ewige Vergelter! Weine nicht länger, unglücklicher Freund der Tugend; verzage nicht, verlassene und verfolgte Unschuld! dein Tag des Triumphs wird kommen. Trage muthig dein Kreuz, wie Jesus, zum Grabe!—Auch du wirst ewig leben, wie er.

Wir sind unsterblich! Nicht ewig sind wir des Todes Raub. O ihr verwaiseten Kinder, warum klaget ihr trostlos über dem Grabe eures Vaters, eurer Mutter!—O Vater! o Mutter, warum härmest du dich über den Verlust deines gestorbenen Kindes? Es ist vorangegangen in bessere Welten. Du bist unsterblich; du wirst es wiederfinden.—Gott wollte es so. Dies Schicksal war ewige Vorherbestimmung im Weltplan. Gott wird auch dich rufen. Du wirst einst selig sein, während Andere dir noch auf Erden nachweinen.

Wir sind unsterblich! Sünder, warum erblassest du? Unsterblich ist auch die Seele des Unglücklichen, den du mit deinem Haß, mit deiner Lästerzunge verfolgtest; unsterblich ist auch der Arme, dem du hartherzig die Hilfe versagtest, damit du in Wollust leben könntest; unsterblich ist auch die durch dich verführte und um ihre Lebensfreuden betrogene Unschuld; unsterblich ist, du Stolzer, dein Nebenmensch, welchen du, wie einen Wurm im Staube, zertratst.

Wir sind unsterblich! — O Christ, O stiller Nachfolger Jesu, auch die sind unsterblichen Geistes, denen du wohlgethan hast. Sie werden von dir zeugen vor Gott. Die Thränen, welche du vom Auge des Leidenden trocknetest, sie werden sich in deine Seligkeit verwandeln. Die Kinder, welche du mit frommem Sinn für die Ewigkeit erziehst, sie werden dir nie entrissen. Sie sind dir die verwandtesten Seelen hier und dort.

Wir sind unsterblich! Gott, mein Gott! namenlos barmherziger, weiser, gerechter Gott!—in dieser Hoffnung liegt meine ganze Erdenlust. In Deiner Welt ist kein Tod, sondern nur Leben; und was wir Tod nennen, ist nur Verwandlung. Dein ganzes Weltall ist Leben, Du selbst bist Leben, wie sollte ich in Dir sein und aufhören können? Du hast mich nicht für diesen Traum auf Erden ins Dasein gerufen — Du wähltest mir die Ewigkeit. Jesus, der Auferstandene, zeigt mir durch seine heilige Lehre dahin den Weg.

Er zeigt ihn mir durch die Unsterblichkeit hin zu Dir—zu Dir! — zu höhern Vollkommenheiten, denen Du mich bestimmt hast, zu denen ich mich in der Prüfungsschule des irdischen Lebens vorbereiten soll. (Kol. 3, 2.)

O, welche unbeschreibliche Heiterkeit bemächtigt sich meiner Seele! welches Entzücken gießt der Gedanke an ewiges Sein in mein Herz! Ihr Leiden des Lebens, ihr Stunden des Schmerzes, was seid ihr?—Vorübersliegende Schatten, die keine Spur in mir hinterlassen; Mahnungen Gottes, festzuhalten an Jesu heiligen Weisungen; Mahnungen meines himmlischen Vaters, eingedenk zu sein meines Berufs zur Ewigkeit.

O mein Gott! fest will ich an dir hangen. Ich bin durch Deinen Willen unsterblich; ich will, von Deinem heiligen Geist durchdrungen, der Unsterblichkeit würdig handeln. Ich will meine Fehler abschütteln, wie einen befleckenden Staub; ich will Gottes sein, weil ich unsterblich bin. Sehnsuchtsvoll strebe ich zu Dir empor, ewiger Vater! — nimm mich und die Meinigen in Deine Herrlichkeit einst auf! Amen.

28.

Warum muß uns das zukünftige Leben ein Geheimniß sein?

2. Kor. 5, 7.

Ich glaube, — doch, ach! hier im Staube,
Wie schwach ist auch der stärkste Glaube!
Wie schwankend oft noch mein Vertrau'n!
Zu früh will stets der Glaube schau'n.

Laß, o Du, meines Lebens Leben,
Laß Deinen Geist mir Zeugniß geben:
Tod ist nicht Tod für mich, ist nur
Veredlung sterblicher Natur.

Einst, ist's vollbracht das Erdenleben,
Wirst Du den Schleier mir erheben,
Den Schleier aller Dunkelheit,
Vom Angesicht der Ewigkeit.

„Wenn man," so spricht der Sterbliche oft, indem er sich an die künftigen Schicksale seiner Seele erinnert, „wenn man auch nur wüßte, wie es mit uns in jenem Leben werden würde! Wenn man auch nur einige Spuren hätte von dem Zustande des Geistes nach dem Tode des Leibes; nur einige Kenntnisse von seiner dortigen Bestimmung, nur einige Ahnung von der Beschaffenheit seines Aufenthaltes, nur einige Vorboten von seinen Freuden und Leiden in der Ewigkeit!"

Solche Fragen, solche Wünsche sind freilich sehr verzeihlich. Sie verrathen jedoch nicht sowohl eine edle Wißbegier der Seele, als vielmehr Vorwitz und Neugier. Denn die Wißbegier beruhigt sich leicht mit der Ueberzeugung: es kömmt unfehlbar der Tag, an welchem du alles dies selbst erfahren und wissen wirst; und dann wirst du es erfahren, und wann es dir zuträglich ist. Aber die Neugier will sich deß nicht genügen lassen; sie will wissen, nur um ihr Gelüst zu stillen; sie gleicht dem vorwitzigen Kinde, welches zwar überzeugt ist, es werde zur bestimmten Zeit von seinen zärtlichen Eltern beschenkt werden, aber doch unnützerweise früher, als die erwählte Zeit vorhanden ist, das Geschenk selbst errathen möchte.

Daher hat die Thorheit der Sterblichen zu keiner Zeit geruht, die Geheimnisse der Ewigkeit zu erklügeln. Daher sind über die Beschaffenheit des künftigen Lebens so vielerlei Vorstellungen und Träumereien entstanden, als Menschen waren, die sich unterfingen, darüber ihren Einbildungen freies Spiel zu lassen. Unter den Juden, wie unter den Türken, unter den Heiden, wie unter den Christen herrschen die verschiedensten Vorstellungen vom Zustande unsers unsterblichen Geistes nach diesem Leben, Vorstellungen, welche oft die unwürdigsten für Gottes Größe und Majestät sind.

Einige meinen, die Seelen werden dort in einer beständigen sinnlichen Wollust leben, umringt von prachtvollen Gärten und Lusthainen, an reich besetzten Tafeln, wo sie nach Belieben schwelgen können. Andere glauben, die Seelen schlafen so lange im Grabe, bis das große Weltgericht beginnt und die Verstorbenen weckt, wo sie dann ihren Lohn empfangen. Andere bilden sich ein, daß die Seelen bis zum jüngsten Tage der Welt theils unter der Erde, theils in den Vorhöfen der Hölle, theils in der Luft, theils in der Nähe des Himmels umherirren, und die Macht haben, sich den lebenden Menschen zu gewissen Zeiten, besonders des Nachts, sichtbar zu machen und sie als Gespenster ohne Grund und Ursache zu erschrecken. Wieder Andere träumen, die Geister der Vollendeten müssen in einem Paradiese umherwandeln, und finden das größte Vergnügen in der Erinnerung und Erzählung der Thaten ihres vergangenen Daseins. Noch Andere glauben, daß die Seelen, noch ehe sie in den Ort ewiger Freuden zugelassen werden, sich vorher noch von allen ihnen anklebenden irdischen Neigungen, Sorgen und Sünden müssen läutern lassen, damit sie ganz rein zur unendlichen Seligkeit eingehen.

Umsonst aber haben der Vorwitz und die Neugier der Sterblichen die Pforten der Ewigkeit bestürmen wollen, um das Verborgene zu entdecken. Es gelang ihnen nie. Undurchdringlich blieb die Finsterniß, mit welcher Gott das unbekannte Land der Zukunft verhüllte; und von den Todten kam noch keiner zurück,

um der lüsternen Neugier des Menschen das heilige Geheimniß der Geisterwelt zu verrathen.

Inzwischen führten dergleichen thörichte Grübeleien niemals zu wohlthätigen und nützlichen Zwecken. Die Menschen quälten sich mit ihren eigenen Träumen. Sie schufen sich Schreckbilder mancherlei Art, die nirgends vorhanden waren, als in ihrer erhitzten Einbildungskraft. Sie bevölkerten ihre Phantasie mit Gespenstern und sichtbar sein sollenden Geistern, die sie in ihrer Furchtsamkeit überall zu sehen und zu hören meinten. Sie verbreiteten nicht das Reich der Weisheit, sondern das Reich des Irrthums und der heidnischen Fabelwelt. Sie dachten nicht so sehr darauf, Jesu in Gesinnungen und Handlungen ähnlich zu werden, als vielmehr sich über ihre Einbildungen und Meinungen unter einander zu streiten. Sie hofften zuletzt von langen und künstlichen Gebetsformeln, von Opfern und äußerlicher Zucht, von Fasten und Reinigungen mehr Heil, als von der Nachahmung Jesu, von tugendhaften Gesinnungen und Handlungen der Liebe. Sie setzten endlich den Werth und das Wesen des ganzen Christenthums mehr in Lehrbegriffe und in den Glauben, als in gottgefällige Werke, wie sie Jesus Christus in allen seinen Predigten, wie die Apostel Jesu sie in allen ihren Reden und Briefen forderten. Umsonst rief ihnen der heilige Apostel Jakobus zu: Was hilft es, lieben Brüder, so Jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube allein selig machen? (Jak. 2, 14.) Umsonst rufst Du ihnen, o Jesus Christus, zu: Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. (Matth. 7, 21.) Sie beharrten in ihrer traurigen Weisheit; Aberglauben, abergläubige Gebräuche, Gebetsformeln, gottesdienstliche äußere Verrichtungen galten ihnen mehr, als Jesu Ruf, als Jesu warnende Liebe.

So sei denn fern von mir Alles, was nur Sache des Vorwitzes ist; fern von mir jede Vorstellung und Muthmaßung über den Zustand abgeschiedener Seelen, die mich zu abergläubigen, furchtsamen Empfindungen und Gebräuchen verleiten könnte. Ich habe auf Erden nur einen großen Offenbarer alles Göttlichen und Himmlischen; dieser ist Gottes Sohn, Jesus, Christus, der Weltheiland. Er ist allein mein Licht, mein Leitstern in der Finsterniß, und alles Andere, was mir Menschen, so weise, so heilig sie auch sein mochten, von den Gegenständen des ewigen Lebens offenbaren wollten, war nur irdische Vorstellung, war nur ihre besondere Meinung.

Jesus aber, der ewige Genosse der Ewigkeit, der da ist der Anfang und das Ende, Jesus verhieß uns die Unsterblichkeit der Seele, ohne über den Zustand in jenem Leben etwas zu verkünden. Er lehrte nur, daß der Geist des Menschen nach seiner Befreiung vom Körper höhern und schönern Verhältnissen entgegeneilt, die ihm Gott bereitet hat von Anbeginn; darum sagte er zu dem Todesgenossen am Kreuze: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! (Luk. 23, 43.) Er lehrte, daß die Geister sich hier auf Erden vorbereiten müssen zur Ewigkeit, daß sie schon hier dem großen Reiche Gottes angehören; daß das Reich Gottes nicht in äußern Zeichen bestehe, sondern in uns sei in tugendhaftem, vollkommenem Gemüth. Das Reich Gottes, sprach er, ist inwendig in euch.

(Luk. 17, 21.) Er lehrte, daß, wie hienieden jeder Sterbliche sich eines höhern Verhältnisses würdig gemacht habe, er es in der Ewigkeit auch empfangen werde. Da wird Jeder gerichtet nach seinen Worten, Gedanken und Werken, und den Lohn empfangen, wie er ihn verdient. (Matth. 25, 34—46.)

Mit diesen Belehrungen über die Erwartungen, welche wir von der Ewigkeit haben sollen, soll und darf der Jünger Jesu sich genügen lassen. Er kennt den Werth des ewigen Lebens; ihn erfreuen die Verheißungen desselben. *Wir wandeln hienieden noch nicht im Schauen, sondern im Glauben.* (2. Kor. 5, 7.)

Und warum sollte ich nicht mit jenen Offenbarungen zufrieden sein? Warum sollte ich mich nicht gern mit dem beruhigen, was Jesus mir verhieß? Warum sollte ich meiner unruhigen Neugierde mehr Gehör geben, als der Weisheit meines göttlichen Erlösers und Beseligers?

Hätte die Gottheit es heilsam erachtet für das menschliche Geschlecht, daß es Blicke hinüberwerfen und die Geheimnisse der Ewigkeit durchdringen könnte: so würden wir dieses Glückes fürwahr genossen haben. Aber der Allerweiseste wollte es nicht; dies Vermögen, den Wandel der Geister bis in die Ewigkeit zu verfolgen, war folglich nicht unser Glück. Wir wurden desselben beraubt, bis zu der großen Stunde, da wir selbst Genossen der Ewigkeit werden.

Dein Vorwitz also, das dunkle Räthsel von der künftigen Welt zu lösen, ist sträflich; ist deines Christenthums unwürdig; ist Mangel des Vertrauens zu Gottes hoher Weisheit und väterlicher Liebe. Sei überzeugt, daß die Kenntniß dessen, was der Herr dir noch verhehlen will, dich unglücklich machen würde. So gibt es ja auch manches Geheimniß, welches Eltern ihren eigenen Kindern hienieden verbergen, so lange dieselben noch im Stande der Unmündigkeit leben; sie sparen ihnen die Entdeckung davon für reifere Jahre auf. Eine allzu frühe Enthüllung des Geheimnisses könnte vielleicht für die Wohlfahrt ihres Hauses, für die Wohlfahrt ihres Kindes gefährlich werden. Wer möchte die Klugheit und Vorsicht dieser besorgten Eltern tadeln, welche eben darin einen unzweifelhaften Beweis der Liebe ihres Kindes geben? Wird nicht einst in spätern Jahren das Kind selbst den Eltern dafür danken müssen?

Und so ist es auch mit den Menschen gegen Gott! Auch wir werden einst, wenn der Tod das dunkle Siegel des Geheimnisses bricht, der Weisheit des alliebenden Vaters unsern Dank stammeln. Auch wir werden die Eitelkeit unserer Bemühungen, die kindischen Einbildungen belächeln, welche wir uns wegen der ewigen Zukunft machten. Auch wir werden den Mangel des Vertrauens zur Gnade und Weisheit Gottes dann mit Recht bereuen.

So wenig wir auch noch hienieden im Stande sind, bei unsern beschränkten Einsichten die Rathschlüsse des Allerhöchsten und deren höchste Zwecke zu erkennen, ist es uns doch schon jetzt viel leichter, die Zwecke zu ahnen, warum Gottes Hand vor unsern Augen dies Angesicht der Ewigkeit verschleierte, als es uns leicht wäre, diesen Schleier nur um ein Geringes zu lüpfen.

Je weniger wir dasjenige bestimmt kennen, was uns nach diesem Leben erwartet, je reiner, je uneigennütziger kann auf Erden unsere Tugend sein.

Was ist denn christliche Tugend? Was ist denn die Heiligkeit, welche Jesus von uns fordert? — Sie ist ihm nichts Anderes, als Selbstbeseligung, Selbstveredlung. Sie soll keinen andern Zweck haben, als sich selbst; sie soll kein Mittel werden, diesen oder jenen Vortheil zu erbeuten; sie soll nicht eine bloße Klugheitsmaßregel sein.

Was ist aber die Tugend, mit welcher ich Almosen an Arme austheile, um dafür Ehre bei den Leuten einzuernten? — Feindschaften vermeide, um ruhig leben zu können? — Beistand leiste, damit man mir wieder beistehe? — gemeinnützige Handlungen verrichte, um zu Ansehen zu gelangen? — ehrlich handle, um Zutrauen zu gewinnen? — leutselig bin, um gelobt zu werden? — demüthig bin, um gepriesen zu sein? — Freundschaft denen beweise, die mir wieder Freundschaft beweisen können? — Ist dies Tugend im Sinne Jesu? — Nein, es ist nur Klugheit! Es ist nur Berechnung, wie man durch kleine Opfer einen größern Vortheil erobert. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Und so ihr nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? fragt Christus. (Matth. 5, 46. 47.) Nein, vollkommen sollt ihr sein, gleichwie euer Vater im Himmel ist; das heißt, ohne Eigennutz, ohne eure Tugend zu einem bloßen Klugheitsmittel zu erniedrigen; ohne einen höhern Lohn für eure Vollkommenheit zu erwarten, als der in dieser Vollkommenheit selbst schon liegt.

Wer die Tugend nicht um ihrer selbst willen lieben kann, o der hat die Tugend noch nie erkannt! Ein Kind, welches nur darum, nur dann gehorsam ist, wenn man ihm dafür etwas Gutes verspricht, ist kein weises, kein frommes, wohl aber ein kluges, ein eigennütziges Kind.

Gott ist vollkommen, weil er Gott ist, und die Vollkommenheit in sich selbst die höchste Seligkeit findet. Gott ist vollkommen, nicht um andere, äußere Vortheile zu gewinnen, und ist barmherzig, gnädig und gütig, nicht damit der Wurm des Staubes, der schwache Mensch, ihm dafür Verehrung leiste. So, in diesem Geiste nun, will Jesus, sollen auch wir vollkommen sein, wie es der Vater im Himmel ist.

Wir sollen uns ourch alle Tugenden veredeln und heiligen, nicht um dafür durch etwas Anderes belohnt zu werden, sondern weil schon in dieser Veredlung und Heiligwerdung die Seligkeit des Geistes eingeschlossen liegt. Der Tugendhafteste, der Weiseste ist schon eben dadurch der Glücklichste, weil er der Edelste ist. Was er hienieden war, das ist, das bleibt sein Geist auch in der Ewigkeit. Das ist sein Lohn droben, daß er sich immer mehr der göttlichen Vollkommenheit nähern darf; daß er Gott ähnlicher geworden, und immer ähnlicher wird.

Wenn Jemand nichts Böses thut, aus Furcht vor Strafen: so ist er klug, aber nicht tugendhaft zu heißen. Wenn Jemand nicht stiehlt, aus Furcht vor den Fesseln des Gefängnisses: wer wird ihn fromm nennen? Wer wäre Bürge, daß er nicht stehlen würde, wenn keine Fessel, kein Gefängniß varhanden wäre? Wenn Jemand nicht sündigt, aus Furcht vor der Hölle: ist er darum ein Gerechter? Oder wenn Jemand hienieden Gutes thut, in der Hoffnung, dafür in jenem Leben außerordentlich belohnt zu werden: ist er darum ein Heiliger im Sinne Jesu? Wie, wenn er keine, oder nur schwankende Hoffnungen hätte,

würde er dann noch so gut handeln? Ist seine eigennützige Tugend also viel anders, als eine kluge Maßregel, wie er um einen geringen Preis ein großes Gut erkaufen, durch ein geringes Opfer von wenigen Minuten eine Ewigkeit voller Lust erwerben könne?

Nein, es ist Wohlthat, daß wir nicht die Ewigkeit schon mit irdischen Blicken durchschauen. Unsere Tugend kann dadurch um so heiliger und uneigennütziger auf Erden sein, weil wir, unbekannt mit dem, was kommt, ganz auf uns selbst beschränkt sein müssen.

Und zudem, wenn uns auch eine Offenbarung der künftigen Welt gestattet werden sollte, was möchten wir davon begreifen? Wie wäre denn bei unserer jetzigen Lage, bei unsern an die Erde gefesselten Kräften die Erkenntniß des Ueberirdischen möglich? Wie kann der Sinnliche das Geistige umfassen? Alle Beschreibungen würden uns dennoch dunkel bleiben, weil uns alle Mittel der Vergleichung fehlen.

Wenn ein Reisender unsers Welttheils zu den rohen Wilden ferner Inseln des Weltmeers gelangt, wie will er denselben die Bequemlichkeiten, die geistigen Vorzüge des Menschen aus unsern Gegenden beschreiben, da davon kein Begriff in die Seele des Wilden je gelangt ist? Wenn ein Sehender dem Blinden die Reize einer Landschaft, die prachtvollen Gestalten hoher Gebirge schildern will, an deren Fuße große Ströme Wassers glänzen, um deren Haupt die Wolken des Himmels im Strahl der goldenen Abendsonne schimmern — mit welchen Worten könnte er dem Blinden, der nie das Licht gekannt, den wunderreichen Zauber dieser Schöpfungen vorstellen? Der Blinde wird traurig in seiner Finsterniß verharren und von Allem nichts begreifen. Nur größere Wehmuth wird seine Seele erfüllen, daß er des Glücks nicht theilhaftig worden ist, wie viele andere Wesen.

Wohlan denn, wir Sterblichen alle, sind wir denn mehr, als Blindgeborne für die auf uns harrende Herrlichkeit des künftigen Daseins? Dort sehen nur die Verklärten! Und wenn jener Vollendeten einer erschiene, wenn er uns die Größe, die Güte, die Majestät des Schöpfers in jenen seligen Welten schildern, wenn er uns den Zustand der vom Irdischen befreiten Geister vorstellen wollte — ach, würden wir ihn begreifen und verstehen können? Würden wir nicht in Wehmuth versinken, in Gedanken, daß andere Geschöpfe Gottes unendlich vollkommener und seliger wären, als wir? Würden wir nicht die Freuden, welche Gott uns schon hienieden gewährt, gering finden gegen diejenigen, welche er uns noch vorbehalten hat? O gewiß, mit weiser Hand verhüllte der Ewige den Glanz der Ewigkeit, welcher uns auf Erden noch nicht beseligen darf — denn wir würden minder glücklich sein, als wir sind, da unsere Wonnen, die wir empfinden, auch die größten sind, welche wir kennen.

Wäre uns ein Blick in die Seligkeit künftiger Welten gestattet, die Ungeduld, sie zu erreichen, würde uns das Hiersein verbittern. Wie leicht, wie bald wäre die Grenze des Lebens übersprungen! Wie viele Tausend Leidende würden in Augenblicken des Unmuths, uneingedenk ihrer Pflichten, diese Welt verlassen wollen!

Aber Gott wollte, daß wir auf Erden unsere Bestimmung erfüllen, so wie sie

hienieden zu erfüllen ist; daß wir unsere irdische Laufbahn nicht freiwillig, nicht muthwillig verlassen, sondern sie bis an ihr äußerstes Ziel beenden. Daher stellte er als Wächter vor die verschlossenen Thore der Ewigkeit den Schrecken und den bangen Zweifel, und die furchtbare Stille des Todes, und die unaufhörliche Finsterniß! Und diese Wächter treiben das Menschengeschlecht in seine Bahn zurück, daß es seinen Lauf vollende.

Umsonst quält uns jetzt das Ungemach des Lebens, umsonst die Sehnsucht und Ungeduld zur Wiedervereinigung mit unsern Freunden, die in das ewige Vaterland vorangingen: das Grausen, welches die Pforten der Ewigkeit umringt, wirft uns wieder zurück, und wir setzen die Erdenreise ruhiger fort.

Wäre jene Finsterniß nicht, wir würden den müden Seefahrern gleichen, welche auf dem stürmischen Meere nach einer langen Reise die Ufer der Heimath vor sich erblicken. Sie sehen die ruhigen festen Gestade, wo keine Stürme mehr den Untergang drohen. Schon sehen sie die blühenden Bäume und die friedlichen Hütten. Alle Sehnsucht, alles Heimweh erwacht. Ihre Augen schwimmen in Thränen wehmüthiger Wonne bei dem lange entbehrten Anblick. Sie zittern. Jeder Augenblick wird ihnen zum Jahr, ehe sie das Ufer erreichen. Ach, schon erkennen sie die Gattinnen, die Brüder, die Eltern, die Kinder, die Geliebten, welche ihrer dort warten. Sie sehen die Arme derselben ihnen zum Empfang entgegenbreiten. Sie vernehmen aus der Ferne den Ruf der Liebe und Sehnsucht. Was hält sie noch, in diese Arme zu fliegen? sich satt zu weinen mit Freuden nach der langen Trennung an jener Brust, die zärtlich für sie schlägt? — O Heimath der Ruhe, o Freude, die wir so lange vermißten! so rufen Alle. Sie vergessen das Ruder des Schiffes, vergessen die Wellen des Meeres, die Klippen, die Brandungen rings umher; sie vergessen die Schätze, welche sie auf der langen, mühsamen Reise einsammelten — sie stürzen sich in voller Sehnsucht ins Meer, um desto schneller die Ufer der Heimath zu erreichen.

Das wäre das Loos der Sterblichen, wenn nicht der dunkle Abgrund sie von dem himmlischen Vaterlande zu ihrem eigenen Heil trennte.

Aber, o mein Gott! nicht immer trennt er mich von den theuern, heißgeliebten Seelen, die dort meiner warten! Ich werde sie endlich erblicken, diese Ufer meines bessern Vaterlandes; ich werde sie endlich wiedersehen, die Theuern, an denen mein Herz hängt; dann werde ich ausruhen von den Gefahren und Mühseligkeiten, die ich auf dem stürmischen Meer des Lebens ertrug.

Ja, getrost, o mein Geist, Gott hat dir deine Ruhe bereitet; Gott hat dir deine Heimath bewahrt! Du wirst mit Entzücken wiederfinden, was du hier verloren hattest. Du bist nicht einsam; ach, deiner harren schon die Geliebten. Sie winken dir mit den Palmen des Sieges, die du hier erkämpfen sollst. Auf denn, mein Geist, vollende diesen Kampf! Erhebe dich durch Jesu heiliges Wort, mit Jesu heiligem Sinn zu jener Vollendung, durch welche du allein ein Bürger des schönern Lebens, der Genosse einer seligern Zukunft sein kannst! Er ist's ja, der dir ruft: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!

29.

Eine Freude in der Todesstunde.

Offenb. Joh. 14, 13.

Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich gebeugt im Staube
Zu Dir, mein Herr, mein Gott, mein Heil!
Bin ich der Sünden all' entladen,
Wird mir die Hoffnung Deiner Gnaden,
So ist der Himmel ja mein Theil.

Und naht sich dann mein letzter Schlummer,
Wohl mir, dann darf ich ohne Kummer
Hinab auf die Geliebten seh'n;
Und Keiner, der mich sah und nannte,
Wird es bereu'n, daß er mich kannte,
Und kalt an meinem Grabe steh'n.

Eins welket um das Andere hin: die Pflanze des Feldes, das Thier, der Mensch. Man kommt, man sieht sich um, man scheidet wieder von hinnen. Ob in der Blüthe und Fülle des Lebens, ob erst im spätern Alter von hinnen gehen — wer weiß es? Und zuletzt ist es einerlei. Welchen Unterschied haben denn ein paar Minuten, ein paar Tage, ein paar Jahre mehr oder weniger? Was vorüberging, ist, als wäre es nie vorhanden gewesen. Der Staub des Kindes, der Staub des Greises liegen neben einander im Grabe — beide sind jetzt dasselbe. Ein anderes Menschengeschlecht wandelt über sie hin; weiß nichts von ihnen, redet nicht von ihnen, lebt, um bald auch neben ihnen zu liegen.

Das wissen wir Alle. Wir fürchten jenen Augenblick. Doch sträuben wir uns vergebens. Ob auf dem Schlachtfelde, ob auf dem Krankenlager, ob in der Mitte unserer Verwandten, ob unter Fremdlingen, ob im Genusse eines frohen Tages, ob im Kerker, — gleichviel, er erscheint gewiß.

Sich darüber täuschen — und nie auf den Augenblick hinsehen, ist eben so thöricht, als sich mit Sterbensgedanken quälen und damit die besten Lebensgenüsse verbittern. Aber das ist weise, wenn man sich für jenen bittern und gefürchteten Augenblick noch eine große Freude aufspart, in der endlich alles Bittere süß werden muß.

Daran denken freilich auch wohl viele Menschen; doch nicht immer wählen sie das Rechte. Oft sind sie in der Wahl dessen, was ihnen in der Scheidestunde wohl thun sollte, sehr einseitig.

Es gibt Viele, die ihr ganzes Leben hindurch sorgen und arbeiten, um Geld zu gewinnen, damit sie ihren Kindern ein ansehnliches oder doch nothdürftiges Vermögen hinterlassen können. — Das ist nun freilich sehr löblich. Es muß in der letzten Stunde und beim Abschiede von den lieben Seinigen allerdings eine große Beruhigung sein, wenn man weiß, es sei nun doch für sie gesorgt, wenn wir ihnen auch fehlen. Sie sind nicht ganz verlassen, nicht ohne alle Mittel; werden nicht als Bettler, als überlästige Geschöpfe in der Welt umhergestoßen; sind in den Stand gesetzt, ein ehrenhaftes, unabhängiges Leben zu führen. — Allerdings, dies ist große Beruhigung. Aber doch ist es nur eine geringe Freude. Denn das gute und böse Schicksal unserer Lieben hängt ja nach unserm Tode nicht vom Gelde allein ab, was wir ihnen hinterlassen. Es hängt noch weit mehr von ihren Geschicklichkeiten, von ihren Kenntnissen, von ihren Tugenden, von der Freundschaft der Menschen, vom Segen Gottes ab. Alle Geldsummen machen nicht glücklich, wenn wir nicht durch unsere Gemüthseigenschaften fähig sind, wahrhaft glücklich zu sein. Wohl

sichert ein anständiges Vermögen unsere Kinder vor allzugroßer Abhängigkeit von Menschengunst und Menschenlaunen. Allein wer seine Kinder so erzogen hat, daß sie selbst unabhängig vom Gelde glücklich und zufrieden sein können, erst der hat ihnen einen wahren Reichthum hinterlassen, den nicht Diebe stehlen, nicht die Zeitumstände vermindern, nicht die Motten fressen können. Und endlich, wenn wir keine andere Beruhigung beim Abschiede von den Unserigen haben, als daß wir ihnen einiges Vermögen hinterlassen, mit dem sie sich weiter helfen können: wie wenig haben wir gethan! Das thun ja auch die Heiden. Wir leisteten nur unserer dringendsten Pflicht, unserm eigenen Ehrgeiz Genüge.

Noch Andere pflegen sich für die Todesstunde eine Freude aufzusparen, deren sie sich für das ganze Leben sonst zu berauben hartherzig genug gewesen sind. Man hört gewöhnlich, daß Sterbende allen ihren Widersachern verziehen und sich mit ihnen aufrichtig ausgesöhnt haben.

Wohl ist Versöhnung mit Feinden eine hohe Seelenfreude. Es ist das Zeichen eines vortrefflichen Gemüthes, wenn wir freundschaftlich Jeden um Verzeihung bitten, den wir aus Stolz, oder Habsucht, oder in aufwallendem Zorn gekränkt haben. — Doch recht betrachtet, was ist eine Versöhnung mit unsern Feinden auf dem Sterbebette? — In der That, nichts ist sie, als eine Erklärung, mit ihnen Frieden zu machen, weil wir ihnen nun doch nicht mehr schaden können. Was wirst du von der Versöhnungslust eines Menschen halten, der dir, wenn er im Kerker sitzt, Freundschaft und Frieden gelobt, und wegen des Vergangenen deine Verzeihung wünscht? Was ist Versöhnung mit unsern Feinden, wenn wir auf dem Sterbebette liegen? Sind denn Alle die zugegen, welche wir während des Lebens bald durch Worte, bald durch Werke beleidigt haben? Gibt ihnen denn unser Wille Genugthuung für die verdrußvollen Stunden und Tage, welche wir ihnen durch unser zänkisches und liebloses Wesen gemacht haben? Sind wir denn auch sicher, daß sie uns unsere Ungerechtigkeiten alle vergeben haben? Warum sparst du auf, was du an jedem Tage deines Lebens zu thun verpflichtet warst, und machest erst Freundschaft, wenn deine Feindschaft Keinem mehr gefährlich sein kann? Meinst du, dein bloßer, in der Angst des Herzens dir abgenöthigter Wunsch sei hinlänglich, die Seufzer der Beleidigten zurückzuhalten, daß sie nicht zum Himmel steigen zum Vergelter, deine Ankläger zu werden?

Wir hören von Andern, daß sie vor ihrem Sterben, wenn sie mit dem letzten Willen über die Vertheilung ihres Vermögens Anordnungen trafen, die Armen bedachten; milde Stiftungen oder andere öffentliche, gemeinnützige Anstalten wohlthätig begabten; zuweilen eigene Verfügungen trafen, um das, was sie auf ungerechte Weise besaßen, an den wahren Eigenthümer zurückzubringen. — Es ist billig! — Man soll nicht mit dem Bewußtsein eines Verbrechens aus der Welt scheiden, das man noch auf einige Weise verbessern kann. Es ist löblich! Man soll mit dem, was hinterlassen wird, auch die Vermehrung des allgemeinen Wohls bedenken. Nicht unsere Blutsverwandten, nicht unsere Kinder allein sind unsere Verwandten und Kinder — alle Kinder Gottes, alle Erlöste Jesu sind es. — Inzwischen mag doch wohl die Freude sehr traurig sein, wenn wir endlich das weggeben, was uns ohnehin der Tod verbietet länger zu haben.

Warum, du Karger, Geizigsparender, gibst du nicht auch, da du lebest, und beförderst Glück und Freude? Da würde es dir ein Verdienst sein, was es in der letzten deiner Stunden nicht mehr ist. Die arme Wittwe im Evangelium, so wenig sie auch Vermögen hatte, brachte doch ihr Scherflein zum Gotteskasten. Sie entbehrte während ihres Lebens, um wohlzuthun. Du aber sparteſt, um dein Gut zu vergrößern, und wurdeſt erſt freigebig, als der Augenblick kam, da dir dein Erworbenes ohnehin nicht länger angehören ſollte. Du, der ſein Vermögen zu glänzenden Luſtbarkeiten, zu Pracht und Wohlleben, zum Kitzel des Gaumens bei leckern Gaſtereien anwendete, und erſt wenn Krankheit und Todesnähe dir die Kraft zur Ueppigkeit und Schwelgerei rauben, daran denkt, Nackte zu kleiden, Hungrige zu ſpeiſen: was haſt du Großes gethan? Du hörſt auf zu ſchwelgen, weil du nicht mehr kannſt, und gibſt, was dir nichts mehr nützt. Deine Tugend iſt wahrlich klein; wie hoffſt du von ihr Verſüßung der Todesbitterkeit?

Es iſt ein Troſt in der Sterbeſtunde, ſich von ſeinen Geliebten und Freunden umringt zu ſehen, und in den Thränen ihres Schmerzes das angenehme Geſtändniß ihrer Zuneigung und zärtlichen Anhänglichkeit zu leſen. — Doch kann uns dies wohl alles Herbe des letzten Augenblicks verſüßen? Wer wird nicht traurig, wenn er einen Sterbenden erblickt? Man ſieht ja auch ſelbſt einen ganz fremden Menſchen nicht ohne Rührung und Theilnahme in ſeinen letzten Athemzügen. — Und iſt es denn ein Verdienſt, iſt es ein Zeugniß von unſerm innern Werth, wenn Perſonen um uns weinen, die gewohnt waren, mit uns zu leben; mit denen wir immer in traulichen Verhältniſſen ſtanden? — Wäre nicht das eine größere Beruhigung, wenn wir im letzten Augenblicke wüßten: auch diejenigen werden trauern, wenn ſie unſern Tod vernehmen, die niemals eigentlich Umgang mit uns hatten? — wenn die ganze Gemeinde klagt: wir verloren einen redlichen Mitbürger, einen Beiſtand der Armen und Verlaſſenen, einen thätigen Beförderer alles Guten, einen angenehmen Geſellſchafter, einen Menſchenfreund im vollſten Sinne des Wortes?

Wahrlich, *dies* Bewußtſein iſt in der Todesſtunde eine der größten Freuden: *daß wir nicht aus der Welt gehen, ohne von Jedem, der uns kannte, geachtet zu ſein.* — Es muß das Schmerzhafteſte auf dem Sterbebette der Gedanke ſein: Wohl Mancher lebt, der da wünſcht, er hätte dich nicht gekannt, er wäre nie in Verhältniſſen mit dir geſtanden.

Mit jenem unendlich ſüßen Troſte, daß Keiner von Denen, die wir hinterlaſſen, bereut, uns gekannt zu haben, ſtarb einſt *Jeſus Chriſtus*. Er ſtarb den Tod der hohen Selbſtaufopferung für das Glück aller Seelen; er ſtarb den Tod der unnennbaren Liebe ſelbſt für die Undankbaren, die ihn noch verkannten. Er ſtarb, aber ſeine Verfolger bewunderten ihn; ſelbſt ſeine Richter ſprachen: Wir finden keine Schuld an ihm. Ein verwildertes Volk, im Sturme roher Leidenſchaften, ſchleppte ihn zum Tode — aber Jeruſalem weinte. Nach einigen Tagen ergriff ſtrafendes Schrecken ſeine Feinde — und Tauſende, die ſich einſt von ihm gewandt hatten, nahmen wieder ihre Zuflucht zu ihm. — Noch heute trauert, nach faſt zwei Jahrtauſenden, das durch ihn erlöſete Geſchlecht, wenn es das Andenken ſeines Leidens und Sterbens erneuert. Wahrlich, das heißt

in Gott sterben! das heißt noch lange im Tode sich vom Segen seiner Thaten begleitet sehen.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. (Offenb. Joh. 14, 13.)

Und dies — ja dies soll die letzte irdische Freude sein, welche sich jeder Weise, jeder wahrhafte Christ für die Todesstunde aufsparen muß. Mit einem solchen Bewußtsein schläft es sich sanft ein.

Was heißt denn: in dem Herrn sterben? Es heißt, in Jesu Christi Sinn und Heiligung sterben. — Was heißt, in Jesu sterben? Es heißt nicht im Glauben an Gott und Jesum sterben — o die Teufel glauben auch und zittern! — sondern es heißt, ungetrennt von Jesu, ganz Eins mit ihm, und also auch in ihm sterben. Und wer kann in Jesu sterben, wer nicht in Jesu gelebt hat? Was heißt, in Jesu leben? Es heißt, in seinem Glauben, in seinem Geiste und Sinn leben; so leben und handeln, wie er in unsern Verhältnissen selber gelebt, gedacht, geredet, gehandelt haben würde.

Nur wer im Herrn gelebt hat, kann einst im Herrn sterben. Nur wer im Herrn stirbt, ist selig zu preisen; der ruhet von seiner Arbeit aus, er ruhet aus, nicht von Vergnügungen, vom Streben nach Geld, nach Ehre, nach Bewunderung, nach Pracht und Glanz, sondern von der Arbeit für anderer Menschen Wohl und Freude. Und er ist selig zu preisen: denn seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zur Todesstunde. Da ist ihre Erinnerung sein letzter Trost. Da gibt ihm der Gedanke an ein frohes Scheiden die Beruhigung: Ich hinterlasse von Allen, die mich überleben, Keinen, der es bereuet, mich gekannt, mit mir in naher oder entfernter Berührung gestanden u haben. Ich hinterlasse Keinen, der froh ist, daß ich aus der Reihe der Lebendigen hinwegging, weil ihm mein Dasein drückend und verhaßt war. Nein, ich trete aus einem Kreise werther Menschen, denen allen ich, wo nicht immer Gutes, doch wissentlich kein Böses zugefügt habe. Ich that im Leben, was ich konnte. Ich dachte oft bei meinen Handlungen: Würde Jesus so gehandelt, so gedacht, so gesprochen haben an meiner Stätte? Ich lebte im Herrn, darum sterbe ich im Herrn. Mein Jesus lebt, ich werde auch leben. Selig ist, wer so stirbt, denn seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zum Grabe. — O, wo gibt es in der Welt ein schöneres Leichengefolge, als das Gedächtniß unserer Tugenden bei denen, die noch nach uns sind; wenn unsere Freunde mit weinenden Augen noch lange rühmen, wie gut wir waren; wenn noch lange unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen unser ehrenvoll gedenken; wenn selbst Fremdlinge, indem sie von uns hören, bewegt werden und sprechen: Wahrlich, selig ist dieser Todte zu preisen, denn herrlich folgen ihm seine Werke nach!—Ja, sie folgen ihm nach; sie verwandeln sich in Segen über seine nachgelassenen Kinder und Kindeskinder. Sein Name, der im Andenken der Mitbürger hoch geachtet lebt, ist die beste Empfehlung für seine hinterlassenen Verwandten. Man vergilt noch gern dem verstorbenen Vater, der verstorbenen Mutter in ihren Kindern.

Man ehrt die Eltern noch in diesen. Wehe dem, der den Seinigen, die er liebt, nichts als Geld und Gut hinterlassen kann! Geld und Gut verfliegen. Aber ein durch große Tugenden ehrwürdig gewordener Name ist ein Heiligthum, das weder die Flamme des Krieges, noch die List des Betrügers, noch die Ungerechtigkeit der Großen, noch die Gewalt der Bösewichte zerstört. An dies der Gedanke des Sterbenden, und im Tode schmeckt er die lauterste Seligkeit; er fühlt es, seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach in das bessere Leben, jenseits der Todesstunde. Denn — es zittere der Sünder, und Entzücken durchglühe den Gerechten! — es wohnet über den Sternen ein ewiger Vergelter. Er lebt, auch ich werde bei ihm leben. Was ich den geringsten von meinen und Jesu Brüdern gethan, das habe ich ihm gethan. Gott vergilt! — Der stille Dank durch mich geretteter Unglücklichen, durch mich getrösteter Leidenden schallt hinüber in den Himmel; die Thräne der Rührung oder Freude, welche ein gefühlvoller Mensch über das gute Werk weint, das ich ohne Ruhmsucht stiftete, glänzt dort; das tiefempfundene, leise Lob, welches Lebensgenossen, ohne daß ich darnach strebe, ohne daß ich es hier nur vernehme, über meine nützlichen, menschenfreundlichen Werke aussprechen, tönt mir dort entgegen. Ach, welche Seligkeit muß das Herz des Sterbenden erfüllen, wenn er denkt: Weit entfernt, daß unter denen, die mich überleben, ein Einziger mein Andenken verwünscht, darf ich vielmehr glauben, es wird Mancher mit Liebe von mir reden!

Sterben werde ich! es ist gewiß! Aber werde ich in der Abschiedsstunde diese hohe Freude genießen, welche dem Edeln die Bitterkeit des Abschiedes versüßt? Sollte ich es nicht wünschen? Was fürchte ich mehr als jenen letzten Augenblick? Warum sollte ich nicht alles Angenehme in denselben hineintragen, wenn es in meiner Gewalt steht? O selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!

Und wie, wenn nun in der künftigen Nacht mein letzter Schlaf wäre? wenn in einem Monat? — wer weiß denn die Stunde, da ihn Gott von der Arbeit abruft! — hätte ich dann die eine, die süßeste und letzte aller irdischen Freuden?

Wenn ich jetzt stürbe, könnte ich mit dem Bewußtsein mein Haupt niederlegen auf das Sterbekissen: ich hinterlasse Niemanden in der Welt, den es gereut, mit mir in irgend einer Verbindung gewesen zu sein? Ist Niemand da, den ich durch Worte, Beispiel und Handlung zu einer Sünde verleitet habe? der sich meiner nicht erinnern kann, ohne im Stillen roth zu werden vor Scham? Ist Niemand da, dem ich durch schadenfrohes Geschwätz, durch leichtsinnige Urtheile, durch unüberlegten Spott in der Hochachtung bei seinen Mitbürgern schadete? Ist Niemand da, der sich ärgert, wenn er meinen Namen hört, weil ich wohl boshaft seinen guten Namen verleumdete aus Verkleinerungssucht? Ist Niemand da, von welchem ich vielleicht nicht jetzt noch ein auf ungerechte Weise mir zugeeignetes Gut besitze? Vielleicht fordert er es mir nicht ab; vielleicht habe ich es so hinterlistig empfangen und behalten, daß er selbst nicht davon weiß: soll ich einen solchen ungerechten Besitz, auf dem kein Segen ruht, meinen Erben hinterlassen? Ist Niemand da, dem ich durch meine Launen, durch mein unzufriedenes, zänkisches, herrschsüchtiges Wesen das Leben oft schwer und freudenlos

machte? Ist Niemand da, der sich einst beklagen wird, daß ich seine Erziehung so übel besorgte? Ist Niemand da, den ich beleidigte, und habe ich mir seine Verzeihung zugesichert? Ist Niemand da, der mich beleidigt hat, und hasse ich ihn noch, lebe ich noch in Unzufriedenheit mit ihm?

Sterben werde ich — das ist gewiß. Aber werde ich im Herrn sterben? Habe ich im Herrn gelebt? O, ich muß mein Angesicht vor Dir schamvoll verhüllen, Herzenskundiger, Alleserforscher, allheiliger Vergelter! denn ich fühle, indem ich mich selbst prüfe, daß ich nicht ganz vorwurfsfrei bin. Ich habe noch Vieles gut zu machen, das ich böse gethan. Ich habe noch Vieles versäumt, das nicht vergessen sein darf. Ich habe nicht immer in Dir, mein Jesus, gelebt, — wie könnte ich nun freudig in Dir sterben? Es war mir leicht, jedem meiner Bekannten durch irgend eine gute Eigenschaft gefällig, in irgend einer vortheilhaften Stunde nützlich zu sein — und doch geschah es nur selten. Oft geschah wohl leider das Gegentheil! Ach, ich wage kaum daran zu denken!

Aber, vernimm es, allgegenwärtiger Gott, ich will daran denken; ich will verbessern, ersetzen, und das Versäumte nachholen. Ich will in meinem Jesu leben, um einst, schon selig in der Todesstunde, im Herrn entschlafen zu können, mit dem Bewußtsein: es bleibt Niemand übrig, den es gereut, mich gekannt zu haben. Darum gilt auch mir das Wort vom Himmel: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!

30.

Betrachtung bei den Gräbern der Geliebten.

Evangel. Lukas 23, 46.

Lebensfunke, der Gottheit entglüht,
Der vom Staube zu trennen sich müht.
Zitternd, kühn, von Sehnsucht leidend,
Gern und doch mit Schmerzen scheidend,
Suchest du die Himmelsspur.
Ende, Vater, den Kampf der Natur;
Laß mich sanft ins wahre Leben,
In die Heimath überschweben.

Horch! mir lispeln Geister zu:
Schwesterseele komm' zur Ruh'!
O, was weht mich sanft von hinnen,
Daß die Sinne mir zerrinnen?
Seele, sprich, ist das der Tod?
Mich umzittert Morgenroth,
Mich umsäuseln fremde Klänge,
Sind es himmlische Gesänge?

O ich schweb' hinauf, hinab,
Ueberall ist Licht und Gott!
Ha, wo ist dein Sieg, o Grab?
Was vermag dein Pfeil, o Tod?

Gerne weihe ich euch, o ihr früher Hinübergegangenen, ihr meine geliebten Verklärten, ihr Unvergeßlichen meines Herzens! — gern weihe ich euch meine Gedanken. Denn meine Sehnsucht zu euch lebt, bis ich selbst nicht mehr hier im Staube lebe. Ihr seid es, die ihr, wie mit Engelshänden, das Jenseits an das Diesseits des Grabes für mich fester zusammenknüpfet, mir Rosen auf mein einstiges Sterbelager streuet, und das Bild des Todes von seinen Schaudern entwaffnet. — An euch denken, auf euch hoffen, ist eine Vermehrung meiner Glückseligkeit hienieden, ist einer der köstlichsten Theile meiner innern Religion.

Ich weiß es wohl, schon in frühern Zeiten, wenn die Heiden sahen, wie die ersten Christen über den Gräbern ihrer verstorbenen Geliebten beteten; auch wohl in unsern Tagen, wenn das Christenthum an Tod und Ewigkeit mahnt, nannte man die Religion Jesu eine ernste, schwermüthige Religion, nicht dazu geeignet, Frohsinn, Lebensgenuß und Zufriedenheit mit dem Augenblick zu gewähren. Darum wandten sich Viele von ihr ab.—Allein ihre Verächter kannten sie nicht, oder beurtheilten sie nach der traurigen Ansicht und weinerlichen Stimmung einzelner Christen, oder nach der heftigen, zornigen Denkart einzelner Priester, welche sich darin gefielen, mit den Schrecken des Gerichts, mit dem Elend der Verdammten zu drohen, und mit der Erinnerung an die Ewigkeit Entsetzen in die Seelen zu gießen. Sie predigten eine Gottheit, die so zornmüthig, unerbittlich und rachsüchtig sein sollte, als sie selbst waren.

Doch der Gott des Christenthums ist der Gott der Liebe und Freude, denn er ist der Vater seiner Erschaffenen. Die Religion Jesu ist die Religion der Liebe und Freude, denn sie muntert zur harmlosen Fröhlichkeit, zum Genusse der göttlichen Vatergeschenke, zur Zufriedenheit auf; ihr Zweck ist Vollendung und Seligkeit, und selbst was alle Kreaturen am meisten zu scheuen pflegen, den Tod, entkleidet sie von aller seiner Furchtbarkeit, und läßt ihn uns nur als einen Engel der Liebe und Freude erscheinen, der keineswegs unser Dasein enden, sondern erhöhen will. — Es möge der Heide, der Verspotter des Christenthums vor dem Tode zittern: dem getrösteten Weisen kommt er als ein freundlicher Gottesbote. Und darum beschäftigen sich die Christen gern zuweilen mit dem Hinblick auf ihn, nicht weil der Gedanke ihnen Schwermuth gibt, sondern ein Vergnügen höherer Art, welches durch Erwartungen einer noch schönern Zukunft den Genuß der Gegenwart reizender macht. Dann ist ja die Freude immer am reinsten und lebendigsten, nicht wenn wir an ihr ein grausenhaftes Ende, sondern ihre unwandelbare Fortsetzung voraussehen. Und dies ist der Christen Glück.

Mag uns auch bei den Gräbern unserer verstorbenen Geliebten, und wenn wir uns im Geiste zu ihnen hin versetzen, eine stille Wehmuth beschleichen. Diese Wehmuth ist kein Leiden der Seele, sondern eine liebliche Erhebung des Gemüths durch Sehnsucht und Entzücken. Wisset ihr nicht, daß auch die Wonne wehmüthig sein, und die stumme Freude ihre Thränen haben kann? Wollet ihr diese Empfindung einen Schmerz heißen? o so ist es ein süßer Schmerz, der mehr Genuß bringt, als manche rauschende Lustbarkeit, und den nur derjenige nicht zu würdigen versteht, der noch niemals ihn empfand. Wisset ihr nicht, daß, wenn ein zartes Gemüth am tiefsten von einer Freude durchdrungen wird, es zur Wehmuth am gestimmtesten ist, und daß die Empfindungen der Wehmuth das Herz immer am liebsten für eine heitere Ruhe und stille Seligkeit aufschließen?

Wenn der Vater, wenn die Mutter neben dem Grabe ihres verstorbenen Lieblings hinsinken, oder wenn ihnen der Anblick mancher Kleinigkeit, die der geliebte Todte im Leben gern hatte, sein Andenken lebhafter hervorruft; wenn ein frommes, gefühlvolles Kind nach dem Heimgang des Vaters oder der Mutter irgend etwas von den Theuern aufbewahrt, wie ein Heiligthum zur Erinnerung; wenn sich zärtliche Gatten nach der Trennung am Grenzstein des Lebens und der be-

glückten Ehe nicht vergessen können, nicht wollen, und der Ueberlebende noch einen Ring, noch einen Namenszug aufbehält von der theuern, ihm entrissenen Hand, wie ein Sinnbild der treuen Zärtlichkeit, wie ein Zeichen der ewigen Unzertrennbarkeit ihrer Seelen; wenn früh geschiedene Liebende, wenn Freunde, Brüder, Schwestern ihre Verklärten noch in stiller Einsamkeit verehren; wenn da ihre Seufzer noch den treuen Schatten nennen; wenn da ihre Thräne, wie sie den Augen heiß entquillt, noch treue Liebe über dem Grabe schwört: ist da Schmerz und Elend, oder ein ernstes himmlisches Vergnügen? Warum, wenn nicht eine heilige Wonne in diesen Seufzern und Thränen läge, würde der Mensch, welcher so scheu vor jedem Unangenehmen ist, sie so gern suchen?

Nein, nein, es ist kein Schmerz in dem Gedanken an euch, o ihr meine Entschlafenen; wo treue Liebe ist, da ist auch treue Seligkeit. Ich Unvollendeter hange noch mit Inbrunst an euch; ich gedenke euer noch hier im Staub mit der alten Liebe. Ach, ihr, in euern herrlichen Verhältnissen droben, ihr, vollkommener jetzt, als ich bin, solltet ihr nicht auch meines treuen, liebenden Herzens gedenken? Wäre es denn eine Vergrößerung eurer Seligkeit, wenn ihr nicht mehr lieben dürftet, die euch lieben? Würde er, der Alliebende, welcher gefühllose Sterne und Welten magnetisch zusammenbindet, und allen lebendigen Wesen unter der Sonne das Gefühl der Freundschaft zum schönsten Gute macht, die Herrlichkeit besserer Welten mit Vernichtung treuer Liebe beginnen, die das Gesetz seiner ganzen Schöpfung ist? — Nein, nein, aus der Zeit und Ewigkeit begegnen sich treue Seelen liebend und bieten einander die Hand über den Gräbern. Ich habe euer nicht vergessen; und ihr wisset um meine Liebe, um meine Thränen, um meine Seufzer, in denen euch die Sehnsucht ruft. Ihr wisset um meine unsterbliche Zärtlichkeit; ihr erwiedert sie in der Erhabenheit eures bessern Seins.

Fließet immerhin, ihr Zähren der Wehmuth; blutet immerhin von neuem, ihr alten, tiefen Wunden meines treuen Herzens! Ach, die von mir schieden, sie waren euer wohl würdig. Ihr seid gleichsam das heilige Opfer, und das Einzige, was ich ihnen noch darbringen kann. Es ist mir süß, zu glauben, daß sie, denen es gilt, es kennen und lieben. Rinnet, o Thränen, brechet wieder auf, ihr blutenden Herzwunden! In euch verblutet sich noch die Sinnlichkeit und meine Anhänglichkeit an den Nichtigkeiten des Erdenlebens; in euch verbluten sich auch der unedeln Leidenschaften viele, welche den Freuden und Leiden dieser Zeit einen höhern Preis geben möchten, als sie verdienen. Ich werde in Gedanken an die Verklärten selbst verklärter, und eine feierliche Zufriedenheit wird herrschender in meinem Gemüth. — Nur da wird diese Zufriedenheit nie einkehren, nur da wird der Schmerz um die Verstorbenen zur dumpfen Verzweiflung, wo der Glaube an Gott und Ewigkeit fehlt, und der Mensch, von seinem Wahnsinn geblendet, die Möglichkeit träumt, den Todten sei Alles todt und Alles genommen. Da ist die Thräne hoffnungsloser Traurigkeit eine feierliche Anklage der Grausamkeit des höchsten Wesens, und zugleich eine Erklärung, daß der Mensch liebevoller und edler sei, als die Gottheit selber, die, Alles belebend und vereinend, über den Sternen thront.

Es ist wohl thöricht, wenn der Trauernde, indem er an die ihm entrissenen

Geliebten denkt, sich nur ihre Gestalt vorstellt, wie sie im Leben und Umgang so holdselig war, und nun kalt, fühllos, mit der Erde belastet, im Grabe liegt; wenn er eingedenk ist ihrer herzlichen, ehemaligen Zuneigung, die nun schweigen muß; ihrer ehemaligen Fröhlichkeit, ihres Wohlgefallens an diesem oder jenem, was ihnen das Erdenleben darbot, und was sie nun verloren haben, und nie wieder empfinden sollen. Als wenn es der Leib wäre, der geliebt, als wenn es der Staub wäre, der sich gefreut hätte!—Selbst im Thier ist es ja nicht das von der Erde Gewonnene, ist es nicht Fleisch und Blut, was die Freude empfindet, sondern etwas Höheres, was darin wohnt.

Wer den Verstorbenen darum beweint, daß er nicht mehr, nicht länger die ihm ehemals lieb gewesenen Annehmlichkeiten des Hierseins genießt, gleicht in der That einem Kinde, welches einen erwachsenen Freund betauert, der von ihm reisete, um in die Arme seiner Eltern, seiner Braut, oder zum Antritte einer höhern Ehrenstelle zu eilen; ihn betauert, daß er nun nicht mehr an den bisherigen kindlichen Spielen mit ihm Theil nehmen kann, oder wohl gar, statt des abgereiseten Freundes, das nun verwaiset und unbrauchbar daliegende Spielzeug beklagt und beweint. — Wer will Mitleiden haben mit dem, was an sich schon todt, und gar nicht zu leiden fähig ist? — Und dies ist der Leib, die Hülle der Seele, das Kleid des von uns abgereiseten Freundes.

Mag es aber nicht wohl zuweilen der Fall sein, daß wir in unserer Trauer, voll seltsamer Selbsttäuschung und in ganz verkehrtem Mitleiden, die äußere Gestalt, den Leib, beweinen, aber den ihn ehemals beseelenden Geist hingegen vergessen? Denn gedächten wir des Geistes, wir könnten ihn als todt beklagen, da er lebt?

Oft rinnen auch wohl unsere Thränen aus Mitleiden über den Schmerz, welchen unser Geliebter in der letzten Krankheit oder noch in der Todesstunde dulden mußte. Hier scheint unser Empfindung gerechter zu sein.—

Ich glaube aber, auch hier herrsche viel Selbstbetrug der Sinne und der Einbildungskraft. Ich kann nicht glauben, daß der Tod, das eigentliche Scheiden des Geistes vom Leichnam, schmerzhaft an sich selber sei. Er ist es gewiß nicht mehr, als die Krankheit, an der man stirbt; und doch sind die gefährlichsten Krankheiten immer die am wenigsten schmerzvollen, so schauderhaft ihr Anblick auch zuweilen für alle Umstehenden ist. Denn wir erfahren ja immer von denen, welche wieder genesen, daß sie in denjenigen Augenblicken, wo sie dem Tode am nächsten zu sein schienen, am allerwenigsten empfunden oder gewußt haben, was mit ihnen vorging. Wir wissen, daß Personen, wenn sich in schmerzlichen Krankheiten die Zeit ihrer Auflösung näherte, allmälig ruhiger wurden. Wir wissen, daß Viele, die an schleichenden Krankheiten, oder vor Altersschwäche unmerklich absterben, so sanft hinscheiden, daß ihre Auflösung ein wahres Einschlummern zu sein scheint. Folglich kann das Sterben für sich selbst kein Schmerz sein — sonst wäre es wohl immer ein solcher; auch nicht schmerzhafter als die Krankheit, an der der Sterbende litt, sonst würde nicht mit der Todesnähe jene Ruhe, jene milde Betäubung, die dem Schlummer ähnlich ist, eintreten. Wenn wir nun denjenigen, der von einer Krankheit wieder genesen ist, nicht nachher noch mit Jammer und Thränen wegen der Leiden seiner

Krankheit untröstlich beklagen: warum wollen wir es bei dem thun, der durch die weiche Hand des Todes vom Schmerze befreit worden ist? War denn die Krankheit und ihre Pein nicht immer dieselbe, es sei nun der Leidende von ihr genesen oder gestorben? Freilich denkt man: aber der Gesundgewordene findet nun in neuen Lebensfreuden wieder Ersatz für sein überstandenes Leiden. Wie? glaubst du, der verklärte Geist des Verstorbenen finde nicht in seinen neuen höhern Verhältnissen weit größern Ersatz? Glaubst du, Gott sei nur gerecht gegen die, welche auf Erden leben, und ungerecht gegen die übrigen Wesen seines Weltalls; ungerecht gegen die, welche er mit Vaterliebe zu sich rief, da ihre Zeit auf Erden vollbracht war? — Wie Christus sterbend am Kreuze zu Gott rief: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! (Luk. 23, 46), so rufe auch ich am Sterbebette oder bei der Todesnachricht von Freunden und Geliebten: Vater, in Deine Hände befehle ich ihren Geist! Du bist ihr Gott, wie hier, auch dort; Du warst ihr Gott, ehe sie Dich kannten; liebtest sie, ehe sie Dich liebten.

Wer den Tod nicht fürchtet, empfindet den Tod nicht, und nicht jene Angst, welche den Lebenden anwandelt, wenn er den Sterbenden sieht. Kinder, welche vom Tode nichts wissen, sterben still hin, ohne den Tod zu sehen. Sie finden in ihm nur das Ende ihres kranken Zustandes. Sie können vielleicht unter Krämpfen und Verzuckungen hinscheiden; aber diese sind, nichts als ein für die Umstehenden schauderhaftes Spiel der Muskeln, von dem die Kranken selber gar nichts wissen. Was kann zum Beispiel empörender für das Gefühl der Zuschauer sein, als die Krämpfe und Zuckungen in der fallenden Sucht? Allein es ist bekannt, daß diejenigen, welche damit behaftet sind, so ängstlich sie auch bei dem Anfall stöhnen und die Augen verkehren, so sehr ermattet sie sich auch nachher fühlen mögen, dennoch von dem Allen keinen Schmerz haben, ja sich des Zufalls kaum recht bewußt sind.

Nur wer den Tod fürchtet, der empfindet ihn, oder vielmehr sein Herannahen. Das bange Gewissen zittert vor dem Augenblick des Gerichts. Es steigt mit dem Eintritte des Todes zugleich die Verzweiflung des Gemüths aus dem Schmerze allzu später Reue empor. Es liegt etwas unnennbar Schreckliches in dem Gedanken, dann, wenn die ganze Welt mit ihren Freuden von uns abfällt, nicht beten zu können: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!

Doch thut man Unrecht, wenn man immer die scheinbare Bangigkeit der Sterbenden oder ihr ruhiges Entschlafen für eine Folge des Wandels hält, den sie in dieser Welt geführt haben. Es lehrt uns ja die Erfahrung, daß die liebenswürdigsten, unschuldigsten Kinder oft mit anscheinender Schmerzlichkeit verscheiden, und daß umgekehrt die entschiedensten Bösewichte mit anscheinbar äußerlicher Ruhe ihren letzten Athemzug aushauchten. Was wir als Augenzeugen am Sterbelager erblicken, ist meistens die Wirkung von dem Verhältnisse der Krankheit zum Körper und dessen Lebenskräften. Was im Geiste des Verscheidenden vorgeht, während von außen Betäubung herrscht, wer mag es ergründen? Wer schon ruchlose Verbrecher zum Tode führen sah, die in der Fülle ihrer Kraft das Leben schließen sollten, sah sie ernst, schweigend, in scheinbarer Ruhe den letzten Gang thun. Wer aber möchte glauben, daß ihr Inneres das Glück der Ruhe empfunden hätte?

Die Vorstellungen selbst frommer Menschen von ihrer künftigen Auflösung sind gemeiniglich nur dadurch ängstlich, daß sie ihrer Einbildungskraft zu viel einräumen und von ihr lernen wollen, wie ihnen dann zu Muthe sein werde. Es ihnen darin etwas Schauderhaftes, daß sie nun alles Liebe und Gewohnte und Wohlbekannte auf Erden verlassen und gegen das Fremde, Unbekannte vertauschen sollen. Allein diese Aengstlichkeit würde verschwinden, wenn sie mit der Weisheit Gottes, die aus allen Einrichtungen der Natur hervorleuchtet, vertraut wären. Sie würden in dem, was sie für unbekannt halten, etwas sehr Bekanntes, etwas Erfreuliches finden. Sie würden wissen, es sei das neue Leben abermals ein Geschenk vom Vater im Himmel, und ein noch reizenderes, als er uns mit dem irdischen Dasein machte. Bist du nicht vom Vaterherzen deines Alles liebenden, Alles wohl besorgenden Gottes überzeugt? Warum zitterst du denn? Zittert denn das Kind vor der Weihnachtsgabe, die es von seinen Eltern empfangen soll, wiewohl ihm das, was es erhalten wird, noch ganz unbekannt und neu ist? So ist auch das bessere Loos, das uns Gott bestimmt, eine väterliche, freundliche Gabe, die wir mit Vergnügen und fröhlicher Zuversicht erwarten sollen. Wenn der Mensch als Säugling eintritt in das gegenwärtige Leben, das er doch noch nie gesehen und empfunden; wenn ihm da die liebende Mutter zum erstenmal bewillkommend an ihre Brust drückt; wenn sich der Vater mit Zärtlichkeit und Lust über den Ankömmling hinbeugt und ihn segnet: erschrickt er da vor dem Fremden und Unbekannten? Wie gütig, wie geliebkoset wird er doch von Allen begrüßt! Wie unmerklich wird er nach und nach mit allen den neuen Dingen vertraut, die ihn umringen! Denke dir nun, der Mensch habe schon einmal in irgend einer Welt und vielleicht in weit vollkommenern Verhältnissen gelebt, ehe er hier auf Erden erschien: wo hat die Erde so viel Befremdendes für ihn? — Ach, in dem Leben jenseits der Todesstunde wird unser Empfang an Güte und Freundlichkeit demjenigen gleichen, welchen wir hienieden hatten, ihn vielleicht an Anmuth übertreffen. Dort ist schon unser Glück bereitet, dort schon für unsere Lust gesorgt. Haben wir dort nicht schon die Lieben, die uns erwarten?

Warum soll ich daran zweifeln, — zweifeln, weil ich es nicht kenne? Hat Gott nicht schon für mich und meinen Empfang und für mein Loos auf Erden gesorgt, ehe ich geboren ward? Wer dachte denn an mich, ehe ich da war? Wer maß mir meine Freuden zu, ehe ich noch das Herz dazu trug? Wer maß mir meine Leiden zu, ehe ich noch Thränen kannte? War es nicht der Ewige, der Allliebende, mein Vater? Wie nun, und er, der meiner gedachte, ehe ich war, ehe ich ihn kannte — er sollte mein vergessen, nun ich bin? mich verlassen, nun ich ihn wieder liebe und seinen Vaternamen stammele? Er sollte mich versäumen, nun ich ihn im Tempel seiner Schöpfung bewundere und anbete?

O nein, Vater im Himmel, das kannst Du nicht, das willst Du nicht! Du kannst, Du willst nicht die Geister, welche Du erschufst, verstoßen, wenn sie kaum zur Erkenntniß ihres und Deines Daseins gekommen sind! Du warst ihr Gott, ehe sie waren; Du bist ihr Gott, so lange sie hienieden sind; Du wirst ihr Gott sein, wenn sie in ihre erhabenern Bestimmungen eintreten, die Du ihnen bereitet hast von Anbeginn der Welt! — Mit Entzücken, mit Vorgefühl unnennbarer

Freuden gedenke ich dort hinüber, wo auch Du bist, mein Gott! wo auch sie sind, die Theuern alle, die Du meinem Herzen hienieden gegeben hattest! — O welch ein Augenblick meiner Verklärung! Welch eine Seligkeit im Wiederfinden aller meiner Lieben, welche Du, Vater, mit mir verbunden! — Ich werde es einst mit dem Zittern der Freude stammeln: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Amen.

31.

Der Gedanke an die Ewigkeit.

1 Tim. 6, 12.

Erinn'rung der Unsterblichkeit,
Umschwebe meine Seele!
Begeistre mich zur Heiligkeit,
Erscheine, wenn ich fehle.
O Gottes göttlichstes Geschenk,
Dein bin ich immer eingedenk,
Warum sollt' ich verzagen?

O, wenn du einst vollendet bist,
Dann wirst du's ganz verstehen,
O Seele, wie Gott gnädig ist;
Frohlockend wirst du's sehen.
Dann ist, was dich hier zittern macht,
Enthüllt von jedes Schattens Nacht,
Ganz Herrlichkeit und Wonne!

Vielleicht von Allem, was die Religion Jesu Christi von heiligen Gegenständen unserm Geiste zur Betrachtung darbietet, fesselt nichts so sehr die Aufmerksamkeit, als die Lehre und Hoffnung der Unsterblichkeit der Seele. Denn die Sehnsucht und Liebe des Lebens ist tief in jedes menschliche Herz gesenkt. Mag dies Erdenleben auch noch so reich an Mühseligkeiten sein, der Sterbliche will es nicht fallen lassen. Mag der frömmelnde Heuchler die schöne Gotteswelt immerhin ein Land des Jammers, ein Thal der Thränen nennen: er verweilt noch gern in diesem Thränenthal, welches er zu verachten scheint, und schaudert vor dem Tod, welchen er oft rühmt, weil er ihn von den Leiden dieser Welt befreie. Die Hoffnung des Lebens lächelt den Sterbenden noch bis zum letzten Athemzuge an, begleitet noch den Missethäter oft zum Richtplatze, und versüßt dem Verbrecher die Bitterkeit des Kerkerlebens.

Eben diese Sehnsucht zum Leben, welche allen Sterblichen ein geheimes Grausen vor ihrer Todesstunde einflößt, erfüllt sie auch mit dem Glauben an die Fortdauer ihres Geistes nach der Vernichtung des Leibes. In eben dieser Sehnsucht, womit die Weisheit des Schöpfers uns, wie mit fast unzerreißbaren Banden, an dies Dasein auf Erden festhält, offenbarte sie zugleich allen Gemüthern ihre erhabene Bestimmung. Alle Völker, wenn sie einmal gleichsam aus dem dumpfen Schlummer thierischer Rohheit erwacht sind, umfassen mit Inbrunst die Vorstellung eines Lebens jenseits des Grabes. Alle Religionen, selbst die Religionen wilder Völkerstämme, predigen einen Zustand der Seligkeit oder des Urtheils in einem künftigen Leben. Gewisser, überzeugter aber ist der Christ. Er hat dafür, neben den Offenbarungen Gottes durch die Vernunft, auch die Offenbarungen Gottes durch seinen Sohn Jesum Christum. Wie Jesus den Tod überwand, so werden auch wir den Tod überwinden und das Verwesliche vertauschen mit dem Unverweslichen.

Auch der Leichtsinn kann den Gedanken an die Ewigkeit nicht hinwegscherzen. Auch der laueste Christ, welcher in dieser Welt lebt, als würde er ewig auf Erden

wohnen, wird von der Erinnerung an sein Grab überrascht. Auch der Böse-wicht, welcher, versunken in seinen Leidenschaften, Thorheiten und Lastern, allen Witz aufbietet, alle Scheingründe ergrübelt, um den vergeltenden Gott aus dem Weltall hinwegzuleugnen, und das Fortdauern des Wesens, das in seinem Körper denkt und will und wunderbar wirkt, wie eine Fabel zu verspotten, — auch er wird, wider seinen Willen, mitten in seinen Zerstreuungen, von dem Gedanken an Gott und Ewigkeit überrascht. Es überwältigt ihn dieser Gedanke als eine unzerstörbare, ewig dauernde Wahrheit. Er denkt ihn und schaudert. — Die Teufel glauben es auch und zittern! sagt der Apostel Jakobus. (Jak. 2, 19.)

Daß der Sterbliche nicht allein für dieses kurze Leben vorhanden sei; daß er nicht bloß dem Irdischen, sondern auch einer höhern Weltordnung, einer geistigen Welt angehöre, dafür bürgen ihm drei Zeugen, die er mit allem seinem Leichtsinn, mit allem seinem Witz, mit aller seiner Macht nicht aus dem menschlichen Geschlechte verbannen kann; und diese drei Zeugen unter allen Völkern des Erdbodens sind: die Allgemeinheit des Glaubens an einen Gott, die Allgemeinheit des Gewissens oder des innern Richters unserer Handlungen, und die Allgemeinheit des Glaubens an die Ewigkeit. Diese sind es auch, welche wir als Erzieherinnen des menschlichen Geschlechts betrachten müssen und als ihre Erhalterinnen.

Denn wahrlich, was würde diese Welt sein ohne jene drei großen Gedanken? Was würde den Menschen dieses in seiner Wuth unbezähmbare, Alles verheerende Thier bändigen und zähmen können, wenn diese drei großen Gedanken aus der Welt verschwunden wären? Denket euch die Sterblichen mit ihren wilden, Alles zerreißenden Begierden sich selbst überlassen, ohne Glauben an Gott, ohne Empfindung des Rechts oder Unrechts, ohne Vorstellung einer Fortdauer nach dem Tode — welches Leben, welches Eigenthum wäre dann noch sicher? welcher Eidschwur wäre verbindlich? welches Gesetz mächtig? welche Heeresmacht furchtbar? welche Unschuld heilig? welche Thräne rührend? Unterm Himmel würde eine Hölle ihre Schrecken entfalten. Gewalt, Hinterlist und Tyrannei würden die Alleinherrschaft üben. Der Meuchelmord würde den Herrscher und Beherrschten ins Grab stoßen. Der Erdball würde bald öde und entvölkert dastehen, wie er war, ehe der Fuß eines Sterblichen ihn betreten hatte.

Wenn nun der Gedanke an die Ewigkeit schon so mächtig und zaubervoll auf die wildesten der Menschen wirkt — was muß er für den Christen sein, der, eingeweiht in Jesu Offenbarung, in Jesu Reich, auf Erden wenig, dort Alles zu erwarten hat? Was muß er für den Christen sein, der mit Christo sprechen darf: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, meine Heimath ist nicht diese Erde, sondern das ganze Wohnhaus Gottes, das ganze Weltall ist mein Vaterhaus!

Und doch — wer wird es leugnen? — erregt die Erinnerung an den Tod und an den Zustand der Seele im künftigen Leben auch bei frommen Christen nicht allezeit diejenigen Empfindungen, welche sie ihrer Natur nach erregen sollte. Oft beugt sie das Gemüth zu tief; oft erregt sie allzu große Verachtung des Erdenlebens; oft entartet sie in ein fruchtloses Forschen und Nachdenken über

den Zustand der Seele nach dem Tode, und verleitet zu allerlei trüglichen Einbildungen; oft verbittert sie uns den Genuß unserer besten Freuden hienieden.

Das Alles soll der Gedanke an die Ewigkeit nicht. Aber wie soll ich ihn denken? wie soll er auf mich wirken? was muß er für mich sein?

Der Gedanke an die Ewigkeit muß für jeden Christen gleichsam wie ein vertrauter Freund sein, daß er weder lästig fällt, wenn er kommt und oft nahet, noch daß er erschreckt, wenn wir ihn lange nicht hatten und er unverhofft bei uns eintritt.

Soll er dies für uns sein, so müssen wir und auch schon ganz vertraut mit ihm gemacht haben. Wir müssen ihn genau kennen. Wir müssen wissen, was wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben. Nur der vertraute Freund allein wird von uns jederzeit, so oft oder so selten er auch erscheine, mit freundlichem Lächeln, das ihm Willkommen sagt, empfangen.

Der Christ soll also den Gedanken an das künftige Leben zu seinem Vertrauten machen. Er muß ihn daher nie von sich entfernen, wenn er erscheint. Er findet ja in ihm nichts, als einen Erinnerer an das, was doch einst unvermeidlich geschehen wird; einen Erinnerer an die ewige, unabänderliche Bestimmung, der wir mit jeder Stunde, mit jedem Schritt, um eine Stunde, um einen Schritt näher treten.

Zudem ist es durchaus unausweichlich, wir begegnen diesem Gedanken fast täglich. Das frische Grab des Kirchhofs und die welke Blume; die Nachricht von den Todten einer Schlacht oder von der Krankheit eines Bekannten; unser Gang zur Erfrischung erschlaffter Kräfte, oder unser Abendgang zum Schlafe; das Haus, in welchem wir wohnen, und worin schon Mancher vor uns starb, die Erinnerung an Eltern, Gatten, Kinder, Geschwister, Freunde, die vor uns hinübergingen. — Alles, Alles führt uns zu dem Gedanken an das dunkle Jenseits.

Kann er nun für uns kein Fremdling sein, wohlan, so werde er unser Vertrauter. Wir müssen unsere Vorstellungen über die Ewigkeit in uns selbst berichtigen; wir müssen uns klar denken, was dieselbe für uns sein wird, und was wir für sie sind.

Nicht daß wir über die Beschaffenheit des künftigen Lebens, über die Art, wie und wo unsere Seele dann sein werde, in fruchtlosen Grübeleien eintreten. Das ist nicht nothwendig, um mit dem Gedanken an die Ewigkeit vertraut zu werden. Dergleichen Untersuchungen führen zuletzt doch immer nur den Weisen zum Gefühl seiner menschlichen Beschränktheit, zur Wahrnehmung von den Schranken seines Verstandes;—und den Thoren zu bunten, verworrenen Spielen, seiner Einbildungskraft; zu Vermuthungen ohne sichern Grund; zu Träumereien, die sogar für schwache Gemüther der Seelenruhe gefährlich werden können; zu Schwärmereien, die schädlichen Einfluß auf unsere Denk- und Handlungsart haben können, oder der Gesundheit des Leibes Nachtheil bringen.

Millionen Menschen dachten, o Sterblicher, vor dir, an die Geheimnisse des künftigen Daseins, und erforschten sie niemals. Denn der Schleier, welchen die Hand Gottes davorzog, ist undurchsichtbar. Auch du mit deinem Nachdenken wirst das dunkle Jenseits nicht durchdringen, nicht eher, bis Gott dich ruft.—

Verwirf also die thörichten Versuche, über die Natur deiner Seele in der Ewigkeit, über ihren Aufenthaltsort nach der Sterbestunde, über ihre Beschäftigungen nach dem Tode Licht und Aufklärung zu erhalten. Achte weder der Reden noch der Schriften solcher, die sich über dergleichen dem menschlichen Auge verborgene Dinge ein Gespinnst von Träumereien erfanden, oder wohl gar glaubten, was sie mit thörichter Vermessenheit schwärmten, in Stellen der heiligen Schrift bewiesen zu sehen. — Ach, wie wollen sie die Geheimnisse des ewigen Lebens ergründen, sie, deren blöde Geistesaugen noch nicht einmal die wunderbaren Dinge dieser Welt, die geheimnißvollen Einrichtungen der Schöpfung enträthseln können, die sie hienieden alle Tage erblicken? Wie dürfen sie sich weiser dünken, als die höchste Weisheit, welche unsere Zukunft nicht ohne Ursache in wohlthätige Dämmerungen verhüllte? — oder mächtiger zu sein, als die Hand des Herrn, welche den Vorhang vor den Wundern der Ewigkeit hält?

Sich vertraut machen mit dem Gedanken an die Ewigkeit, heißt: so oft ein Anlaß erscheint, sich daran zu erinnern, daß wir geboren sind für die Unendlichkeit des Lebens; daß Gottes unerschöpfliche Vaterliebe unendlich ist, wie das Dasein unserer Seele; daß die Hand, welche uns schon hier auf Erden so mancherlei Freuden und Entzückungen verlieh, auch dann nicht ärmer an Schätzen sein werde, wenn wir uns zum Genusse höherer Vollkommenheiten würdig und empfänglich gemacht haben; daß die Gnade des allmächtigen, alliebenden Schöpfers, die seit Ewigkeit über das unermeßliche Weltall waltete, und auch unsern Geist aus dem Nichts hervorrief, durch Ewigkeiten fortwalten wird; daß mit diesem unerschütterlichen Vertrauen auf ihn jede Verwandlung unsers Schicksals, also auch die Verwandlung, welche im Tode mit uns vorgeht, für uns Wohlthat sein müsse; daß wir nur dann eines schönern Looses jenseits der Sterbestunde gewärtig sein können, wenn wir uns desselben würdig gemacht haben; daß wir dort edler stehen werden, wenn wir hienieden nach der Anweisung des göttlichen Jesus edler, vollkommener geworden sind; daß, weil wir hienieden, je mehr wir an Weisheit und Tugend wachsen, größere Seligkeit empfinden, auch dort namenlose Seligkeit unser Lohn sein werde; daß, wenn wir die Seele hienieden vernachlässigen, und nur diejenigen Triebe, Wünsche und Begierden erfüllen, welche unser Leib uns einflößt, wir uns selbst zur Unvollkommenheit, zu einem traurigern, schrecklichern Schicksale nach dem Tode verdammen; daß, wer hienieden seine Seele vernachlässigt, dort, und hätte er auch hienieden die ganze Welt gewonnen, der Aermste sein müsse, weil im Geisterreiche nur Geistesschätze, nicht irdische Herrlichkeiten, gelten.

Dies ist es; was die heilige Schrift lehrt. Dies ist es, was Jesus, der Weltheiland, der Weltenrichter, lehrt, wenn er sagt: Und es werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens; die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. (Joh. 5, 29.)—Darum, meine lieben Brüder, seid fester, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergebens ist dem Herrn. (1. Kor. 15, 58.)

So der Gedanke an die Ewigkeit gedacht, wird er jedesmal unzertrennlich in uns mit dem Gedanken an die Besserung unsers Gemüthes verknüpft sein. Wir

werden niemals an das heilige Jenseits uns erinnern, ohne zugleich an die Frage: Aber ich, werde ich dort ein herrlicheres Dasein verdient haben? Hat sich meine Seele in Jesu geheiligt, daß ich dort mit Freudigkeit jedes Loos erwarten darf?

Denn an die Zukunft des ewigen Lebens denken, ohne an unsere Würdigung zu demselben, wäre eine Selbsttäuschung, wäre ein todter Glaube. Aber der Gedanke an die Ewigkeit, wenn er uns reizt zu allem Edeln und Guten, ist schon hier ein Engel, der uns auf Jesu Bahn führt, auf Gottes Wegen. Dann wird er, je weiter wir in unserer Vollkommenheit und Besserung vorschreiten, für uns ein Gedanke stillen Vergnügens, ein Gedanke voll himmlischer Beruhigung.

Er wird dann nie in uns erwachen, ohne von dem Gedanken an das Wiederfinden jener geliebten Seelen begleitet zu sein, die wir hienieden kannten. Wir werden nicht an die Ewigkeit denken, ohne daß uns die Erinnerung an einen früh hinübergeeilten Freund, an unsere theuern Eltern, an unsere Kinder, an unsern Gatten, unsere Geschwister, mit Entzücken durchschauert. Ach, die höchste, unendliche Liebe, Gott, der die Liebe selbst ist, Gott, der auf Erden unsere Seelen sich finden ließ und so innig verband — wird er uns droben trennen? Wird er Seelen trennen, die er für einander geschaffen hatte, dort, wo Gott abwischen will alle Thränen von ihren Augen, und der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen mehr sein werden? (Offenb. Joh. 21. 4.)

Der Gedanke an die Ewigkeit wird nie in uns erwachen, ohne verbunden zu sein mit der Erinnerung an unsere höhere Bestimmung. Wir werden nicht an die Zukunft denken können, ohne an die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Allen, mit dem wir hienieden zu thun haben. Wir werden in ruhigere Stimmung über das gerathen, was uns gegenwärtig betrübt. Wir werden lebhafter als sonst fühlen, daß es thöricht sei, sich ungemessenem Schmerze über Dinge preiszugeben, die uns niemals gegeben, sondern nur geliehen wurden. Denn Alles, was wir auf Erden haben, erwerben, genießen, gehört nicht uns, sondern der Erde. Wir sind nur für kurze Zeit Nutznießer davon. Nur die erhöhte Vollkommenheit unsers Geistes, wozu Alles, was uns auf Erden verliehen wird, nur Hilfsmittel ist, nur diese Vollkommenheit, diesen Selbstadel des Geistes rettet der Geist, weil er von ihm unzertrennlich, weil er das selbst ist, weil er der Ewigkeit und nicht dem kleinen Punkte dieser Zeit und des Sternes angehört, den wir Erdball nennen.

Wenn aber der Gedanke an die Ewigkeit den Gedanken an die Nichtigkeit des Lebens erweckt: so soll er uns darum nicht gleichgültig gegen die Reize und Schönheiten des gegenwärtigen Daseins machen. Er muß uns nicht mit Schwermuth und Trübsinn, nicht mit Verachtung dieser Welt erfüllen, sondern vielmehr zum weisen und frohen Genuß alles dessen ermuntern, was Gottes Gnade uns Gutes schenkt. Warum sollten wir auch ein Leben verachten, welches doch ein Geschenk aus der Hand des uns liebenden Schöpfers ist? Warum sollten wir eine Welt verachten, die Gott schuf, und mit unzähligen Wundern schmückte? Wäre es nicht tadelhaft, wenn das wißbegierige Kind die Schule verschmähen würde, aus Begierde, bald weise und einsichtvoll zu sein? Welch

ein Widerspruch! Nun denn, eben so groß ist der Widerspruch, in welchen wir verfallen, wenn wir uns die Freuden zu genießen scheuen, oder sie verachten, in Erwartung der bessern, die Gott uns einst gewähren will. — O Mensch, du kleine, niedrige Pflanze, keime, grüne, entfalte deine Blätter und Zweige erst, ehe du in höchster Vollkommenheit prangen willst.

Statt uns vom heitern Genusse dieses Lebens und seiner Schicksale zu entfernen, soll der Gedanke an die Ewigkeit uns vielmehr dazu ermuntern. Statt uns von diesem Leben zurückzustoßen, soll er uns daran fesseln. Denn hier ist unsere Vorbereitung für die Zukunft, hienieden zwischen Glück und Unglück, zwischen Blumen und Dornen unsere Bildungsschule für die Ewigkeit. Wie beklagenswürdig ist die Feigheit oder der Wahnsinn des Selbstmörders, welcher, vom irdischen Ungemach gequält, die Bande mit frecher Hand zerreißt, die ihn an dies Leben binden, weil er der Hoffnung ist, dort werde er ein besseres Schicksal finden! Wer gab ihm denn hienieden dies Schicksal? Gab er es sich selbst durch eigene Vergehungen: wie darf er erwarten, dort ein höheres, besseres, vollkommeneres Wesen zu sein, als er hienieden war? Oder gab Gott ihm prüfend dies Schicksal: warum wollte er sich den Leitungen seines weisen Schöpfers und Vaters entziehen? Wähnt er, der Allerweiseste werde nun dieses Eigensinnes, dieser feigen Weichlichkeit willen seine Rathschlüsse ändern? Glaubt er, Gott und den göttlichen Leitungen zu entrinnen?

Der Christ, im Vertrauen auf die Vaterhand, welche ihn leitet, im Glauben an die Unsterblichkeit seines Geistes, eine Unsterblichkeit, welche allen Menschen geoffenbart ist, wird, was ihm hienieden des Guten und Bösen geschieht, was er hienieden erwirbt, Freunde, Güter, Würden, Feinde, Armuth, Schmach, Alles nur als Mittel zur Erhebung, zur Reinigung seines Gemüths gebrauchen. Er wird diese Erde, diese Schule lieben, worin er sich zu einem höhern Stande vorbereiten soll. Er wird einst ohne Furcht und Schrecken das Ende seiner Wanderung herbeinahen sehen.

Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen das Unsterbliche, dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? — Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum. (1. Kor. 15, 54. 55. 57.)

Einst schwingt mein Geist sich auf vom Staube,
Zu meinem Heile, das ich glaube,
Zu Dir, o mein Messias, los!
Einst nimmst du meinen Leib, o Erde,
Damit ich ganz unsterblich werde,
In deinen mütterlichen Schooß.

Wie wird mir dann? — Welch süßes Beben!
Von welcher Welt bin ich umgeben?
Was werd' ich? — o, wo soll ich sein?
Entzücken strömet durch mich nieder;
Das bin ich? — Das sind meine Glieder?
Der Glanz der Göttlichkeit ist mein?
Ich bin verklärt, erlös't vom Staube?
Weß Thron ist dort? — Wer ruft mir zu?
Ach, das ist Gott, an den ich glaube,
O, mein Messias, das bist Du!

Herr, ewig währet Deine Treue!
Dir dank' ich, daß ich mich erneue,
Ich komme nicht in Dein Gericht.
Heil mir, mein Feind ist nun bezwungen,
Der Tod ist in den Sieg verschlungen:
Auch ich, ich bleib' im Staube nicht!
Heil mir, Herr, Dein ist Macht und Ehre;
Dein ist's, Messias, daß ich bin! — —
Ich menge mich in Deine Chöre,
Und eil' ins Halleluja hin.

32.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Erste Betrachtung.

Der Hingang zum Vater.

Joh. 14, 28.

Du bautest eine Hütte mir,
Gedanken da zu sammeln,
Und da zuerst, mein Gott, von Dir
Und Deiner Huld zu stammeln;
Und, immer mehr veredelt, mich
In Deinem Lob zu üben,
Und getrieben
Von Deinem Geiste, Dich
Stets inniger zu lieben.

Nicht sterben! Ja, nicht sterben, Gott!
Des bessern Lebens Glauben
Soll keines bangen Zweiflers Spott
Von meinem Herzen rauben.
Ich werde sterben, aber dann
Wirst Du zu Dir mich führen;
Triumphiren
Wird meine Seel', und kann
Im Tode nicht verlieren.

Nur sehr ungern mag der gewöhnliche Mensch an Tod und Grab denken, und doch erinnert ihn so viel daran! Man spreche von Verstorbenen; oder begegne einem Trauerzuge, welcher dem Sarge zur Beerdigung folgt, oder höre von Bekannten, welche die Welt verließen; oder gedenke seiner eigenen Geliebten, deren Asche nun ruht im Schooß der Erde — immer werden wir daran erinnert, daß auch wir schlechterdings von der allgemeinen Einrichtung der Natur keine Ausnahme machen können. Wer nie ohne Schauder an seine Sterbestunde gedacht hat, ist so gut, so sanft entschlafen im Arm der Auflösung, als der sich nach ihr sehnte. Und doch erinnert sich der gewöhnliche Mensch nur ungern an Tod und Grab. Es ist so natürlich. Wäre auch die angeborne, natürliche Lebensliebe nicht so heftig und innig in jedem Sterblichen, als sie wirklich ist: wie sollte nicht Abneigung gegen Todesgedanken entstehen, da sie von Allem das Gegentheil sind, was uns in dieser Welt Freude macht? Der Tod endet unsere Hoffnungen, vernichtet unsere schönsten Entwürfe, trennt uns von unsern süßesten Gewohnheiten, nimmt uns von unsern Eltern und Kindern, Brüdern, Freunden und Freundinnen mit unbarmherziger Gewalt hinweg. Ach, er hat uns schon manche unserer theuersten Kleinode des Lebens entrissen.

Und wenn dem nun also ist: warum wollen wir uns durch die öftere Erinnerung an Grab und Tod denn noch die wenige Lust verderben, die wir im Leben haben? Genießen wir doch die Freude noch diesen Augenblick, da sie uns blüht, ohne sie uns selber muthwillig zu verderben! — Dies ist die Sprache Vieler. Ja, ihrer Viele sind, welche eben daraus selbst der christlichen Religion einen Vorwurf machen wollen, daß sie trauriger Art sei, und immerwährend an die Hinfälligkeit des Lebens, an Tod und Gericht mahne.

Aber fürwahr, wer nicht heiter über den Tod denken kann, der hat auch noch nicht heiter und deutlich über das Leben gedacht. Wem der Tod ein dunkles und eben deswegen widriges Bild ist, dem ist auch das Leben selbst ein verworrenes Räthsel; der ist mit sich selber noch nicht einig, warum er da sei, und was das Leben für ihn bedeute. Es kommt nicht darauf an, was wir, um als vernünftige Wesen zu gelten, *gern* denken, sondern was wir denken *müssen*. Aber die Religion ist's, welche uns das Räthsel des Lebens auflöset, und eben

dadurch zum Räthsel des Todes den Schlüssel gibt. Weit entfernt, daß das wahre Christenthum den Menschen trübsinnig und niedergeschlagen mache: durch Todesbetrachtung erhebt es seine weisen Bekenner über jeden Schmerz, über jede Furcht, und macht uns fähig, ohne Rücksicht auf die nahe oder entfernte letzte Stunde des Lebens, die mannigfaltigen Freuden desselben mit dauerhafter Ruhe zu genießen. Wenn dies die Religion Jesu in der That vermag: warum sollen wir sie tadeln? Warum wollen wir Gedanken meiden, welche sich doch unwillkürlich aufdrängen? Es hat Jeder schon verloren in seinem Lebenslauf: wie will er es verhüten, sich daran zu erinnern? Es ist das Leben selbst, es ist unser Herz, welches uns an die schmerzlichen Verluste mahnt; aber die Religion ist's, welche uns durch ihre erhabenen Ansichten des göttlichen Alls und des göttlichen Wirkens tröstet, und mit unserm Verluste versöhnt.

Wen zählst du von den theuern Deinigen schon unter den Vollendeten? Vielleicht einen Vater, der dein irdischer Schutzengel gewesen? eine Mutter, die dich über Alles hochgeliebt hat? Vielleicht einen Bruder, der noch unter tausend grünen Hoffnungen an deiner Seite wandelte? Vielleicht eine Schwester, die deine andere Seele war? Vater, Mutter, ihr Betrübten, vielleicht ein Kind, die süßeste Blüthe und Erwartung eures Lebens? Oder einen edeln Gatten, eine treue, fromme, liebende Gattin? — Wen zählst du von den theuern Deinigen schon unter den Vollendeten? Wie? ist dir das Andenken des Geliebten nicht mehr theuer, daß dich der Gedanke des Todes schreckt, wenn er dich in einsamen Stunden beschleicht? Dein Herz hat bei dem schweren Verlust geblutet, die Wunde ist noch nicht geheilt. Ach, es gibt Wunden, die nie im Leben wieder vernarben. Es ist ein irriger Gedanke, daß die Zeit endlich jede heile. Aber was sie nicht heilen kann, dessen Schmerz weiß doch die Religion Jesu durch den heiligen Balsam zu mildern, welchen sie darauf träufelt.

Es ist möglich, daß dich in einem stillen, gemüthlichen Augenblick der Gedanke an deine eigene Auflösung und Verwesung mit einem unwillkürlichen und unüberwindlichen Schauder überströmt; daß sich jede Faser sträubt in dir gegen die angedrohte Vernichtung. Ja, es kann dir, übermannt vom Grausen, selbst für den Augenblick wünschenswürdig scheinen, lieber kein Dasein empfangen zu haben, als es verlieren zu müssen. Doch diese unangenehmen Empfindungen sind nicht Wirkungen der traurigen Ansicht, welche die Religion gibt, sondern deine eigene natürliche Neigung zum Leben. Aber eben das Christenthum hebt alle Schrecken des Todes auf, indem es uns einen Blick in eine Zukunft werfen läßt, wo Leben, Wirksamkeit und Freude athmen, wie heute und hier. Erschien der welterleuchtete Heiland vergebens, um uns über unsere Unsterblichkeit und Bestimmung zu beruhigen?

Und wie schilderte er den Tod, dessen Schrecken er so furchtbar als irgend ein Sterblicher empfunden, den er sterben mußte in voller Blüthe seiner Kräfte, in der Entwickelung seiner Jahre, im ganzen Reiz einer ungeschwächten Gesundheit, im Gefühl der unbeflecktesten Unschuld, und doch als Verbrecher? Er nannte ihn seinen Hingang zum Vater!

Wie er, spricht jeder Christ mit Recht: Sterben heißt ein Wiederhingeben zum Vater; denn Jesu Vater ist auch der unsrige; der Schöpfer aller Se-

raphim wie des kleinsten Pflanzenthiers ist auch der unsrige! Welch eine heitere, freundliche Vorstellung, sich unter dem Tod nur einen Hingang zum Vater zu denken! So sollten wir unser und unsere Freunde Sterben beständig nennen; dann gliche der Tod, den uns die erschrockene Einbildungskraft kleinmüthiger Menschen als ein ekelhaftes Gerippe darzustellen pflegt, einem holdseligen Geiste, der uns schüchtern über die Grenzen des Lebens hinweghebt, um uns zum Vater zu bringen. In der That rühren viele falsche Vorstellungen und Schrecken des Todes von den unrichtigen und grausenhaften Benennungen her, die wir dafür angenommen haben. Bald bezeichnet man ihn mit Verwesung und Moder, aber wir verwesen und vermodern nicht; mit Verlassung der Welt, aber wir verlassen die Welt niemals, weil es an sich unmöglich ist; bald mit Vernichtung, aber wir können nicht vernichtet werden. Nein, Sterben ist der Hingang zum Vater; unsere Seele legt nur das unschickliche Kleid ab, um ein würdigeres anzuthun.

Die bildlichen Ausdrücke, welche man vom Tode gebraucht, sind jedesmal unrichtig, und daher durch ihren Widerspruch mit unserm Innern schaudererregend, wenn sie vom Zustande des seelenlosen Leibes hergenommen sind. So hat jede andere falsche Vorstellung ebenfalls etwas Widriges, weil sie mit den Gesetzen unserer Denkart im Widerspruch steht, und die Phantasie sich vergebens bemüht, den Unsinn gedenkbar zu machen.

Der Zustand des Leichnams im Grabe ist durchaus nicht unser Zustand sondern nur derjenige einer abgelegten Hülle. Wenn wir unser Haar mit der Scheere verkürzen, sind dann wir das abgeschnittene Haar, welches weggeworfen wird? Wie wenig bekümmern wir uns um diese Trennung! Wenn dem Krieger in der Schlacht seine Gebeine verstümmelt werden, und er sie verscharren sieht in die Erde: ist ihr Zustand dann der seinige? Sie modern. Er fühlt von ihnen nichts. Er ist noch, und fühlt sich als etwas ganz Anderes, denn dasjenige ist, was des Verwesens fähig ist.

Was liegt uns endlich an der Hülle? Sie ist ein veraltetes oder schadhaft gewordenes Kleid des ewigen Geistes. Warum schaudern wir nicht täglich über das Verwesen unsers Körpers, da er in der That täglich verweset? Denn nach Beobachtungen großer Naturforscher und Aerzte verändert der Mensch seinen Leib bei einer mäßigen Lebenslänge mehrmals in der Frist verschiedener Jahre, also daß wir nicht mehr als Jünglinge, als Jungfrauen den gleichen Leib, das gleiche Fleisch und Blut tragen, wie als Kinder, und im Greisenalter größtentheils ein anderes haben, denn im männlichen. Doch wir empfinden diese Verwandlung nicht, weil sie durch unmerkliche Absetzungen, Ausdünstungen und Verluste vor sich gehen. Wird endlich die letzte der Verwandlungen, da wir ganz von der groben Hülle getrennt werden, für uns merklicher sein? Wer hat denn schon das leise Ineinanderverschwimmen des Wachens und Schlafens beim Einschlummern selbst beobachten können? Wie viele Menschen starben mit dem hellsten Bewußtsein ihres Sterbens! Sie belauschten sich gleichsam während der merkwürdigen Veränderung selbst. Sie konnten sogar allen Gesunden, unbegreiflich durch welches Gefühl und auf welche Weise, den Augenblick ziemlich genau von ihrer Auflösung voraus angeben, der dann auch eintraf. Aber sahen

wir bei solchen ruhig Verscheidenden eine Spur von Widerwillen und Schmerz bei der Entschwindung der Seele aus dem Körper? Und selbst wer unter Schmerzen eines in seinen innern Einrichtungen zerstörten Körpers starb, empfand die Schmerzen nicht mehr, wenn der süße Augenblick des Trennens herannahte.

Hinweg also alle unangenehmen Todesbilder, welche wir von dem leeren, in Asche zerfallenden, weggeworfenen Kleide der Seele entlehnen. Dies Kleid sind wir nicht selbst. Wir sind unsterblich. Die ganze Natur und die Offenbarung, welche wir empfangen haben durch Jesum, den der Vater sandte, durch Jesum, der wieder zum Vater ging, predigt uns dies. Ohne diesen Glauben, der mehr als Glaube ist, der ein innerstes schönes Gefühl des Gemüths, ein Gesetz unsers Geistes ist, wäre die Gottheit keine Gottheit, die Welt keine Welt, die Vernunft keine Vernunft, all unser Denken und unser Sein selbst ein planloser Wahnsinn.

Ehe die Menschen der Urwelt, noch ganz nahe den Tagen ihrer Schöpfung, verstanden, Städte zu bauen, Waffen zu schmieden oder Tücher zu weben, waren sie schon mit dem Dasein eines allmächtigen, höchsten und gütigen Wesens vertraut, und vertraut mit dem Bewußtsein ihres unsterblichen Lebens. Und noch Jahrtausende an Jahrtausenden werden über unsern Erdball hinwegziehen; es werden sich alle Oberflächen desselben verwandeln; wo jetzt Wüsten sind, können einst weitherrschende Städte glänzen; wo jetzt die Throne der Kaiser und Könige strahlen, können einst Einöden stehen, wo kaum noch Trümmer verrathen, was gewesen ist — — aber das Bewußtsein der ewigen Fortdauer und das Bewußtsein von Gottes Sein verwandelt sich in den Menschengeschlechtern so wenig, als irgend eines der Naturgesetze vernichtet wird, durch welche das Weltall besteht. Und hat es jemals Sterbliche gegeben, oder gibt es deren noch, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele bezweifelten, oder wohl gar läugneten, so hat man solche von jeher als Gemüthskranke angesehen, die, von den Kräften ihres Vorstellungsvermögens falsche Anwendung machend, sich in wahnsinnähnliche Träume verloren.

Das unauslöschliche Bewußtsein unserer beständigen Fortdauer haben einige Schulweise versucht, mit Gedanken und Worten zu beweisen, wie man die Richtigkeit von selbstgeschaffenen Begriffen und Rechnungen beweisen kann. Aber die Unsterblichkeit ist kein selbstgemachter, erst erfundener Begriff, sondern ein bloßes Aufblühen und Entfalten unsers denkenden Wesens, und wir können es so wenig mit Worten beweisen, als daß wir unser schon auf Erden bewußt sind. Es ist genug, daß wir *sind*; dessen sind wir uns bewußt; erst aus diesem Bewußtsein und durch dasselbe sind alle andern Begriffe möglich.

Aber es ist im Grunde auch den Menschen weit weniger um sogenannte Beweisgründe ihrer ewigen Fortdauer zu thun, welche ohnehin schon durch eine innere Nothwendigkeit des Glaubens überflüssig sind, als vielmehr darum, daß sie gern voraussehen möchten, wie diese Fortdauer des Geistes beschaffen sein werde; welches das Schicksal und die Empfindung des Geistes nach der Trennung vom Körper sein möge; welch eine Beschaffenheit es mit dem habe, was wir die Ewigkeit heißen.

Gern gaukelt der Vorwitz des Sterblichen um die Geheimnisse des zukünftigen Seelenzustandes, und vielerlei ist von Vielen über das dereinstige Leben ge-

träumt worden. Verzeihlich ist diese Nachfrage. Sie quillt aus der Liebe zum Leben und aus dem in uns erblühenden Bewußtsein der Unsterblichkeit. Doch müssen wir nie vergessen, daß wir als Menschen, welche das Weltall nur vermittelst fünf sehr beschränkter Sinne erkennen, noch auf einer niedrigen Stufe der unendlichen Wesenleiter stehen, also daß wir von dem, was unser Geist in ganz neuen Verbindungen sein und wahrnehmen wird, so unmöglich eine Vorstellung fassen können, als nur schon auf Erden ein Blindgeborner ahnen kann, was er dann sein und wahrnehmen werde, wenn ihm ein neuer Sinn, nämlich das Sehen, aufgeschlossen würde, und das Weltall ihm gleichsam durch ein vorher unbekanntes Thor ins Gemüth einströmt. Wir müssen nie vergessen, daß, eben so unmöglich, als der menschliche Geist schon jetzt sich selbst und sein Wesen kennt, er zu erfahren im Stande ist, was er seinem Willen nach dann sein werde, wenn der finstere Schleier von ihm abgehoben ist, welcher ihn hienieden als Körper bedeckt.

Offenbarungen haben wir durch Jesum empfangen, den Gott ins Menschengeschlecht sandte. Allein diese Offenbarungen sind ausgesprochen, wie sie für Menschen faßlich sind. Ohne ein entkörperter Geist zu sein und im Ewigen selbst zu schweben, ist's unmöglich, treue Vorstellungen von dem Jenseits der Verwandlungsstunde zu haben. Jesus aber nannte den Tod nur einen Hingang zum Vater, eine Vereinigung mit der Gottheit. Er versicherte uns das Wiederfinden in der Ewigkeit. Er verhieß vollendetern Geistern unaussprechliche Seligkeiten, Sündern ein ernstes, unbestechliches Gericht ihrer Thaten.

Ach, dies dürfte uns wohl genügen. Es ist schon genug, Gottes Allmacht und allmächtige Liebe auf Erden zu kennen, um volle Beruhigung über unsern künftigen Zustand, ja in dem Gedanken daran tiefes Entzücken zu fühlen. Denn diese schon heute, schon auf Erden so allmächtige Liebe, wie sie sich uns durch Jesum, wie durch die Natur, offenbart: wird sie aufhören, wenn unser Leib aufhört Athem und Blut zu bewegen? Wäre dies eine allmächtige Liebe des Urwesens, des Allvaters, die gegen ihr Geschöpf schon nach wenigen Minuten endete? Nein, Gott, den ich mir als die unbegrenzte Vollkommenheit zu denken gezwungen bin, den ich als solchen in seinen Schöpfungen, im Größten wie im Geringsten, mit Erstaunen bewundere, Gott ist so gewiß mein ewiger, liebender, sorgender, beseligender Vater, als er selbst ewig ist und ich eine Schöpfung seiner Liebe bin. Und in unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen!

Doch wozu er mich berufen hat, wohin er mich einst berufen wird, wie mir dann sein werde, — dies ergründe ich nicht. Aber wie ich die Majestät des liebenden Allgewaltigen schon auf Erden aus seinen wunderbaren Werken, ich will nicht sagen erkenne, sondern nur heller wahrnehme: eben so ahnen wir zum Theil das Künftige schon aus dem Gegenwärtigen. In dem Weltall, wie wir es hier erblicken, spiegelt sich die Pracht dessen ab, was wir künftig empfangen werden. In der Zeit liegen schon die Winke des Ewigen. Je mehr wir die Schöpfungen des Weltenvaters erforschen, wie sie uns vor dem Tode erscheinen, je mehr Deutungen von der Ewigkeit begegnen wir, und von dem, was die Schöpfungen des Herrn nach dem Tode sein mögen.

Wer Gott kennt, der erschrickt vor keiner Scheidestunde vom Irdischen. Und

je besser wir uns durch Erforschung seiner Werke von der Weisheit, Macht und Huld des Vaters, von dem Unvergänglichen, Zweckmäßigen und Wohlgeordneten seiner Schöpfungen überzeugen, je mehr werden wir innere Sicherheit empfinden, daß eben diese unwandelbare, durchs unermeßliche All verbreitete Weisheit, Macht und Huld auch immerdar, und wo es sei, unsern Geist festhalten werde in seinem beseligenden, wohlgeordneten, zweckmäßigen und unvergänglichen Reiche.

Wer die Welt kennt, die uferlose ewige Welt, der erschrickt nicht vor der Scheidestunde von dieser Erde, diesem sich im unendlichen All verlierenden Sonnenstäubchen. Der hat von Gottes Größe aber noch einen sehr schwachen Begriff, wer die Erde, die wir bewandeln, für den Mittelpunkt aller Herrlichkeit hält, um welche sich andere Erden und Sonnen des Weltalls bewegen. Ach, es ist durch die Forschungen der Himmelsbeobachter mehr als hohe Wahrscheinlichkeit, daß wir mit unserer Erde weit vom Mittelpunkt des Universums, an dem Außenende unzähliger Weltordnungen, schweben; daher es kommen mag, daß der gestirnte Himmel, während wir in allen andern Schöpfungen die erhabenste Regelmäßigkeit und Ordnung anstaunen, uns die unzähligen als Sterne entfernt strahlenden Welten in seltsamer Verwirrung durch einander darstellt, bald an einem Orte dichter zusammengehäuft, bald an andern Stellen sparsamer gesäet. Stände der Stern, welchen wir Menschen hier bewohnen, höher und tiefer im Chor der herrlichen Welten, vielleicht würden wir im sogenannten Sternenhimmel die Reihen und Ordnungen des Weltgebäudes in wunderbarer Einheit erblicken. So scheint demjenigen, der am Außenende eines regelmäßig gepflanzten Waldes in unvortheilhafter Stellung die Pflanzungen betrachtet, unauflösliche Verwirrung darin, Zufall und Willkür im Stande der Bäume, während er vom Mittelpunkt aus oder aus einem günstigern Beobachtungsort erst die schöne Regelmäßigkeit der Pflanzungen beurtheilen könnte.

Wer die Welt kennt, weiß, daß in dem großen All der Dinge Alles von ewiger Dauer, Alles nur ein weitverbreitetes Reich von mannigfaltigen Kräften ist. Diese Kräfte bleiben, nur ihre Erscheinungen ändern ab. So ist auch der menschliche Geist eine Kraft. Seine Wirkungen, das heißt, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Aeußerungen, ändern sich und sind vergänglich; er selbst aber vergeht nicht mit den Worten, die er ausspricht. Das Licht wird nicht schwächer durch die Strahlen, die von ihm ausfließen. Man sagt, die Blume sei vergänglich. Sie ist's, denn sie ist nur die Wirkung ewig vorhandener Urkräfte. Aber zerfällt gleich die Blume, bleiben doch die Kräfte im Weltall, welche die Grundstoffe der Blume darstellen.

Und ich erkenne ein großes Gesetz im weiten Gebiete des göttlichen Weltalls. Es löset sich Alles wieder in Seinesgleichen auf. Das Wasser sendet Nebel und Wolken zum Himmel; aber im Thau und Regen sinken Nebel und Wolken wieder nieder und lösen sich zu Wasser auf. Die Blume, das Thier, der menschliche Leib, aus Erde entsprungen, mit irdischen Stoffen genährt, sinkt wieder in seiner Zeit zu Boden und löset sich in Erde auf.

Wenn nun die bewußten Kräfte oder Stoffe nach mannigfaltigen Verbindungen wieder in ihre ursprünglichen Familien zurückkehren, werden die sich bewuß-

ten Kräfte, die vernünftigen Wesen, die Gott denkenden Geister, wieder zu ihrer ursprünglichen Geisterfamilie heimkehren. Nach dem gleichen allgemein herrschenden Gottesgesetz in der Natur wird im Tode mein Körper Staub, aber mein Geist schwingt sich in die ihm eigenthümliche Heimath auf. Ist jenes allgemein in der Natur verbreitete Gesetz nicht eine Deutung von der Ewigkeit? Habe ich es recht verstanden?

Habe ich Dich verstanden, o Jesus, mein göttlicher Erleuchter, als Du zu Deinen Geliebten auf Erden von Deinem bevorstehenden Tode sprachst, um sie auf die schwere Trennung vorzubereiten? als Du zu ihnen sprachst: Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe, ich gehe zum Vater; denn der Vater ist größer, denn ich!

O wenn auch mich einst der Friedensengel der bessern Welt küßt und dem Staube entführt, den die Menschen Tod nennen: weinet dann nicht, ihr meine Geliebten, denn auch ich gehe heim zu meinem Vater! Weinet nicht um meine niedergesunkene Hülle, denn auch ich bin dann in meine eigenthümliche Heimath, in meine ursprüngliche Familie, in die schöne Welt seliger, gefühlvoller Geister zurückgekehrt. Ich bin heimgegangen, wo die Geliebten, ach! die Heiß- und Ewiggeliebten sind, die ich hienieden verloren hatte, und denen ich so oft nachtrauerte. Weinet nicht, denn ihr weinet mit Unrecht, wie auch ich oft mit ungerechtem Schmerze weinte um die Frühervollendeten. Dort ist ja, woran mein Herz hing, dort jedes Kleinod meines Lebens; dort, an die mich der Vater mit unauflöslicher Liebe gebunden hatte; dort auch mein Jesus, dort mein Alles, mein Gott, zu dem ich durch Jesum komme! Weinet nicht, auch ihr erlebet endlich den süßen Augenblick des Heimgangs zum Vater! Auch über eures Leichnams Mienen werden eure Hinterlassenen noch das Lächeln des Entzückens und der Zuversicht schweben sehen, womit ihr hinüber eilet! Nicht hier, dort ist unser Vaterland, dort unser wahres Leben! Heil mir und dir, es ist kein Tod, nur Hingehen zum Vater! Amen.

33.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Zweite Betrachtung.

Das zukünftige Leben.

Matth. 22, 29. 30.

Nein, Vater, deß mein Herz sich freut,
Du schufst mich nicht vergebens;
Was schmeck' ich nicht für Seligkeit
Schon in dem Traum des Lebens!
Wie wenig ist's, was ich hier seh',
Hier, o mein Gott, von Dir versteh'!
Doch macht schon das mich selig!

Es fliehe denn mein Leben hin,
Schnell wie ein Traum und schneller;
Ich weiß, daß ich unsterblich bin!
Dort wird dies Auge heller!
Dich seh' ich dort einst, wie Du bist,
Und meine Freude, Vater, ist
Dann ewig und vollkommen.

Uralt, wie das Menschengeschlecht, ist das Bewußtsein einer unvergänglichen Seelenfortdauer. Daher begegnete man dieser Ueberzeugung selbst unter den wildesten Nationen der entferntesten Länder, wohin nie ein Strahl geoffenbarter

Religionen, nie die Lehre morgen- oder abendländischer Weisheit gedrungen war. So hat von jeher auf der ganzen Erde nur eine Stimme geherrscht, nur eine Hoffnung, nur eine Sehnsucht nach dem Ewigen. Und die Gottheit war es, welche den Geistern, diesen sich selbst bewußten Kräften, die Offenbarung gab, als sie dieselben schuf. Aber die hohe Vollkommenheit Gottes gibt nicht Täuschungen. Und warum Täuschungen geben, da sie den unendlichsten Reichthum der Wirklichkeiten umfängt?

So übereinstimmend inzwischen das gesammte Menschengeschlecht in der Ueberzeugung ist und war, daß mit dem thierischen und körperlichen Leben das Leben der höhern, sich in diesem Körper bewußten Kraft nicht schließt: ebenso mannigfaltig sind hingegen und waren die Vorstellungen der Völker von der Beschaffenheit eines künftigen Daseins. Denn diese Vorstellungen richten sich sehr natürlich nur nach dem Grade der Geistesausbildung, nach dem Maße der Erfahrungen und Erkenntnisse von Gottes Werken, so die Menschen in verschiedenen Zeitaltern hatten. So zum Beispiel, als man in frühesten Zeiten noch nicht um die ganze Erde Reisen gethan und erfahren hatte, daß sie eine im Himmel schwebende und sich täglich um sich selbst und jährlich um die Sonne herumwälzende Kugel sei, glaubte man, unter der Erde sei der Aufenthalt der Verdammten, und ihre Qual sei das Feuer, dessen Flammen aus den bekannten feuerspeienden Bergen lodern. Jetzt wissen unsere Kinder in den Schulen schon, daß rings um den Erdball der Himmel, und die Erde nur einer von den kleinern Weltkörpern ist, die das ewige All in regelmäßigen Bahnen durchschweben. Ehe man wußte mit Hilfe der Fernrohre die Größen, Entfernungen und Bahnen der nächsten Sterne zu bestimmen, hielt man diese für gleich weit von uns entfernte Himmelslichter, und dachte sich den Aufenthalt der Frommen jenseits derselben, und ihre Freuden und Beschäftigungen eben so sinnlich, wie hienieden. Jetzt wissen auch die Kinder in den Schulen, daß jeder Stern eine Welt und das Weltgebäude eine Unendlichkeit von Welten sei. So hatte jedes Volk, jede Religionspartei ihre eigenen Einbildungen von dem Orte der Seligen und Unseligen, wie denn noch heutiges Tages die Vorstellungen des Kindes und der Weisen über den gleichen Gegenstand sehr verschieden sein müssen.

Als Jesus Christus unter dem jüdischen Volke auftrat und lehrte, fand er unter den Bekennern der mosaischen Religion verschiedene Sekten. Dergleichen waren z. B. die Essäer, welche eine sehr strenge eingezogene Lebensart führten, und nur auf frommen Wandel und Entsagung sinnlicher Lüste Werth setzten; die Pharisäer, welche dagegen viel auf äußerlichen Gottesdienst und genaue Befolgung der von Moses verordneten, oder durch mündliche Ueberlieferung vom Alterthum empfangenen Lehren und Ceremonien hielten, auch beim Volke die beliebtesten waren; endlich die Sadducäer, welche alle mündliche Ueberlieferung verwarfen und nebst manchem Andern auch die Auferstehung der Todten leugneten. In einer Unterredung mit Jesu suchten sie ihm ihre Zweifel auseinander zu setzen oder zu erregen, indem sie irdische, bürgerliche oder verwandtschaftliche Verhältnisse in das künftige Leben übersetzten und daraus Bedenklichkeiten folgerten. Weß kann, sagten sie, das Weib sein dort, welches

nach und nach die Ehefrau von sieben Brüdern gewesen? Jesus antwortete: Ihr irret, und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes! In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich, wie die Engel Gottes im Himmel. (Matth. 22, 29. 30.)

Aehnlich diesen Zweifeln der Sadducäer sind die oft sehr seltsamen Gründe, welche man aus dem gewöhnlichen Leben hernimmt, um sich über den Zustand der Seele nach dem Tode zu beruhigen. Die Hand, welche nur betasten, aber nichts hören kann, möchte das Rollen des Donners bezweifeln, weil sie ihn nicht zu begreifen vermag. Sie leugnet ihn, während ihn das Ohr vernimmt.

So fragt Mancher: Werden wir auch Bewußtsein und Erinnerung behalten, wenn wir den Leib ändern? Denn obwohl unser Geist fortdauert, würde doch ohne Bewußtsein und Erinnerung diese Dauer für ihn ein so neues Leben sein, als wäre er erst in die Welt getreten und vorher nie gewesen. Und fände durch Bewußtsein und Erinnerung keine Verknüpfung zwischen dem künftigen und diesem Leben statt: so würde der Tod wie eine Art Vernichtung anzusehen sein.

Auch bei diesen Zweifeln sind, wie bei jenen der Sadducäer, die Ursachen aus Ereignissen des irdischen Lebens entlehnt. Man vergleicht den Zustand der Seele nach dem Tode mit dem Zustande der Seele während des Schlafes oder der Ohnmacht im Leben, da sie von dem, was mit ihrem Leibe geschieht, auch nichts weiß und sich an nichts erinnert. Und daraus erweckt man sich nur Bekümmernisse! O ihr Kleingläubigen und Aengstlichen, ich rufe auch euch die Worte zu: Ihr irret, ihr wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes!

Dürfen wir denn vernünftiger Weise eine Vergleichung machen zwischen den unähnlichsten Dingen, die einander ganz entgegengesetzt sind? oder zwischen Dingen, von denen wir das eine nur zum Theil, das andere gar nicht kennen? zwischen dem Geist, noch eingeschnürt in die Bande irdischer Werkzeuge, und dem selbstständigen, von ihnen befreiten Geist? Wie der Geist auf den Körper wirkt, das wissen wir nur zum Theil; wie er sich aber in voller Freiheit, ungelähmt von dem ihm anhangenden Staube, erscheinen mag, das wissen wir gar nicht.

Schlaf und Ohnmacht sind daher schlechte Vergleichungen mit dem Zustande des Geistes nach der Trennung vom Körper. Es ist mehr; wir wissen nichts von dem, was uns im Schlaf oder in der Ohnmacht geschieht; wir erinnern uns da von allem Begegneten nichts. Dies aber entsteht nicht daher, daß nun der Geist aufgehört hätte zu sein: sondern daß die Sinne unfähig geworden sind, äußere Eindrücke zu empfangen und damit die denkende Kraft zu beschäftigen. Wer die Augen verschließt, sieht nichts; aber der Geist lebt und wirkt in sich fort. Wenn Schlaf und Ohnmacht alle Sinne verschließen, daß durch diese nichts mehr zur Vorstellung gelangt: so lebt und wirkt der Geist darum nicht minder thätig fort, ob er gleich nichts von dem weiß, was außer ihm in der Sinnenwelt vorgeht. Wie auffallende und tiefes Staunen erregende Beispiele geben uns davon die sogenannten Nachtwandler! Oder wem ist es nicht begegnet, wenn er vom tiefen Schlaf erwachte, daß er sich der gehabten Träume lange nicht erinnerte, während seine Seele doch beständig beschäftigt gewesen, bis sie ihm, weil die Erinnerung davon durch lebhaftere Eindrücke von außen beim

Erwachen verdunkelt war, unvermuthet beifielen und ihn überzeugten, er habe auch während des Schlafes Vorstellungen gehabt?

So lebt und wirkt auch die Seele der Sterbenden fort; aber wie sich seine Sinne verschließen, weiß er auch von der Außenwelt nichts. Der Sterbende sieht den Tod nicht; nur der Lebende bemerkt die Veränderung am Leichnam. Der Geist des Sterbenden sieht den Tod nicht, denn er lebt in sich fort, wie vorher. Er weiß von keinem Sterbebette, von keinen ihn umjammernden Verwandten, denn die Eindrücke von außen kommen nicht mehr durch die erloschenen Sinne zu ihm. Wenn aber der Zustand beginnt, da er frei vom Staube, geschieden von Fleisch, Blut und Nerven, in seiner selbstständigen Reinheit — da fehlen uns alle Vergleichungspunkte. Die Kraft wirkt fort im Selbstgefühl ihres Seins. Gott weiset dem Geiste seine neue Laufbahn an. Vergangenheit und Gegenwart ist der Seele in ihrer Vollendung eins — sie sah ja den Tod nicht, sie blieb die sich selbst bewußte Kraft. Sie vermählt sich neuen Verbindungen. Sie geht zum Vater. Ihr Loos ist, wie das geoffenbarte Wort spricht: Verklärung.

Ihr wisset nicht die Kraft Gottes! sprach Jesus zu den zweifelnden Sadducäern. Welcher Sterbliche weiß die Majestät, die Allgewalt dieser Kraft Gottes, im unendlichen All überall gegenwärtig? Aber das wissen wir: Was Gott in seinem Reiche geordnet hat, ist Alles erhaben, prachtvoll, wunderbar, beseligend und weise — nichts Kleines, nichts Mangelhaftes, oder Entbehrliches, oder Unedles! Wahrlich, und der Eintritt der Seele in ihre ursprüngliche Reinheit und Entfesselung vom Irdischen wird nicht minder feierlich sein, wie jede Empfindung von der Herrlichkeit des Weltenvaters schon auf Erden ist.

Die Befreiung der Seele von ihrer gebrechlichen Erdenhülle ist der Triumph des Geistigen über die todten Kräfte der Natur. Hier hilft uns kein Klügeln und Deuteln; vor dem, was Gottes Kraft thut, verstummt unsere kühnste Einbildung, und die größte Erkenntniß sucht umsonst die Grenzen der unendlichen Macht. Alles, was wir uns über den Zustand der verklärten, befreiten Seele vorstellen, ist kleinlich, thöricht, niedrig; ist von Dingen hergenommen, die mit dem Allerheiligsten so wenig zu vergleichen sind, wie ein Thautropfen mit den Wundern des Ozeans.

Ihr wisset nicht die Kraft Gottes; ihr wisset nicht, welche Laufbahn er der entfesselten Seele gibt; nicht, mit welchem neuen Schleier er sie vielleicht umhüllt, da sie zu ihm, dem Vater, eilt; nicht, welche neue Ansichten der Welt sich vor ihm aufthun in dem Augenblick, da sich ihre Verhältnisse verwandeln! Wie eine Welt voll Blindgeborner keine Sprache hat für die Pracht der Farben und Gestalten, für den Glanz des Himmels und die Fernen der Erde: so fehlen uns Begriffe und Worte für die Erscheinungen des neuen Lebens. Vielmehr unsere Worte und bildlichen Redensarten verdunkeln selbst dasjenige, was uns schon hienieden klar sein könnte, und geben uns von dem, was sehr einfach ist, ganz verworrene Vorstellungen. So sind die Ausdrücke „Ewigkeit" und „Jenseits des Grabes" von Vielen ganz mißverstanden. Man denkt sich oft darunter etwas von uns und unserer Zeit ganz Getrenntes, besonders Bestehendes, etwas, das gleichsam immer zukünftig ist. Aber die Ewigkeit ist nicht

zukünftig, sondern sie ist schon da. Wir Alle leben schon in der Ewigkeit, denn wir leben in Gott, und Gott ist ewig. Nur den Traum unsers Lebenslaufes nennen wir, als einen kleinen Abschnitt von dem ewigen Dasein, Zeit. Aber auch diese Zeit ist in der Ewigkeit, so wie unser Erdball im unendlichen Himmel ist. Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit sind Eins. Wir sind schon in unsers Vaters Hause hier auf Erden; doch sind wir nicht auf der Vollendung höchsten Stufen, und noch nicht, wo wir die Herrlichkeit Gottes in aller Vollkommenheit wahrnehmen. Dahin führt uns der Engel des Bessern, welchen wir Tod heißen.

Wir leben — aber auch unsere verstorbenen Geliebten leben noch; wir stehen weinend auf dieser im Unendlichen schwebenden Erdkugel — aber auch unsere Vollendeten sind mit uns im gleichen Weltgebäude; wir hier, sie in andern, vielleicht unnennbar schönern Welten; wir durch unsern Körper gebunden, beschränkt — sie wahrscheinlich in höherer Freiheit und Seligkeit. Was heißt nun Sterben? Man nennt es gewöhnlich einen Uebergang in die Ewigkeit; aber auch hier schon stehen wir in der Ewigkeit. Es ist der Uebergang aus den irdischen endlichen Verhältnissen, in höhere, selige, uns unbegreifliche; es ist eine Veränderung im Wohnhause unsers allgemeinen Vaters; es ist die Vertauschung einer Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen. Wie anders erscheint uns nun der Tod! Er ist keine Vernichtung, sondern Vollendung; kein Aufhören, sondern Verbleiben. Die Geliebten, um deren Verlust ich klage, sie sind noch; sie leben noch heute mit mir im großen Vaterhause Gottes; sie gehören mir noch, wie ich ihnen an. Wir sind nicht getrennt. Zwischen uns liegt keine Zeit; denn auch ich bin in der Ewigkeit im Arm Gottes, wie sie. Wie sie mein Gedanke sind, so bin ich vielleicht der ihrige. Wie ich ihren Verlust betraure, so freuen sie sich meines Wiederfindens. Was mir dunkel ist, sehen sie in Klarheit. Warum bin ich traurig, daß ich ihres Umgangs nicht mehr genieße? Wenn ich sie während ihres Lebens auf Erden nicht um mich hatte, konnte ich doch zufrieden sein. Wenn eine Reise sie von mir trennte, war ich darum nicht gleich unglücklich. Was ist es denn jetzt mehr? Sie haben eine Reise angetreten. Ob sie nun auf Erden in einer entfernten Stadt, oder im unendlichen All Gottes in einer höhern Welt wohnen, ist dies nicht das Gleiche? Sind wir nicht noch immer im gleichen Hause des Vaters, wie liebende Brüder, die in verschiedenen Zimmern wohnen? Haben wir darum aufgehört Brüder zu sein?

Ach, wir sollten nicht um die Todten weinen! Jene Seligen können keinen Schmerz empfinden. Sie, erhabener, vollendeter, als wir, und in hellerer Erkenntniß der ewigen Vaterliebe Gottes, haben vielleicht nur ein zärtliches Mitleiden mit unserer Unwissenheit. Vielleicht starben sie ungern; sie gingen aus unserm Arm, ohne es zu wollen. Aber Gottes Macht wollte, sie litten die Verwandlung. Nun in Verklärung segnen sie selber die Vaterhand, die sie zum Bessern emporführte; segnen sie die ewig beglückende Liebe, welche besser wußte als sie, was ihr und unser Glück sei. Ihr Vergangenes erscheint ihnen vielleicht wie ein Traum, der kaum der Mühe werth ist, behalten zu werden. Das sich im menschlichen Körper Bewußte, die Seele, wenn es von dem sich seiner

nicht Bewußten, dem Staube, scheidet, mag allerdings Erinnerungen des Vergangenen bewahren. Wir kennen die Natur des Geistes zu wenig, um dies zu leugnen. Aber vielleicht sind die Erinnerungen an dies Erdenleben der unbedeutendste Gewinn von demselben. Schon hienieden ist das Leben im Gegenwärtigen für uns mehr als das Gedächtniß der Vergangenheit werth. Vieles von dem, was wir erlebt haben, scheint uns kaum einer Stelle im Gedächtniß würdig und wir vergessen es. Vieles Andere wünschten wir selbst aus dem Gedächtnisse wegwischen zu können. Immer ist der Augenblick, in welchem wir athmen, der hellste Genuß und die Zukunft unser Streben. Dürfen wir ein Anderes von den Vollendeten glauben? Vielleicht würde die Erinnerung an ihren ehemaligen unvollkommenen Zustand nun im Glanze ihrer Vollkommenheit demüthigend und betrübend sein. Wenn wir, die wir heute leben, wirklich schon einmal gelebt hätten im ewigen All; wenn wir aber früher nur in einem sehr unvollkommenen Zustande da gewesen wären, z. B. als Thier: würde uns jetzt, als Menschen, die Erinnerung daran, wie wir ein Thier gewesen, nicht demüthigend und widerlich sein? Würden wir es bereuen, von jenem elenden niedrigen Zustand nichts mehr zu wissen? Wie nun, wenn sich der Zustand der höhern Wesen zum Menschen verhielte, wie der Stand des Menschen zum rohen Thiere? Doch eine Erinnerung gibt es, welche uns Sterblichen immerdar, auch bis ins späteste Lebensalter, theuer bleibt — es ist die Erinnerung an Freunde und Geliebte, die wir hatten. Der betagte Greis gedenkt noch mit Innigkeit irgend eines theuern Jugendgespielen, eines Freundes, mit dem er selige Stunden verlebte. Er kann Alles vergessen, aber diesen vergißt er nicht.

Die Liebe ist einer der Vorzüge des Sterblichen, durch welche er den vollkommensten Wesen ähnlicher wird. Dies Vollkommene kann nicht untergehen; es gehört der Natur seines Wesens an. Auch Gott liebt, aber unendlicher als wir. Dafür zeugen die Schöpfungen Gottes. Wohl auch im Thier scheinen Geschlechtstrieb und Gewohnheit etwas Aehnliches hervorzubringen, das diesem Gefühle zu vergleichen wäre. Aber es geht vorüber im Thiere. Es ist nicht Seelenliebe, wie beim Menschen sie ist. Es ist nur Schatten, der uns täuscht. Und Gott, der unendlich tiefer und reiner liebt, als der Mensch, der das Gefühl der Liebe von der höchsten Vollkommenheit bis zur unmerklichsten Abstufung in den Pflanzen und deren gegenseitige Zuneigung ausgegossen hat — Gott, der seine erschaffenen Geister durch Liebe unter sich und zu sich selbst verband: sollte er, indem er die Seele verklärt zu höherer Vollendung emporführt, diese Liebe, diese Gotteskraft in ihr vernichten? Nein, das Göttliche ist ewig! Der unvollkommene Mensch ist nicht vollkommener, als höhere Geister sind, die dem Vater näher stehen, denn wir. Mögen tausend Erinnerungen im Menschen vergehen, aber seine Liebe zu den Geliebten begleitet ihn ja bis zum Grabe. Mögen einst mit der zerfallenden Asche des Leichnams tausend Erinnerungen verwehen, aber die Erinnerungen an Gott, Erinnerungen an die Geliebten in Gottes Schöpfung, gehen mit der vollendeten Seele ins bessere Dasein hinüber. Gott erschuf keine Geister, um sich von ihnen einst vergessen zu lassen; er vereinte keine Geister durch die geistigen Bande der Liebe, um sie dann auf ewig zu trennen. Was der grausamste Mensch nicht wollen könnte,

würde Gott nicht wollen, der den Stempel seiner Liebe allen Wundern der Schöpfung aufdrückte. Und so ist das Band nicht durch den Tod des Leibes zerrissen, o ihr geliebten Seligen, das uns ewig zusammenschloß. Ich gehöre euch noch an, ihr Vollendeten, die ihr in andern Wohnungen des allgemeinen, göttlichen Vaterhauses lebet; ich liebe euch, bis auch mein Herz erstarrt und nicht mehr schlägt. Ihr, — nein, ihr könnet mein nicht vergessen haben, denn Gott ist ja der Gott der Liebe, noch bin auch ich eure Erinnerung, eure heilige Sehnsucht! Ihr, die ihr in bessern Welten, auf schönern Sternen nun Gottes Größe empfindet, ihr empfindet auch zu mir eine erhabenere Liebe, als ich zu euch tragen kann. Ach, die meinige ist noch vermischt mit Thränen, die eurige nur Entzücken. Ich blicke mit Wehmuth hinauf zu den Sternen, und suche eure Heimath, in der auch für mich ein liebendes Wesen wohnt: ihr lächelt selig herab auf den Erdenstern, wo ich im Staube einsam und heimlich unter Seufzern euch nenne!

Die Liebe der Seelen ist ewig, wie die Seelen selbst sind, und wie Gott ewig ist, die reinste Liebe! Freilich alle andern irdischen Verhältnisse sind gebrochen zwischen Lebenden und Verklärten — aber Brüder, Geister sind wir Lebenden und ihr Vollendeten in Gott! Und Gott ist Vater unser Aller. Wir sind dort gleich, wie die Engel, die höhern Wesen und Kräfte der Schöpfung, einander gleich sind.

Was den Leib angeht, zerfällt im Tode mit dem Leibe. Nur was Geist ist, dauert fort. Nur die Kraft, das Vermögen zum Vollkommenern, dauert fort. Folglich können wir gewiß sein, uns sehr zu täuschen, wenn wir wie die Sadducäer unsere irdischen Verhältnisse dort wieder erneuert zu sehen hoffen. Christus widersprach diesem Wahne laut. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen. (Matth. 22, 30.) Eben so wenig sind wir fähig, eine Vorstellung von den Beschäftigungen höherer Wesen in andern Welten zu haben. Gewiß sind es weder irdische, noch ähnliche mit irdischen; und Alles, was auch je darüber von klügelnden Menschen gesprochen worden, bleibt eine unfruchtbare Träumerei. Wir kennen weder den Geist, wie er wirkt in seiner Entkörperung, oder wie er, wenn ihn Gottes Allmacht in einen schönern Schleier hüllt, durch denselben handeln werde. Denn wer weiß Gottes Kraft? Aber das wissen wir, und es durchschauere mit Wonne unsere hoffende Seele: was uns hienieden Liebes starb, lebt noch heute und in erhabenern Verbindungen! Was jemals vorhanden gewesen, ist noch im Weltall vorhanden, und was gelebt hat, das lebt noch gleichzeitig mit mir! Denn Gott ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. (Matth. 22, 32.)

Wie wird mir bei diesem Gedanken, dessen Wahrheit so hell, so einfach ist, und der mir erst jetzt lebendiger einleuchtet? Wo bin ich? Zwar auf dem Erdenstern, aber mit ihm schwebe ich in der Unendlichkeit des Weltraums und der Weltzeiten! Wo bin ich? O, bei Dir, Vater, Gott! auch schon auf Erden bei Dir, der Du hienieden mir noch erscheinst, verhüllt in den wunderbaren Schleiern Deiner Schöpfung, wie meine Seele sich selbst erscheint nur durch einen Erdenschleier, ihren Körper. Welch eine Verklärung ergießt sich über alle irdischen

Verhältnisse, die Du mir gegeben hast! Heiliger wird mir der Himmel mit seinen Gestirnen—ich ahne dort oben die Wohnungen meiner geliebten Vollendeten im Hause des Vaters. Heiliger wird mir das Plätzchen, was ich auf dem Erdensterne bewohne—es ist ein Vorhof des künftigen Daseins! Heiliger wird meine Arbeit, mein Bauen und Schaffen, mein Sorgen und Streben — es ist Alles Uebung und Vorbereitung der mir inwohnenden unsterblichen Kraft. Nur eins ist unheilig, nämlich die Sünde, die Abtrünnigkeit des Geistes von seinem eigenen Gesetz, von Deinem Willen, Alleinheiliger!

Hinweg von mir das Unreine niederer Leidenschaften, die mich besudeln will im Heiligthume meines Vaters! Ich will emporschauen mit freudigem Blicke, und Dir gehören, o Schöpfer voller Liebe! Dir gehören, o wundervolle Ewigkeit, die mir mein Jesus öffnete; euch gehören, o ewig geliebte Vollendete, die ihr mir winket, euch nachzukommen in das Allerheiligste!

34.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Dritte Betrachtung.

Vergeltung.

Matth. 25, 31—46.

Laßt ab vom Frevel, ihr Verbrecher!
Vergeltung harrt, es harrt ein Rächer,
Er führt Gericht, er hat die Macht!
Eilt, eure Bosheit zu beweinen,
Der Rache Tag kann bald erscheinen.
Schnell, wie ein Räuber in der Nacht.
Schon hör' ich die Posaunen hallen,
Und Sterne seh' ich schon vergeh'n;
Sie schallt, sie schallt! Und ruft schon Allen,
Aus ihren Gräbern aufzusteh'n.

Dann, dann sind seine Weg' in Wettern;
Dann ruft ihr Berge zu Errettern;
Bedeckt uns! werdet ihr dann schrei'n.
Gott kommt, Gott kommt dann, daß er richte:
Die Himmel werden dann zu nichte
Der Erdkreis schmilzt und stürzet ein!
Doch von den Trümmern der Zerstörung
Schwingt sich der Geist des Frommen auf;
Umstrahlt von himmlischer Verklärung
Vollendet er den Siegeslauf.

Man hört an Religion oder Christenthum selten Jemanden öfter erinnert werden, als wenn er durch den Tod einer theuern Person fast untröstlich geworden. Dann muthet man auch demjenigen inneres Christenthum zu, der es sonst nie wörtlich kund gethan, ob ihm daran gelegen sei. Und selten widersteht ein Leidender diesem Gedanken. Eben durch die Aufbietung seiner eigenen Religion mit ihren Trostgründen wird er religiös. Es ist ihm erquickend, einen Glauben zu haben oder zu bekennen. Heimlich denken alle Menschen gern an Unsterblichkeit und an das Schicksal ihres Geistes nach dem Tode; aber äußerst selten reden sie davon. Wenn sie aber das Gespräch darüber führen, geschieht es nicht ohne Wärme und innige Theilnahme; doch weniger mit dem Tone der Ueberzeugung, als mit der fragenden Stimme der Neugier. Auch spottet man über den Gegenstand mit sonderbarer Behutsamkeit, und wie über eine Sache, die nicht ganz klar sei.

Mancher, ob er gleich das unauslöschliche Bewußtsein der Unsterblichkeit so gut wie Jeder in seiner Brust trägt, spielt dennoch gern den Zweifler im Gespräch. Er spielt aber den Zweifler nicht deswegen, weil es ihm Ernst mit dem

Zweifel ist, sondern weil er durch allerlei Einwendungen gern oder mehr Gründe für seine eigene Ueberzeugung herbeilocken möchte.

Die dem Zweifel ähnliche Unruhe bei dem Gedanken an Unsterblichkeit und Geistesschicksal nach dem Tode entspringt für die meisten Menschen daraus, daß sie für das, was sie glauben, Beweisgründe fordern, wo sie eben so unmöglich als unnütz sind. Sie sind unmöglich, weil die meisten Menschen unter solchen Beweisen eine Art sinnlicher Anschauung und Erfahrung von der Zukunft verstehen, die nie gegeben werden kann. Selbst nach dem Tode hat und kann der denkende Geist keinen andern Gedanken haben, als: *ich bin jetzt und werde sein!* Den gleichen Gedanken fühlt er schon vor dem Tode heute. Aber heute und dereinst quillt dies Gefühl aus dem *wirklich vorhandenen Augenblick*; die Ueberzeugung kommt nicht aus der Zukunft selbst, weil diese noch nicht ist, und nie ist, als in der Vorstellung. Wenn sie aber wirklich ist, dann ist sie nicht mehr Zukunft, sondern wieder Gegenwart.

Jeder Beweis für das, was in unserm Selbstbewußtsein dasteht, ist unnütz. *Ich bin!* wozu ein Beweis dafür? Das bin ich mir ohnehin bewußt, und eben darum kann es nicht bewiesen werden. Denn erst dadurch, daß ich bin, ist es möglich, daß Beweise für mich überhaupt in der Welt sein können. *Gott ist!* wozu Beweise dafür? Mein Bewußtsein spricht es, und Millionen Gegengründe und Zweifel rotten dies Bewußtsein so wenig aus, als sie die Natur meines Geistes oder das Dasein der Welt ausrotten können. *Unsterblichkeit des Geistes ist!* wozu Beweise dafür? Dies ist ja kein Gedanke, den man lernt; es ist keine Meinung, wo die Wahrheit einer Gegenmeinung ebenfalls beweisbar wäre; es ist kein Glaube, wo es auf bloßen guten Willen ankäme, ihn zu haben oder zu ändern — nein, es ist ein Ausspruch des Innern unserer geistigen Natur, es ist nothwendige Sache des Bewußtseins. Es mag allerdings sein, daß bei vielen Menschen das Bewußtsein nie klar geworden. Es mag sein, daß Menschen gelebt haben, die weder wußten, daß Gott sei, noch daß sie unsterblich wären, ungeachtet es in ihrem Bewußtsein lag. Aber es gibt auch Millionen Menschen, die nicht wissen, daß sie gesund sind, und doch tragen sie das Gefühl der Gesundheit in sich und in allen Gliedern. Man ist darum nicht krank, daß man in gesunden Tagen am wenigsten an Gesundheit denkt. Gott und Unsterblichkeit fehlen darum nicht, weil manche Menschen sich ihr Selbstbewußtsein noch nicht zur Sprache gebracht haben. Erst wer krank am Leibe ist, fühlt den Werth der Gesundheit, und Seelenkranke grübeln am meisten über die Möglichkeit und Beschaffenheit eines künftigen Zustandes. Statt aber mit dem einfachen und unzerstörbaren Bewußtsein zufrieden zu sein, dieser wahrhaften und unmittelbaren Gottesoffenbarung im Menschengeiste, suchen sie zur Beurtheilung dessen, was nur der Geist über alles Sinnliche erhaben sein möge, den Maßstab in sinnlichen Dingen. Da wollen sie das Ewige umklaftern mit den kurzen Armen ihr Einbildung, und die Natur der Grundkräfte im Weltall messen nach den irdischen, wechselnden Erscheinungen oder Wirkungen derselben.

Daher kommt es dann, daß sie Zweifel fassen gegen das, was sie auf den falschen Wege aus dem Auge verlieren. Weil sie das Welemeer nicht mit einer hohlen Hand ausschöpfen und messen können, wird ihnen das Weltmeer zum

Räthsel. Daher kommt es, daß Viele aus ihrem Gott eine Art künstlichen Zusammenwirkens todter Kräfte machen, ohne Bewußtsein, ohne Weisheit, Willen und Liebe, und mithin in die Annahme der mißgestalteten Nothwendigkeit verfallen, daß der Menschengeist im Besitze von Bewußtsein, Erkenntniß, Willen und Liebe ist. Daher kommt es, daß Viele aus ihrer Geistesfortdauer eine Art von Vernichtung machen, indem sie zwar das Ewigsein ihrer denkenden Kraft nicht läugnen, aber entweder ohne Persönlichkeit oder ohne Verknüpfung des Gegenwärtigen mit dem Künftigen. So gestatten und finden diese Irrweisen zwar in allen Kleinigkeiten des Weltalls die bewundernswürdigste Zweckmäßigkeit und Ordnung; aber in den höchsten und heiligsten Dingen finden sie Unordnung und Zwecklosigkeit am rechten Platze.

Diese Denkart scheint ihnen recht bequem; denn weil nach diesem Wahne das jetzige Leben mit einem künftigen ohne Verknüpfung ist durch die Folgen, leben sie, wie das ihnen behaglich ist. Ursache und Folge finden sie überall in der Einrichtung des Universums; daß aber das jetzige edle oder unedle Leben des Geistes für die Zukunft nach dem Tode Folgen haben könnte, mögen sie nicht denken.

Allein diese bequeme Denkart wird ihnen in gewissen Augenblicken sehr unbequem, da das Bewußtsein mit natürlicher Macht lauter spricht, als der Witz ihrer künstlichen Einbildung. Sie wird ihnen noch unbequemer, wenn durch göttliche Verhältnisse ihre Lieblinge von ihnen genommen werden, und sie dann düster in die Zukunft hinausstarren und verzweiflungsvoll rufen: Wie, hat der Urheber der Welt darum das Gefühl der Freundschaft erschaffen in menschlicher Brust, um aus der Tugend eine Hölle zu machen? Verband er darum liebende Seelen, die zusammen gehörten, daß er mit dem Tode alle Faden zerreiße? Es ist unmöglich! Dauert nicht alles Gute ewig in der sichtbaren Natur fort: warum soll es sterben und enden in der Geisternatur?

Gott und Unsterblichkeit sind! Der Gedanke an Vergeltung ist eine nothwendige Frucht jener Ueberzeugungen. Er ist einer der ältesten im Menschengeschlecht. Selbst die heidnischen Religionen des Alterthums hatten ihn; selbst die heidnischen Religionen unseres Zeitalters haben ihn. Jede derselben schuf sich nach wesentlichen Begriffen einen Himmel, eine Hölle, einen Ort der Seligen, einen Ort der Strafen. Ohne Vergeltung verliert die Unsterblichkeit des Geistes alle Bedeutung, allen Werth; ohne Unsterblichkeit verlöre das Dasein der Gottheit für uns alle Wichtigkeit. Eine Ueberzeugung ist in der andern gegründet; keine mag ohne die andere bestehen; Alle sind Eins und Dasselbe.

Auf Vergeltung, welche durch die Gerechtigkeit Gottes entsteht, deutet Jesus Christus immerdar. Er wies hinweg aus diesem Leben auf die künftige Fortsetzung desselben nach dem Tode des Leibes, um alle Räthsel und scheinbaren Widersprüche unseres Hierseins zu lösen. Wer kennt nicht das herrliche, einleuchtende Bild, welches er in der Erzählung vom reichen Manne und vom armen Lazarus gab, um seinen Jüngern die Ausgleichung des Guten und Bösen dieses Erdenlebens in einer künftigen Welt anschaulich zu machen! (Luk. 16, 19—31.) Oder wem ist das majestätische, schauervolle Gemälde unbekannt,

in welchem er auf menschliche Weise das Gericht der Seelen schildert — den ernsten Todtenrichter auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit — vor ihm die versammelten Völker, wie vor einem irdischen Richterstuhle — Anklage und Verantwortung — endlicher Richterspruch! (Matth. 25, 31—46.)

Mit allen diesen Bildern und Gleichnissen offenbarte der Göttliche das künftige Loos der Geister, die unvermeidlichen Folgen ihrer Handlungen, ihrer Gesinnungsart, ihres Tugendadels, wie ihrer sündigen Verworfenheit. In allen sprach er die ewige Wahrheit aus: Es ist Vergeltung!

Die uns schon hier umschwebende Welt ist reich an Deutungen aus dem Ewigen. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. (1. Kor. 13, 12.) Und wie ich im dunkeln Spiegel der Natur die Majestät Gottes wahrnehme; aus den Schöpfungen, die den Erdboden umringen, die Ordnungen der Unendlichkeit ahne; in dem unvergänglichen Bleiben und Wirken bewußtloser Naturkräfte die Unvernichtbarkeit und das ewige Sein erhabener Naturen schaue; in dem irdischen Lebensaugenblicke nur einen Punkt der Ewigkeit, und mich und alle früher Verstorbenen zugleich lebend in dieser Ewigkeit sehe: so erblicke ich auch hienieden schon Deutungen von Vergeltung, welche, wie auf Erden, durch die Ewigkeit herrscht. So gewiß die ganze Schöpfung und unser ganzes Leben schon im Ewigen des Alls inbegriffen ist, und so gewiß auch dann noch, wenn ich nicht mehr auf Erden bin, das Gesetz der Vergeltung ferner noch herrschen wird: so gewiß herrscht sie schon jetzt über die Geister, welche nicht auf Erden wohnen; so gewiß wird sie für die Seelen derer erscheinen, die später sterben.

In der Natur hat jedes Ungesetzmäßige seine übeln, alles Naturgemaße seine erfreulichen Wirkungen. Was auch geschehe, es hat seine sich unter mancherlei Gestalten fortpflanzenden Wirkungen, die sich in's Unendliche verlieren. Wir können die Folgen einer Sache aber nicht immer mit Sicherheit von den Folgen der andern unterscheiden, weil sie sich durch einander vermengen. Doch Alles, was sich heute zuträgt, ist die Wirkung von gestern, wie das Gestrige eine Erzeugung vorhergehender Tage gewesen ist. Es kann sich morgen nichts begeben, wozu nicht heute der Grund gelegt worden ist, oder sonst schon vorhanden wäre. Und was wir Zufall nennen, ist nur Wirkung der um so tiefer im Gewühl der Greignisse liegenden Ursachen; Wirkung eines Umstandes, den wir nicht beachtet hatten, dem aber der Herr des Weltalls dennoch seine Bestimmung gegeben. In diesem Strom der Ursachen und Wirkungen waltet das Scepter des großen Vergelters.

Betrachten wir die geringsten Handlungen der Menschen: sie haben ihre Folgen, wie die Handlungen der Natur. Es ist kein Unterschied. Unklugheit schadet, Klugheit hilft; Leichtsinn spielt gedankenlos aufs Gerathewohl, wo bald Gelingen, bald Mißlingen ist. Wie, sollen denn einfache Naturbegebenheiten, sollen die Begehungen der Klugheit und Unklugheit vom Thiere wie vom Menschen ihre unabänderlichen Folgen haben, und soll nur allein das eine Ausnahme von dem allgemeinen Gottesgesetze machen, was eben das Erhabenste ist, wozu der Menschengeist Fähigkeit hat? Bleibt nur die Tugend, die vollendete Größe der unsterblichen Seele, ohne Wirkung für sie selbst? Ist es gleichgültig, ob der

mit freiem Willen göttlich ausgestattete Mensch gottähnlicher oder thierähnlicher wird? Wer kann dies glauben, der die ernst lehrende Welt kennt? Wer mag dies glauben, der seiner Vernunft noch mächtig ist? Wer wird dies glauben, der in Jesu die höchste Wahrheit sucht, und im allervollkommensten Wesen, in Gott, nicht die höchste Gerechtigkeit vermissen kann?

Es ist Vergeltung! Sie herrscht über das Todte, warum nicht über das Lebendige? In diesem Menschenkörper aber lebt eine erhabene Kraft, Geist genannt, mit Bewußtsein, Erkenntniß und Willen. Diese Kraft trägt in sich das Streben zu einer Entwicklung ihrer selbst, das heißt, zu einer Vollkommenheit, die unendlich ist, wie alles Geistige unendlich ist. Sie trägt in sich das ewige Gesetz, geschrieben von Gottes Hand, und vom verdunkelnden Staube der Sinnlichkeit gereinigt durch Jesum Christum, den Erlöser von Sünden. Und nach diesem Gesetze soll jenes Streben wohlgeordnet werden.

Wie, gab der Schöpfer uns den gewaltigen Grundtrieb nach Vollendung unter uns selbst vergebens? War das Gesetz, welches er diesem Streben gab, zwecklos mitgetheilt? Ist es eine gleichgültige Sache, ob ihm folgen, oder von ihm abweichen, thierischer oder göttlicher werden?

Und wenn es, o Mensch! wenn es nicht gleichgültig wäre, wenn auch hier das Schöpfungsgesetz der Ursache und der endlosen Wirkungen waltet: kannst du glauben, die Vollendung des Geistes mache sich schon auf Erden und nur zum Behuf dieses Lebens auf diesem Sterne? Wo wäre denn Geistesvollendung auf Erden möglich? Siehe, Zahllose starben aus unbekannten Ursachen früh hin; Andere, wenn sie betagt sind, verlieren den Gebrauch ihrer veralteten Sinne, und können ihr Seelenwerkzeug, den Leichnam, kaum noch zu dem Nöthigsten regieren. Dieser Mangel an Vollendung, zu der uns doch unser ganzes Innere und die ganze Gesetzgebung der Natur antreibt, deutet er nicht auf Fortsetzung des Tagewerks in einem künftigen Dasein?

Ja, und wenn das Ziel der Vollkommenheit auch wirklich auf Erden schon erreichbar wäre: kann sie zum Behufe dieses irdischen Lebens helfen? Nein, es gibt ja der Menschen, die, ohne alle Tugend, mit bloßer List und Klugheit fertig werden. Sehet doch die Thiere des Feldes, sie wissen nichts von höhern Zielen der Geister, und leben doch nach ihrer Art ganz wohl. Ach, es ist ganz gewiß, das irdische Leben kann ohne Tugendkraft bestehen, aber das wahre Sein des Geistes nicht. Folglich zum Behufe dieser Welt ist die Tugend nicht. Sie winkt immer hinüber nach der Ewigkeit.

Auch ereignet es sich sogar nicht selten, daß Tugend und thierische Glückseligkeit mit einander im vollsten Widerspruche stehen können; daß Tugend, wie sie den Geist entzücken mag, den Leib beunglückt. Meinst du, der edlere Geist werde keine Vergeltung in seinem ewigen Sein erblicken? Es geschieht, und es ist geschehen, daß der Mensch sich durch Verbrechen, vor denen er selbst erröthete, die er ewig in seinem Innern verabscheute, die glänzendsten irdischen Vortheile für Ehre, Reichthum, Hoheit und Macht verschaffte. Warum erröthete er denn, und warum verabscheute er im Stillen seine Nichtswürdigkeit? —— Es geschieht und ist geschehen, daß der erhabene Mensch Pflicht fühlte, für die Wahrheit Gut und Blut freudig hinzuopfern, oder für das Heil seiner Lieben, für Gemeinde

und Vaterland muthig selbst das Leben wegzuwerfen! Warum opferte er denn sein Alles auf? Warum mochte er denn nicht seiner selbst unwürdig leben? Warum gibt es denn noch etwas Köstlicheres, als auf Erden athmen? Meinst du, dieser Erhabene sei umsonst untergegangen mit seiner Tugend im Herzen? O, wenn du recht wähntest, wahrlich, so wäre das selbstsüchtige Verbrechen eine Tugend, der Wahnsinn eine Vernunft, die höchste Wahrheit ein lügnerischer Widerspruch in sich selbst!

Nein, es ist ein Gott! Und die Natur und die Ewigkeit, in denen wir athmen, ist das Reich Gottes! Und im Reiche der Allgerechtigkeit herrscht Vergeltung. Der Menschengeist, der sich durch seinen Willen, durch seine Erhebung über die thierische Natur, durch Erhebung über Ehrgeiz, Wollust, Neid, Schwelgerei, Rachlust und dergleichen Leidenschaften zu eigener, geistiger Selbstständigkeit, Freiheit und Größe emporschwang, ist auch nach dem Tode eine vollendetere, reifere Kraft, ein göttlicheres Wesen; ist fortgeschritten zum höchsten Ziel, welches der Urgeist aufpflanzte in den unendlichen Fernen des Seins. Siehe, er steht in sich vollendeter, als Millionen andere Wesen da! Siehe, da ist sein Himmel!

Und wieder der Menschengeist, ausgerüstet mit Willen, Erkenntnissen und Gesetzen, der dennoch sich zum Sklaven der Sinnlichkeit macht, klug, listig, zornig, ehrdurstig, schwelgerisch, habsüchtig, wollüstig, nur ein Thier ist, eine Anlage zum Menschen, — dieser, der ohne Widerstand sein sich selbst bewußtes Etwas zum Raube der niedrigen, sich unbewußten Naturkräfte machte; er ist auch nach dem Tode des Leibes eine unreife, unvollendete, halbtodte Kraft. Sie hat sich selbst ihre tiefe Stufe auf der Leiter der Wesen zugesprochen, und in die Reihe sich kaum bewußter Thierseelen eingereiht. Siehe, Millionen Vollendeter schweben in göttlicher Seligkeit über ihr! Siehe, da ist Vernichtungsähnlichkeit, da ist die Hölle!

Prange nicht mit deinen Siegen über die Unschuld, gewissenloser Verführer — Wollust hat auch das Vieh! Prange nicht mit deinen zusammengescharrten, fruchtlosen Schätzen, Habsüchtiger, dem die Thränen und das Bedürfniß von tausend Leidenden keine Aufopferung ablocken — auch der Hund verwahrt gierig die eingesammelten Knochen! Prange nicht mit deiner Klugheit und List, selbstsüchtiger Bösewicht, und wie du deine tückischen Streiche verheimlichen, andere Menschen verdrängen und stürzen, und den Gewinn deiner Betrügereien in Frieden und Ehren verzehren kannst — auch der räuberische Fuchs hat Schlauheit! Ihr Unglücklichen, eure Ebenbilder wandeln in der Thierheit, ihr erblicket sie nicht unter den Vollendeten! Für euch gibt es keine Seelenhoheit: soll es für euch einen Himmel höherer Vollkommenheit geben? Ihr begehret keine Tugend: wollet ihr Lohn begehren? Für euch ist kein Jesus gestorben: wollet ihr an seiner Erlösung Theil haben? Ihr habet den Heiligsten nicht erkannt, auch er wird euch nicht erkennen. Wahrlich, ich sage euch, spricht er, was ihr nicht gethan habet Einem unter diesen Geringsten, das habet ihr mir auch nicht gethan. (Matth. 25, 45.)

Wie der heutige Tag die Geschichte des morgenden Tages, so bereitet das Leben der Geister auf Erden die Geschichte der Ewigkeit vor.

Vollendung und Seligkeit ist das Ziel der bessern Seelen hienieden, dort ihr Loos. Es ist vergebliche Träumerei und Neugier, zu erfahren, wo und wie dein Loos sein werde. Der sinnliche Mensch hat nur Sinne für das, was auf dem Erdenstern ist, nicht für das, was in andern Verhältnissen stattfinden kann. Oder wer hätte die Tiefen des göttlichen Reichthums ergründet? Ebenso leere Vermuthung ist es, über den Ort und die Art der Strafen derer zu urtheilen, welche sich eines erhabenen Looses und besserer Welten unwürdig machten. Jesus selbst spricht davon nur auf menschliche Weise in Bildern. Und wenn er den Zustand der beklagenswürdigen Sünderseele mit der Pein vergleicht, welche das Feuer, dies verzehrende Element, dem menschlichen Körper verursacht, so gebrauchte er damit auf furchtbar zweckmäßige Weise eine damals unter den Juden übliche Vorstellungsart. Natur, Vernunft und Offenbarung stimmen überein, daß der Tod des Leibes im Leben des Geistes keinen Unterschied macht; daß zwischen dem Augenblick, da wir auf dem Sterbebette oder Schlachtfelde noch zum letztenmal athmen, und jenem Augenblick, da wir als entbundene, freie, selbstständige Geister, nach den Anordnungen des Schöpfers, in eine neue Welt eingetreten sind, nothwendig eine sittliche Verknüpfung, wie zwischen Ursache und Wirkung, stattfinde.

So ist es also die Tugendkraft des Geistes, die uns schönern Bestimmungen entgegenführt; so ist es also nicht die liebende Gottheit, sondern eigene Unvollkommenheit und Sünde, die uns verdammt. So vereinigt sich mit der Gerechtigkeit auch Liebe und Barmherzigkeit in Gott, indem die durch sich selbst Gestraften, vielleicht unter neuen und herben Prüfungen, sich endlich dem allerhöchsten Gute wieder nähern. Aber ewig eilt ihnen das Vollendetere voran; ewig ist die Folge der Selbstverwahrlosung der Seele auf Erden.

Es herrscht Vergeltung in Deinem Reiche, Herr der Welten, Vater der Geister, Richter der Geister! Auch ich werde meinen Lohn, meine Strafe empfangen; zu meiner Ernte der Ewigkeit säe ich in die Erdscholle dieses Lebens aus. Ich werde sterben — aber nicht aufhören. Warum erblasse ich denn vor dem Gedanken? Ich werde sterben — nach einigen Jahren spricht man schon von mir, ich sei gestorben. Und noch einige Jahre, dann hat man mich auf Erden vergessen, wie Millionen vergessen worden sind, die vor mir waren. Aber Du, Vater der Geister, hast diese Millionen nicht vergessen! Sie gehören noch zu Deiner Schöpfung; sie Alle leben noch heute; sie sind Deine Kinder; Du leitest sie durch uns verborgene Wege zur Vollendung, wie Du ihnen schon auf Erden Schmerz und Freude zu Wegweisern machtest.

Auch ich bin, und werde sein, wenn Andere über meiner Asche hinweggehen. Aber du wirst mein nicht vergessen. Ich bin Dein Kind, auch wenn ich von der Erdenhülle befreit bin, die mich jetzt noch umschließt — Dein Kind! Und welches? Ein unglückliches, durch eigene Schuld verlorenes? Verkauft um irdische Lust an die Rache der Sünden? Durch Vernachlässigung meiner Seele fern von Dir, fern von der Seligkeit höherer Wesen? Wehe, sollte ich meinen Tod einst nicht nennen dürfen: einen Heimgang zu Dir, Vater? Sollte meine Unvollkommenheit eine ewige Kluft werden zwischen meinen vollendeten Geliebten dort und mir?

Ich zittere, wenn meine irdischen Freuden einst in der Sterbestunde verdorren, soll mir dann keine Hoffnung aus den Paradiesen besserer Welten entgegengrünen? O Vater, himmlischer Vater, auch ich Dein Kind! Verstoße mich nicht von Deinem Angesichte! Rette mich für meine Seligkeit! Aber Du willst meine Seligkeit, darum sandtest Du ja so viel Warnungsstunden in mein Leben; darum sandtest Du ja Deinen ewigen Sohn, daß ich das Heil ergreife, welches er mir darbot. Warum versäumte ich es so lange? War es nicht meine Schuld? War ich nicht, ach nur zu oft, der folgsame Sklave, das Werkzeug meiner irdischen Gelüste, meiner Leidenschaften, die ich mit den Thieren gemein habe? O wie wenig hatte ich noch mit Jesu gemein! Auf welche Gemeinschaft darf ich, nach einem verlorenen Leben, dort mit ihm hoffen?

O Vater, mein Vater, Erbarmer! Ach, Erbarmen gibst Du ja immer; aber gebe ich ein würdiges Herz dazu? Wie viel Stunden währt mein irdischer Lebenslauf noch? Ich will sie in Jesu Dir weihen, indem ich von nun an die Reinheit und Vollkommenheit meines Gemüthes schaffe. Amen.

35.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Vierte Betrachtung.

Wiederfinden.

Luk. 23, 43.

Gegeben Er! — Er hat's genommen!
Er, der mit Lust nie quälen kann.
Der Bösen Dulder! Er, der Frommen
Beseliger — — ich bete an.
Ist sein nicht Alles, was ich habe?
Wer hat auf Alles Recht, wie Er?
Wer sagt: verschling'! dem offnen Grabe?
Gebieter! der bangen Mutter — wer?
Die Ehrfurcht schweigt, die Liebe glaubt —
Gott liebt, wenn er das Beste raubt.

Wie kann er rauben? — Wieder nehmen,
Was sein ist, kann er. Ist dies Raub?
Den Lauf der Thränen will ich hemmen;
Er ist Allherrscher, ich bin Staub!
Auch mich ruft er aus meinen Schmerzen
Empor zu seiner Seligkeit,
Vereinet wiederum die Herzen,
Die hier die Todesstund' entzweit.
Was Gott verband, der Treue, Er!
Das scheidet er auch nimmermehr.

Blutet immerhin abermals, ihr allzu tiefen Wunden meines Herzens, und erneuere dich um den Tod meiner Geliebten wieder, alter, namenloser Schmerz, der mir ein heiliger Schmerz ist! Worte kann ich den Lebenden geben, Liebkosung und Freundschaft ihnen; aber was kann ich meinem geliebten Todten geben, dessen theure Asche im Grabe schläft? Meine Liebe hat nur noch Thränen für ihn, die ich seinem Andenken weine; meine Liebkosung ist zum Seufzer geworden. Und stehe ich einsam, und begleitet mich sein freundliches Bild, dann falten sich meine Hände mit neuerwachendem Jammer zusammen, und meine nassen Augen starren schweigend gen Himmel, und von meiner Lippe zittert ein Seufzer: O Gott, o Gott! warum mußte ich den treuen Liebling meiner Seele, den Engel meiner Tage, verlieren? Ach, warum ward er so früh von meinem Herzen hinweggerissen? Er war doch glücklich: warum sollte er sein Glück nicht ferner sehen? Er hing an mir mit zärtlicher Treue: warum hat sie ihm nicht

belohnt werden dürfen? Gern hätte die theure Seele noch das Leben festgehalten, gern geduldet Schmerzen und Leiden, um nur in unserer Mitte zu bleiben. Umsonst! mit brechendem Auge schied sie von uns, diese Seele voller Liebe — ach, ich hätte mein Leben hingegeben, um das schöne, abgerissene Leben des Sterbenden wieder anzuknüpfen. Keine Erhörung, kein Erbarmen! — Es war vollbracht. Der Athem starb. Der Geist eines neuen Engels entfernte sich von uns, gehorsam dem Ruf der Allmacht — eilte auf fremden Straßen in die Gefilde der Vollendung.

Man will mich trösten und spricht: Warum weinest du? Dein Geliebter ist glücklich! Könntest du ihm eine Seligkeit mißgönnen, die ihm der ewige Vater gab? Er hat überwunden; dein Jammer ist fruchtlos. Rufe nicht deinen verklärten Liebling, er ist glücklich! — Welch ein schwacher Trost! Er ist glücklich, der mir entflohene Engel! Ich glaube an Gott, darum weiß ich, er ist glücklich! Wüßte ich dies nicht, ich würde verzweifeln müssen; würde mein Dasein in einer Welt verwünschen, die mit Grausamkeit nur Thränen für die Tugend, nur unbarmherzige Trennungen für liebende Seelen hat, während das gefühllose Laster lachen und die Untreue der Verräther beglückwünscht werden kann. Er ist glücklich, ich weiß es, denn ich weiß Gott und seine Liebe. Aber ich, bin ich denn glücklich? Was mein geliebter Todter verloren hat, ersetzt ihm millionenfach ein höheres, besseres Leben. Aber mir, wer ersetzt mir in dieser Welt den namenlosen großen Verlust? Ich habe noch Freunde und Freundinnen, es ist wahr — aber unter ihnen ist doch mein Vollendeter nicht. Mir können noch andere Freunde werden, aber doch er allein wird nicht wieder an mein zermalmtes Herz gelegt. Ich rufe seinen Namen umsonst; ich bete umsonst. Ich breite meine Arme umsonst nach ihm hin. Theuer sind mir die Geliebten, welche Gott mir ließ; aber sie ersetzen nicht, was ich verlieren mußte. Denn in der Liebe der Seelen gibt es keine Stellvertretung; und das Eine hängt ja immer nur an dem Einzigen, was man nur seinetwillen liebte, und weil es für uns so war und nicht anders war.

Darum will ich nun neben meiner Liebe durchs ganze Leben meinen heiligen Schmerz bewahren. Er ist das schönste Todtenopfer, welches die verwaiſete Treue bringen kann. Er wird enden auf dem Sterbebette, wo die lange Sehnsucht endlich in das große Entzücken naher Wiedervereinigung aufgelöset wird.

Wozu jenen Trost? Er gibt mir mein Verlorenes nicht wieder. Mein Schmerz wird mit der Zeit vielleicht leiser, aber meine Liebe, meine Sehnsucht bleibt laut, auch wenn ich sie vor Menschen verberge. Warum tröstest du mich?

Sahest du deinen Vater oder deine Mutter im Sarge, wie da das ehrwürdige Haupt mit still geschlossenen Augen zum ewigen Schlummer lag? Ach, mit welcher Inbrunst hast du nicht die theuern Züge ihres Antlitzes noch einmal betrachtet, das so oft mit zärtlichem Wohlgefallen nach dir hingewandt war; mit welcher Ehrfurcht die kalte, starre Hand berührt, die dich erzogen hat, die dich in deiner Kindheit über alle Dornen des Lebens so gern hinwegtrug, die sich so oft für dich im leisen Gebet zum Himmel empor gefaltet hat! — Sahest du die Leiche deines Kindes im Sarge? ach, des theuern, für welches du so manchen Tag gesorgt, so manche kummervolle Nachtstunde gewacht hattest! Nun war die Sorge

vergebens. Deine Hoffnungen lagen zerrissen über dem holdseligen Leichnam. Deine Freuden, welchs die Zukunft dir verhieß, waren mit dem Liebling entseelt worden. Er konnte dir nicht mehr danken für deine Liebe. Aber in seinen schönen entseelten Mienen lasest du noch, was sein zartes Herz für dich empfunden, als es noch schlug. Mit gebrochener Stimme riefst du ihm nur schüchtern die letzte gute Nacht, die ewige gute Nacht zu! Ihr waret getrennt! Das Vaterherz, das Mutterherz mußte sich nun von dem eigenen Kinde losreißen und einsam werden.

Sahest du den Gatten oder die Gattin im Sarge erblaßt? deinen Himmel auf Erden, dein anderes Selbst erblaßt? Fühltest du, wie du nun nicht mehr du selbst warst, nun dein edlerer Theil von dir hinweggenommen war? Wittwer, Wittwe, wie schluchztest du: O warum blieb ich zurück? warum kann ich dir nicht in deinen Himmel folgen?

Sahest du deinen Bruder, deine Schwester, deinen Freund, deine Freundin, einen deiner heißgeliebten Gespielen auf der Todtenbahre? Sahest du die theuern Ueberreste hinwegtragen aus deinem Lebenskreise, und alle Freuden mit ihnen, die dir aus den schönen, freundschaftlichen Verhältnissen entsprossen waren? Du standest da, wie die vom Blitz zerschmetterte Eiche, die ihre grünen Wipfel verlor und in der Kraft ihres Lebens zerrissen werden mußte.

O wie bitter ist der Schmerz beim Scheiden am Sarge! Ist denn Liebe ein Verbrechen, das so schwer gebüßt werden muß? Warum gab uns der Schöpfer ein Herz zur Liebe und den Reichthum zärtlicher Gefühle, wenn dies Herz und dies Gefühl in der Welt nicht gelten sollte? Warum ward mir das Kleinod gegeben, daß ich mich ihm innig verband, wenn beim Losreißen dann die Wunde nur um so größer werden sollte? Ach, was hatte mein geliebter Todter verbrochen, daß er noch in den letzten Stunden so heftig leiden mußte? Was konnte diesem Engel, der seiner Vollendung nahen sollte, die Pein der Krankheit helfen? Was half es mir, Zeuge seines stillen Duldens zu sein? — Fürchterliche, grausame Räthsel, die ich mir nicht lösen kann! Aber sie vergrößerten meinen Jammer; sie machten die Empfindung meines Elendes unbeschreiblich. Ich sehe, wie gering das Loos des Menschen ist — ich sehe das Erbarmen des ewigen Vaters verschwunden.

Dein Erbarmen verschwunden? O mein Gott, Dein Erbarmen? — — Ach vergib, vergib die Ungerechtigkeit, zu der mich die Angst und der unendlich große Schmerz des ersten Augenblicks hinriß. Nein, Dein Erbarmen war nie gewichen! Du warst auch dem Dulder auf dem Sterbebette noch Vater. Du gabst ihm nicht mehr Schmerzen, als er tragen konnte; die größten hülltest Du ihm in wohlthätige Betäubung ein. Er wußte weniger von dem, was er empfand, als ich vielleicht zu sehen glaubte. Meine Liebe voller Angst, meine Einbildungskraft voller Schrecken vergrößerte mir nur alle Vorstellungen von dem, was mein geliebter Dulder haben mochte. Vielleicht war mein Leiden größer, als das seinige. Was ist Seelenschmerz und Seelenangst gegen körperliches Uebel? Groß ist mein Gram, o Vater, aber noch größer mein Glauben an Deine Vaterliebe voller Weisheit, an Deine Vaterhuld ohne Grenzen. Du, o Herr, hattest mir gegeben, was meine Seele liebte, Du hast es mir genommen.

Genommen! Ach, was hatte ich verschuldet? War meine Liebe zu groß? War ich meines stillen Glückes unwürdig? Kann man zu sehr lieben? — Ja, Vater, ich erkenne es, auch zu sehr lieben kann man, wenn man sich mit allzu großer Leidenschaft in dieser Welt an einen Gegenstand hängt, als müßte er ewig der unserige bleiben. Wußte ich denn nicht, daß sich auf Erden Menschen nur auf kurze Zeit mit Menschen zusammenfinden? Wußte ich denn nicht, daß entweder der, den ich liebte, vor mir, oder ich früher als er aus der Welt scheiden müsse? Beim ersten Druck der Hand, mit dem wir einen neuen Freund begrüßen, sollen wir an den letzten Händedruck denken, den wir ihm bei der Trennung geben werden, die immer näher ist, als wir glauben: so wird in der Freundschaft nur Mäßigung herrschen. Beim ersten Kusse, welchen Mutter und Vater ihrem neugebornen Kinde mit Entzücken geben, sollen sie sich erinnern, daß ihnen die holde Gottespflanze nur auf einige Tage, auf Monate, auf wenige Jahre anvertraut ward, ihrer zu pflegen. So werden sie jeden Tag mit Entschlossenheit darauf gefaßt sein, zurückzugeben das Kleinod, welches der Herr fordert. Wehe, wenn sie sich selbst täuschen; wenn ihre leidenschaftliche Zuneigung alle Möglichkeiten leugnen und das Wort der Vernunft zum Spott machen will. Dann wird der Verlust Strafe und der Schmerz um so zerreißender, aber durch das Verschulden eigener Unbesonnenheit!

Ja, ich erkenne es, Vater im Himmel, wie ernst Du immer unsere Seelen mahnst, daß sie den Freuden hienieden, auch den edlern, nicht mit allzu grenzenloser Hingebung sich weihen. Hier soll nun unsers Bleibens nicht sein. Unser Wandel auf Erden soll schon ein Wandeln im Himmel sein. Hier soll nur das Schöne und Heilige angeknüpft, dort in der Geisterheimath erst vollendet werden. Wir sollen, wir dürfen nicht vergessen, daß jedes Gut auf Erden nur ein geliehenes ist, aber kein Eigenthum; daß wir nichts haben, als unsere Tugend, und daß Alles in Deiner Macht liegt, aber nichts in der unsrigen. Und wenn wir dies vergessen, dann fangen wir an, uns und unsere eigene Bestimmung selbst zu vergessen; dann ist es Wohlthat, daß eine große Warnung in das Leben eintrete, daß wir aufgerissen werden aus unsern Täuschungen und Träumen, und erinnert werden: Hier ist kein Stillstand, hier kein Bleibens! Denke an die Erhebung deines Gemüths durch Wahrheit, an die Veredlung deines Geistes durch Jesum und die Erfüllung seines Wortes. Nur der Tugendhafteste ist der Beglückseligte; nur dem Heiligen gehört, hier wie dort, das Heiligste. Darum will ich mich fassen. Ich will die Stimme der Religion, die Stimme der Wahrheit hören — und hörte ich sie nicht, würde ich nicht meine Leidenschaftlichkeit noch viel härter büßen müssen? Wenn mich ein Unglück nicht weiser machen könnte, verdiente ich nicht, durch noch größeres Unglück erweckt zu werden? Ich will aufhören, einer fruchtlosen Schwermuth zu gehören, und nicht länger damit mich zu höhern Pflichten gegen Gott und Welt unfähig machen. Ich will mich nicht ferner trübseligen Einbildungen preisgeben; mich nicht mit den Vorstellungen quälen, ob ich für meinen geliebten Verstorbenen genug gethan habe; ob ich nicht vielleicht in seiner Besorgung während seiner Gesundheit oder Krankheit etwas versäumt habe. Wäre dies je geschehen, so

war es der Wille der Vorsehung. Was konnte der Mensch mit seinen beschränkten Einsichten und Kräften?

Gott wollte den Tod meines Vielbeweinten — er war zu bessern Welten reif. Ehe ich athmete, ehe mein Verstorbener war, hatte Gott die letzte seiner Stunden bestimmt. Der Keim seiner Schicksale entfaltete sich mit dem Augenblick, da er das Licht der Welt erblickte; seine Verhängnisse wirkten auf ihn von allen Seiten ein. Er lächelte noch fröhlich im Kreise der Seinigen, als sein Sterben anfing, und der Todesengel über ihm schwebte. Daß er enden und in dem Augenblick enden mußte, da es geschah, war die Frucht einer längst gewesenen Minute, die er nicht kannte. Aller Beistand des Arztes, alle meine Hilfe hätte seinem Leben keine Spanne breit zusetzen können. Das schöne Licht sollte erlöschen. Zwar auch des Arztes Beistand, auch meine Hilfe, mein Gebet waren in der Verflechtung der Begebenheiten mit eingerechnet, ehe denn sie geschahen; Gottes Vorsehung kannte auch sie und ließ ihnen einen Theil ihrer Wirksamkeit, aber nur den nützlichen Theil. Und als das Leben meines Vollendeten zur Ernte reif war — da wurden Menschenhilfe und Rath ohnmächtig. Da galt Gottes Rath und Wille. Soll ich murren? Soll ich mich weiser dünken, als die Vorsehung? gütiger als der Schöpfer seiner Kreaturen? Ich liebte meinen entschlummerten Geliebten, aber Gott liebte ihn auch. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Er trennte eine theure Seele von mir. Meine Thränen fließen.

Gott trennte? Nein, Gott, Liebender, Du trennest die Seelen nicht, die Du zusammen verbandest! Wer sagt, daß ich meinen Verstorbenen verloren habe? Was Gott hat, kann das verloren sein? Bin ich nicht auch Gottes, und mein verklärter Liebling auch? Bin ich nicht in meines Vaters Hause, und mein Vollendeter auch? Ich lebe, aber auch du lebst, o theure Seele; ich denke dein mit wehmüthiger Sehnsucht; kannst du aufhören, meiner zu gedenken? Kann Liebe sterben, da Gott selbst die Liebe ist? Heute freuest du dich in einer bessern Welt deiner vollendetern Schöpfung; während meine Thräne fließt, jauchzest du vielleicht entzückensvoll. Während ich deinen irdischen Namen mit zitternder Lippe stammle, erwartest du mit Wonne meine nahe Ankunft. O Verklärter, der Gott der Liebe gab dir vielleicht eine Seligkeit, die mir Sterblichen nicht werden konnte. Du erkennst mich noch in meiner einsamen Trauer, liebst mich, umschwebst, begrüßest, leitest mich! Vielleicht bist du meiner Schutzengel einer, die des Herrn Winke vollstrecken.

Nein, wir sind noch nicht getrennt. Im göttlichen All ist Alles Eins. Auch diese Erde steht im göttlichen Gebäude; auch diese Stunde ist Eins mit der Ewigkeit. Ich genieße sie hienieden und du sie in gleicher Zeit in schönern Welten. Du bist noch da. Wir gehören einander noch, wiewohl du früher hinübergingst zum Vater, zu dem auch ich gehe.. Was ist es denn für ein Unglück, eine Stunde früher oder später eingeladen zu werden in das Allerheiligste? Noch bin ich bestimmt, auf Erden Manches zu vollführen, das Gott mir auftragen will. Sein allein heiliger Wille geschehe. Ich weiß, auch mir, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, sind große Wonnen aufgehoben. Ob noch ein Jahr oder mehrere? Was ist am Ende der längste Lebenslauf? Ein flüchtiger Mor-

gentraum. Ist er vollendet, und meine Zeit gekommen: dann—o dann belohnt Wiedersehen und Wiederfinden den treuen, verklärten Geist! Wiedersehen! Wiederfinden! — o Gedanke, der mich mit himmlischer Wollust durchströmt! Dich wiederfinden, verschwundener Engel, dem ich nachklage! Welch ein Augenblick im Paradiese des bessern Lebens! Als Menschen würden wir in Thränen voll Seligkeit an einander hangen; als Vollendete werden wir in dankbarer Anbetung Gottes versinken, und aufgelöset in Entzücken sein!

Wiederfinden! Ist es möglich? Ich forsche nach Deutungen aus der Ewigkeit — welche lehrt mich diese süße Hoffnung fassen? Wer gab sie mir?

O Du, dessen Weisheit mich so oft zu Gott erhoben, dessen Wort mich nie getäuscht hat, dessen Zusagen immer wunderbar erfüllt sind, Jesus Christus, ewiger Sohn des lebendigen Vaters, gesandt zum Troste der leidenden Menschheit, Du hast mir Hoffnung und Zuversicht gegeben. Als Du vom Kreuze herab zu Deinem Todesgefährten und Mitsterbenden sprachst: Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein! (Luk. 23, 34.) hast Du das Wort der Beseligung allen gebeugten Seelen gesprochen. An ihm richtet sich mein Glaube muthvoll auf.

Den ich im Staube beweine, er ist mir nicht auf ewig genommen. Es ist Wiedervereinigung! Gottes Stimme hat mir Verheißung gegeben. Selbst in der Natur finde ich ja ein merkwürdiges Streben getrennter Kräfte nach Wiedervereinigung. Was zusammen gehört, das findet, der Mensch scheide auch so viel er wolle, jedesmal den Weg wieder zu einander. Ich sehe überall in der Schöpfung, im Lebenden wie im Todten, gewisse Dinge einander sich näher verwandt, sich immer gegenseitig anziehend und in einander wieder übergehend. Ich erkenne in Gottes großem Reich überall Eintheilung und Verbindung der Dinge, wie in Familien. Sie halten zusammen; sie finden sich immer wieder. Ohne dieses Grundgesetz in der Schöpfung wäre die Welt ein Chaos, eine unendliche Verwirrung der Kräfte und Erscheinungen; es wäre nichts Auseinandergeschiedenes, nichts Verbundenes. Aber Licht hält ewig zum Licht, Erde zur Erde. Wassertheile entsteigen Meeren und Flüssen, aber im Thau und Regen kehren sie wieder vom Himmel zurück. Alles findet Seinesgleichen wieder. Ich erstaune selbst über die Wirkungen der Wahlverwandtschaft in leblosen Körpern, wo Gleiches zum Gleichen unwiderstehlich durchdringt, und was ihm fremd ist, von sich ausscheidet. Was ich nun Wahlverwandtschaft, Sympathie nenne in den todten Körpern, heißt Liebe im Geisterreich. Gott selbst ist die höchste Macht der Liebe, daher die unendliche Sehnsucht der Geister nach Vereinigung mit ihm, nach Seligkeit in ihm, nach Vollkommenheit.

Und herrscht das Gottesgesetz in den Schöpfungen auf Erden und in den Himmeln selbst, so weit mein Auge die Familien der Gestirne durchdringen kann, wo alle Erden ihre Monde haben, wo alle Sonnen besondern Erden angehören—herrscht es denn weniger in der Welt der höhern Geister? — weniger, wo das, was bei leblosen Dingen nur dunkler Trieb ist, bei Geistern zu einer mit Bewußtsein verknüpften Empfindung veredelt ist?—weniger, wo Gott selbst der Urquell der Liebe ist; wo, wie seine Werke, auch seine Gebote nur Wirkungen der Liebe sind?

Zwar die Hülle, in welcher mir geliebte Wesen auf Erden theuer wurden, ruht im Grabe. Aber es war auch nicht das Verwesliche, was ich eigentlich liebte, sondern das Unverwesliche; und der Schleier, welcher die holde Seele umgab, die ich liebte, ward mir nur erst werth und theuer durch den darunter verborgenen Engel. Der Schleier ist abgefallen — aber der Engel lebt! Doch werde ich ihn finden? Wie ihn wieder erkennen, da er die äußern Kennzeichen für mich nicht mehr hat? — Warum die zweifelnde Frage? Armer Sterblicher, kennst du Gottes Kraft? Woran erkennen sich die Elemente, woran die Urstoffe der Welt, daß sie sich einander wiederfinden?

Wenn der bunte Frühling erwacht, stehen Millionen Pflanzen in blühender Schönheit. Aber nur diejenigen Pflanzen, welche zu gleicher Art gehören, senden sich durch die Lüfte einander ihren goldenen Blumenstaub zu. Sie stehen oft weit getrennt, und doch senden sie sich ihren Staub zu, und diese kaum sichtbaren Theilchen finden die Blume, zu der sie sollen. Unter Millionen Blüthen schweben sie der einzigen gleichartigen, verwandten Blüthe zu, wie von ihr durch zauberische Kraft angezogen. Hier ist in der irdischen Schöpfung ein Wunder, dessen Zeuge ich jedes Jahr bin. Ist dieses Wunder des allmächtigen Schöpfers für mich nicht Deutung aus der Ewigkeit? Die erhabene Macht Gottes; welche aus weiten Fernen den befruchtenden Blumenstaub zur einzigen harrenden Blüthe führt: sollte sie ohnmächtiger sein im Reiche höherer und ihrer näherer Wesen?

Ja, es ist ein Wiederfinden nach dem Tode! Das von Gott Verbundene ist auf ewig verbunden, und bleibt ungetrennt. Und du, o theure Seele, die mir ewig theuer ist, wir sind getrennt. Du drüben, ich hier, wir gehören einander immerdar. Sei glücklich in deinen bessern Gefilden, auch ich werde einst mit dir im Paradiese sein. Sollte ich länger weinen? Nein, warum denn? Wir sind noch ungetrennt im großen Hause unsers Vaters beisammen. Zwar du fehlst mir; aber ich könnte, ich würde selbst nicht wollen, daß du wieder unter den Lebendigen auf Erden mit mir wandeln möchtest. Auch wenn ich die Macht hätte, dich aus deiner seligen Wohnung zurückzurufen, ich würde sie nicht ausüben. Denn du hast überwunden, du hast vollendet; nicht an dir ist es, heimzukehren, sondern an mir ist es, zu dir zu eilen. Ich kenne ja den unfehlbaren Weg; es ist der Weg der strengen Pflicht und Christensinnes, mit dem ich Gottes Befehle auf Erden vollstrecken muß; es ist der Weg zu Gott selbst. Nur Sünde und Laster würden mich von dir und Gott trennen.

Mein Schmerz war groß um deinen Tod; aber groß ist jetzt die Freude meines Gemüthes, Du, o vollendeter Geist, bist noch der Geliebte dort, du ziehst mich an heiligen Banden dir nach in die bessere Welt. Durch die Liebe der Geister sind sich Erde und Himmel verwandt. Ich habe einen Theil der Meinigen bei Gott. Welch ein himmelvoller Gedanke!

Vater im Himmel, o Du mein und meiner verklärten Seelen Vater! wie ich einst in der bangen Stunde des Scheidens meine Hände schmerzvoll zu Dir erhob, und mit heißen Thränen flehte: o laß mir meinen geliebten Sterbenden— Vater, so hebe ich jetzt meine Hände in stolzer Zufriedenheit empor, und rufe: Ich danke Dir für den Tod meines Lieblings! Dieser Tod hat zwar mein gan-

zes Wesen tief erschüttert, aber er hat mich frommer, edler, heiliger gemacht. Ich fühle mich Dir nun näher angezogen; ich fühle mich nun fremder gegen alles Irdische, und werde demselben nie wieder mit allzugroßer Hingebung gehören; es ist ein Band zwischen der Ewigkeit und mir, das nicht wieder zerreißt. Mein Wandel ist nicht bloß auf Erden mehr; er ist im Himmel bei Dir und den Theuern, die Du mir gabst und nahmst.

Es war eine Zeit, da übermannte mich noch ein furchtsames Grauen bei dem Gedanken an Tod und Grab. Wie konnte ich Tod und Grab lieben, als ich in ihnen den Abgrund sah, der alle meine Seligkeit verschlingen wollte! Da war noch die Erde ein Himmel, und Dein Himmel, o Gott, für mich eine heilige Einöde, in der ich mich als ein Fremdling dachte, den dort Niemand liebte und kannte. Und ich fürchtete den Tod, und scheute das unbekannte Land.

Nun aber ist dorthin meine Sehnsucht, dort ist meine Ruhe, meine Heimath, mein Gut! Dort sind die Genossen meines Herzens, meines Lebens! Und ist es mir wohl unter meinen Freunden auf Erden, so denke ich, dort wird es besser! Oder ist es hienieden trübe, so denke ich, dort wird es hell!

Ich aber will durch Christum Jesum mich würdig machen der Seligkeit, die Du mir, o mein Vater, bereitet hast von Anbeginn! Ich will Deinen Willen, o Vater, erfüllen durch Werke der Liebe gegen meine Mitmenschen, auf daß ich mich auch droben Deiner Liebe in meiner höhern Vollendung erfreuen könne. Amen. Hilf mir, o Herr Jesus, Licht meiner Seele! Amen!

36.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Fünfte Betrachtung.

Wiedersehen.

Joh. 16, 16. 22.

Wenn ich einst ausgerungen habe,
Die Freundschaft über meinem Grabe
Des Scheidens letzte Zähre weint:
Dann lächl' ich froh im sel'gen Leben.
Wo meine Theuern mich umschweben,
Wo die Getrennten Gott vereint.

Was hier nur klein, nur schwach begonnen,
Wird dort vollendet ausgesponnen,
Vollendung heißt die Ewigkeit.
Der treuen Liebe Keim auf Erden
Wird dort erst volle Blüthe werden,
Denn Gott ist dort und Seligkeit!

Erhebe dich, o meine Seele, aus dem Gedränge dieses Lebens zu deiner Freiheit;—empor aus dem Druck deiner Sorgen zur Ahnung ewigen Friedens;—empor aus dem Getümmel aller Zerstreuungen zum Anblick deiner bessern Bestimmung!

Denn was ist der Tropfen des irdischen Lebens, in welchem du hier schwelgst, gegen das Meer unendlicher Herrlichkeit, welches du jenseits dieser flüchtigen Traumstunde bewundern sollst? Was ist alle Pracht des Erdballs, aller Schimmer des goldenen Staubes hienieden, gegen den Glanz, welcher dir aus den Pforten der Ewigkeit entgegenleuchtet?— O warum bewunderst du die spielende Flamme deiner Kerze, mit der du deine Wohnungen erhellst? Was ist sie gegen die Gewalt der Sonne, in deren Strahlenfluthen unermeßliche Welten schwimmen, Wärme, Licht und Leben trinkend?

Ja, Ewigkeit, du letztes Ziel, wohin Alles eilt, der Weinende und der Frohe, der König und der Bettler, der Weiseste und der Thörichtste, der Greis und das tändelnde Kind,—Ewigkeit, da unser Aller harrend, sei heute mein Gedanke!— Meine Seele fühlt sich freier, erhabener, reiner, wenn sie dich denkt und nennt! Das Irdische, was mich bisher entzückte, oder was mich mit seinen Dornen verwundete, wird vor dir gering und verächtlich. Die Religion erscheint mir liebenswürdiger, göttlicher, verklärender, indem sie wunderbare Ahnungen des künftigen Daseins in meine Brust senkt. — Ewigkeit, du, vor deren Anschauen den Leichtsinn schaudert, die Sünde erblaßt, der Zweifler mit dumpfer Ungewißheit bebt,—Ewigkeit, du Gottgeborne, du Vollenderin alles Begonnenen, du Vergelterin mit Richtschwert und Palme, du Allesversöhnende, Allesausgleichende,— Ewigkeit, du bist des Weisen Trost, des Christen freudige Hoffnung.

Auch mir, auch mir sollst du Trost und Hoffnung sein; Trost, wenn ich über mein kummervolles Schicksal weine; Hoffnung, wenn ich in den fröhlichen Reihen meiner Freunde mich des Lebens erfreue. Trost, wenn meine irdischen Aussichten finster werden wollen; Hoffnung, wenn mich im Schooß des Glückes der Gedanke beschleicht: Alles wechselt, und was der Mensch hat, wird ihm wieder genommen! Trost, wenn die Hand des Todes meine Geliebten mir entführt, und ich an ihrem Sterbebette traure, und mit nassen Blicken ihre kalten, bleichen, starren Gesichtszüge betrachte, welche mir nie wieder freundlich lächeln werden; Hoffnung, wenn auch mir einst der Wink des Todes gilt, und ich von treu ergebenen Seelen, von zärtlichen Freunden, von schluchzenden Waisen scheiden muß.

O meine Hoffnung, mein Trost, Ewigkeit, du durch Jesum mir geoffenbarte— du bist es, die den ganzen Schatz der hier entflohenen Freuden mir aufbewahrt!— Warum denn beben vor dir? Zu dir hinüber weht der Sturm die schönen Blüthen, welche er mir aus dem Kranz der Freuden riß. — Warum denn beben vor dir? Nur in dir, sonst nirgends, kann ich wiederfinden, was ich auf Erden verlor, und was ich auf Erden verlassen muß.

Wie tief und selig erschüttert mich der Gedanke, daß ich wiederfinden werde, was ich verlor! Daß ich hoffen darf, die ich unterm Himmel sah und liebte, dort wiederzusehen! — O meine theuern, meine heißgeliebten Eltern, o ihr zärtlichen Gespielen meiner Kindheit, o ihr mit den Banden des Blutes und der Liebe an mein Herz Geflochtenen; o ihr, die meine Thränen, mein stummer verzweiflungsvoller Schmerz nicht wieder erwecken konnte im Sarge—o ihr, die ihr mit Liebe und Wehmuth von mir scheidet, um ins bessere Sein überzugehen— Wiederfinden! — Wiedersehen!

Eine nie empfundene, himmlische Wollust dringt durch mein Herz,—Thränen der wehmüthigen Sehnsucht verdunkeln meine Augen — aber mein Geist, erhoben auf den Flügeln der Andacht, geführt durch das Licht der Religion, schwebt an den geheimnißvollen Thoren der Ewigkeit — er dringt zu euch hinüber, er sucht euch auf in den schönen, fernen Welten, wo Gott wohnet, wo ihr wohnet, besser, edler, glücklicher, als ich.—Ich nur noch im Kerker des Erdenstaubes, ihr dort schon frei! Ich noch schwach, arm, im Wechsel von Licht und Schatten, ihr dort im ewigen Glanz der Göttlichkeit, seligere Wesen, Engel! O könntet ihr

meiner Sehnsucht Stimme vernehmen, könntet ihr meiner Sehnsucht Thränen sehen! Ich rufe, ich weine euch zu: Gedenket noch mein in bessern Welten! Gedenket dessen, der euch mit treuer Liebe liebt bis an sein Grab! Es ist ein Gott, und Gott vereinigt uns wieder!

Wir werden uns wiedersehen! Es ist kein Traum, keine Täuschung! — Jesus, der Weltbeseliger, Jesus, der Gottoffenbarer, hat es seinen Christen offenbart.

Er sprach den süßesten alles Trostes aus, als er in einer ernsten Lebensstunde seinen Jüngern ihre traurigen Schicksale und Verfolgungen weissagen mußte; als er sie, die ihn mit kindlicher Einfalt und Ergebenheit umringten, auf seinen Tod, auf seinen Heimgang zum Vater vorbereiten wollte: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater — zu meinem, zu eurem Vater, der uns Alle zu sich versammelt. Wohl habet ihr nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und dann wird euer Herz sich freuen, und eure Freude wird dann Niemand von euch nehmen können." (Joh. 16, 16. 22.)

Wir werden uns wiedersehen! — Als Christus in der fürchterlichen Todesstunde am Kreuze blutete, als Gott und Welt ihn zu verstoßen schienen, da flehte gläubig noch ein Sünder neben ihm am Kreuze zu ihm um Trost. Und Jesus gab ihm die seligste aller Hoffnungen. „Wahrlich," so sprach er zu ihm, der Welterlöser, und mit sterbender Zunge sprach er es: „ich sage dir, heute wirst du mit mir im schönern Leben wohnen!" (Luk. 23, 43.)

Soll ich zweifeln, wo Jesus spricht, der wundervolle göttliche Bote des Himmels, der aus Gott Geborene, erschienen, um nach dem Willen des Ewigen die finstere Welt der Geister zu erleuchten? Soll ich zweifeln am Worte des Lebens, welches er der Menschheit brachte? An wen sonst soll ich glauben? Wer hat vor ihm und nach ihm so gelehrt, daß der Weiseste unter den Sterblichen, wie das unwissende Kind, ihm als einzig richtigem Wegweiser folgte? Wer hat vor und nach ihm mit heiligerm Wandel vorgeleuchtet? Wer hat vor und nach ihm das menschliche Geschlecht zu höherer Selbstkenntniß gebracht, und ihm seine Würde und Bestimmung anschaulicher gemacht?

Wir werden uns wiedersehen! Jesus sprach es. Innig umfaßt mein Glaube die göttliche Wahrheit, die er mir erwarb; die Wahrheit, welche mit Gottes Größe und Liebe so harmonisch verbunden ist; die Wahrheit, welche der heilige Schlüssel zu tausend dunkeln Räthseln des Erdenlebens wird, und ohne welche ich in der Schöpfung nichts als traurige Widersprüche, tausend Zwecklosigkeiten und Verirrungen finde.

Du sprichst, o Schwermüthiger, in deiner Zweifelsucht: „Ich kann mir es nicht denken, wie wir uns in jenem Leben wiederfinden, wiedererkennen werden? Denn wenn auch der Geist zu schönern Verhältnissen übergeht: der Körper bleibt doch im Grabe zurück, durch welchen wir einander hienieden erkannten, und verweht mit anderm Staube." — Wohl mag der Staub verwehen, aber nicht der Staub war es, was den Staub geliebt hat; sondern die Seele war es, welche liebend an einer Seele hing. Du zweifelst, weil du die Geheimnisse der Ewigkeit nicht ergrübeln kannst. Du zweifelst, wo dein beschränkter Verstand die

unendlichen Tiefen des Reichthums göttlicher Allmacht und Weisheit nicht ergründen kann. Du zweifelst, weil du nicht weißt, wie nach dem Tode des Leibes die Geister gleichsam eingekleidet werden. Wer dies erforschen, wer die Ordnungen der göttlichen Schöpfungen ganz umfassen und erkennen will, muß selbst Gott sein. Du bist es nicht.

Die Schwäche deiner Einsicht hindert dich am besten *Wissen*: aber die Gewalt deiner Vernunft zwingt dich zum besten *Glauben*. Und die Gesetze deiner Vernunft sind der *Gottheit Stimme*! — Der Vernunft aber untreu werden, heißt zum Thier hinab oder zum Wahnsinn sinken. Sie, was du hienieden sein *kannst*, sein *sollst*, ein vernünftiges Wesen, und du findest wieder die herrliche Uebereinstimmung im Weltganzen.

Was auch der klügelnde Zweifler bei seiner beschränkten Kenntniß der geistigen Natur sagen mag, er kann *nichts beweisen*. Er kann höchstens nur behaupten: *Es ist möglich*, daß wir uns im Tode auf ewig von einander trennen! Aber er kann auch nichts beweisen gegen das Wort der Hoffnung: *Es ist möglich*, daß wir uns jenseits wiederfinden! Er streitet mit bloßen Vermuthungen, die ihm Schwermuth einflößen oder Eitelkeit, um etwas Sonderbares zu behaupten; er streitet mit bloßen Vermuthungen, denen er selbst feind ist, wider die sich sein eigenes Gefühl empört; gegen Vermuthungen, die mehr als dies sind; gegen die Macht seines Glaubens; gegen den Glauben der Völker, der rohesten, wie der weisesten.

Schon in der todten Natur werden wir gewahr, daß sich die verwandten Kräfte einander nach unbekannten Gesetzen gegenseitig anziehen. Und wenn der Staub willig zu dem verwandten Staube fliegt, sich mit ihm zu vereinigen, warum sollten höhere Wesen, selbstständige Geister von dieser Wohlthat ausgeschlossen sein? Sind sie geringer, als der Staub der Blume, welcher ihrem Kelch entfliegt, um eine andere ihm verwandte, unter tausend andern Blumen verloren stehende, zu suchen und sie zu befruchten? — Zweifler, erkläre mir dies unbegreifliche Wunder, dann erkläre ich dir, wie selbstthätige lebendige Geister in den Gefilden der Ewigkeit ihre Sehnsucht löschen und sich einander wieder finden.

Wie? war es der Mensch, welcher das Gesetz der ewigen Liebe dem Menschen vorschrieb? War es der Mensch, welcher die Gefühle der Freundschaft sich selbst in die Brust pflanzte? War es der Mensch, welcher mit den Empfindungen der Zärtlichkeit zugleich die Sehnsucht nach ewiger Dauer erschuf? Nein, die Hand Gottes war es, welche solches Gefühl in unser Herz legte; Gott war es, welcher die Sehnsucht verwandter Seelen nach ewiger Vereinigung uns gab. Und Er, der uns hienieden für wenige Jahre zusammenführte, so innig verband — Er, die Liebe, Er, die Barmherzigkeit, Er, die Güte, — Er sollte zwecklos diese theuern von ihm geknüpften Bande wieder aus einander reißen wollen? Er, der Allerseligste, sollte uns unglücklicher machen, als der grausamste unter den Menschen? Er, der Allerheiligste, sollte uns in unsern heiligsten Empfindungen, in den Hoffnungen unserer Todesstunde, täuschen? Er, der unserm Herzen Liebe gebot, sollte uns bestimmt haben, Zeuge unserer Verzweiflung zu werden?

Unwürdiger, entsetzlicher Gedanke! fliehe von mir. Ich glaube Gott, ich glaube den Allervollkommensten, und finde darin Ruhe und Ueberzeugung, daß

er die heiligen Bande der Seelen nicht zerreißt, die er selbst schuf. Er ist der Allervollkommenste, und kennt keine Reue um das, was er geschaffen. Wie sollte ihn das Edelste, die gegenseitige Liebe der Seelen, sein Werk, unsere Seligkeit und ihre Dauer, gereuen?

Gott ist! Darum werden wir uns wiedersehen, die wir für einander geschaffen wurden. Und er ist ja der Schöpfer! Er der Alliebende ist's! Wir werden uns wiederfinden, einander wieder gehören; die Ewigkeit erfüllt die Sehnsucht von Millionen edeln Herzen.

Was wäre mir Unsterblichkeit ohne die Unsterblichkeit meines Bewußtseins, ohne Fortdauer meines bessern Wesens und Seins? Und die Tugend, die Geisteskraft, die Liebe, sind sie nicht das Einzige, was mir vor mir selbst Werth gibt, und was der Welt für mich Werth verleiht?

Unsterblichkeit ohne Bewußtsein, daß ich es bin, der schon war, der schon liebte, ist keine Unsterblichkeit mehr. Unsterblichkeit ohne Verknüpfung des Gewesenen mit dem Künftigen ist keine Unsterblichkeit, sondern Vernichtung. Würde ich wiedergeboren in der Ewigkeit, ohne Bewußtsein meines Gewesenseins: so wäre meine Geburt nur die Schöpfung eines neuen Wesens, das noch nie vorhanden war.

Nein, Gott ist! ich bin unsterblich, so wahr er ewig und die höchste Vollkommenheit ist. Ich bin unsterblich; so wird die Kraft meines Geistes, meiner Tugend, meiner Liebe nicht mit dem Leibe absterben. So gleicht jeder nächtliche Schlaf auf Erden meinem Tode, jedes Erwachen meinem künftigen Dasein. Mit jedem Erwachen kehren die Erinnerungen meiner früheren Zeiten, meiner erworbenen Tugenden, meine Empfindungen der Freundschaft zurück. — Erkläre mir, Zweifler, wie dies Wunder an jedem Morgen möglich ist: dann will ich dir die Möglichkeit erklären, wie auch in der Ewigkeit verwandte Seelen noch einander angehören.

Würde, was Gott verband, im Tode auf ewig getrennt, stürbe mit meinem Leibe auch die treue Liebe und die Hoffnung schönen Wiederfindens — o so wäre Alles zerrissen, Alles vernichtet, was die Gotteswelt mir Herrliches gezeigt. So wäre meine Seele ihrer besten Schätze, ihrer süßesten Freuden beraubt. So wäre die ganze Ewigkeit nichts als die Verbannung einer verwaiseten Seele, die einsam umherirrte, und Verlorenes vergebens suchte. O so wäre das ewige Grab einem ewigen Leben vorzuziehen, in welchem die Sehnsucht nur theuern Erinnerungen hoffnungslos nachweinen müßte. So wären Liebe und Freundschaft auf Erden noch gefährlichere Empfindungen, als Neid und Haß. So wäre der größte Theil des Erdenlebens für Millionen und Millionen guter Seelen nicht werth, geliebt worden zu sein. O so würde ich hienieden Gott, die ewige Liebe anflehen: Tödte die Liebe in mir. Ach, warum gabst Du mir ein Herz, das nur bluten soll? Warum führtest Du mir theure Seelen zu, wenn Du mich auf ewig von ihnen reißen möchtest? Warum schenktest Du mir diese Gefühle der Liebe, dieses Herz voller Treue, wenn ich es nur empfing, um durch Verlust desto elender werden zu können? So seufzt also der Gatte vergebens in der Sterbestunde noch einmal den Namen seiner Geliebten; die Schwester vergebens den Namen eines theuern Bruders; die zärtliche Mutter umsonst die

Namen ihrer Kinder? So wäre die Ewigkeit also nur entweder eine Vernichtung unseres bessern Selbsts, oder eine ewige, unbefriedigte Sehnsucht, ein Beklagen ewigen Verlustes?

Nein, schwermüthiger Zweifler, höre Jesu Wort, er verheißt dir Wiedersehen in der Ewigkeit! Höre das Wort deiner Vernunft; sie verurtheilt deinen Wahnsinn, der die Gottheit, der die Welt, der Alles mit sich selbst verwirren, der dein ganzes Leben und die ganze Schöpfung des Schöpfers zwecklos und zerrissen darstellen will! — Wisse es, was dich Erfahrung jeden Tag lehrt, was dich die große Weltgeschichte, was dich der Anblick der weiten Schöpfung lehrt: Gott läßt nichts unvollendet von dem, was er geschaffen! Er beginnt nichts, um es wieder abzubrechen. Er ist ewig, ewig auch, was er zum Dasein gebracht.

Einer der schönsten, der beruhigendsten Gründe für die Unsterblichkeit unserer Seele ist der, daß die Gottheit in uns ein Streben nach Tugend und nach damit in Verbindung stehendem Wohlsein gelegt hat; daß aber dies Ziel auf Erden selten, oft nie erreicht wird: daß der Tugendhafte oft der Unglücklichste ist; daß erst in der Ewigkeit dies doppelte Streben nach Tugend und Seligkeit gestillt werden könne, wenn nicht Alles hienieden zwecklos sein, und die Tugend selbst für einen nichtigen Irrthum gehalten werden solle.

Jeder Grund für die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit meines Geistes ist zugleich auch ein Grund für den Glauben an das Wiederfinden verwandter Seelen in der Ewigkeit. Ach, wie viel tausend Bitterkeiten duldet hienieden die Liebe edler Menschen um den Geliebten, der Freund um den Freund, der Vater, die Mutter um das Kind — und alle diese Thränen, diese Sorgen, diese Aufopferungen blieben unbelohnt? Der Tod raubt ihnen das Edelste, das Theuerste ihres Lebens — ihre Schmerzen blieben ihnen unvergolten, wären nun vergessen von der Gerechtigkeit der alliebenden Gottheit?

Nein, nein, unser Herz empört sich wider diesen Gedanken; unsere Vernunft verdammt ihn; das göttliche Wort aus Jesu Munde widerspricht ihm.

Verlaß mich nie, o süßer, göttlicher Glaube: ich werde sie alle wiederfinden, die meine Seele liebte, dort, wo keine Thränen mehr fließen. In diesem Glauben erheitert sich die Finsterniß des Lebens; Gott und Schöpfung, Leben und Ewigkeit erscheinen mir durch ihn in herrlicher, beseligender Verbindung und Uebereinstimmung.

Wir werden uns wiederfinden, gleichviel, wo und wie? Gott waltet dort, wie hier, und sein Wollen ist ja unsere Seligkeit! — wir werden uns wiederfinden, o ihr ewig theuern Seelen; es ist nicht Traum, nicht leere Täuschung, daß wir einander immer angehören.

Ach ihr, über deren niedrige Grabhügel schon das Moos der Vergessenheit grünt, ihr seid von mir noch nicht vergessen. Noch schlägt mein Herz für euch, wie es einst an euerm Herzen schlug; noch weint mein Auge in der Erinnerung, wie wir von einander schieden. Nicht für ewig sind wir getrennt. O vielleicht, in seligern Gefilden, gedenket ihr auch meiner noch, wie ich euer. Ich trauere euch verlassen und verwaiset nach. Für mich hat die Erdenwelt keinen wahren Trost. Meine, Ruhe, meine Freude ist nur bei euch; meine Sehnsucht eilt nur

euch nach in den bessern Welten. Und ihr, o Verklärte, ihr lächelt vielleicht meines Schmerzes, wie Selige lächeln, die es wissen, wie nahe die Stunde der Wiedervereinigung schon ist. Ihr lächelt, wie der Gatte, welcher nach langer Trennung von der Geliebten sich ihr unbekannt nahet, wie sie in Thränen der Wehmuth noch schwimmt, und seinen Verlust beklagt.

Ach, wann, o wann werde ich euch wieder umfangen? Wann werden die Seufzer schweigen müssen? Wann werde ich endlich wieder innig, ewig verbunden mit euch, unser Dasein und den Schöpfer so überschwenglicher Seligkeit preisen? Auch die Erinnerung an die Trauer des Lebens auf dieser Erdenwelt wird uns noch theuer sein. Hier fanden wir uns ja; hier gab uns Gott einander; hier schmolzen unsere Seelen zusammen!

Gott, o Gott, Du bist die Liebe! — Soll ich länger um die Todten weinen? Sie gingen zu Dir — ich werde sie wiedersehen, die Seligen! — Im Glauben an Deine Vaterliebe wird selbst der Schmerz der Sehnsucht zum süßen Genuß. Ruhig erwarte ich die Stunde, da Du mich zu den Theuern zurückführst. O Ewigkeit meiner Seligkeiten, mit Entzücken sehe ich zu Dir empor, mit Dankbarkeit zu dem, der sie mir von Anbeginn bereitet hat!

37.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Sechste Betrachtung.

Wiedersehen.

Offenb. Joh. 3, 21.

Nein, nein, das Weltall ist kein Traum,
Kein Bruchstück ist das Leben;
Ein Einz'ges ist des Weltalls Raum
Und dies und jenes Leben!
Die Geister steigen nur empor;
Die Lieben, die ich hier verlor,
Sie harren meiner droben.

Verheißung, die uns Jesus gab.
Du füllst uns mit Entzücken;
Umstrahlest unserer Lieben Grab,
Auf das wir weinend blicken.
Du führest auf des Glaubens Bahn
Die müden Seelen himmelan
Zur ewigen Vereinigung!

Du höreſt die Offenbarungen Jesu; du höreſt die Stimmen einer mehrtausendjährigen Vergangenheit: du vernimmſt das beredte Zeugniß der Natur, vom Staubkorn bis zum Sterne; du vernimmſt deine Verkündigung von deinem innern Richter, dem Gewiſſen. Du bekenneſt: Ja, es iſt ein Gott! es iſt ein höchſtes, heiliges, gerechtes Weſen, welches das Weltall ordnete und die todten, wunderbaren Kräfte leitet; das, als ein ewiger Geiſt, die Geiſter als ſeine Kinder liebt; das nicht bereut, was es in höchſter Weisheit ſchuf; das nicht das geringſte Stäubchen aus ſeiner Schöpfung vernichtet, geſchweige die edle Kraft vernichten wird, die Gott denken, Gott verehren kann: den menſchlichen Geiſt.

Du bekenneſt, es iſt ein Gott; ſo bekenneſt du auch: Ja, Unſterblichkeit iſt nothwendig das Loos unſerer Seele!

Iſt aber deine Seele unſterblich: ſo bekennſt du, daß du dir deiner auch noch nach dem Tode auf irgend eine Art bewußt bleibſt. Denn nicht wiſſen, daß du

da bist, heißt Vernichtung. Oder nicht wissen, daß du da warst, und wie du warst, heißt keine Fortdauer, sondern neues Anfangen, neue Schöpfung.

Nicht wissen nach dem Tode, daß wir waren, macht unsere Tugend, unsern Edelmuth, unsere Aufopferungen auf Erden unnütz. Denn wozu eine Belohnung droben, eine Veredlung, wenn wir nicht mehr wissen, warum? Oder warum ein Gericht über unsere Schande droben, eine Vergeltung, wenn wir nicht mehr wissen, wodurch wir die Strafe, die Unwürdigkeit unseres Schicksals verdient haben? — Alle Vergeltungen in jener Welt wären zwecklos; himmlischer Lohn und himmlische Strafe würden Ungerechtigkeiten sein oder heißen können. Die Tugend, die Veredlung der Seele auf Erden, sowie ihre Verschlimmerung hienieden, wären ohne Zusammenhang mit einem künftigen Leben, und beinahe gleichgültig. — — Wer an die höchste Gerechtigkeit Gottes, wer an die unbedingteste Heiligkeit Gottes glaubt, der glaubt auch an ein *wahrhaftes Fortdauern* des Geistes, an ein *unzerrissenes* Fortdauern, an einen innigen, geistigen Zusammenhang zwischen dem Hiersein und dem Dortsein.

Dieser Zusammenhang aber ist nicht möglich, ohne das Bewußtsein der Seele, *daß sie war*, und *wie sie ehemals war*; ohne Erinnerung des Gewesenen. Die Seele, entbunden von ihrer gebrechlichen, groben Hülle, dem irdischen Leibe, der ihre Thätigkeit oft schwächt, wird dort vielleicht freier wirken, als wir hienieden fähig sind, uns vorzustellen. So erscheinen oft dem Greise im Traume, wenn sein Körper schläft, Erinnerungen aus seinem frühern und spätern Leben mit erschütternder Lebhaftigkeit, die er während des Wachens seit langen Jahren vergessen zu haben glaubte.

Nicht nur war dieses von jeher die Meinung aller aus der ersten Rohheit hervorgegangenen Völker, sondern selbst *Jesus*, der Gottmensch, deutete auf diese Wiedervereinigung unserer Vergangenheit in jener ernsten Abbildung hin, welche er dem künftigen Geiste der Menschen vom Tage der großen Vergeltung gibt. (Matth. 25, 31—46.) Da führt er die Frommen redend ein; da läßt er sie fragen: „Herr, wann haben wir Dich hungrig gesehen, und haben Dich gespeiset? oder durstig, und haben Dich getränket?" — Jesus Christus, göttlicher Weisheit und Offenbarung voll, verkündete den Sterblichen nicht nur die Unsterblichkeit, sondern auch die ununterbrochene Fortdauer des Bewußtseins ihrer Handlungen. Diese Stetigkeit des Bewußtseins aber ist nicht möglich ohne Erinnerung an diejenigen, mit welchen wir auf Erden so genau verbunden waren. Denn auf sie bezogen sich ja unsere Handlungen, auf sie unsere Tugenden und Laster, auf sie unsere Liebe, unser Haß, unser Edelmuth, unsere Bosheit, unsere Barmherzigkeit, unsere Grausamkeit.

Zwar mag es dem irdischen Verstande, der nichts als die *irdischen* Hilfsmittel kennt, schwer fallen, zu begreifen, auf welche Art und Weise wir in einem andern Leben diejenigen wiedererkennen, wiederfinden werden, an welche uns Gottes Liebe mit den Banden der Liebe knüpfte. Aber ist es nicht thöricht, dasjenige zu verwerfen, als wäre es nicht, was wir wegen unserer schwachen, irdischen Einsichten nicht in unserer Einbildungskraft uns vorstellen können? — Müssen höhere Wesen, wenn sie Zeugen unserer Schwäche und unsers Eigendünkels sind, nicht eben so über uns lächeln, wie wir über den Wilden jenseits

des großen Weltmeers lächeln, der in seiner Unwissenheit es für unmöglich hält, daß Menschen einander ihre geheimsten Gedanken umständlich mittheilen können, ohne sich zu sehen, ohne sich zu sprechen? Auch er verspottet denjenigen, der zu ihm spricht: Siehe, es gibt Menschen von höherm Geist, von größerer Bildung, als wir; sie können mit einander reden und sich einander verstehen, wenn sie auch tausend und tausend Meilen von einander wohnen, wenn gleich Gebirge, Meere, Ströme und Wüsten sich zwischen ihnen lagern. Und vernimmt er von der Kunst des Briefschreibens, so hält er sie für übernatürliche Zauberei.

Sind wir in Rücksicht unsers künftigen, erhabenern Zustandes, in Rücksicht unserer jetzigen Betrachtung desselben, viel anders, als jener Wilde in Rücksicht zu uns?

Der Gedanke an das Wiedererkennen, an das Wiederfinden dieser Geliebten jenseits des Todes in einem bessern Leben, ist mit dem Gedanken an wahrhafte Unsterblichkeit eins. Wir können nicht das Eine vom Andern trennen, ohne sogar unsere Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit und Liebe Gottes zu vernichten. Mögen unsere Vorstellungen von dem Jenseits immerhin sehr unvollkommen sein, wie sie es denn sein müssen, so begnügen wir uns mit den Ahnungen über die Loose der Ewigkeit. Wir sind Kinder; so lasset uns mit kindlichem Gemüthe an jenes Leben glauben und denken. Denn was dort unser wartet, wo das Verwesliche wird Unverwesliches anziehen, kann keine irdische Sprache nennen, kein Sterblicher fassen.

Aber der Gedanke an die Unsterblichkeit, an das Wiedersehen in der Ewigkeit, hat auf unser Herz, auf unsere Tugend einen allzu wichtigen Einfluß, daß wir ihn nicht oft, nicht gern in uns unterhalten sollten. Unser göttlicher Meister gab uns nicht vergebens davon die Vorstellung. Wir werden uns wiedererkennen und unsere Thaten; er sagte dieses ausdrücklich in seiner Beschreibung des großen Tages der Vergeltung. „Wo haben wir Dich gesehen? wo haben wir Gelegenheit gehabt, Dir wohlzuthun?" läßt er in seiner bildlichen Erzählung die Gerechten und die Sünder fragen, und er antwortet ihnen: Wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. (Matth. 25, 40.)

Der Gedanke an das Wiederfinden in der Ewigkeit hat auf unsere Tugend, auf unsern sittlichen Wandel eine mächtige Wirkung. Warum sollte ich mich wundern, daß Mancher ihn zu unterdrücken sucht, der die Stunde des Wiederfindens in der Ewigkeit als eine Stunde des namenlosesten Entsetzens fürchtet? Warum sollte ich mich wundern, daß Mancher ihn mit allem Witz hinwegzuklügeln sucht; daß er lieber mit seiner Vernunft, mit seinen Vorstellungen von der Hoheit, Größe, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes im Widerspruch leben, als diesen Glauben annehmen will, der seine Seele schon hienieden mit Schaudern füllt?

Aber nicht was der Mensch will, nicht was er wählen möchte, wird geschehen, sondern was der Ewige will, was er in seiner harmonischen Weltordnung vorgezeichnet hat; was er in uns selbst durch allgemeine, laute Ahnungen offenbart; was er durch sein heiliges Wort verkündet hat.

Ja, du wirst sie wiederfinden, leichtsinnige Mutter, ruchloser Vater, deine

Kinder, die du vernachlässigtest und in schändlicher Rohheit und in ihrem Hang zu Lastern verwildern ließest. Du wirst sie wiedererkennen in ihrer Unwürdigkeit, die dich anklagen, und wirst sie mit Zittern erkennen. Ihre Sünden fluchen deinem Andenken früher oder später dir über deinem Grabe nach, und bringen dir den Vorwurf wegen verschuldeter Nachlässigkeit, mit der du junge Herzen verwahrlosetest, in die Ewigkeit hinüber.

Und du, der du hienieden mit gemeiner Selbstsucht dir deine eigene Welt, dein eigener Gott bist; der du gleichgültig gegen andere Menschen nur für dein eigenes Wohl besorgt bist, und diejenigen als Thoren verachtest, welche uneigennützig für Andere arbeiten, wohl gar einen Theil des Ihrigen für das Glück des Nebenmenschen aufopfern: wen wirst du dort finden? Du, der Alles für sich, Nichts für Andere that; wer wird dir dort begegnen, um dir noch in der Ewigkeit den Dank zu bringen, welcher der Tugend gebührt? Niemand! Du stehst allein in den Gefilden der andern Welt, als ein Fremdling, einsam, ungeliebt. Dir sehnt sich kein liebender Geist entgegen. Du bist Einer von denen, die ihren Lohn dahin haben. Denn was du auf Erden Gutes gethan, dafür hast du voll Eigennutzes deine Belohnung gefordert und bezogen. Du gabst keine Almosen, du steuertest zu keiner milden Stiftung, zu keiner gemeinnützigen Unternehmung dein Scherflein bei, ohne nicht zu wollen, daß es den Leuten in die Augen leuchte, ohne nicht Ehre dafür zu begehren. Du gingst ohne Liebe, ohne Freundschaft durchs Leben, weil du jeden Menschen für so selbstsüchtig und eigennützig hieltest, wie du selbst warst — ohne Liebe, ohne Freundschaft trittst du in die Reihen der Unsterblichen und stehst einsam unter den Seligen.

Es ist ein Wiederfinden in der Ewigkeit! — Zittere, Habsüchtiger, zittere, Schlemmer, der du das Eigenthum wehrloser Wittwen und unvertheidigter Waisen raubtest, und dasjenige in Wohlleben vergeuden halfest, was frommer Vorfahren Mildthätigkeit zur Hilfe der Unglücklichen und Armen gestiftet hatte. Wisse, die Seufzer, welche deine Hartherzigkeit einem Unterdrückten erpreßte, hörte ein allgegenwärtiger Gott! — Wisse, die Thränen, welche ein Unschuldiger über deine Ungerechtigkeit in dunkler Stille vergoß, sah ein allwissender Gott! Und diese Thränen werden dir vorgewogen, diese Seufzer dir vorgezählt. Du wirst sie wiederfinden, die Unglücklichen, welche du hienieden ungestraft betrogen. Ueber deine Werke der Finsterniß geht dort ein heller Tag auf; deine Heuchelei ist dort eine vergebliche Kunst, wo der Gerechte thront und richtet. Täusche dich immerhin auf Erden, täusche Andere, droben gilt keine Täuschung! Sprich immerhin hienieden: Es ist kein Gott, es ist keine Ewigkeit, es ist kein Wiederfinden! Schon hier widerspricht in ernsten Stunden des Gewissens Macht deiner künstlichen Lüge; schon hier pocht dein verbrecherisches Herz unruhiger bei der furchtbaren Erinnerung; aber dort, wie hier, ist Gott, dort Ewigkeit, Gericht und Wiederfinden! Dein Witz, dein Leugnen tödtet das Ewige nicht.

Gott, Ewigkeit, Gericht und Wiederfinden! — Hör' es, frecher Wollüstling, und erblasse vor der Möglichkeit, zittere vor der Wirklichkeit! Hör' es, schlauer Verführer der Unschuld; hör' es, Vater verstoßener, verachteter Waisen,

denen du Leben, Armuth und Schande gabst, die da im Elend herumirren: du wirst sie wiederfinden! Die du hier verleugnest, sie werden in der Ewigkeit wider dich zeugen; die du hier zu Genossen des Elendes machtest und ohne Trost ververließest — Unbarmherziger, es ist ein Gott, ein Tag der Vergeltung! — sie werden dich dort ohne Trost lassen; die Unschuld, die ein Opfer deiner geilen Lüste geworden, die durch dich dem Fluch und den Thränen ewiger Verzweiflung preisgegeben ward, sie wird wider dich zeugen!

Der Gedanke des Wiedersehens erfüllt des Sünders Herz mit Entsetzen. Vergebens sträubt sich gegen ihn die schuldbewußte Seele. Nur bessern Geistern ist er willkommen; nur tugendhaften Gemüthern blühen in diesem Gedanken unnennbar reizende Hoffnungen auf. Er gibt ihnen ein lebendigeres Gefühl des ewigen Geisteradels, der eigenen Würde und der hohen Bestimmung. Er macht ihnen das Leben heiterer, die Sterbestunde süß. Er stärkt ihre Kraft zur Tugend und zum Siege. Sie verstehen den Sinn des heiligen Wortes: Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem andern Tode! (Offenb. Joh. 2, 11.)

Frommer Greis, der du mit hingesunkenen Kräften zum nahen Ende deiner Laufbahn hinschwankst, sehnsuchtvoll, wie der Müde zum Schlaf — dir ist wohl! Du weißt, was dich erwartet, du weißt, was du verlierst! Wie kann dir noch wohl sein auf Erden? Deine Sinne sind stumpf geworden; die Kraft deines Geistes kann nicht mehr durch sie wirken und sich lebendig darstellen. So ist auch im alten Fruchtbaum zwar der wunderbare Lebenstrieb (des Baumes Seele) ungeschwächt vorhanden; aber die feinen Gefäße und Röhren sind verwittert und verhärtet, durch welche derselbe sonst aus dem Erdreich nährenden Saft bis zu den höchsten Zweigen senden konnte. Die Zweige grünen noch schwach, aber blühen können sie nicht mehr, auch keine Früchte tragen.

Du bist fast fremd geworden auf Erden. Die Gespielen deiner Jugend sind längst von dir hinweggegangen, deine besten Freunde, deine Freundinnen hast du alle überlebt — auch von den treuen Gefährten deiner spätern Jahre schlummern die meisten schon im Grabe. Sie schlummern! Dein Staub ruht bald neben dem ihrigen.

Aber droben ist dein Vaterland, droben die selige Wiedervereinigung liebender Seelen. Du gehst hinüber, wo dich Alle erwarten, denen du hienieden theuer warst. Da umringen dich die Engel deiner Kindheit von neuem; da lächeln dir die Zärtlichgeliebten wieder, deren Auge du hier brechen sahst. Bald fliegt dein befreiter Geist mit Entzücken ihnen entgegen und jauchzt: Heil mir, nun habe ich überwunden; Heil mir, ich habe einen guten Kampf vollendet; gelobt sei die namenlose Liebe des ewigen Vaters der Geister!

Wir werden uns wiedersehen! — O Jüngling, o Mädchen, fromme Kinder frommer, guter Eltern, die ihr schon den Verlust eines Vaters, einer Mutter beklaget: ihr werdet sie wiedersehen! Was war euch ehrwürdiger auf Erden, als die Liebe dieser Eltern? Wenn euch Sorgen drückten, des Vaters treue Güte verbannte sie von euch; wenn euch ein Kummer drückte, die zärtliche Mutter wußte ihn zu lindern. Ihr habet sie nicht mehr! Aber über ein Kleines, und ihr werdet ihnen wiedergegeben.

Es führt ein Weg zu ihnen, oft dornenvoll, oft mühsam, aber sicher. Dies ist der Weg, den Jesus seinen Geliebten zeigte, daß sie ihn wieder finden sollten. Es ist der Weg der Tugend, heiliger Gesinnung und That. Verlasset diesen Himmelspfad nie, verlasset das Andenken eurer Eltern nie!

Wenn euer jugendliches Blut unter fremden Leidenschaften aufwallt; wenn sich das Unrecht euch in verführerischer Gestalt naht; wenn ungestüme Begierden euch in gefahrvolle Versuchungen locken; wenn die Stunde kommt, da ihr zwischen Unschuld und Verbrechen, zwischen Edelmuth und Vergehen schwankt; wenn alle guten Vorsätze von euch fliehen; wenn selbst die Stimme der Religion nicht mehr von euerm Herzen vernommen wird — gedenket dann der geliebten Todten, dann des künftigen Wiedersehens, und ihr werdet zu eurer Würde, zu eurer Tugend zurückkehren!

Gedenket der hinübergegangenen Geliebten und ihres Wiederfindens, wenn ihr betet in Gottes Tempeln, wenn ihr handelt im bürgerlichen Leben. Gedenket ihrer beim Becher der Freuden, im Gewühl der Zerstreuungen und in der Verzagtheit des Unglücks — und ihr werdet euch nicht von ihnen verlieren! Ein unsichtbares, geistiges Band ist die Liebe; es reicht über das Grab hinaus in die Gefilde der bessern Welt; es knüpft verwandte Seelen dort und hier, es knüpft den Himmel mit der Erde zusammen, wie Gottes Liebe das ganze Weltall umfängt, erhält und durchdringt mit Seligkeit.

Gedenket der hinübergegangenen Geliebten und ihres Wiederfindens, wenn sich Gelegenheit bietet, eine edle That zu verrichten, einem Feinde wohlzuthun, einem Verleumder das Beste zu reden, ein gemeinnütziges Werk anzufangen oder zu unterstützen, einer verlassenen, leidenden Familie zu helfen! Da winkt euer besserer Engel, da winkt die Ewigkeit — da ist ein guter Kampf um die Krone des Lebens zu kämpfen!

Wir werden uns wiedersehen! — Vaterthränen, Mutterthränen um den Tod eines heißgeliebten, hoffnungsvollen Kindes, Thränen der einsamen Wittwe, Schmerz der Schwester um den erblaßten Bruder, Schmerz des Freundes um den verschwundenen Freund, um die entrissene Freundin — ihr seid vergebens! Höret auf zu bluten, ihr vom Jammer zerrissenen Herzen: die da starben, sie leben noch! Nicht auf ewig sind wir getrennt! Wir sollen uns wiedersehen.

Erhabene Offenbarung, göttlicher Trost meiner Religion, beselige mich immerdar! Auch ich habe verloren, was ich liebte; auch ich weine in einsamen Augenblicken den schönsten Freuden meines Lebens nach, die im Grabe ruhen. Im Grabe ruhen? O nein, nicht der Staub war es ja, den ich liebte, sondern die holde Seele, welche mir aus freundlichen Augen entgegenlächelte, und von den Lippen mir die Worte der Liebe sandte. Diese Seele, sie lebt noch, denn Gott lebt; sie liebt noch, denn Gott liebt. O himmlisch süßer Gedanke, ich werde auch in fernen Welten, ich werde noch dort von meinen Lieblingen geliebt, edler, reiner, zärtlicher geliebt, als hier im Staube.

Ja, liebet mich, o ihr Theuern, denen sehnsuchtvoll meine Thränen rinnen, denn auch meine Liebe schwingt sich euch über dem Grabe nach. Liebet mich, und der Tod hat uns noch nicht getrennt. Kann er trennen, was Gott selbst hienieden so innig zusammenschloß? — Meine Wehmuth ist keine Frucht des

Zweifels, sondern des Verlangens nach euch. Wir werden uns wieder haben, dort, wo keine Wehmuth mehr ist und keine Trennung, sondern nur Vollendung, nur Entzücken. Der Schöpfer schuf uns auf Erden für einander; er schuf uns für das ewige Sein, nicht für den flüchtigen, irdischen Augenblick. Hier war es, wo er uns gleichsam einander zeigte, damit wir desto verlangensvoller nach unserm höhern Ziele streben sollten. Mit den Banden des Glaubens nicht nur, auch mit den Banden der Liebe, fesselte er unsere Gemüther an den Himmel.

Ja, dort, nicht hienieden, ist mein wahres Vaterland, meine rechte Heimath. Dort hinauf zu meinen Lieben wendet sich mein thränenschwerer Blick, dort hinauf meine Andacht, mein Gelübde. Ja, ich will auf Erden leben für das Ewige, unter den Sterblichen für meine verklärten Unsterblichen. Wo ist eine Sünde, die mir anklebt? ich will sie von mir reißen. Wo ist eine unreine Begierde, die mein Herz vergiftet? ich will sie aufopfern. Wo ist ein Unrecht, das ich gethan? ich will es verbessern. Wo ist ein Mensch, den ich beleidigte? ich will ihn aussöhnen.

Wir werden, wir sollen, wir müssen uns wiederfinden! O überreiche Gnade und Güte meines Gottes! wie danke ich Dir? wie kann ich vergelten? Ich fühle meine Armuth, meine Schwäche, aber ich fühle es auch, Du, mein Gott, mein ewiger Vater, bist die Seligkeit des Weltalls. Ich will die Einsamkeit suchen, ich will mich mit Thränen der Wehmuth und des Entzückens vor Dir beugen, und meine stummen Seufzer, meine Thränen verherrlichen Dich!

38.

Das Heilige gewinnt den Sieg.

Römer 8, 28.

Er verließ, mit Preis gekrönet,
Sein Felsengrab; der Mensch war Gott versöhnet.
Der Fluch vom Berge Sina schwieg;
Denn statt Tod hat er uns Leben,
Liebe statt der Furcht gegeben,
Zuversicht durch seinen Sieg!
Er hat's, er hat's vollbracht,
Das Werk der Gnad' und Macht!
Preis sei dem Auferstandenen!
Nun fürchten wir
Den Tod nicht. Dir
Dir, Todvertilger, folgen wir!

Jauchzet Gott mit frohem Schalle,
Der ganze Weltkreis wiederhalle:
Der Heiligste gewann den Sieg!
Aller Zweifel ist gebrochen,
Gottes Wille ausgesprochen:
Das Heilige gewinnt den Sieg! —
Sollt' ich nun durch die Grauen
Der Welt nicht muth'ger schauen?
Kann je, was Gott liebt, unterliegen?
Nein, aufgesehen
Zu Gottes Höhen;
Das Ew'ge kann nicht untergehen!

Die Geliebten Jesu alle flohen bang und ängstlich; Jeder suchte für seinen Gram um den Tod des göttlichen Freundes eine Einsamkeit; Jeder vor der blutdürstigen Grausamkeit der Juden eine sichere Verborgenheit. Und wie der heiße Schmerz um den Tod des Hochgeliebten weinte, mag mancher herbe Zweifel im Gemüth der Jünger laut geworden sein. Es ist mir, als hörte ich ihre Klage: Jesus, der göttliche Meister, ward eine Beute mörderischer Verbrecher! Konnte Gott den Geliebten verlassen, der ihn Vater nannte? Konnte der Allerheiligste

den Heiligen zum Spott der Unreinen werden lassen? Wer darf der Tugend und Wahrheit gehören, wenn sie als Verbrechen zum blutigen Untergang führen, während das Laster glänzende Siege feiert? Ist ein Richter über den Sternen, und er schweigt? Ist ein alliebender Gott im Weltall, und er läßt die Unschuld schmerzlich leiden, was sie nicht verschuldete? — läßt sie leiden ohne Hilfe, ohne Erleichterung, ohne Trost? — läßt zerreißen die heiligen Bande der Liebe, die seine eigene Hand knüpfte, und Herzen an den Wunden verbluten, die sie empfingen, weil sie auf ihn vertrauten?

Aber am dritten Tage ging die seltsam befremdende Sage durchs Land! Der Gekreuzigte ist auferstanden Entsetzen ergriff die ungerechten Richter, die Mörder; mit Unglauben und Leugnen beruhigten sie ihr erschrockenes Gemüth. Mit Zweifeln und Entzücken vernahmen es die Geliebten Jesu. Sie sahen ihn, gleich einem Verklärten, mit Ehrfurcht und Seligkeit, und stammelten mit den Gefühlen der Anbetung: Mein Herr und mein Gott! (Joh. 20, 28.)

Jesus hatte den hohen Sieg errungen; glänzend triumphirte seine Unschuld über alle verschwundenen Leiden; seiner Offenbarungen Göttlichkeit war wundervoll denen dargethan, die auch eines solchen Beweises bedurften. Umsonst also waren Verrath, Verfolgung, Kreuz, Tod und Grab gewesen. Alles mußte nur gewesen sein, um den Triumph des ewigen Sohnes zu verschönern. Und so ward auch hier, als in einem großen Bild, jene seligkeitvolle Wahrheit dargestellt, welche die heilige Schrift uns noch heute nennt: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Das Heilige gewinnt den Sieg.

Und was ist das Heilige in der Geisterwelt? Ich will es dir sagen. Es ist das Reine, Unbefleckte! Es ist, was für sich selbst besteht, als das, was es sein soll, unvermischt mit andern Dingen, die ihm fremd sind. So ist das Gemüth ein heiliges zu nennen, in welchem nur die reine Tugend wohnt, und keine Leidenschaft, keine Vorliebe zur Sünde. So ist der Geist geheiligt, wenn er rein ist von allem Irdischen; wenn er nicht nach den Einflüssen seines Körpers will und handelt, sondern sich allein nach den eigenen in ihm vorhandenen göttlichen Gesetzen bestimmt. Ein solcher Geist ist des höchsten Gutes gewiß; er naht der Selbstvollendung. Das Reine ist unzerstörbar, ewig; nur das Vermischte, das Zusammengesetzte vergeht; es löset sich wieder auf in die Theile, aus welchen es zusammengesetzt war.

Und diese Wahrheit ist im Todten und Lebendigen gültig. Sie ist ein Gesetz der Natur. Alles, was wir in der Welt durch unsere Sinne wahrnehmen, ist aus einfachen Stoffen zusammengesetzt. Sobald sie sich vermischen, hört ihre Reinheit auf. Aber nach jeder Zerstörung der zusammengesetzten Körper treten sie wieder in die alte Reinheit zurück. So ist das Gold köstlich, weil es rein zu nennen ist. Umsonst suchst du es durch Feuer zu zerstören. Aus der Asche gebrannten Holzes gewinnst du nie wieder Holz; aber das Gold wirft im Feuer nur die fremden Theile von sich, als Schlacken, mit denen es vermengt war, und tritt nur desto köstlicher und reiner hervor. Ebenso ein heiliges Gemüth in dem reinigenden Feuer irdischer Leiden. Es wirft nur das von sich ab, was ihm von

sinnlichen Begierden nach Ehre, Gut und Wollust anhängen möchte, und tritt reiner, heiliger, unbefleckter mit erhabenem Bewußtsein hervor.

Das Heilige gewinnt den Sieg. Die Geschichte aller Zeiten und Völker predigt es. Viele Irrthümer haben seit Anbeginn der Welt geherrscht; aber sie hörten auf, wenn die Menschen das Wahre erkannten. Kein Irrthum kann auf immer bestehen. Hingegen ist noch keine Wahrheit seit Anbeginn der Welt untergegangen. Eine jede pflanzt sich als ein ehrwürdiges Kleinod von Menschengeist zu Menschengeist fort, und ein Jahrhundert erbt sie von dem vergangenen. Zwar sie kann zuweilen durch vorübergehende Irrthümer verdunkelt werden, wie die Sonne von aufgehenden Gewölken. Aber die Wolken hängen nicht mit der Sonne zusammen; die Wahrheit bleibt ewig geschieden vom Irrthum. Sie tritt zu ihrer Zeit nur desto majestätischer hinter den trüben Nebel der Unwissenheit wieder hervor. Zwar Menschengewalt kann Vieles wirken; kann mit Schrecken die Zungen fesseln, daß sie die Wahrheit nicht aussprechen; kann sie wie todeswürdig verdammen. Aber sie lebt, auch wenn die Lippen stumm sind, in der Brust der Edeln. Die Zungen können durch Gewalt gebunden werden, aber Geister nicht. Frei im Reiche seiner Gedanken verspottet der Geist die Ohnmacht der Sterblichen, und auf dem Grabhügel mancher Bösewichte pflanzt die Wahrheit ihre Siegeszeichen wieder auf in ungeschwächter Kraft und Göttlichkeit.

Heilig, wie die Wahrheit, ist das Gute. Die Geschichte der Welt bezeugt es: was Gutes geschah auf Erden, das hat seine dauernden Segensfolgen. Denn nur das Gute und Gerechte steht im schönen Einklange mit der Natur und der Seele; aber das Böse ist ein Widerspruch mit der Schöpfung. Wohl finden wir, daß das Verbrechen sich oft mit Purpur schmückte und ungestraft die Unschuld zertrat. Aber der Purpur verfaulte, das Verbrechen blieb Verbrechen, und aus dem Blute der Unschuld erhob sich ein siegender Rächer. Umsonst wetzte das Laster sein Mordbeil und erbaute der Tugend flammende Scheiterhaufen — wohl konnten zitternd feige Menschen dem Verderben Weihrauch opfern; aber bald verschwand des Sünders Hoheit, und für die verkannte Tugend verwandelte sich der Scheiterhaufen in einen Strahlenthron.

Daher ist das Andenken weiser und tugendhafter Menschen immerdar den Nachkommen spätester Zeiten ehrwürdig geblieben. Sie waren durch ihre Thaten Wohlthäter ganzer Völker und Menschengeschlechter; aber von der Unwissenheit und neidischen Bosheit ihrer Zeitgenossen verkannt und verhöhnt, wurden sie nur zu oft das Opfer ihrer Güte und der Raub fremder Gewaltthätigkeit. War darum ihre Sache untergegangen? Nein, das Heilige gewann den Sieg. Im stillen Bewußtsein des Glücks, welches sie der Welt gegeben, schwang sich ihr erhabener Geist vollendeter zum Himmel, dort die schönere Siegespalme zu empfangen. Was hatte er verloren, daß die Welt ihn verkannte? Er übte die hohe Tugend ja nicht für den Beifall der Welt, sondern ihrer eigenen Herrlichkeit willen, und weil es ihm Bedürfniß war, sie zu üben. Ihn tröstete die feste Zuversicht, daß er Gutes gethan, welches das Glück der Menschen vermehren und nie vergehen würde. Und er täuschte sich nicht. Denn das Heilige gewinnt

immerdar den Sieg. Segnend nennt die edle Nachwelt die Namen derer, welche von der Unrechtigkeit der Zeitgenossen geschmäht waren.

Dies soll uns erquicken und das Gemüth erheben, soll uns neuen Muth einflößen, mit unwandelbarer Entschlossenheit göttlich gut zu handeln. Wie die Weisesten und Edelsten unserer Vorfahren, festen Blickes auf Gott, und das Gefühl der Gerechtigkeit in der Brust, wollen wir die Sache, welche wir als gut, gerecht und beglückend erkennen, schützen, möge auch der Haufe gemeiner Sterblichen uns verspotten, uns verleumden, uns falsche, niedrige Absichten andichten, uns hassen, uns thätig schaden: das Heilige gewinnt endlich doch den Sieg.

Der Menschenfreund Christus, im großen Kampf mit seinem Schicksal, aber durch keine reizende Versuchung, durch keine schreckende Drohung von seiner göttlichen Bahn verdrängt, immer voller Liebe mitten unter seinen Hassern, immer wohlthuend mitten unter denen, die ihm Uebels thaten, sei mein Vorbild, wie ich handeln müsse.

Der große Dulder Christus, in der Tiefe seiner Verlassenheit, als ein Busenfreund ihn verrieth, als die Schadenfreude der Feinde frohlockte, als die Getreuesten unter seinen Geliebten schüchtern von ihm flohen, und sein Eifrigster ihn verleugnete, — er, noch da mit seiner Seelengröße und der Hoheit seiner Tugend einzig, göttlich — sei mein Vorbild, wie ich dulden müsse.

Der auferstandene Christus, in seiner Siegesmajestät die Gewalt der Bosheit vernichtet unter ihm, die Welt beseligt, die Anhänglichkeit der Geliebten herrlich belohnt, über sich den Himmel offen, zu seinen Füßen die Erde mit allen Völkern anbetend, — er sei mein Vorbild, was ich hoffen müsse.

Das Heilige gewinnt immer den Sieg! — so sei denn heilig. Nur das Unreine zerfällt und vergeht! — so sei denn fern vom Unreinen. Ist die Stimme Gottes aus den Wundern der Natur, aus den Schicksalen der Menschheit, aus den heiligen Worten der Offenbarung kraftlos für dein Herz?

Sei heilig, das heißt, sei rein! Hüte dich vor dem Einfluß sinnlicher Macht auf dein Gemüth, und was du unternimmst, nie sei es unternommen, bloß um Erdenlohn zu ernten. Thue das Gute, was du thun kannst, oder was du thun willst; nicht in der Hoffnung, dir Ehre damit zu machen, dir Reichthum damit zu sammeln. Geschähe dies, o wahrlich, so hättest du die Tugend nur zum Werkzeug deiner Schlechtigkeit gemacht, und du zähltest zu Jenen, von welchen Jesus spricht: Sie haben ihren Lohn dahin. Liebe deine Miterschaffenen; hilf ihnen dienstgefällig, wo du helfen kannst; mindere Elend, wo du Mittel dazu besitzest; rede Gutes, wo du Gelegenheit dazu findest; befördere das Nützliche, auch wenn es Andere thun — aber das Alles nicht, um wieder geliebt zu werden, nicht um dafür von den Leuten erkannt zu sein, sondern weil du überzeugt bist, das deine That gut ist; daß sie deiner würdig ist; daß du dadurch in derjenigen Vollkommenheit erscheinest, welche dein eigenes Gewissen, dein Gott und dein Erlöser von dir fordert. So bist du rein vor dem Einflusse des Irdischen; so nähest du dich der Heiligkeit des Gemüthes.

Gehe hin, verhüte Böses, was Dieser oder Jener im Plane führt; vermindere Unglück, was du nicht ganz verhüten konntest; handle zum Vortheil derer, die oft zu deinem Nachtheil gehandelt haben; söhne die falschen Vorstellungen,

welche dein Feind von dir hat, mit Gutthaten aus — aber das Alles nicht aus Furcht, sondern weil deine Pflicht so ist, weil ein wahrhafter Christ nicht anders handeln und denken könne. So ist deine That rein von falscher Einmischung des Irdischen; sie ist die Frucht deines zur Unsterblichkeit und Vollendung berufenen Geistes allein—er naht sich dem Ziele der Heiligkeit.

Und das Heilige gewinnt den Sieg! Daher strebe beharrlich in deinen reinen Gesinnungen fort, und laß dich durch keine scheinbaren Nachtheile, durch keine Unannehmlichkeiten, durch keine Demüthigungen, die du deswegen erfahren mußt, irre machen. Wer solcher Kraft und Seelenhoheit nicht fähig ist, der bleibt im Haufen des Gemeinen verloren, und verdient den Untergang, welchem er sich durch Schlaffheit und Wankelmuth nähert.

Jeder Mensch hat vor der Standhaftigkeit und festen Denkart Ehrfurcht, die ein Anderer unter allen Verhängnissen beweisen kann. Ja, selbst an schlechten Menschen können wir zuweilen die außerordentliche Entschlossenheit und Unerschütterlichkeit bewundern, mit der sie kräftig ihrem einmal erwählten Ziele zueilen. Nur diejenigen sind mit Recht verächtlich zu nennen, die, ohne Macht über sich selbst, heute rechtschaffen, morgen niederträchtig sind; immer zwischen Laster und Tugend, zwischen Vergehungen und Bereuungen hin- und her schwanken, und zu keiner Selbstständigkeit gelangen mögen. Wir verachten sie, weil in ihnen keine entschiedene Reinheit des Willens ist. Sie stellen die Tugend nebenan, weil sie sich nicht hämischen Urtheilen der Unverständigen bloßgeben wollen, und umarmen sie wieder, weil sie sich dadurch geehrter fühlen, als durch die Sünde. Aber sie gehen unter, denn nur das Reine, das Heilige siegt im Leben ob. Es ist bei ihnen kein wahrer Kampf gegen die Macht der sinnlichen Umstände und Einwirkungen, sondern ihr Her- und Hinschwanken ist ein Zeuge, daß sie willenlos das Spiel der eigenen Leidenschaften sind. Sie haben im Leben keinen eigenen Willen, keinen eigenen Geist gezeigt; was mag denn von ihnen übrig bleiben, wenn sie im Tode den Leib verlieren, der sie mit seinen irdischen Gelüsten allein regierte?

Nur das Heilige gewinnt den Sieg! Gedenke, o Seele, des majestätischen Auferstandenen! Wenn die Menschen sich wider deine bessern Grundsätze verschwören, und für das Gute was du hast, statt den Segen der Dankbarkeit, den Fluch des Neides, der Scheelsucht, der Böswilligkeit geben—gedenke des Auferstandenen! Dein Muth soll nur geprüft, die Kraft deiner Tugend erforscht werden. Denn wer darf sich in der Anmuth eines Sommerabends seiner Gleichgültigkeit gegen die Unbill der Witterung rühmen; oder wer im weichen Schooße eines beständigen Friedens seiner Tapferkeit gegen den Feind? Nein, im Sturm und Ungestüm des Regens, im Wechsel des Frostes und der Gluth zeigt der starke Mann seine Abhärtung, und in den Schrecken der verheerenden Schlacht der Held seinen Muth!

Wer groß und edel, das heißt, nach seinen Ueberzeugungen zu denken, zu reden und zu handeln entschlossen ist, muß sich gleich anfangs darauf gefaßt machen, vielen verdrießlichen Hindernissen seiner guten Absichten zu begegnen. Denn fände das Gedeihen des Guten und Nützlichen nicht allerlei Schwierigkeiten, so machte es sich von selbst, und hätte deines Arms und deines Herzens nicht von nöthen.

Wer nach seinen Ueberzeugungen das Beste im Leben vollbringen, ein Muster der Gerechtigkeit, Billigkeit, Wahrheitsliebe und Gemeinnützigkeit sein will, muß sich gleich anfangs darauf gefaßt machen, daß ihm viele Menschen entgegenarbeiten werden. Viele deswegen, weil sie als neidische Wesen überhaupt das Lobenswürdige hassen, was sie nicht selbst erfunden oder vollbracht haben; Viele, weil ihnen dadurch manche geheime eigennützige Absicht vereitelt werden kann; Viele, weil sie, selbst ohne innern Werth, sich andere Menschen auf keinen Fall besser vorstellen können, als sie leider selbst sind, und daher auch den besten Menschen immer niedrige Gesinnungen unterschieben, und den redlichsten Handlungen eigennützige Zwecke zutrauen; Viele, weil sie zwar nicht schlechtern Willen als du, aber ganz andere Ansichten der Dinge haben, indem ihre Erziehung, ihr Temperament, ihre Erfahrungen, ihre äußern Verhältnisse ganz von den deinigen verschieden sind; Viele, weil sie dich für einen sonderbaren Schwärmer halten, ungeachtet sie der Güte deines Willens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen können.

Aber wenn du mit deinen Ueberzeugungen im Reinen bist: wenn du sie mit dem Willen der Gottheit, mit der Stimme deines Gewissens verglichen und rein von der Einmischung aller Leidenschaft gefunden hast, und erkennst, deine Wahrheit sei wahr, dein Unternehmen für die Welt beglückend: laß nicht ab, dir selbst getreu zu sein! Denn es ist ewig gewiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Jedes Hinderniß wird deine Kraft zu größerer Entwicklung reizen, wird verhindern, daß du nicht erschlaffest; jeder Widerspruch, jeder Einwurf wird dich aufmerksamer auf dich selbst machen, und auf das, worin du sonst vielleicht gefehlt haben oder zu weit gegangen sein würdest. Alle diese Unannehmlichkeiten können nur deine Grundsätze von den unreinen Schlacken läutern, und deinen Sieg herrlicher machen.

Und wollte endlich unter allzugroßen Stürmen dein Muth sich beugen, deine Kraft brechen: o gedenke des Auferstandenen! Gott war mit Christus, Gott war mit jedem Edeln in den furchtbarsten Widerwärtigkeiten des Lebens; Gott ist mit dir, weil du mit ihm bist! Es ist möglich, du kannst untergehen; aber was geht unter? Vielleicht die Ehre des Augenblicks, vielleicht die Annehmlichkeit eines gemächlichen Lebens, vielleicht dein Wohlstand, vielleicht dein irdisches Leben selbst. Was ist es denn mehr? Gehört dies Alles eigentlich dem erhabenen, unsterblichen Wesen in dir, was du Geist nennst? Nein, es ist Staub und Traum, was ohnehin in jeder Todesstunde vom Menschen abfliegt. Laß nicht ab, dir getreu zu sein! Der gute Mensch kann untergehen, die gute Sache aber nie.

Das Heilige gewinnt immerdar endlich den Sieg. Auferstandener, wunderbar verherrlichter, majestätischer Sieger über Leben und Tod, Jesus Messias, der Glanz, welcher Dein zerstörtes Grab umstrahlt, lehrt mich diese hohe Wahrheit erkennen, lehrt mich sie lieben. Auch Du hast gesiegt, und die Jahrtausende frohlocken, und ein durch Dich gerettetes, durch Dich beseligtes Menschengeschlecht betet Dich an.

Wer von Deinen Zeitgenossen ahnete es, als Du demuthvoll und verkannt unter ihnen wandeltest, daß Dein Name die Ehrfurcht und Liebe des ganzen Erdballs sein würde? Wer ahnete es, als Du das Erhabenste und Heiligste in

göttlicher Kraft und Einfalt lehrtest, daß das Wort, in Einöden gesprochen oder im kleinen Kreise einzelner Vertrauten, nach langen Weltaltern noch von den Lippen vieler Millionen wieder ertönen, in allen Sprachen erklingen, in prachtvollen Tempeln wie in Einsamkeiten, in den Palästen der Fürsten und in den Hütten der Armuth gebetet werden würde? Wer ahnte es, als Du blutend auf Golgatha zwischen Missethätern das Leben aushauchtest, und die Bosheit jauchzte, der Glaubende zweifelte, und die Liebe schaudernd floh, das dies Kreuz das Sinnbild Deiner göttlichen Verdienste um das menschliche Geschlecht werden, in den heißen Sandwüsten der Mittagsländer, an den Ufern vorher nie gekannter Meere, auf den Gipfeln der Gebirge über den Wolken, in den Eisfeldern der Mitternacht aufgepflanzt werden würde, wohin nie der erwärmende Strahl der Sonne dringt?

Aber wie Du, und durch Deinen Sieg gestärkt, erhoben sich heiligen Geistes voll Deine Jünger; zogen hin in alle Welttheile und verkündeten den erstaunten Völkern die freudige Botschaft vom Reiche Gottes. Vergebens Folter, Kette, Schwert und Kreuz: sie vollbrachten das Werk der Menschenliebe und Menschenbeglückung. Sie gingen unter, Viele in schmerzlicher Todesqual, aber ihre Sache nicht!

Auch ich, ja Jesus Messias, auch ich, wie sie! Ich will mich reinigen von meinen Schwächen; ich will erscheinen in Wort und That, als ein Vollendeter, dem Dein Wort und deine Wahrheit über Alles gilt. Ich werde, wo ich der Welt nützlich sein kann, nicht erst meine Vortheile berechnen, noch das, was mir Pflicht gebeut, kleinmüthig aufopfern, wenn Hinderniß und Mühseligkeit droht. Endlich wird es mir doch gelingen! Den Lohn trag ich in meiner Brust, das Heilige gewinnt den Sieg!

39.

Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit.

Offenb. Joh. 14, 13.

Nach ein'gen bald verblühten Stunden,
Wenn Du mich ausgebildet hast,
Bin meiner Banden ich entbunden,
Und von mir fällt des Ird'schen Last.
Die letzte Zähr' ist bald geweint,
Dem Staube bald mein Staub vereint.

Werd' ich vor Freuden einst mich kennen,
Wenn nun der dunkle Schleier sinkt;
Wenn Engel Brudergeist mich nennen,
Mein Blick ins dreimal Heil'ge dringt;
Und was auf Erden dunkel heißt,
Licht wird für den entbund'nen Geist?

Hier, eh' Du kommst mich zu entkleiden,
Ist all' mein Wissen doch nur Traum;
Von Millionen künft'ger Freuden
Ahn' ich die allerkleinste kaum.
Doch hoff' ich die mit Zuversicht,
Die Deine Treue mir verspricht.

Erbarmen Gottes ohne Schranken!
Der Himmel selbst hat Sprachen nicht,
Nicht Worte, würdig ihm zu danken
Für einen Strahl von Deinem Licht—
Ein Strahl von Dir erhellt mir mehr,
Als Sonn' und Mond und Sternenheer!

Der ganze Zeitraum eines Jahres ist eine schnelle Folge unendlich kleiner Augenblicke. Wer empfindet das Wenige, was im engen Zeitraum des flüchtigen Augenblicks ist, der schon verschwunden, indem ich an ihn denke? Am Ende des Jahres kommt mir das Jahr selber nur wie ein Augenblick vor. Ich hatte ihn, und habe ihn nicht mehr, und werde ihn nie wieder haben.

Der Tag verfliegt. Einer um den andern verfliegt. Es ist Augenblick, da ich das Auge öffne und wieder schließe. Die Woche, der Monat, die Jahreszeit, was sind sie? Augenblicke, die ich zusammenzählte.

Ich finde in Allem einen beständigen Wechsel der Dinge; und doch bleibt im Grunde Alles dasselbe. Vor tausend und tausend Jahren war Alles, wie es heute ist. Das Wandelbare lag immerdar im Unwandelbaren. — Ich unterscheide Augenblicke, Wochen, Monden. Aber nur der Verstand trennt und unterscheidet, und gibt allerlei Namen. In der That ist Alles doch nur eine und dieselbe Zeit. Was ich Jahreszeiten nenne, ist nur das wechselnde Verhältniß vom Stande des von mir bewohnten Erdballs gegen die Sonne. Die Zeit ist unveränderlich.

Und so mannigfaltig auch Alles zu sein scheint, ist Alles doch nur Folge vom Andern, Alles mit dem Andern auf das Innigste verknüpft und Eins mit ihm.

Es muß Alles nur Eins sein durch den allerstrengsten Zusammenhang, weil nur ein Weltall ist. Es gibt nicht zwei Weltalle, die in ihren Ordnungen verschieden oder einander entgegengesetzt wären. Es ist nur ein Gott, aus dessen einziger Weisheit und Gesetzgebung das ganze All des Lebens entsprang in einem Einzigen, zu einem in sich getrennten Ganzen.

Ist nun Alles nur ein Ganzes, so wahr nur ein Schöpfer des Ganzen ist, und greift Alles darin unzerstörbar in einander: was spricht man mir denn von Zeit und Ewigkeit, gleichsam als wäre die Rede von zwei verschiedenen Weltallen?

Wie thöricht ist es, zu glauben, daß von einem Tag zum andern, die beide vom Schatten einer Nacht getrennt werden, zwei verschiedene Leben stattfinden! Wer bildet sich wohl ein, wenn nun im Herbst alle Pflanzen abwelken und Staub und Erde werden, daß mit künftigem Frühling, wenn neue Pflanzen aufkeimen, damit gewissermaßen eine neue Welt beginne! Es ist nichts Verschiedenes vom Vorigen; Alles wieder das Alte, das Ewige.

Wenn die Pflanze verdorrt und als Staub im Winde verweht, glaubst du, die Bestandtheile des ehemaligen Gewächses seien aus dem Weltall verweht und vollkommen Nichts geworden? Nein, ob in einem Kraut verbunden, oder als Staub im Sonnenstrahl schwimmend: sie sind vorhanden und unvergänglich, aus dem göttlichen All der Dinge unverlierbar. Die verborgene Lebenskraft, welche den Staub zu großen, grünenden, blühenden Stauden verband, lebt auch ohne den Staub fort, und wirkt wie im Sommer, so im Winter fort, im Samenkorn, im Weltall. Bringt die Frühlingssonne die vom Schöpfer festgesetzten Bedingungen zurück, unter welchen die Lebenskraft auf den Staub um sich her wirkt: so wirkt sie, und eine neue Staude keimt, grünt und blüht. So ist Alles ewig das Alte und dasselbe, so neu es auch ewig dem Auge der Menschen erscheinen mag.

Da wird nichts Neues; da vernichtet sich kein Altes. Was wir neu und alt nennen, sind Unterscheidungen unsers Verstandes, Nothbehelfe unserer schwachen Fassungskraft. In That und Wahrheit ist in der Natur nichts Neues, nichts Altes, denn Gottes Schöpferwerk ist ewig. Im Ewigen ist nichts neu, nichts alternd; denn es ist ewig immer dasselbe. Nur die Verbindungen der Dinge

ändern sich, und das ist es, was wir zeitlich nennen. Ob nun eine Blume abwelkt und sich auflöset in Staub und Dunst, oder ob im unendlichen All der Dinge ein von Millionen Wesen bewohnter Weltkörper, wie unser Erdball, sich auflöset und vergeht: es ist dasselbe. Weder die Bestandtheile der Blume, noch des Weltkörpers können aus dem Weltall Gottes entweichen. Nur die Verbindungen desselben haben sich geändert. Wir machen den Unterschied zwischen Blume und Weltkörper, weil uns das eine klein, das andere ungeheuer im Verhältniß zu unserm Leibe vorkommt. Für den unendlichen, allgegenwärtigen Gott ist nichts groß, nichts klein. Daher der geringste Wurm und der gewaltigste Sterbliche auf Erden vor ihm gleich wichtig sind; beide umfaßt, als seine Geschöpfe, ohne Unterschied seine Vorsehung und Liebe.

Wir müssen keineswegs uns einbilden, daß das, was wir in unserm kleinen Lebensraum, mit unserm kleinen Maßstab, mit unserm beschränkten Vorstellungsvermögen, in der Spanne Raumes, den wir mit kurzsichtigem Blick übersehen können, Alles so sei, wie wir es nennen, weil wir uns doch einander mit Worten verständigen müssen. Wir machen Unterschiede, wo in der Natur an sich selbst keine sind. Für uns ist das Unsichtbare, und was wir auf Erden auf keine Weise wahrnehmen können, so gut als nicht vorhanden. Es ist durchaus nichts auf Erden vorhanden, dessen erste Bestandtheile nicht in der Luft als für uns unempfindbare Theilchen wären. Die ganze Welt, welche wir als Sterbliche bewohnen, ist aus Bestandtheilen der Luft hervorgegangen. Aus der Luft schlägt sich Wasser nieder; von der Luft empfangen die Pflanzen ihre Bestandtheile; von der Luft und den Pflanzen die Thiere; von allen wir Menschen selbst. Gebirge, Wälder, Meere, Pflanzen u. s. w., alle sind gleichsam Kinder der Luft und können wieder unsichtbar in Luft verschweben. Alles ist Eins!

Alles ist Eins. Darum ist Alles im dichtesten, kaum unterscheidbaren Zusammenhang. Im Ewigen ist kein Gestern noch Heute, sondern nur für Menschen, die auf dem kleinen Stern wohnen, welcher Erde heißt, und der durch sein Umschweben der Sonne einen flüchtigen Wechsel von Licht und Schatten, Kälte und Wärme verursacht, welchen wir Tageszeit und Jahreszeit nennen. Im Ewigen ist keines Dinges Ende, sondern Alles nur ein Spiel der Verbindungen; und dies Spiel heißt das Leben; ewig aber, wie die Dinge selbst sind, als Gotteswerke, ist auch das Spiel ihrer wechselnden Verhältnisse zu einander. Folglich ist ein ununterbrochenes Lebensgewebe. Die Art der Verbindung gewisser Theile kann wohl aufhören; aber was da ist, hört selbst nie auf; eben so wenig das Wechseln der Verbindungen, oder das Leben. Folglich was da ist, das bleibt. Das, was uns wie ein Anfangen und Aufhören vorkömmt, was wir Aufblühen und Welken, was wir Morgen und Abend, was wir Geborenwerden und Sterben, was wir alt und neu nennen, ist nur ein Spiel von Verbindungen der Dinge im Weltall, oder Leben der Schöpfung. Was wir Tod heißen, ist also selbst eine Bestätigungsurkunde des Lebens, und Handlung des Lebens, und Leben selbst!

Zeit und Ewigkeit sind für Gott das Gleiche. Aber sie sind es auch für mich. Wozu diese Unterscheidungen? Es ist nur ein Ewiges. Ich komme nach dem Tode in die Ewigkeit; aber ich befinde mich jetzt schon in der Ewigkeit. Ich

komme nach dem Tode zu Gott; aber ich bin jetzt schon bei Gott, mit Gott, durch Gott, in Gott!

Nur mit der großen Lebensthätigkeit, die ich Tod nenne, tritt ein lebhaftes Spiel von Trennung und Verbindung und Wechsel meiner Bestandtheile ein. Es scheidet sich, wie im Herbst die Lebenskraft von der welkenden Pflanze, mein Geistiges von dem Ungeistigen an mir, was ich Irdisches nenne. Mein Gott denkendes Ich tritt im großen, immer regen Lebensgedränge des Weltalls mit andern Stoffen und Dingen in Verbindung. Mein abgefallener, Staub gewordener Leib aber dauert im Weltall Gottes in andern Verbindungsarten fort; er gehört mir so viel und so wenig an, als das ganze göttliche Weltall. Und ich, das Gott denkende Ich, der das Weltall erkennende, anschauende Geist, ich dauere ebenfalls wie der Staub ewig fort im Ewigen.

Bin ich denn ein anderes Wesen, wenn ich mich heute anders bekleide, als ich gestern that? Nein, ob ich gestern schlechte, heute bessere Kleidung trug: ich bin derselbe in beiden. So wenig das Kleid, welches ich anlege, zu mir gehört, eben so wenig gehört der Leib zu mir, den ich im Tode wie ein Kleid des Geistes ablege. Der ich im menschlichen Leibe gewesen bin, werde ich wieder sein in andern Verbindungen. Denn ich bin Ich, und bleibe derselbe Geist, wie mein Leib derselbe Staub bleibt, der er war.

So trage ich also aus dem Augenblick, welchen ich irdisches Leben nenne, mich selbst und meinen Werth oder Unwerth in andere höhere, oder niedere, herrlichere, oder traurigere Verbindungen hinüber. So wird wahr, was die heilige Schrift sagt: Meine Werke folgen mir nach.

Und darum selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. (Offenb. Joh. 14, 13.)

Unsere Werke folgen uns nach! Denn zwischen Zeit und Ewigkeit ist ein unzertrennbarer, inniger Zusammenhang; inniger als zwischen dem im Meere verschwimmenden Wassertropfen mit dem Meere selbst. Das All ist nur Eins.

Dieser Zusammenhang ist, denn es ist nur ein Weltall, und ich lebe schon in demselben, und kann künftig nie anders leben, als in ihm — in meines Vaters Hause.

Er ist! denn es ist nur eine Zeit, nur eine Ewigkeit, die immer war und immer sein wird. Und ich werde nicht erst in die Ewigkeit eintreten, sondern ich lebe schon hier in der Zeit der Ewigkeit. Wie könnte also in dem Ein und All je der Zusammenhang aufhören?

Er ist! denn unvergänglich, wie das kleinste Sonnenstäubchen, ist auch mein Geist, der sich seiner bewußt ist und der sich nach Vollendung sehnt. Die Dinge wechseln, aber sie bleiben. Meine Umgebungen wechseln, aber ich bleibe im großen und unendlichen Spiel des Weltlebens. Bleibe ich nnn selbst, wie mag der Zusammenhang zwischen heute und morgen, zwischen hier und dort leben, zwischen Zeit und Ewigkeit unterbrochen werden?

Er ist! denn es ist nur ein Gott, der Alles geordnet, Alles umfaßt hält, der Alles in Vollkommenheit schuf, nicht als Trümmerwerk und Bruchstück, sondern als ein einziges, in einander geflochtenes, sich in allen Verbindungen, in allen

Ursachen und Wirkungen wahrhaft und genugthuend entsprechendes Ganzes. Und diesen meinen Gott habe ich jetzt schon und werde ich haben, wenn mich einst meine heutigen Umgebungen nicht mehr umgeben, sondern andere Verbindungen und Verhältnisse an ihre Stelle getreten sein werden.

Darum selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Sie folgen, denn in dem großen Zusammenhang der Dinge ist keine Lücke, keine Unterbrechung. Eins quillt aus dem Andern; wie im Kleinsten, so im Größten; wie im Irdischen, so im Sittlichen, im Geistigen. Wo hinauf du gestiegen, da hinauf bist du gestiegen; wie tief du gesunken bist, so tief bist du gesunken. Nichts Geschehenes kann ungeschehen gemacht werden. Deine Werke folgen dir.

Es gibt gesunkene, größtentheils verthierte Menschen, welche keine in ihnen wohnende Geisteskraft zur Vollendung entwickeln mögen. Sie möchten auf Erden nur gern Thiere sein, ihre thierischen Gelüste stillen, eine thierische Größe erreichen. Was man ihnen von Tugend sagt (dem ewigen Gottesgesetze), scheint ihnen albern; sie möchten es gern für albern halten. In prächtigen Kleidern gehen, auf weichen Lagern ruhen, in zierlichen Häusern wohnen, köstliche Speisen und Getränke haben, über Vieles gebieten und schalten, Alles neben sich niederdrücken können, allein hoch stehen, Vieles wissen, klug sein, listig berechnen, unwiderstehbar handeln können — das ist ihnen, als einer Art vollkommener Thiere, das Allerhöchste. Von höhern Dingen haben sie keine Vorstellungen, so ganz verthiert sind sie. Spricht man ihnen von Tugend, von Religion, dünkt es sie lächerlich. Spricht man ihnen davon, daß sie für den wahren Adel ihres Geistes alles Irdische aufopfern müssen: so glauben sie, es sei Wahnsinn.

Personen dieser Art (sie sind gewöhnlich die in sich selbst unglücklichsten) haben eine große Neigung, wenn sie auch nicht den Schöpfer aus der Schöpfung hinwegleugnen können, doch das ewige, Alles durchherrschende Gesetz der Tugend hinwegzuleugnen. Sie möchten sich selbst gern einbilden, daß Gott auf unsere Handlungen nicht achte; daß überhaupt Frömmigkeit und Tugend Erfindungen der Schule, Vorurtheile aus Kinderjahren, Zaum und Zügel unterthäniger Völker in den Händen der Herrscher sind. Was nützlich ist, das halten sie für klug, das Kluge für wahr, für gut. Was Vortheil bringt, halten sie für Recht, was ihnen schadet, für Unrecht. Jedes Mittel halten sie erlaubt, ihren Zweck zu erreichen, nur nicht jedes für klug.

Bei dem Allen erschrecken sie, wenn sie wahrnehmen, daß in der Welt zwar allerlei Religionen sind bei den verschiedenen Völkern, aber bei allen Völkern doch nur einerlei Tugend! Es ist also etwas Bleibendes für den menschlichen Geist, was seine Bestimmung betrifft, seine Handlungs- und Denkart angeht, und Mancher sich selbst richtet und von Andern gerichtet wird. Die Tugend (oder der Gotteswille) ist also nichts Veränderliches, nichts Zufälliges. Der fromme, rechtschaffene Mensch wird in der ganzen Welt, von aufgeklärten wie von wilden Völkern geehrt, und ihm weit mehr, als den Schlauen und Klugen, vertraut sich das Herz des Andern. Hingegen der Bösewicht, ohne Treu und Glauben, der Selbstsüchtige, der sich Alles erlaubt, ist überall gehaßt.

So ist es jetzt, so vor vielen Jahrtausenden gewesen. Staatsverfassungen, Kirchengebräuche, Sprachen, Sitten, Wissenschaften, Begriffe vom Nützlichen und Schädlichen haben geändert: aber die Gesetze Gottes im Geisterreich, die Gesetze und Begriffe von Frömmigkeit und Tugend sind so alt, als das Menschengeschlecht selbst. Unentbehrlich ist die Tugend dem unsterblichen Geiste, wie die Nahrung dem sterblichen Leibe. Entziehe dem Leibe die Nahrung, und er verdirbt; entziehe dem Geiste die Tugend, und er verdirbt.

Warum, wenn Rechtschaffenheit etwas Zufälliges wäre, wenn sie nicht unmittelbar zur Natur des Geistes gehörte, warum sind denn die ärgsten Tugendverächter noch oft genug scheu vor Verbrechen, selbst wenn sie keinen irdischen Richter über sich zu fürchten haben? Warum wagen sie es nicht, sich Alles zu erlauben? Oder wenn sie sich das Schändliche erlauben, warum möchten sie es vor sich selbst verbergen?

Tugend ist nichts Anderes, als Vollkommenheit des Geistes, Reife und Vollendung des Geistes zu seinen Bestimmungen im Weltall. Der sterbende Sünder ist eine unreife, faul gewordene Frucht am großen Lebensbaum. Vollendung des Geistes aber ist nichts Anderes, als Selbstbefreiung desselben vom Einfluß der irdischen Natur; Freiheit von der Thierheit, Beherrschung seines Selbstes nach den eigenen, innern, ewigen Gesetzen des Rechts und der Gottgefälligkeit; Emporsteigen aus der Thiernatur zur Engelhaftigkeit. Tugend ist Selbstverklärung.

Nicht also Geschicklichkeit in Handwerk und Kunst, nicht Klugheit in Berechnung und Behandlung der Umstände, nicht Gelehrsamkeit und große Kenntniß begründen die wahre Geistesgröße: sondern Frömmigkeit, Tugend! Was für die Welt nützt, in der wir jetzt leben, das bleibt einst in dieser zurück. Es kam von Hier, war für das Hier und bleibt in dem Hier. Aber die Gut und Leben nach Gottes Willen aufopfernde Tugend, die weltverleugnende Tugend, ist nicht für die Welt hier, sondern oft mit ihr im offenen Widerspruch; sie ist nicht für das Irdische, denn sie bestreitet dasselbe und vernichtet dessen Gewalt. Sie ist folglich allein für den Geist. Aus ihr quellen jene heiligen Werke, welche dem Gerechten nachfolgen.

Die weltverleugnende Tugend ist nicht für das Hier; sie ist also für das Einst. Sie kommt nicht von hier, sie stammt aus Gott. Ihre Wirkungen bleiben also nicht hier, sondern breiten sich im Ewigen aus. Alles kann auf Erden belohnt werden; aber Tugend an sich ist ganz unbelohnbar. Und was um Lohn geschieht, ist keine Tugend, sondern eine irdisch nützliche Handlung. Der Gerechte lebt nicht und handelt nicht bloß des Vortheils willen, der ihm hier entspringen kann: sein Blick ist auf das Ewige hingewandt. Er will Selbstvollendung, ein Leben in Gott, mit Gott. So athmet er, so entschläft er im Herrn, ohne Rücksicht auf Schmerz und Lust, Lob und Lästerung von dieser Welt. Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Die Hand des ewigen Gottes knüpfte den Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit: welche Gewalt könnte diesen sichtbaren, unwiderstehlichen Zusammenhang wegleugnen oder vernichten?

Ein angenehmer Schauer durchdringt mich, indem ich den beseligenden Ge-

danken denke, ihn, den der heilige Gottoffenbarer, mein Jesus, so laut ausgesprochen hat! Zeit und Ewigkeit sind eins, mein Jetztsein und mein Künftigsein ist ein ununterbrochenes Ganzes, so wahr nur ein Weltall ist, und nur ein Gott! und meine Werke folgen mir nach.

Selig, o selig bin ich, der ich im Herrn entschlafen will und werde! Denn wer kann mich scheiden von der Liebe Gottes?

Selig, o selig sind sie, die in dem Herrn entschliefen; ihre Werke folgen ihnen nach! — O ihr, meine Geliebten, die ihr früh vollendet habt, und mich zurückließet, euer ist nun das bessere Loos, nach dem ich noch ringe; nie fühlte ich lebhafter den Zusammenhang des Lebens mit der Ewigkeit, als damals, da ich weinend vor euerm erblaßten Leichnam stand, da ich mit heißen Lippen noch eure erkalteten Wangen küßte. Ihr starbet im Herrn und selig. Ihr waret Gottes, darum nahm er euch zu sich. Ach, was ich nicht wußte und sah, das sah und wußte er, wie ihr oft im Stillen mit euch selber gekämpft; wie euch die Reue um kleine Fehler oft gequält; wie ihr oft zu ihm glaubensvoll hinaufgeblickt; wie ihr einsam euch mit ihm in heiligen, inbrünstigen Gebeten unterhalten. Nun habt ihr überwunden. Eure Frömmigkeit, eure Unschuld, eure Güte, eure Liebe folgen euch nach. Verzeihend blickt der große Erbarmer auf die Fehltritte, die seine Kinder nicht zu vermeiden wußten. Ihr seid nicht die Geringsten unter denen, die er liebevoll an sein Vaterherz nahm, er, der auch die Sünder nicht will verloren gehen lassen.

Warum trauert mein Geist über den Grabhügeln der Todten? O ihr Vollendeten, einst werde ich, und vielleicht bald, meine irdische Hülle abwerfen, wie ihr sie abgelegt habt, und eingekleidet werden herrlicher, wie ihr eingekleidet seid. Wir werden uns wieder begegnen, wieder finden. Ach, die Liebe ist für die Ewigkeit, wie die Tugend; und ist unser Gott nicht selbst die Liebe? Wie der ununterbrochene Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit, ist die Verknüpfung der liebenden Wesen. Nein, ich habe euch nicht ganz verloren, ihr Theuern, die Gott mir gegeben und genommen. Nein, er hat euch mir nur gegeben, nicht genommen. Ihr gehört mir noch heute, ich gehöre euch noch heute. Wir sind ja noch im Hause Gottes beisammen, nur in verschiedenen Wohnungen. Ich bin in der Ewigkeit, so wie ihr; nur ihr in andern Verbindungen, die auch mich erwarten. Der Lebensaugenblick auf Erden ist kurz, die Ewigkeit lang genug, uns wieder zu haben.

Selig, o selig sind die, die in dem Herrn entschlafen, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Auch mir werden die meinigen folgen!

O Gott des Lebens, o Richter der Todten, o Erbarmer der sündigen Wesen, auch mir werden die meinigen folgen; auch die bösen werden mir folgen neben den guten! Mit Schrecken blicke ich auf meine vergangenen Tage. Wie oft ich gefehlt habe, ich kann es nicht wissen. — Herr, Herr, willst Du meiner Schuld gedenken? Wenn Du mit mir in's Gericht gehen willst, wie soll ich vor Dir bestehen? Das Gute, was ich hatte, war ein schwaches Wollen: aber ach, Leichtsinn, Uebereilung, Leidenschaften aller Art überwältigten das Gute wieder in mir; und Eitelkeit entriß selbst mancher guten That, die ich zu vollbringen

Muth hatte, den geringen Werth. Wie oft mangelte mir die Liebe, wie oft die Standhaftigkeit, wie oft die Demuth der Tugend!

Errette mich, Gott, aus der bangen Muthlosigkeit, in die ich versinke, wenn ich an meine Fehler und Schwachheiten denke, an Alles, was ich öffentlich und insgeheim gegen Dich und meine Mitmenschen gesündigt habe; denn ich verzweifelte an meiner Kraft, jemals zu werden, der ich sein soll nach Deinem Willen und meines Jesu Lehre. Und könnte ich meine Hoffnung, mein Vertrauen nicht auf Deine Gnade setzen: was könnte mich trösten, was mich über meine Zukunft nach der Verwandlungsstunde des Todes beruhigen?

Du aber, mein Erbarmer, bist mein Trost, meine Zuversicht! Ach, nimm meinen Willen doch für eine halbe That, mein Bemühen für ein halbes Erreichen, meinen Kampf für einen halben Sieg. Vergib mir meine Schuld! Wie oft strebe ich empor, und sinke ohnmächtig zurück!

Vielleicht aber ist das ganze Leben nur ein Kampf gegen das Böse; und der hat schon Gnade vor Dir, der, wenn er auch nicht immer obsiegen konnte, doch nie mit Vorsatz, Willen und Lust im Streite gegen die Sünde unterlag. Vielleicht hat schon der Gnade vor Dir, der Muth genug hatte, nicht den Kampf zu scheuen, sondern ihn nach Kräften zu führen.

Und ermüden will ich in diesem Kampfe nach Vollendung nie. Als Dein Kämpfer will ich sterben, glaubensvoll, hoffnungsreich auf Dein Erbarmen, Du, der immer mehr gewährt, als wir verdienen können. Amen.

40.

Die Verklärung nach dem Tode.

1. Kor. 15, 36—50.

Wie ist mir denn? — Welch süßes Beben?
Wer gießt in meinen Staub das Leben?
Was schauert sanft durch mein Gebein?
Ist das mein Leib? — — Ich lebe wieder?
Ich bin das? — — Sind das meine Glieder?
Der Glanz, die Göttlichkeit ist mein?
Ich ward dem Grabe nicht zum Raube?
Weß Thron ist dort? — Wer ruft mir zu? —
Ach, das ist Gott, an den ich glaube!
O mein Messias, das bist Du!

Herr, ewig währet Deine Treue:
Dir dank' ich, daß ich mich erneue,
Ich walle im Verklärungslicht.
Heil mir, mein Feind ist nun bezwungen,
Der Tod ist in dem Sieg verschlungen.
Auch ich, ich bleib' im Staube nicht!
Heil mir, Herr, Dein ist Macht und Ehre,
Dein ist's, Messias, daß ich bin!
Ich menge mich in Engelchöre,
Und eil' ins Halleluja hin!

Habe ich ein Bürgerrecht in zweierlei Welten; gehöre ich nicht nur dem Leben hienieden, sondern vielleicht bald auch einem höhern an: o, so ist wohl verzeihlich, daß ich mich gern zuweilen mit dem beschäftige, was ich noch zu erwarten habe, und wohin mich immerdar eine dunkle Sehnsucht zieht. Ich unterhalte mich ebenso gern mit den Erinnerungen an meine schon vor mir durch den Tod vollendeten Geliebten, als mit denen, welche noch gegenwärtig im Leben mein Umgang, meine Freude sind. Denn auch jene leben, wenn zwar nicht mehr im irdischen Körper. Das Zerfallen des Leibes ist kein Zerfallen des Geistes. Ich liebe euch noch, ihr Entfernten, ihr meine Verklärten! Darf ich zweifeln, daß ich

noch ein Gegenstand eurer Liebe sei? Nein, durch Gott vereinte Geister kann wahrlich kein Mensch scheiden, und auch kein Grab.

Zwar, was mir dort zu Theil werden wird, und wie ich dort sein werde — es ist mir verborgen; aber verzeihlich, wenn ich zuweilen ahnend dahin denke; wenn ich aus dem, was ich hienieden erblicke, zu errathen trachte, was mir dort begegnen könne. Wir wandeln hier noch nicht im Schauen, sondern im Glauben. Doch auch Jesus sprach zuweilen in erhabenen Bildern von den überirdischen Zuständen nach dem Tode des Leibes; auch seine Jünger redeten gern mit ihren Vertrauten davon, oder denen, welche Zweifel über die Möglichkeit der Auferstehung der Todten äußerten.

Denn die Lehre von der Auferstehung der Leiber war schon längst eine jüdische Lehre gewesen. Die Pharisäer behaupteten dieselbe, aber auf eine grobe, sinnliche Weise, als wenn alle ins Grab gegangenen Körpertheile nothwendig wieder die Hülle und das Werkzeug des Geistes werden müßten — eine Meinung, welche von einer jüdischen Glaubenspartei, nämlich von den Sadducäern, gänzlich hinweggeleugnet ward. Christus, indem er diesen Meinungsstreit einst zu schlichten aufgefordert worden war, zeigte, daß beide Glaubensparteien der Juden auf Abwegen zu ganz entgegengesetzten Irrthümern gekommen waren; daß Unsterblichkeit, oder Leben in jener Welt, oder Auferstehung von den Todten, bestehen könne, und sein werde, ohne daß darum eine grobsinnige Auferstehung von Leibern sein müsse, die mit allen irdischen Bedürfnissen und Trieben zur Ernährung oder Selbstfortpflanzung behaftet wären. Die Sadducäer fühlten die Wahrheit seines Wortes. Du hast recht gesagt, Meister! sprachen sie. (Luk. 20, 27—39.)

Was Jesus öffentlich nur selten umständlicher entwickelt, scheint er in heiligen Gesprächen mit seinen Jüngern gethan zu haben. Sie hatten dieselben Vorstellungen, wie er, von den Zuständen des Geistes nach dem Tode, und von der jüdischen Auferstehungslehre. Du Narr, sprach Paulus, der Apostel, das du säheſt, wird nicht lebendig, es sterbe denn; und was du säheſt, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistiger Leib. Fleisch und Blut können nicht ererben das Reich Gottes, und wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche! (1. Kor. 15, 35—50.) Der menschliche Körper, aus Erdstoffen zusammengesetzt, wird wieder zur Erde, und wieder zu Bestandtheilen anderer Pflanzen, Thier- und Menschenkörper. Er ist des ewigen Lebens nicht fähig; er kann als etwas Verwesliches nicht Erbe des Unverweslichen sein. Es wird auferstehen vom Tode ein geistiger Leib, das heißt, wenn diese irdischen Gliedmaßen von unserm höhern Selbst sich trennen, wird das höhere Selbst in größerer Freiheit über das Todte sich erheben, gleichsam verklärt, umfangen von einer geistigen Hülle.

Diese Lehre der heiligen Schrift, wie sie aus dem Geiste Jesu und seiner Jünger geoffenbart hervorging, stimmt mit dem wunderbar überein, was wir schon gegenwärtig in der Natur des Menschen wahrnehmen. Es ist unverkennbar, daß der Geist wirklich schon jetzt außer dem irdischen Körper mit einem

überirdischen Leibe angethan ist, welcher, wie die Blume aus dem verwesenden Samenkorn, durch den Tod des Leibes entbunden wird.

Man nennt zuweilen bildlich den Schlaf einen Bruder des Todes. Er ist es in der That. Es ist das Schlafen nichts Anderes, als ein Zurücktreten des Geistes und der Seele; ein Verlassen der äußern, gröbern Körpertheile. So geschieht auch im Tode. — Im Schlafe bleibt in den von unserm höhern Selbst verlassenen äußern Körpertheilen nur noch das Pflanzenleben zurück. Der Mensch liegt unempfindlich da; aber sein Blut rollt noch durch die Adern, sein Athem geht noch; Alles, was zu seinem pflanzenhaften Dasein gehört, ist noch in Thätigkeit, wie ein ähnliches Leben auch in empfindungslosen Blumen ist. Ein solches Zurücktreten des Geistigen scheint nothwendig von Zeit zu Zeit für das Irdische, weil dieses durch anhaltenden Gebrauch gleichsam verzehrt und in seiner Tauglichkeit für den Geist geschwächt wird. Ist das Pflanzenleben des menschlichen Leibes, ganz ungehindert von der Wirksamkeit des Geistes, sich selbst überlassen: so kann es ungestörter nach seinen Gesetzen arbeiten, und sich stärken. Daher finden wir nach jedem gesunden Schlaf den Körper erquickter und das Gemüth freudiger darüber. Im Tode aber weicht auch das Pflanzenleben von den dadurch allein nur zusammengebunden gewesenen Stoffen, aus denen der Leib besteht, und sie zerfallen.

Es können Geist und Seele schon vom Körper gewichen sein, ohne daß uns dieser darum todt scheint, obwohl der wirkliche Tod doch wirklich schon erfüllt ist, wenn das Bessere des Menschen nicht mehr in ihm wohnt. Aber der vom Geiste verlassene Leichnam athmet noch, seine Pulse regen sich noch; man sagt: er lebt noch. Von der andern Seite kann zuweilen geschehen, daß die Lebenskraft aus einzelnen Theilen des Körpers wirklich schon entwichen ist, daß sie absterben, während Geist und Seele noch mit den übrigen Theilen wirklich verbunden geblieben sind.

Der Schlaf ist eins der größten Geheimnisse des menschlichen Wesens und unserer anhaltendsten und feinsten Beobachtungen würdig. Doch sind diese Beobachtungen gerade darum schwierig, weil sich der beobachtende Geist hier den Gesetzen der irdischen Natur unterwerfen, und sie ungestört wirken lassen muß, damit sie sich zu seinem Gebrauch desto leichter ergänze und herstelle. Jeder Schlaf ist gleichsam eine Speisung der Lebenskraft. Der Geist hat dazu nichts beizutragen; sie ist von ihm so vollkommen unabhängig, als es das Verdauen, oder die Verwandlung der genossenen Nahrung in Blut, oder das Wachsthum der Haare, oder die Absonderung unnützer Flüssigkeiten ist. Das Wachen ist ein Verbrauchen der Lebenskraft, ein Ausströmen und Wirken derselben nach außen; das Schlafen ein Einsammeln derselben von außen. Daher bemerken wir, wie an Menschen und Thieren, den Schlaf auch an Pflanzen, welche mit Einbruch der Nacht ihre Blumenkronen schließen, oder ihre Blätter zusammengefaltet niederhängen lassen.

Welches aber ist der Zustand unseres höheren Selbstes in dieser Zurückgezogenheit von den äußern Sinnen? Es kann nicht mehr Ausdrücke von außen empfangen durch Auge, Ohr, durch Geschmack und Geruch und Gefühl. Aber wer wird sagen: unser Geist sei in diesen Augenblicken vernichtet? Wäre er es,

so würde unserm Leibe jeden Morgen ein anderer Geist, eine andere Seele, statt der vernichteten, gehören. Allein der Geist weiß es sehr gut, daß er immer ein und derselbe, und kein anderer ist, als der er gestern war. Er hat sich von den Sinnen zurückgezogen, aber er lebt noch thätig fort, wiewohl er sich nur sehr unvollkommen äußert, weil er für eine Zeit lang Verzicht auf die Werkzeuge that, durch welche er sich zu äußern gewohnt ist.

Ein Beweis der immer fortdauernden Thätigkeit sind die Träume. Zu welcher Stunde der Mensch auch plötzlich aus dem Schlafe geweckt werde, wird er sich doch immer erinnern, geträumt zu haben. Diese Erinnerungen aber werden gewöhnlich sehr durch die stärkeren Eindrücke verdunkelt, welche plötzlich durch die beim Erwachen aufgeschlossenen Sinne in sein Gemüth strömen. Und weiß er dann auch nicht, mit welchen Vorstellungen er sich im Schlafe beschäftigt, so hat er doch sehr bestimmt immer die Empfindungen bei einem plötzlichen Erwachen, daß er seine Aufmerksamkeit, die man von außen fordert, erst von etwas losreißen mußte, was dieselbe bisher innerlich beschäftigt hatte.

Im Traum sind Vorstellungen, Begierden und Gefühle. Aber weil die äußern Sinne geschlossen sind, bilden sich jene auch ganz unabhängig von äußerlichen Gegenständen. Sie hinterlassen selten einen lebhaften, bleibenden Eindruck im Gedächtnisse. Demungeachtet fanden sie statt. Geist und Seele waren folglich auch dann thätig, wenn wir uns selbst nachher nicht immer an die Art ihrer Thätigkeit erinnern. Welcher Mensch erinnert sich denn selbst der tausend schnellen Vorstellungen immer wieder, die er bei vollem Wachen in dieser oder jener Stunde des Tages gehabt hat? Wird er aber deswegen behaupten: sein Geist habe gerade in der Stunde, da er vielleicht am thätigsten und nachdenkendsten war, keine Vorstellungen gehabt?

In jedem Traum hat der Geist so gut Bewußtsein, als im Wachen, das heißt, ein Selbstgefühl seines Daseins. Auch im Traum unterscheidet er sich ganz von dem, was er sich vorstellt. Ohne dieses Bewußtsein, ohne dieses Absondern des Ichs von den gleichsam außer ihm lebenden Gespinnsten seiner Vorstellung, könnte er nicht träumen. Jedesmal, wenn wir uns auf einen gehabten Traum wieder besinnen, werden wir finden, daß es unser Ich war, mit unvollkommenem Selbstgefühl, welches unter den Bildern der Phantasie umherwandelte. Wir können Träume, welche allzu schwachen Eindruck machten, und in welchen der Geist nicht durch Begehrungen und Gefühle stärker auf den schlafenden Körper zurückwirkte, mit allen Nebenumständen vergessen; folglich können wir auch vergessen, daß wir uns damals unser selbst bewußt waren: aber darum hat unser Bewußtsein, das Selbstgefühl unseres Daseins, keinen Augenblick aufgehört, weil wir uns dessen nicht mehr genau erinnern! — Es gibt Menschen, welche bei sehr angestrengtem Nachdenken, auch während des Wachens, nicht wissen, was um sie hervorgeht. Ihr Geist, zurückgezogen von den äußern Körpertheilen und Sinnen, ist ganz in sich und mit sich beschäftigt; dem Aeußerlichen nach scheinen sie mit offnen Augen zu träumen oder zu schlafen. Aber wer wird leugnen, daß sie in diesen Augenblicken der tiefsinnigsten Ueberlegung beim vollsten Bewußtsein waren, ungeachtet sie mit ihren Ohren nicht hörten, mit ihren Augen nicht sahen? — Selbst der Umstand noch zeugt für die beständige

Fortdauer unseres Bewußtseins und des Selbgefühls unseres Daseins, daß der Mensch vermögend ist, wenn er es sich vorgenommen hat, im Schlafe zu einer bestimmten Zeit von selbst zu erwachen.

Man kann demnach von einem im leisen oder festen Schlaf liegenden Menschen nicht sagen, er habe das Bewußtsein verloren; sondern er trägt das Selbstgefühl seines Daseins in sich, ohne es aber gegen uns zu äußern. Denn der Geist verliert das Bewußtsein und die Seele ihr Selbstgefühl nie, wenn sich auch beim Wiedereintritt äußerer Sinnesthätigkeit die Erinnerungen davon verlieren. Eben dies ist der Fall bei Ohnmachten, wo durch eine vorübergehende theilweise Störung der Pflanzenlebenskraft das Geistige sich in sich selbst zurückzieht; denn der Geist fliehet das Todte, und hängt nur durch das Band dieser Kraft mit dem, was an sich todter Stoff ist, zusammen. Ob nun gleich der Ohnmächtige keine Aeußerungen des Sichselbstbewußtseins gibt, fehlt es ihm darum doch nicht, so wenig als im Schlafe. Viele Ohnmächtige behalten ebenso wohl, als Schlafende, noch Erinnerungen von einigen ihrer im todtenähnlichen Zustande gehabten Vorstellungen; andere nicht. Ja es gibt Zustände von Ohnmachten, wo der ganze Leib blaß, kalt, athemlos, ohne Bewegung, einem Leichnam gleich, daliegt, während der Geist sogar noch in Verbindung mit einigen Sinnen steht, Alles vernimmt, was um ihn her vorgeht, aber, wie zum Beispiel in der Starrsucht, kein äußeres Zeichen des Lebens und Bewußtseins geben kann. Manche Personen mögen auf diese Weise lebendig begraben worden sein, und in vollkommenster Kenntniß dessen, was mit ihnen zu ihrer Beerdigung von Freunden und Verwandten vorgenommen wurde, die durch das Aeußere getäuscht waren.

Noch ein anderer merkwürdiger Zustand des Menschen überzeugt uns von der ununterbrochenen Thätigkeit des Geistes und seines nie vertilgten Bewußtseins, selbst dann, wenn er sich dessen nachher nicht erinnert. Dies ist der Zustand des Nachtwandlers. Er entschlummert zu dem gewöhnlichen Schlaf. Seine äußern Sinne sind geschlossen. Er hört nicht, sieht nicht, fühlt nicht. Aber plötzlich scheint er zu erwachen, nicht aus dem Schlafe, sondern innerhalb desselben. Er hört, doch nicht mit den Ohren; er sieht, doch nicht mit dem Augen; er fühlt, doch nicht mit der Haut. Er wandelt, er redet, er verrichtet mancherlei Geschäfte, ja oft zum Erstaunen der Zuschauer, mit größerer Umsicht und Vollkommenheit, als er es wachend vermöchte. Er erinnert sich in diesem Zustande sehr genau der Begebenheiten, die er wachend ehemals hatte, ja oft solcher, auf die er sich nicht mehr besinnt, wenn er wirklich mit allen Sinnen wacht. Nachdem er in diesem Zustande eine Zeit lang gewesen, sinkt er wieder in den gemeinen Schlaf zurück, und wenn er endlich aus diesem sich ermuntert, weiß er durchaus nichts von allem Vorgefallenen. Er hat vergessen, was er geredet und gethan; er kann oft selbst nicht glauben, was ihm die Zuschauer von ihm erzählten. Soll man ihm aber das Selbstbewußtsein des Geistes und die bewundernswürdige Thätigkeit desselben während jenes Schlafes abläugnen? Wer könnte das? Tritt der Schlafwandler aber nachmals wieder in seinen äußern Schlaf, in sein inneres Aufwachen zurück: so erinnert er sich in diesem ihm selbst unbegreiflichen Zustande an Alles, was er vorher in einem ähnlichen gethan und gedacht, und wovon er bei dem Wachen der äußern Sinne nichts mehr gewußt hat.

Wie sollen wir uns dies erklären? Wie kann der Schlafende mit geschlossenen äußern Sinnen, nicht nur sehen und hören, sondern Alles viel bestimmter, sogar vollkommener, als wachend? — Daraus, daß wir wissen, daß der Körper nichts Anderes, denn die äußere Schale oder Hülle der Seele sei; daß an sich selbst der Körper nichts empfinden kann, ohne die Seele; daß das Auge des entseelten Leichnams so wenig sieht, als das Auge einer steinernen Bildsäule. Es ist also die Seele, und allein nur die Seele, welche empfindet, sieht und hört, was außer ihr vorgeht. Das Auge, das Ohr u. s. w. sind nur besondere, vortheilhafte Einrichtungen der äußern Hülle, um der Seele Eindrücke von außen aufzufangen. Es gibt aber Zustände, da die grobe Hülle gebrochen, und in sich schadhaft ist; da die Seele gleichsam aus derselben hervordringt, und ihr Geschäft fortsetzt, auch ohne gazu die äußern Sinnwerkzeuge zu gebrauchen. Sie wird auch wirksamer auf ganz andere Arten von Nerven, als im gewöhnlichen oder wachenden Zustande, und knüpft an die in denselben erhöhte Pflanzenlebenskraft ihre Thätigkeit gegen das an sich Todte im Menschen.

Die Seele ist also das Empfindende, nicht der Körper. Sie ist also der wahre, eigentliche Leib des Geistes, und der Körper gleichsam nur ihr äußeres Gerüst, ihre Decke und Hülse. Da wir nun aus zahllosen Beispielen und Erfahrungen wissen, daß der Geist seine Thätigkeit, sein Bewußtsein niemals verliert, auch dann nicht, wenn er sich seines Bewußtseins nicht von jedem einzelnen Augenblick erinnert; da wir wissen, daß der Geist bei angestrengtem Nachdenken seines Körpers und aller seiner Umgebungen ganz uneingedenk sein kann, oder in gewissen Krankheiten gar nicht auf die äußern Glieder einzuwirken vermögend ist, ja sogar, wie beim Schlafwandler, zu seinen Geschäften die äußern Sinnenwerkzeuge gänzlich zu entbehren im Stande ist: so begreifen wir, wie der unsterbliche Geist, auch wenn im Tode seine grobe Umgebung, das Verwesliche, ganz von ihm abfällt, dennoch Selbstgefühl und Bewußtsein behält, ob er es gleich nicht mehr durch den Leichnam gegen die Lebenden äußert, weil ihm derselbe nicht mehr zugehört. Wir begreifen, was der geistige Leib ist, von welchem Paulus der Apostel redet; was das Unverwesliche ist, welches aus dem Verweslichen auferstehen soll (1. Kor. 15, 42); wie die Schwachheit abfällt, ins Grab gesäet wird, aber die Kraft auferstebt, und sich zum Himmlischen emporschwingt, reif zum bessern Leben. (1. Kor. 15, 43.) Dies also ist die Verklärung nach dem Tode; dies ist die geistige Auferstehung. Was an uns vom Staube ist, muß wieder Staub und Asche werden; aber der Geist, angethan mit einem verklärten Leibe, trägt sodann das Bild des Himmlischen, wie er sonst das Bild des Irdischen getragen hat. (1. Kor. 15, 49.) Der irdische Körper, im Grabe verwesend, empfindet nichts mehr; aber er hat ja auch niemals durch sich selbst empfunden. Es war ja der geistige Leib, nämlich die Seele, welche eigentlich Alles wahrnahm und empfand. Sie wird es also auch ferner noch, wenn sie von ihrer zerbrochenen Schale befreit ist; sie wird es unendlich zarter und schneller dann! Der Geist, sich in seiner geistigen Hülle bewußt, wird auch dann noch die Herrlichkeit Gottes in seinen Schöpfungen, wird auch dann noch die trauernden Geliebten wahrnehmen und lieben. Aber er hat keine sinnlichen, körper-

lichen Bedürfnisse mehr, er hat keine Thränen mehr. Er ist das Bild des Himmlischen, dem er entstammt.

Wie wird mir sein, o dann mir sein, wenn Du mich rufst, mein Schöpfer, mein Vater! wenn nun der Augenblick meiner Verklärung erscheint; wenn meine Lebenden um mich weinen; wenn meine Verklärten sich mir nahen; wenn ich mit gleicher Liebe beide segne! Und wenn ich vor Dich trete; geheiligt durch Jesum Christum, nun Genosse seines Reichs, nun ihn selbst suchend, nun vor Dir, o mein Gott, in höherer Dankbarkeit, in tieferer Ehrfurcht, in grenzenlosem Erstaunen anbete — ach, daß mein unsterblicher Geist in aller Tugend reife zur großen Vollendung! — Amen!

41.

Die Geburtsfeier Jesu die Feierstunde der göttlichen Liebe.

Ev. Luk. 2, 1—14.

Stimm' deine Psalter, Volk der Christen;
Was schlummerst du in todten Lüften?
Erwach' aus deiner stummen Ruh',
Ein hoher Tag kommt; nimm's zu Ohren!
Er ruft: Dein Heiland ist geboren,
Er ist ein Kind und weint, wie du.
Den Menschgewordenen zu ehren,
Vereinigt euch in Jubelchören;
Wer dankt nicht seinem Retter gern?
Bringt Ehre dem Herrn! Bringt Ehre dem Herrn!

Wie wird mir? Ruf' ich in den Wüsten,
Wo Niemand wandelt?—Noch sind Christen?
Und in mein Lied stimmt Niemand ein?
Nur einzeln und von wenig Frommen
Seh' ich noch Dankgesänge kommen!
Sonst sängt ihr, Himmel ganz allein.
Den Tag, den Seraphime feiern,
Den heiligen Tag will ich erneuern;
An ihm verklärt sich Gottes Reich,
Das Ewige ward uns Sterblichen gleich!

Wir haben Alle in unserm Lebenslaufe einen frohen oder schreckenvollen Tag, an welchem wir lebendiger empfinden und es uns unverhohlen sagen: Dies ist Gottes Werk! Hier waltet die verborgene Hand einer höhern Macht!—Auch der Zweifler, auch der Lügner, auch der Mensch mit lachendem Sinn erfährt solch einen Tag einmal, der auf dem Wege seiner Erdenreise unvergeßlich, wie ein bedeutungsvolles Denkmal, stehen bleibt.

Wie der einzelne Sterbliche, kann ein ganzes Volk solch einen Tag erfahren; und wie ein Volk, hat ihn auch die gesammte Menschheit erfahren.

Für die Menschheit ist es der Geburtstag des Jesus Messias, welchen ich immer mit besonderer Rührung feiere. Denn von ihm an stammt gleichsam eine ganz neue Weltgeschichte; ein ungeheurer Umschwung in den Schicksalen aller Nationen des Erdballs; eine durchgreifende Verwandlung in den geistigen Verhältnissen des menschlichen Geschlechts.

Und wie?—Von einer armen Jungfrau, in einer dürftigen Hütte, bei einem unterjochten, wenig geachteten, unaufgeklärten Volke ward ein Kind geboren, dessen Wiege die Krippe eines Stalles war. Und dieses Kind war es, dessen Geist nachmals ohne Waffen, die größten Weltreiche erschütterte, auflösete, umgestaltete; wilde Völker in den entferntesten Welttheilen zähmte; Barbaren menschlicher machte; die Seelen der Sterblichen mit einer Weisheit füllte, die vorher nie vom Weisesten ausgesprochen war; mit dem Schöpfer verband, wie

es vorher von den Einsichtvollsten nicht gethan wurde; das Leben durch Wahrheiten glücklicher, den Tod sogar süß machte!

War hier nicht Gottes Werk — wo soll ich es denn im ganzen Umfange von allen Schicksalen des Menschengeschlechts entdecken?

Gott gedachte eines geringen Staubkornes in seinem Weltall. Er gedachte eines Sternes, den wir Erde nennen, und seiner Bewohner, denen er eine erhabenere Seele gegeben. Sie waren reif geworden, das Höchste zu denken, und das für ihre Fassungskraft Vollendetste zu empfangen. Schon ahnten sie sein Dasein, schon suchten sie ihn, der sich ihnen in den Wundern der Natur verkündet hatte; aber noch verehrten sie ihn in Bildern, und sanken vor seinen Schöpfungen nieder, statt vor dem Schöpfer.

Da offenbarte er sich selbst ihnen in einer menschlichen Natur. Das Wort der ewigen Macht, Weisheit und Liebe ward menschlich laut. (Joh. 1, 1.) Das Geschlecht der Sterblichen vernahm die hohen Verkündigungen aus dem Gebiete der Ewigkeit, und die allgemeine Verwandlung auf Erden begann.

Darum sagten schon die ersten Gesandten Jesu: Groß ist das Geheimniß, Gott ist geoffenbaret im Fleische, das ist, in der Menschheit. (1. Tim. 3, 16.) Wohl nannten sie es mit Recht ein Geheimniß, denn Wenige begriffen den tiefen Sinn dieses Gedankens, und deuteten ihn auf allerlei Weise. Und doch hatten sie darin mit wahrhaft kindlicher Einfalt die höchste Wahrheit ausgesprochen: Gott offenbarte sich den Sterblichen in einer menschlichen Natur.

Und von dieser Ueberzeugung waren sie schon zu einer Zeit durchdrungen, da sie selbst die wunderbaren Wirkungen noch nicht erblickten, welche das durch Jesum gegebene göttliche Wort über den ganzen Erdkreis bewirkte. Zwar hatten sie von ihm gehört, wie er weissagend sprach: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht. Doch war die Zahl der Erleuchteten damals noch sehr gering; unter Millionen stand oft nur Einer, der von Jesu und seiner Lehre wußte.

Wenn Paulus, wenn Petrus, wenn Johannes, wenn jene Heiligen alle, die ihm zuerst folgten, heute, nach fast zweitausend Jahren, wieder hervorgingen ins Leben: wie anders würden sie den Zustand der Welt sehen durch die Macht der von Jesu gegebenen Offenbarungen! Sie würden nun erfüllt sehen jene Weissagungen, welche damals ertönt waren; nun hören, wie in Gegenden und Theilen der Welt, von deren Dasein sie noch nichts wußten, der Mund der Kinder hohe Wahrheiten stammelt, die, ehe Jesus geboren ward, noch Keiner der Weisesten gesprochen; wie Könige und Fürsten von ihren Thronen niedersteigen, um Jesu Namen zu ehren, während damals noch Menschen aus dem geringsten Pöbel sich wider ihn erhoben. Sie würden mit stiller Zuversicht nun die Worte wiederholen, welche sie vor fast zweitausend Jahren mit Zuversicht aussprachen: Wer mag glauben, daß dies Alles geschehen sei durch eines Menschen Werk? Gott ist geoffenbaret den Menschen in menschlicher Natur—nicht eure Gewaltigen auf Erden konnten diese unermeßlichen Veränderungen umschaffen — was vermögen auch die Staubgebornen?—Es war Gottes Werk und Wort in Jesu Christo.

Daher ward er, in welchem die Kraft und Fülle der Gottheit wohnte (Kol.

2, 9), er, durch welchen sich der Vater des Weltalls den Erdbewohnern offenbarte, ein Sohn Gottes genannt. Und wer ihn nicht ehrt, wahrlich, der ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat. (Joh. 5, 23.)

Er kam. Er ward der Lehrer aller Geister unsers Erdensterns, der Lehrer aller Jahrtausende. In seinen Worten wohnt Untrüglichkeit, denn die erfüllten Weissagungen bürgen für sie; es bürget für ihre ewige Wahrheit die ganze Schöpfung, die gesammte innere Natur des Menschen. Es bürget für sie, daß seit Jahrtausenden Niemand, so einsichtvoll und gelehrt er auch war, aufstand, der daran einen Irrthum finden konnte; daß Niemand aufstand, der fähig gewesen wäre, eine bessere Lehre zu schaffen, welche mit Natur und Vernunft in reinerm Einklang stände, oder vollkommnere Eigenschaften besäße, Familien, Völker und die gesammte Menschheit zu beglücken und in sich selbst zu vollenden.

Darum war sein Wort Gotteslehre. Gott sprach aus ihm zu den Sterblichen. (Hebr. 1, 2.) Darum sagte Christus selbst: Ich habe nicht von mir selber geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir das Gebot gegeben, was ich thun und reden soll. (Joh. 12, 49.)

Er aber zeigte den Bewohnern des Erdballs den von ihnen Jahrtausende lang verkannten Gott; lehrte sie, im Schöpfer des Weltalls ihren gemeinschaftlichen Vater lieben; lehrte eine allgemeine und tief bis in das Einzelnste unserer Angelegenheiten thätige Vorsehung; lehrte die schon von der Vernunft vermutheten hohen Wahrheiten, daß unsterblich sei des Menschen Geist; daß die Verwandlungen, welche wir Tod heißen, keine Unterbrechungen des Daseins sind; daß Vergeltung in der ewigen Weltordnung herrsche und unser Werth oder Unwerth ein unvermeidliches Gericht zu erwarten habe.

Wohl haben auch weise Menschen, ehe Jesus ins Leben getreten, erhabene Wahrheiten gelehrt — aber was ihr Mund sprach, schien ihr Lebenswandel zu leugnen. Man hörte sie wider die Macht der sinnlichen Begierden eifern, und ermahnen, nach Selbstherrschaft des Geistes und Kraft des Gemüthes zu ringen; aber man sah sie nur zu oft Beute ihrer eigenen Leidenschaften werden. Man hörte sie Reichthum und Würden als Tand verachten, der nicht zur wahren Beseligung führe; aber sah sie gleichwohl um Ehrenstellen und Volksgunst buhlen und für ein gemächliches Leben die Grundsätze und Pflichten aufopfern.

So nicht Jesus, der Göttliche. Die größten Wahrheiten, welche er den Sterblichen empfahl, stellte er an seiner Person und in seinem Leben sichtbarlich dar. Sein Thun und Streben war Leben des Göttlichen in menschlicher Gestalt. Ihm waren Bequemlichkeit und sinnliche Bedürfnisse Nebensache; sein Blick richtete sich allein auf das Ewige und Wesentliche. Er athmete nicht so sehr für sich, als für Andere. Er schien nicht für einzelne Vertraute allein inniges Wohlwollen zu fühlen, sondern sein Leben lösete sich in Liebe für die gesammte Menschheit auf. Für sie rang er den schwersten Kampf; für sie starb er den Welterlösertod.

Daher nennt ihn, nach jüdischer Vorstellungsart, die heilige Schrift den wahren Hohenpriester. Der Hohepriester war bei dem israelitischen Volke der Mittler zwischen dem Volke und Jehova. Er nur trat in das Allerheiligste des Tempels, um gleichsam unmittelbar mit Jehova zu reden. Er, wenn das Volk

gegen die Gesetze Mosis gesündigt hatte, brachte das Opfer dar, um damit die Reue der Bußfertigen anzudeuten und Jehova gleichsam zu versöhnen, welchen man sich als ein eiferndes, zürnendes Wesen dachte. Und so war der Beiname, welchen die Apostel dem Welterlöser gaben, um den Juden seine Würde und sein Verhältniß zu bezeichnen, treffend. Auch Jesus war, was die Juden sich unter einem Hohenpriester dachten; aber er war es im höhern Sinne des Wortes. Er war der Priester des durch ihn der Welt geoffenbarten höchsten Wesens; aber, wie er selbst sagte, nicht irdische Dank- und Sühnopfer sollten ferner dem Vater aller Geister dargebracht werden, sondern fromme Thaten der Liebe und des Glaubens. Er selbst brachte sie, er sich selbst für uns zum Opfer im Tode.

So stiftete er ein Gottesreich auf dem Erdball, in welchem er mit Recht als König verehrt wurde; ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, sondern Himmel und Erde, das ganze Weltall umfaßt; ein Reich der Wahrheit, der Tugend, der Gottesverwandtschaft.

Die Gesetze, welche er den Genossen dieses Reiches gab, sind die ewigen, unbeweglichen der Natur selbst und mit den Ordnungen der sichtbaren Schöpfung so innig verknüpft, daß sie ganz aus ihnen hervorgegangen oder mit ihnen Eins zu sein scheinen. Eben dieses aber ist der unverkennbare Stempel ihrer Göttlichkeit. Wer sie verläßt, der verläßt sich selbst; wer sich wider sie empört, ist gegen sich selbst im Aufruhr; er zerstört sein Glück mit entsetzlichem Wahnsinn.

Und weil dieses ist, muß das von Jesu gestiftete Gottesreich immer ausgebreiteter werden. Die Menschen, in ihren Irrthümern elend, werden von der Geißel des Unglücks zur Umarmung der heiligen Wahrheiten getrieben. Völker, unglücklich durch Leichtsinn, entnervt durch Leidenschaften, ohne innere Kraft, weil ihnen religiöser Geist fehlt, schließen sich wieder an die ewigen Gesetze des Glückes. Alle, die einmal von der Ueberzeugung des Christuswortes durchdrungen sind, werden aus eigenem Antriebe Priester und Verkünder desselben. Sie können nicht mehr leugnen, ohne ihrer eigenen Vernunft abzuschwören; sie können schwach werden und der Gewalt ihrer Sinnlichkeit unterliegen, aber nicht mehr aufhören zu gestehen, daß kein Heil sei, denn in der Ausübung jener göttlichen Weisheit, welche uns Jesus Messias gegeben.

Ja, das Reich Jesu breitet sich immerdar weiter aus. So wenig als jene ehemaligen Verfolgungen des Christenthums in den Tagen der heidnischen Welt mächtig genug waren, das Wort des Lebens im Blute seiner Bekenner auszulöschen, eben so ohnmächtig ist in unsern Zeiten Zweifelsucht, Leichtsinn und Gleichgültigkeit. Das Wort der Gottheit wird herrschen, es bleibet ewiglich.

Wohl mögen die Menschen nach ihren verschiedenen Stimmungen, Erziehungen und Vorkenntnissen von einander abweichend sein in dem, was sie von der Person Jesu oder dem Wesen der Gottheit und den Arten ihrer öffentlichen Verehrung glauben; aber diese verschiedenen Vorstellungen sind mehr Sache der Verstandeskraft, als des gesammten Gemüthes. Die Mannigfaltigkeit der Kirchen ist vor Gott nur eine Mannigfaltigkeit der Sprachen. Auch unter den Nachkommen Israels war Verschiedenheit des Glaubens; die Samariter wurden von den Juden geschmält. Aber Jesus achtete des Unterschieds nicht, und

rief die Einen wie die Andern zur Seligkeit des Reiches Gottes. Wer recht thut und Gott fürchtet, der ist Gott angenehm!

Es werden nach uns noch Jahrtausende verfließen; es werden nach uns zahllose Menschengeschlechter untergehen mit ihrer Weisheit und Thorheit; es werden prachtvolle Städte, die heute blühen, Schutthügel in Wüsten werden, und Throne, vor denen heute die Völker knechtisch zittern, verschwunden sein, wie ein Staub, welchen der Wind hinter den Fersen des Wanderers verbläset; aber Jesu Lehre dringt unveraltet mit beseligender Macht bis in die fernsten Tage zukünftiger Zeitalter und bleibt, so lange auf der Erdkugel das Geschlecht der Sterblichen wandelt, dem dies Wort des Heils gegeben ward durch den ewigen Sohn.

Mit diesen Betrachtungen will ich das Fest der Geburt Jesu feiern — die große Geburtsstunde des Weltglückes, den Tag, an welchem sich das höchste aller Wesen im Menschen offenbarte. Erst dadurch, daß ich mir das Verdienst des Welterlösers lebhafter darstelle, beflügelt sich meine Andacht, entzündet sich das Entzücken meiner Seele zur lautern Freude.

Ich will die Allmacht bewundern, welche das Senkkorn zum gewaltigen Baum entwickelte, in dessen segnendem Schatten alle Völker der Erde Erquickung finden; die Allmacht, welche aus dem unbedeutendsten Anfange die ungeheuersten Begebenheiten des Menschengeschlechts hervorrief. Ich will sie mir wiederholen, die Thaten des Gottmenschen von seinem ersten Schlummer in der Bethlehemischen Krippe bis zum Todesschlummer am Kreuze auf Golgatha. Wie groß, wie göttlich ist er überall!

In ihm, in seiner Erscheinung erkenne ich die Wahrheit, daß Gott die Welt geliebt hat und liebt, und daß er uns nicht für einen flüchtigen Tag unter den Sonnen, sondern für eine Ewigkeit erwählte und aus dem todten Nichts an das Licht des Bewußtseins zog. Wäre es unsere Bestimmung gewesen, gleich den Thieren des Feldes geboren zu werden, unter Weh und Lust zu erwachsen, unsere Nahrung zu suchen und wieder hinabzusinken als Staub in den Schooß der Erde — warum gab uns die ordnende Hand des Allweisen diesen vernünftigen Geist voller Anlagen für eine Ewigkeit? Gab er uns den vernünftigen Geist nur, daß wir als klügere Thiere die andern Mitgeschöpfe überlisten oder unschädlich machen, daß wir unserm Leibe größere Bequemlichkeiten, unserm Gaumen reizendere Nahrungsmittel, unsern Gliedern feinere und mannigfaltigere Bekleidungen bereiten sollten: warum sandte er den großen Offenbarer der Himmelswahrheiten in die Welt, neben welchen alles Gut der Erde gering und verächtlich wird? Sandte er den Offenbarer nur darum in die Welt, auf daß wir, nach seiner Vorschrift, bloß hienieden ein ruhiges und stilles Leben führen möchten, und verträglich, ordnungsmäßig, nicht Einer dem Andern zum Verderben, beisammen wohnen möchten: warum erweckte er durch Jesum in uns Glauben und Sehnsucht nach der Ewigkeit? Wir konnten, bloß für diesen Erdentraum bestimmt, auch ohne den Gedanken an das Jenseits froh werden. Erweckte und entflammte er Glauben und Sehnsucht zur Ewigkeit nur darum in unserer Brust, damit die, welchen hienieden ein Schmerzensloos fiel, sich mit Hoffnun-

gen abfinden und in einem süßen Glauben gegen alles Ungemach des Daseins berauschen und betäuben können: o, so wäre das Schlechteste in der großen Schöpfung das alleinige Kleinod, und das Köstlichste des Geistes, das Göttlichste, eine wahnsinnige Täuschung; so wäre Gott kein Gott des Lebens, sondern des Todes; nicht des Ewigen, sondern des Staubes — so wäre der Sterbliche, welcher den Gedanken der Ewigkeit, die Anbetung des vollkommensten Wesens in sich aufnahm, erhabener, als die vermeinte Gottheit selbst.

Nein, nein, die Stimmen der weiten Natur lassen sich nicht überhören, die Gesetze der Vernunft lassen sich nicht zerbrechen, und der Zweck der Erscheinung des Mittlers und Offenbarers läßt sich durch den frechsten Witz nicht hinwegleugnen. Es ist ein Gott; und Gott ist die Liebe; und seine höchste Liebe offenbarte sich darin, daß er uns den heiligen Weltbefreier und Erlöser sandte, den ewigen Sohn.

So feiere ich die Offenbarung der höchsten Liebe des Weltschöpfers an dem Tage, da Christus Mensch ward und zum erstenmal an der Mutterbrust der himmelreinen Jungfrau lächelte.

O mein Gott, mein Gott, mein Vater, zu dem ich nun mit kindlicher Innigkeit bete, wie Jesus mich gelehrt hat! höre die Stimme meines Entzückens, höre den Dank meiner bewegten Seele — und mehr noch, diese Gefühle von Seligkeit, die mich durchglühen — es sind die reinen Opferflammen vom Altare eines Herzens, das Deine Güte preisen möchte! — O, Du liebst uns — Vater, Du liebst mich! Denn Du sandtest auch mir Jesum, daß er mich in Dein Reich einführe und meinen Geist vergöttliche; daß ich Dein Kind sei in allen Ewigkeiten, wie Du vor Ewigkeiten schon mein Vater warst, ehe ich Dich kannte.

Du liebst uns; Du liebst mich! Gott, was kann mir widerfahren? was mich noch unglücklich machen, wenn es nicht die Sünde ist? — Todesjammer, wo sind deine Qualen? Tod, wo sind deine Schrecken? Wer mag mich niederbeugen, wenn Gott mich liebend hält?

Und du, Geburtsstunde meines Jesu, Geburtsstunde meines Himmels, in welcher der Liebeszeuge Gottes erschien, sei mir gegrüßt und heilig, so lange ich auf Erden athme, wo er für mich geathmet hat. Erst durch Dich hat die Welt für mich ihr volles Licht, mein Dasein Bedeutung, und Alles, was war, ist und sein wird, einen göttlichen Sinn empfangen. Ich bin Gottes! O, vernimm es, Welt mit deinen Seufzern, Thränen und Dornen: Ich bin Gottes! O, vernimm es, Ewigkeit, die meiner harrt mit Myriaden Seligen: ich bin es durch Jesum!

Ich steh', von Seligkeit durchdrungen:
Seraphische Begeisterungen
Durchströmen, füllen meine Brust.
Ich will den Kelch des Himmels trinken,
Ich will in Freude gern versinken,
O Ozean, voll heil'ger Lust!
Spielt, Sänger Gottes, ich will fühlen:
Ich will mich Ewigkeiten freu'n.
Wo ist mein Psalter? Ich will spielen,
Und auch ein Sänger Gottes sein.

42.

Des Lebens Ein- und Ausgang.

Am Schlusse des Jahres.

Psalm 103, 15. 16.

Noch spielt der Säugling an dem Mutterbusen,
Und vor ihm lacht die Welt in Glanz und Licht;
Bald ruht das Herz, das treu für ihn geschlagen!
Doch siehe, auch sein Stundenglas zerbricht.

Die Saat ist groß; die Ernte ohne Ende;
Der Tod ist wach; die Sense ruhet nicht.
Die Uhr der Zeit schlägt immer letzte Stunden.
Wer kennt das Herz, das jetzt im Kampfe bricht?

Nur Du allein, Herr über Tod und Leben,
Du siehst ihn, den der Todesschweiß benetzt;
Du weißt, wenn meine letzte Stunde tönet,
Du hast den Sterblichen ihr Ziel gesetzt!

Ich stehe wieder am Rande eines Jahres — wenige Tage, wenige Stunden noch — und es ist nicht mehr!

Wie unermeßlich, wie unerlebbar scheint den Kindern, den Jünglingen, den Jungfrauen der Zeitraum aller Jahre, aus welchen ein Menschenleben besteht! wie kurz, wie wenig denen, welche sich der Mitte eines gewöhnlichen Lebensalters genähert haben, oder schon darüber hinweggeschritten sind! Jenen schleicht die Zeit mit trägen Füßen, diesen entrinnt sie mit der Eilfertigkeit eines Blitzes.

Ein Jahr verflogen — ein Traum von zwölf Monden! Und ist mir es doch, als wäre die Freude des schönen Herbsttages erst gestern gewesen, die Begebenheit des letzten Sommers von vorgestern. Vor einem Jahre um diese Zeit, die Weihnachtsstunden damals, der Morgen des neuen Jahres — noch liegt mir Alles so nahe! Wie wenig ist vorhanden zwischen damals und jetzt!

Wenig? — O viele frohe Augenblicke lagen dazwischen, doch auch viele Seufzer, viele Thränen, viele Sorgen, viele Gräber! Aber die frohen Augenblicke sind genossen und vergessen, die Seufzer verweht, die Thränen vertrocknet, die Sorgen vertauscht, die Gräber eingesunken — was ist mir geblieben? Ein wundes Herz, ein getroster Muth, und mehr als Alles, eine Erfahrung, reich an mancherlei Lehre.

Lebe wohl, Vergangenheit! Was ich hatte, wird mir nicht wieder. Du hast meine Freuden und meine Schmerzen mit dir genommen. Andere bringt mir die Zukunft. Mein Dasein ist kein Verweilen, sondern eine Reise, ein Flug durch die Lebensstunden, ein Flug durch die Ewigkeit. Ich wandte mich nach mancher freundlichen Blume, die mir an der Brust einer kommenden Stunde entgegenblühte, und ehe ich sie der geizigen Stunde entriß, war ich längst von ihr getrennt, und was ich nahm, welkte, ehe ich es kannte.

Lebt wohl, o ihr meine lieben Todten! Ach, der letzte Blick, den ihr mir gabet, das letzte Wort eurer theuern Lippen, der letzte Gedanke eures liebenden Geistes an mich — wie fern ist das Alles schon mir! Stunden, Tage, Wochen, Monden drängten sich zwischen euern Seufzer und mich. Ihr seid Bürger einer fremden, einer bessern Welt. Aber meine Liebe folgt euch nach, begleitet euch durch die Gefilde der Ewigkeit. Ich bin euch nahe; ihr bleibt es mir. Noch einige Stunden, Tage, Wochen oder Monden, und wir haben uns wieder; ich bin vollendet, wie ihr!

Ich stehe am Ausgange eines Jahres — meinem Sarge um ein Großes näher; vielleicht sind heute über zwölf Monden meine Augen schon geschlossen, ist mein Herz gebrochen; vielleicht weinen dann andere Augen noch um mich und andere Herzen trauern mir nach. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr! (Ps. 103, 15. 16.)

Alles blühet eine Weile und welket wieder. Wie die Tage und Nächte, wechseln auf Erden die Erscheinungen der Menschen, der Völker und Reiche, die Freuden und Thränen. Wir können glauben, daß jede Stunde des Tages die Sterbestunde irgend eines uns nahen oder fernen Menschen auf Erden und zugleich die Geburtsstunde anderer sei. Für den, der in das Leben eintritt, wie für den, welcher aus dem Leben scheidet, ist diese Stunde gleich dunkel.

Geburt und Tod, wie ähnlich sind einander diese beiden wichtigen Augenblicke! Nackt tritt der Sterbliche in die Welt; arm und nackt verläßt er sie wieder. Was hier ist, gehört uns nicht. Der unsterbliche Geist hat nichts, als Gott und sich selbst: aber das heißt, er hat das Weltall. Darum soll ihm, was der Staub gewähren kann, das Wenigste sein; so wie überhaupt sein Dasein auf diesem Erdball das Kleinste ist von der Ewigkeit seiner Dauer. Der kürzeste und längste Zwischenraum zwischen Wiege und Sarg sind kaum von einander verschieden. Kann man denn sagen, der hundertjährige Greis, welcher sein gebeugtes, silberhaariges Haupt zum letzten Schlafe niederlegt, habe länger gelebt, als der kaum geborne Säugling, welcher an der Brust seiner weinenden Mutter die Augen auf immer für das Licht des Tages schließt, welches er kaum gesehen? — Das Athmen von wenigen Minuten oder von einem Jahrhundert sind gleichbedeutend; nicht die Zeit, sondern nur der Spielraum des Lebens war verschieden. *Der Geist des Säuglings, gleich unsterblich wie der Geist des Greises, lebt mit diesem fort; hundert Jahre hienieden, oder hundert Jahre in andern Verbindungen, in andern Wohnungen Gottes, sind einerlei Zeit.*

Geburt und Tod, um beide ruht eine verschwiegene Finsterniß. Niemand weiß, woher er kam, als ihn Gott rief. Niemand weiß, wohin er geht, wenn ihn Gott ruft. Wer sagt mir, ob ich nicht vielleicht schon war, ehe ich diesen Leib annahm? Was ist denn dieser Leib, der ja so wenig zu meinem Ich gehört, daß ich ihn im Zeitraum eines fünfzigjährigen Lebens mehrmals ändere, wie ein Kleid? Dasselbe Fleisch und Blut, welches ich als Säugling hatte, habe ich nicht mehr in der spätern Jugend, und als Mann sind die Theile meines Körpers längst verdünstet und verflogen, die ich in den frühern Jahren *mein* nannte. Nur der Geist bleibt sich im Wechsel seiner irdischen Hülle treu. In ihm ist das Bewußtsein der Einerleiheit seiner vom Anfang bis zum Ende. Der Leib, und zwar der, welcher heute noch meine Hülle ist, kann also nicht als nothwendig für das Sein meines Geistes angesehen werden; in meinen spätesten Greisentagen hat er sich schon wieder in einen andern verwandelt. Warum sollte denn der Leib zu meinem Dasein nothwendig gewesen sein, den ich als Säugling hatte? War ich aber eher als er—wo war ich? Und wenn ich mein jetziges Kleid abgelegt habe—wo werde ich sein? Niemand antwortet. Wie durch

einen Zauber bin ich hingetreten, und durch einen Zauber verschwinde ich. Geburt und Tod mahnen den Menschen an die oft vergessene Wahrheit, er stehe in Gottes Macht.

Doch diese Wahrheit ist mein Trost. Die Gewalt Gottes ist die Gewalt der Weisheit, der Zauber der Liebe. Daß ich den Anfang wie das Ende des Lebens in Finsterniß verhüllt finde, ist gewiß für mich eine eben so große Wohlthat, als Alles Güte ist, was ich von Gott gethan sehe. Wo Alles seine Weisheit und seine Huld verherrlicht, ich mag hinblicken und forschen, wo ich will: sollte da die Dunkelheit um Wiege und Sarg allein keine Weisheit, keine Wohlthat sein? Hätte ich früher gelebt, vielleicht mehrmals schon? Wer kennt die Geheimnisse der Geisternatur?—Ist mein Hiersein nicht vielleicht ein schwaches Bild im Kleinen des unendlichen Seins? Sehe ich hier nicht vielleicht schon meinen Gang aus dem Ewigen in das Ewige, wie in einem dunkeln Spiegel?

Der Säugling erwacht und lächelt und weint; süß tändelt die Mutter mit ihm, seinen Geist an sich zu ziehen und reger zu machen; die ganze Natur, Erde und Himmel wirken auf die Sinne, und durch die Sinne auf den Geist des Kindes, ihn zu wecken. Denn ermüdet schläft der Säugling ein, und erwacht von neuem, freut sich von neuem des Lebens, und schlummert abermals. Aber so oft er erwacht am Morgen, weiß er nichts mehr vom gestrigen Tage; und doch hat er den gestrigen Tag gelebt und genossen. So ist manches Erwachen und mancher Schlummer, ehe der Geist des Kindes erstarkt, und die Eltern und die Gespielen kennen lernt, und sich der vergangenen Tage erinnert; immer reifer wird, und selbst seiner Träume während des Schlafes gedenkt; endlich mit gleicher Kühnheit die Zukunft berechnet, und die Vergangenheit ganzer Jahrtausende durchfliegt, die Stimme der Propheten der Vorwelt, das Wort Moses auf Sinai, die Psalmen Davids, die Lehre Jesu hört.

Darf ich mich in wundersame Ahnungen einwiegen? Ist dies Leben auf Erden ein Abbild im Kleinen vom unendlichen Sein? Wie, wenn ich schon mehrmals gelebt hätte? Wie, wenn jedes einzelne Leben eine schlummerlose Kinderstunde meines Geistes gewesen wäre, und jede Verwandlung seiner Hülle, seiner Verhältnisse, oder was man Tod nennt, ein Entschlummern zum Erwachen mit neuen Kräften? Ich weiß zwar nichts von dem, was ich schon gelebt haben könnte, ehe mich Gott in dieses jetzige Dasein rief; aber weiß denn der Säugling mehr, als ich, von seinen frühern Stunden?—Hat er darum viel verloren, daß er sich seines ersten Lächelns und seiner ersten Thränen nicht mehr erinnert? Wenn er einst älter ist, wird er sich zwar auch nicht darauf besinnen; doch aber wissen, was er in seinen ersten Jahren gewesen, daß er gelächelt, geweint, daß er gespielt, gewacht, geschlummert, geträumt habe, wie Andere. Ist dies hienieden möglich: kann es nicht bei höherer Reife meines unsterblichen Geistes einst möglich werden, daß er seine Laufbahn und seine frühern Zustände in verschiedenen Verhältnissen und Welten überschaut? — Und auf welcher Altersstufe stände ich denn jetzt schon?—Noch gliche ich dem Säugling, der in einer Stunde die Begebenheit der vorigen vergessen hat; der noch nicht den Traum behält, der ihn, losgesondert durch den Schlaf vom äußern Leben, scheidet vom vorhergegangenen Wachen. Aber ich gleiche schon dem Säugling, der demungeachtet schon

seine Eltern erkennen lernt. Er vergißt Lust und Schmerzen des verschwundenen Augenblicks, aber das geliebte Angesicht seiner Eltern kennt er bei jedem Erwachen immer wieder.—So kenne ich auch meinen Vater, meinen Gott im ewigen All. Ich würde auch nach ihm hingeblickt, ihn gerufen haben, hätte mir gleich Niemand von ihm gesagt. Denn die Erinnerung an den himmlischen Vater ist dem Menschen, sagt man, angeboren. Alle Völker, auch die wildesten, haben diese Erinnerung; Völker, zu deren einsamen Inseln im Weltmeer niemals vorher Reisende von höherer Bildung gelangt waren. — Angeboren, sagt man. Vielleicht sollte man sagen, angeerbt, herübergebracht aus einem frühern Leben, so wie das unmündige Kind von einem frühern Erwachen ins spätere den Gedanken an seine Mutter mit hinübernimmt.

Doch in welche Träume versinke ich! Wer kann sie bestätigen oder verwerfen? Sie gleichen den ersten, dunkeln, schwachen Besinnungen des Kindes an etwas, das ihm scheint, als wäre es schon in frühern, durchwachten Augenblicken gewesen. Unsere kühnsten Vermuthungen sind, wären sie auch richtig, nur ein flüchtiges, verworrenes Aufdämmern der Erinnerungen aus dem vergessenen Ehemals. Aber ich mache sie mir nicht zum'Vorwurf. Wären es gleich Selbsttäuschungen, sie sind doch erhebend für das Gemüth. Denn ist dieses Erdenleben nur einer Säuglingsstunde gleich zu achten, o welch eine Aussicht in die Fernen der Ewigkeit habe ich dann! Wie wird dann die höhere Jugend, die vollendete Männlichkeit meines unsterblichen Geistes sein, wenn ich noch manchmal werde gewacht und geschlummert, und manche Stufe durchschritten haben!

Mein künftiger Sterbetag ist dann nur der neue Geburtstag eines kräftigern, vollkommenern Lebens; nur das Einschlafen zum frischern Aufwachen; und mich wird Gottes Huld anlächeln, lieblicher als die Liebe der irdischen Mutter, die ihr vom Schlaf erwachendes Kind anlächelt, indem es die Augen öffnet.

Ich stehe heute am Ausgang eines Jahres. Fromme Ahnungen, welche mich in den letzten Stunden eines Zeitraums auf Erden umspielen, Ahnungen, wie jene, sind wohl verzeihlich. — Alles ruft dieselben in mir hervor, was sich in meinen Erinnerungen an diese Zeit hängt. Indem ich die letzten Stunden des verlebten Jahres feiere, feiere ich zugleich die Geburtsstunde Jesu, den Untergang des Irdischen, den Anfang des Göttlichen, den Verlust einer langen Reihe von Tagen, den Gewinn eines höhern Lebens, das mir der erwarb, dessen Eintritt in die Welt ich heute feiere. — So wird mir diese Festzeit wundersam bedeutungsvoll.

Am Untergang eines Jahres die Geburtsfeier des Himmlischen, wird mir wie ein Sinnbild des Lebens und seines Ausganges. Frühling, Sommer und Herbst sind dahin; das Göttliche folgt zuletzt. Die Natur liegt schweigend in ihrem todtenhaften Winterschlaf; aber über das Todte bewegt sich der Geist in unveränderlichem Leben. Ist einst der Herbst meines irdischen Daseins vollbracht, freuen mich nicht mehr die Rosen meines entflohenen Frühlings, und die pracht- und geräuschvollen Sommerstunden meines Lebens: dann beginnt das Göttliche!

Die Geburtsfeier des Gottmenschen in den Sterbestunden eines abgelebten Jahres mahnt mich eben so lebhaft an das, was ich künftig sein soll, als an

das, was ich bisher gewesen bin. Ist dieses mein ganzes Leben nur ein Tag aus meinem unendlichen Dasein, und ein verkleinertes Bild desselben: so ist hingegen der Zeitraum eines Erdenjahrs mit seinen Frühlings-, Sommer- und Herbsttagen das Ebenbild meines ganzen irdischen Laufes. Ich überschaue noch einmal, was ich gelebt habe; ich blicke empor zu dem, welchem ich künftig gehören soll.

Schon mehrmals in vergangenen Zeiten hatte ich wohl diese oder ähnliche Empfindungen — aber welche Folgen hatten sie? Und werden die Gedanken, welche in dieser Stunde in mir aufsteigen, eben so folgenlos verschwinden, wie jene frühern? Ist dies das erstemal, daß ich mich feierlich Jesu zusagte, bei der Erinnerung an sein Erscheinen auf Erden? Ist es das erstemal, daß ich gelobte, beim Eintritt in ein neues Jahr gleichsam mit Jesu und in dem Göttlichen wiedergeboren zu werden? Was habe ich gethan? Bin ich ein anderer, ein höherer Mensch geworden? Darf ich heute freudiger zu meinem Gott beten, als ehemals, und mit dem Bewußtsein, meine mir von ihm aufgelegten, mir durch Jesum geoffenbarten Pflichten treulicher erfüllt zu haben, als vor einem oder mehrern Jahren? Wozu habe ich ihm gelebt, wenn ich nicht meinem Geiste und seiner Vollendung gelebt habe? Ist dieser ganze Zeitraum für mein ewiges Glück verloren gewesen: was soll ich mir für Hoffnungen von dem machen, was ich noch zu leben habe? Vielleicht habe ich schon mehr als die Hälfte meines Weges von der Wiege zum Sarge zurückgelegt.

Es ist wohlthätig für unsern Geist, daß er eben in diesen Tagen, die allen Christen zu den feierlichsten gehören, mit sich selber zur Rechenschaft gehe. Wir gleichen in der That am Ende eines Jahres Sterbenden, die einen prüfenden Blick über das Vergangene werfen, und mit Hoffnung und Furcht auf das unbekannte Künftige hinschauen. Jeder gute Hausvater untersucht jetzt den Zustand seines Vermögens, und prüft ihn sorgfältig, ob er mit Segen gearbeitet habe. Aber nicht minder wichtig für uns ist auch eine Untersuchung unsers geistigen Vermögens. Und wie bestehen wir da?—Nicht ohne geheime Furcht, o allwissender Gott, denke ich an diese Rechenschaft! Ich suche zitternd nach meinen Tugenden, und begegne nur meinen Fehlern.

Doch soll mich meine Unwürdigkeit nicht schrecken, sondern zum Bessern ermuntern. Ich will mir muthvoll meinen innersten Zustand aufdecken, ohne mich von der Eigenliebe blenden zu lassen. Ich will mir nun die Fragen vorlegen, wie ich sie mir in meiner Todesstunde vorlegen möchte; antworte du, mein unbestechliches Gewissen!

Habe ich meine Zeit immerdar mir und Andern aufs nützlichste angewandt? Habe ich mit Lust und Eifer eben so gut dafür gesorgt, mir höhere, geistige Erkenntniß von Gott und seinen Werken zu verschaffen, als ich für Erwerbung körperlicher Geschicklichkeiten sorgte?

Habe ich stets Liebe und Ehrfurcht vor Gott bewiesen in Gedanken, Worten und Werken? Hatte ich in meinen traurigsten Stunden auch das innigste Vertrauen zu ihm, zu seiner Vorsehung, zu seiner treuen Liebe? — War ich genügsam, mäßig und zufrieden mit dem, was mir Gottes Güte gab? Quälten mich keine unruhigen Wünsche nach dem Bessern, kein Neid gegen den Beglücktern?

War ich wirklich dies Jahr durch Genügsamkeit und Sparsamkeit so reich, daß ich noch etwas von meinem Erwerb für Andere erübrigte?

Habe ich in diesem Jahre nicht bloß hier und da Almosen hingegeben, sondern auch wirklich hilfsbedürftigen Personen wesentliche Hilfe geleistet, auch wenn es mir Mühe und Aufopferung kostete? Und wer sind die Unglücklichen alle, die ich, wenn auch nicht glücklich machte, doch erfreute?

War ich in dem, was ich Gutes that, immer von Ehrgeiz, Eitelkeit oder andern Nebenabsichten frei? Vollbrachte ich meine Pflichten aus Liebe zu Gott, aus Liebe zu Jesu, aus Liebe zum Göttlichen, oder aus Hoffnung irdischen Nutzens?

Bin ich ein strenger Freund der Gerechtigkeit gewesen? Habe ich Niemandem Unrecht gethan? Habe ich mich durch keinen Betrug zum Nachtheile Anderer bereichert? Habe ich kein fremdes Gut mir zugeeignet und unterschlagen? Bin ich jederzeit ehrlich geblieben? Habe ich immer treu meine Versprechungen erfüllt? War mir auch die geringste Lüge verhaßt?

Habe ich überall menschenfreundlich, nachsichtvoll geredet und gehandelt? War ich stets der Vertheidiger derer, die man verleumdete? Bezeigte ich mich auf alle Weise dankbar gegen meine Wohlthäter und Jeden, der mir Liebes erwies? Entehrte ich nicht mich, nicht meines Geistes Frieden durch Zank und Streit und ärgerliches, auffahrendes Wesen?

Liebe ich wirklich meine Mitmenschen also, daß ich gegen keinen Menschen einigen Groll hege, und selbst dem wohlthun mag, sobald eine Gelegenheit erscheint, der mich am meisten beleidigte?

Habe ich gewissenhafte Treue in meinem Beruf gezeigt, Sanftmuth gegen die Niedrigen, Gehorsam und Achtung gegen meine Vorgesetzten, Freundschaft gegen meine nächsten Blutsverwandten? Sündigte ich in keiner Ausschweifung gegen meinen eigenen Leib? nicht durch Hingebung in meine Launen? nicht durch Zorn und Aerger? nicht durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken? War ich immerdar sittsam, keusch und von Wollust rein? Entweihte ich mich durch unreine Begierden nie? Gab ich allezeit durch mein Betragen Andern ein Beispiel, würdig der Nachahmung; gab ich nie durch Leichtsinn und Unüberlegtheit ein Aergerniß? — —

Beschämt versinke ich in mich selbst, o allwissender Gott! Nein, ich bin noch nicht, der ich sein sollte. Vergebens verlieh mir deine Langmuth und Gnade das vergangene Jahr—ach, daß ich es sagen muß, es war für meine Seele, für meine Seligkeit ein fast verlornes Jahr! — Bin ich darum noch werth Deiner Huld und Treue?—

O gehe nicht mit mir ins Gericht, Allerheiligster! Gewähre mir Armen Gnade für Recht! Dies Fest der Geburt Jesu, meines Erlösers, soll der Festtag meiner Wiedergeburt sein. Ich will die Wachsamkeit über mich verdoppeln, meinen Fleiß in Erkenntniß Deiner heiligen Wahrheit, mein Streben in Vertilgung aller meiner Fehler vermehren, damit ich, wenn nach einem Jahre diese festliche Stunde zurückkehrt, und ich noch unter den Lebenden wandle, heiterer aufblicken könne in meiner Selbstprüfung zu Dir, o mein Gott, o Du Erbarmer! Amen.

43.

Wie Gott die Völker der Erde richtet.

Erster Theil.

Spr. Sal. 14, 34.

Wie Du mit Deiner Rache Heeren
Daherzeuchst, Völker zu zerstören,
Wenn Du des Duldens müde bist
Wie Deiner Himmel Säulen zittern,
Wenn Deine Donner sie erschüttern,—
Der zitt're, Herr, wer Dein Verächter ist! —
Wie Berge rauchen und zerschmelzen,
Wenn nun von Deinem Blick entflammt,
Sich Wetter über Länder wälzen,
Zum großen Untergang verdammt.

Wie Du den Blitzen, Deinen Rächern,
Gebot'st, die Erde von Verbrechern
Und ihren Freveln zu befrei'n;
Wie sie, in Fluthen ausgegossen,
Auf Sodom und Gomorrha flossen,
Vertilger ihrer Gräu'l zu sein;
Wie, Herr der Fürsten, Herr der Götter.
Sanheribs Heer durch Deine Macht,
Dein Engel würgte, Juda's Retter,
Sein zahllos Heer in einer Nacht!—

Das sprach der Mund schon der Propheten,
Es sah'n des Staubes Majestäten
Den Eifer Deiner Herrlichkeit:
Daß Alle, welche sich empören,
Verzagen müssen, wenn sie hören,
Was Dein Gericht Empörern dräut.

Es ist Zeit, daß wir aufmerken auf die Gerichte Gottes, welche er über die Völker der Erde ergehen läßt. Nicht ohnmächtige Menschen beschwören den ungeheuern Sturm, der die Welt verwüstet, daß er plötzlich schweige. Nicht Menschen haben den Sturm veranlaßt; nicht diese Zeiten, sondern längstvergangene haben aus ihrem Schooße das allgemeine Elend geboren. Das erschütterte Weltmeer bewegt seine Wogen endlich bis zu den entferntesten Gestaden. Und die Ereignisse unserer Tage werden noch am Ende unsers Jahrhunderts zurückwirken.

Es ist Zeit, daß wir unsern Blick vom Blute der Schlachtfelder, von verbrannten Ortschaften, geplünderten Städten, verpesteten Gegenden aufwärts richten zu dem, ohne dessen Willen nichts geschieht. Die Religion fordert es von uns. Auch die Siege und Niederlagen der Heere, die Anstrengungen der Völker, die Verhältnisse der Königreiche und Fürstenthümer zu einander, ja selbst ihre Bedürfnisse, ihre Verträge, ihre Gesetze, ihre Einrichtungen sind Gegenstände religiöser Aufmerksamkeit des wahren Christen. Denn wie die weite Luft den Erdball umfaßt, so umfaßt die Religion mit den Deutungen, welche sie ertheilt, mit den Pflichten, die sie gibt, Alles, was der Mensch auf Erden thut. Was die Luft und der Athem dem menschlichen Körper, das ist die Religion dem menschlichen Geiste. Er athmet nur in ihr, zieht sein Leben nur aus ihr, er ist Alles nur durch sie.

Es ist wichtig, daß ich in der einsamen Stunde frommer Betrachtungen auch auf das Schicksal meines Volkes hinblicke, und auf das Gericht, welches Gott über dasselbe verhängt hat. Denn bin ich nicht ein Theil dieses Volkes und durch Heimath, Vermögen, Gewerbe und Bande des Bluts auf das Engste mit demselben verknüpft? Wer darf gleichgültig bleiben? Wer kann vom allgemeinen Wohl und Weh das seinige trennen?

Es ist Zeit, daß ich auf die Gerichte Gottes in den Begebenheiten der Tage blicke und sie aus einem höhern Standpunkte betrachte, als dem gewöhnlichen. Um das Einzelne in den Zeitläufen richtig zu beurtheilen, muß man das Ganze überschauen können. Aber die Religion gewährt mir für alle Dinge des Lebens den erhabensten Standpunkt, weil sie den Geist des Menschen über die Welt erhebt und mit Gott, dem höchsten aller Wesen, verbindet. Wer im Gedränge der Umstände über die Umstände urtheilt, für den liegt in der Verwirrung der Tagesbegebenheiten etwas unendlich Trostloses. Er sieht den Uebeln kein Ende. Er findet zu den blutigen Räthseln keine Schlüssel. Er wird von dem Strome der Zufälle umhergewirbelt; ringt sich müde mit den höchsten Wellen, ohne Zweck, ohne Hoffnung, ohne Glauben an sich selbst; er sieht nur die Wellen, aber nicht das Ufer. Er weiß keine feste Maßregel zu seiner Rettung, zu seiner Beruhigung zu ergreifen.

Es ist Zeit, daß wir auf die Gerichte Gottes in den Geschichten der Welt merken. Denn Unwissenheit, thierischer Sinn und Leidenschaften verderben täglich vor unsern Augen die Wahrheit. Die Menschen in ihrem thörichten Selbstdünkel bilden sich ein, daß sie es sind, die dies Alles, was vorgeht, hervorbringen. Sie machen sich selbst zu Göttern. Frohlocken sie über einen Sieg, so schreiben sie ihn der Tapferkeit ihrer Schaaren, der großen Klugheit ihrer Feldherrn zu; ach, sie sind blind für das Wahre, denn sie kennen nicht die Verflechtung der Umstände, nicht das Spiel sogenannter Zufälle, welche der dunkle Arm der Vorsehung leitet, und wo eine unbemerkte, geringfügige Sache den Ausgang der größten Schlachten, das Glück oder Unglück der größten Völker entscheiden kann. Uebermüthig nach Siegen, welche sie sich und ihrer Kraft anrechnen, halten sie sich schnell für unüberwindlich und ahnen nicht, daß der nächste Tag Alles umkehren werde, weil ein Höherer über Sieger und Besiegte ein anderes Loos beschlossen hat. Kleinmüthig im Unfall, klagen sie die Verrätherei oder Unklugheit ihrer Anführer, die Schwäche ihrer Fürsten an; verzweifeln trostlos und stürzen sich durch muthlose Schlaffheit in weit größeres Verderben.

Nein, ihr Betrogenen, was ihr sehet, ist nicht Menschenwerk, es ist Gottes Gericht über die Völker! Wie der einzelne Mensch seinen eigenen Lebenslauf hat, so hat ihn auch jede einzelne Nation. Wie der einzelne Mensch durch Weisheit, Zufriedenheit, Mäßigung, Fleiß, Muth und Rechtschaffenheit ehrwürdig und glücklich wird: so kann und muß auch ein ganzes Volk durch seine Tugend beglückt, durch seine Fehler elend werden. Ein Volk steht unter andern Völkern, wie ein Mensch unter andern. Es bildet für sich selbst ein Ganzes. Es erfreut sich und leidet als ein Ganzes. Es wird für sein Gutes, welches es stiftet, in sich belohnt; für seine Vergehungen in sich bestraft. Und so wie unter dem Himmel im menschlichen Lebenslaufe nichts Gutes geschieht, welches nicht seine guten Folgen hätte, und so wie durchaus keine Ungerechtigkeit geschieht, welche ohne nachtheilige Wirkung bliebe: so hat auch im Leben und Sein der Nation ihre Tugend eine Belohnung, ihre Sünde eine unvermeidliche Strafe zu erwarten. Denn Alles auf Erden, das Größte und das Kleinste, steht mit einander in ewiger Verknüpfung von Ursachen und Folgen. Ein schlechter

Baum kann keine guten Früchte bringen, und wer Waizen säet, erntet keine Disteln daraus.

Darum liegt die Summe aller Fürstenweisheit, aller Staatsklugheit der Völker in den ewigen Worten der heiligen Schrift eingeschlossen: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben. (Spr. Sal. 14, 34.) Schon vor Jahrtausenden ward der Welt diese große und unwandelbare Wahrheit ausgesprochen; aber so tief ist das Geschlecht der Menschen in seiner Leidenschaftlichkeit versunken, daß es nicht daran glaubte, sondern lieber der Lüge vertraute und meinte, es könne mit Gold, mit List und mit Kriegsheeren Alles erzwungen werden. Schon seit Jahrtausenden hat die Geschichte der Völker, ihr Aufblühen, ihr Ruhm, ihr Untergang, ihre Schmach jenes Wort des göttlichen Buches mit furchtbaren Thatsachen feierlich beurkundet. Aber noch heute spottet man der einfachsten Grundsätze; vergebens warnt und mahnt die Vorwelt. Es ist die Geschichte für diejenigen wie ungeschehen, welche sie am ersten zu ihrer Lehrerin wählen sollten.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; nicht die Staatskunst der Großen; nicht die Menge ihrer Kriegsheere; nicht der Reichthum des Landes; nicht ausgebreiteter Handel und blühendes Gewerbe; nicht die zu Kriegs- und Friedensverkehr vortheilhafte Lage! Wer möchte denn behaupten, daß ein Mensch von ruchloser Denkart durch alle Klugheit, Stärke des Körpers und Größe seines Vermögens ein wahrhaft glücklicher, freier und achtungswürdiger Mensch sein könne? Seine Klugheit wird durch das Eintreten von unvorhergesehenen Umständen vereitelt; Ueppigkeit und Ausschweifung müssen endlich seine Gesundheit und Leibeskraft zerstören; Verschwendung, Wohlleben und Feindschaft können das größte Vermögen in Armuth verwandeln. Wo ist sein Glück, wo seine Freiheit, wo seine Ehrwürdigkeit?

Das ist das große Uebel der Menschen, hoher und niederer Stände, daß sie im Umhertreiben des alltäglichen Lebens mit unglaublicher Unverständigkeit die bloßen Mittel zum Zwecke gewöhnlich für den Zweck selber halten, und über das Anschaffen der Mittel den Zweck derselben vergessen. Wie bei den Menschen, so bei ganzen Völkern; denn die Völker bestehen aus Menschen.

Es kann die Staatskunst der Großen allerdings ein Land für einige Jahre glänzend machen. Aber liegt im Volke selbst nicht eine innere, hohe Kraft des Gemüths, zu Allem, was gut und recht ist, entschlossen: so wird es bald nach den ersten unangemessenen Anstrengungen um so schwächer und erschlaffter werden. Auch ist der große Geist oder das Glück eines Fürsten nicht auf seine Nachfolger erblich. Daher wird, was die Staatsklugheit des Einen erfand, von Andern wieder versäumt; was der Eine erwarb, von Andern verschwendet. Und worauf richtet sich gemeiniglich die ganze Herrscherkunst derer, die durch ihre eigene Klugheit ein Volk zu erheben gedenken? Ist es auf die wahre Glückseligkeit des Volkes abgesehen? auf Beförderung der Sitteneinfalt, der öffentlichen Tugend, der Freiheit, des Rechtsgefühls, der Unbestechlichkeit, der Vaterlandsliebe, der Anerkennung des wahren Verdienstes? Oder ist es nicht öfter mehr um Landeserweiterung, furchtbare Macht, größere Einkünfte, in die Augen fallende Pracht, um einen Eroberer-Namen und dergleichen zu thun? Wozu

aber diese Mittel, wenn darüber der Zweck derselben vergessen wird? Wozu diese Mittel, welche, auch wenn sie endlich erworben sind, eben sowohl zum Bösen als zum Guten angewendet werden können?

Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, — nicht die Macht und Menge der Kriegsschaaren, noch deren Geschicklichkeit, Gewandtheit und Muth. Zwar, wie dem einzelnen Manne Leibeskraft zum Vorzug und zur eigenen Sicherheit dient, ist auch kriegerische Stärke ein nothwendiges Bedürfniß des Landes, welches seine Freiheit, Unabhängigkeit und innere Glückseligkeit sichern will und muß; aber kriegerischer Geist allein kann kein Volk erheben und beglücken. Nur zu leicht wird derselbe vom Ehrgeize oder der Habsucht gemißbraucht, fremden Frieden zu stören. Wann beförderte ein kriegslustiges Volk das Glück der Welt? Und wie lange bestand ein solches in seiner Macht und in seinem Ruhme? Endlich werden auch die furchtbarsten Streitkräfte durch ununterbrochene oder unmäßige Anstrengungen erschöpft, oder durch den Genuß eroberter Schätze aufgerieben. Endlich ermannen sich auch die schwächsten Völker zur Rache und Rettung ihrer unsichern Rechte, und Verzweiflung vertritt die Stelle des Heldenmuths und der Gewalt, und besiegt die größten, sieggewohntesten Schaaren.

Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, — nicht Reichthum, Gewerbe und Handel. Denn wer nur die Mittel zur Größe hat, ist darum noch nicht groß; sonst wäre Jeder, der im Ueberflusse schwimmt, ein dauerhaft und vollkommen glücklicher Mensch. So wie außerordentliche Armuth und übermäßiger Reichthum gleich gefährlich für eine einzelne Familie sind, indem jene, wie diese die Kraft des Gemüthes bald lähmen; so auch für ein ganzes Volk. Die reichsten Nationen waren ihrem Untergange und Verfall immer am nächsten. Der Ueberfluß schwächte ihre Stärke, machte sie sorgloser, verderbte ihre Sitten und reizte den Neid der Nachbarn. Wer durch Ueberfluß und Wohlleben einmal von zahllosen Bedürfnissen abhängig geworden ist, tritt ohne große Schwierigkeit in die Knechtschaft dessen, der ihm diese Bedürfnisse besser zu befriedigen verspricht, oder sie alle bedroht. So gingen die berühmtesten und reichsten Staaten der alten Zeit zu Grunde. Das ist der unselige Kreislauf der Völker, daß sie durch Armuth und Furcht vor Gefahren tapfer, durch Tapferkeit kriegerischer und erfindsamer, durch Eroberungen und Handel reich wurden, — um sich durch Ueberfluß wieder zu entnerven, zu verarmen und an fremde Botmäßigkeit hinzugeben.

Denn die Sünde ist der Leute Verderben. Die Sünden der Völker sind der Mißbrauch der ihnen von Gott gewährten Mittel.

Noch ist kein Land durch Gottesfurcht und Religiosität untergegangen; nein, ein religiöses Volk ist in seinen Sachen gerecht, und durch Zuversicht auf seine gerechte Sache stark und mächtig; seinen Gesetzen und Fürsten am gehorsamsten; seinen Verträgen mit dem Auslande am getreuesten. Darum genießt es die Achtung und Liebe und Treue aller andern Nationen. Aber ein Volk, wenn es in falscher Aufklärung seinem Glauben untreu wird, abtrünnig seinen Altären, frevelnd an den Heiligthümern der Menschheit, zerfällt in sich selbst durch Sittenlosigkeit. Ohne Furcht vor Gott und Recht, wie wird es seine Obrigkeit

fürchten? Gesetze gebieten umsonst, wo das Herz ihrer spottet; sie können einen äußerlichen Schein der Zucht erzwingen, aber nicht das Wesen der Volkszucht. In solchem Lande wird sich endlich Jeder selbst sein Gott und seine Welt; Alles ein heimlicher Krieg Aller gegen Alle, und Auflösung folgt, oder Knechtschaft.

Die Sünde ist der Völker Verderben. Eintracht hat noch kein Volk vernichtet, wohl aber manches, das klein gewesen, groß und herrlich gemacht. Aber wenn die Selbstsucht der Bürger das Land entzweite und die Kräfte zersplitterte und Alle schwächte — dann war für Alle die Sklavenkette geschmiedet. Sittenstrenge hat noch kein Volk ins Unglück gestürzt, wohl aber auch in kleinen Völkern Vaterlandsliebe und Abhärtung bewirkt, mit welchen den größten Gefahren siegreich getrotzt wurde. Hingegen Ueppigkeit, Wollust, Scherz mit der Tugend, Schonung des Lasters, unmäßiger Aufwand neben unmäßiger Dürftigkeit, haben schon mehr als einmal Länder entvölkert oder zur Beute fremder Eroberer gemacht, oder ihr Inneres blutig zerrüttet.

Das ist die ewige Ordnung der Welt, — das ist Gottes Gericht über die Völker, indem jede Sünde das eigene Würgerschwert führt, womit sie den Verehrer zum Schlachtopfer macht!

Blicke um dich her — erkenne Gottes Gericht! Wie die Tugenden eines Volkes den allgemeinen Segen auch über das Haus der einzelnen Gottlosen verbreiten, so ruft die Sünde des Volkes den Fluch der Sünde auch über die Hütte des Unschuldigen. Da muß der Gerechte leiden mit dem Ungerechten, denn er ist ein Glied des Volkes.

Auch ich bin Glied eines Volkes, Theil eines Ganzen; kann ich gleichgültig sein beim Anblick des ungeheuern Leidens und der göttlichen Gerichte? — Nimmermehr! Jeder ist verpflichtet, das Bessere zu bewirken, und auch ich bin dazu verpflichtet. Jeder in seinem Hause, in seinen bürgerlichen Verhältnissen muß dazu den Anfang machen; so auch ich. Wie ein Volk aus einzelnen Familien zusammengesetzt ist, so besteht die Tugend und Gerechtigkeit und die aus denselben entspringende Glückseligkeit des Ganzen nur aus der Tugend und Glückseligkeit Aller. Und entbrennen alle Herzen vom heiligen Feuer des Muthes und sich selbst aufopfernder Vaterlandsliebe; gibt Jeder das Beispiel des Gehorsams gegen Vorgesetzte und Obrigkeiten, der Treue an den vorhandenen Gesetzen, der Eintracht und Versöhnung im Innern, des Fleißes und der Sittenstrenge im häuslichen Leben, des Zorns gegen Unrecht und Bestechlichkeit: dann sind Alle gerettet!

Noch sind wir nicht am Ende der großen Trübsale! Friedensschlüsse der Könige ändern an Gottes Verhängnissen nichts. Neue Zwietracht, neue Umwälzungen, neuen Jammer wird die Sünde der Völker gebären. Noch sind wir nicht am Ende der großen Trübsale; denn noch sehe ich, statt weiser Mäßigung, den stolzen Uebermuth; statt Liebe des Gemeinwohls den Wahnsinn des Ehrgeizes oder der Rachgier oder der Eifersucht; statt Liebe des Vaterlandes nur die bange Selbstsucht; statt unerschrockenen Sinns für das, was wahr, gerecht und gut ist, die ehrlose Schlaffheit; statt unparteiischen Ernstes die feige Bestechlichkeit; statt begeisternde Einmüthigkeit den entkräftenden Zwiespalt! — Noch sind wir nicht am Ende der großen Trübsale, und wir werden dahin nicht

gelangen, so lange wir nicht den Muth haben, die Quellen des Elendes in uns zu vernichten. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Gott, schrecklich in Deinen Gerichten, doch unendlich weise und wohlthätig in Deinen Verhängnissen! daß ich doch weise genug und muthig genug sein möchte, ein Beispiel der Gerechtigkeit, des Edelmuths und bürgerlichen Tugenden für Andere zu sein! — Könnte ich es sein! — Meine Pflicht ist es! O entziehe mir Deinen Gnadenbeistand nicht, damit mein Wille nicht ein todter Wille bleibe. Die Kraft Deines heiligen Geistes belebe mich zu allem Guten; Amen.

44.

Wie Gott die Völker der Erde richtet.

Zweiter Theil.

Spr. Sal. 14, 34.

Der Herr ist Gott! von Ewigkeiten
Der Herr! der Herr auch unsrer Zeiten!
Er war, er lebet, er wird sein.
Was er beschließt, wer will es wenden?
Der Weltbau ruht in seinen Händen;
Trägt er ihn nicht, er trümmert ein.
Noch aber wandelt seine Bahnen
Der Weltbau, den sein Finger hält;
In seiner Allmacht Ozeanen
Schwimmt dieser Tropfen, diese Welt!

Wie lange duldet er mit Schonen
Der Sünden Zahl, ihr Nationen,
Die ihr in diesem Tropfen spielt!
Saht ihr die göttlichen Gerichte
Noch nie im Spiegel der Geschichte,
Und eures eigenen Jammers Bild?
Er, der verschmähten Tugend Rächer,
Er ist's für euch und heute noch!
Er hing die Erd' an Nichts; Verbrecher,
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Ich bin ein starker, eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlechtsalter! Also redete Jehova donnernd von den Höhen des umwölkten Sinai zum Volke.

Aber zu eben diesem Gott betete auch Moses: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue! der Du bewahrest Gnade in tausend Glied und vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde; vor welchem Niemand unschuldig ist; der Du die Missethat der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied!" (2. Buch Mos. 34, 6. 7.)

Wer erkannte Gott näher, als der ihm immer nahe war! Und Moses war es. Auch jeder von uns, der mit heiligem Wandel und mit aufmerksamer Beobachtung des Göttlichen in den heiligen Schriften, in der Natur, im Schicksale der Menschen und Völker Gott nahe sein will, kann es sein. Auch jeder von uns wird Moses Gebet mit Wahrheit und Ueberzeugung beten, wenn er die göttlichen Gerichte betrachtet, wie sie seit Jahrtausenden über die Tugend und Sünde verhängt waren. Was Gutes geschah, ging nicht unter, sondern verbreitete seine segensreichen Folgen über die spätesten Zeitalter. Darum betete Moses: Du bewahrest Gnade in tausend Glied. Was Unrecht verübt ward, hatte seine Unvermeidlich übeln Wirkungen auf die nächsten Geschlechter; das Unheil ward noch den Enkeln verderblich. Darum betete Moses: Der Du die Missethat

der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied.

Gott liebt die Menschen, darum muß er ihr Richter sein. So straft auch ein irdischer Vater sein Kind, wenn er es liebt und dessen Vollkommnung wünscht. Gott schuf uns, nicht um auf Erden Gold zu sammeln, in schönen Kleidern zu glänzen, Ehrenstellen zu bekleiden oder Titel zu tragen (dies Alles sind nur Mittel, Dienste oder Erfindungen der Eitelkeit): sondern unsere unsterblichen Geister zu erziehen, wie in einer Schule; sie zu veredeln für die Ewigkeit, welcher sie geweiht sind und bleiben. Daher ist die wunderbare Weltfügung, daß uns Alles vom Irdischen und Unvollkommnen zurückstoßen und zur Erkenntniß dessen bringen muß, was wir sind, und was wir sein sollen — Wesen höherer Art, Wesen, die nur glücklich sein können, wenn sie in göttlichen Gesetzen wandeln, in dem wandeln, was ehrbar, gerecht, wohlthätig, heilig ist.

Gott richtet den einzelnen Menschen — wer bezweifelt es? wer hat im reifern Alter an, sich und Andern nicht schon zahllose Erfahrungen gemacht? — Gott richtet die Völker, denn sie sind die Verbindung vieler einzelner Sterblichen.

Mannigfaltig sind die Mittel und Wege des Gerichts. Wer könnte sie zählen? Gehorchen seinem Wink nicht die Stürme und Meereswellen? Sind nicht Feuerflammen seine Diener, Erdbeben und unfruchtbare Zeiten die Boten seines Willens? — Der Mensch kennt dies Einschreiten unerwarteter Schicksale, welche oft alle seine Entwürfe vernichten. Er kennt den Gottesfinger, aber — er nennt es im gemeinen Leben nur Glück oder Unglück. Doch kann er sich es nicht verhehlen: diese oft gering scheinenden Zufälle beurkunden ihre erhabene Herkunft durch ungeheuer erschütternde Wirkungen; dies, was er Glück oder Unglück heißt, gestaltet oft die Verhältnisse ganzer Welttheile um, was alle Macht, alle Kunst und Klugheit der Sterblichen nicht vermochte.

Die ältere und neuere Geschichte der Völker ist von solchen Erscheinungen voll. Wir kennen alle die heiligen Sagen des Alterthums, wie das menschliche Geschlecht kaum zweitausend Jahre nach seiner Erschaffung zur gemeinsten Thierheit versank. Gott winkte, und dies Geschlecht nahm ein Ende. Die Meere traten aus ihren Ufern; die Schleußen des Himmels öffneten sich. Wenige entrannen dem großen Untergang. Die ältesten Völker des Morgenlandes nachher wußten von ihren Stammeltern die Geschichte der großen Ueberschwemmung, die Verheerung der Sündfluth.

Ein blühendes Land umgab einst Sodom und Gomorrha; Pracht, Ueberfluß und Wollust herrschte in den Städten, Gerechtigkeit keine. Da spaltete der Boden. Feuer brach hervor; die Luft entzündete sich; Blitze regneten vom Himmel. Sodom und Gomorrha verschwanden von der Erde; ihre Ruchlosigkeit und schauderhafte Zerstörung nur blieben im Andenken der Menschenkinder, an die göttlichen Gerichte zu erinnern. Noch heute sind jene Landschaften todte, unbewohnbare Einöden, und der Boden ist voller brennbarer Stoffe, die von Zeit zu Zeit die Erde beben machen.

Sanherib, der König, lag mit der ganzen Macht Assyriens vor dem erschrockenen Jerusalem. Die heilige Stadt sah ihren Untergang. Sanherib, im Ge-

fühl seiner Klugheit und Gewalt, bezweifelte nicht, das ganze Juda in seinen Ketten zu sehen. Aber seine Plane wurden zerrissen. Ein entsetzliches Sterben vernichtete plötzlich seine Macht. Eine einzige Nacht raubte ihm plötzlich hundert fünfundachtzig Tausend Mann; und dem Eroberer entsanken Muth und Gewalt. Er floh, seine eigenen Söhne mordeten ihn.

Warum soll ich noch an die Ereignisse der grauen Vorwelt mahnen; an den Untergang des egyptischen Despoten am rothen Meer; oder wie ein Eroberer-heer in der Wüste von Sandwolken begraben ward, die der Sturm wirbelnd durch die Lüfte herbeiführte? Ist der Herr und Gott der Vergangenheit nicht noch Herr unserer Zeiten? Ist er heute minder groß in seinen Gerichten? Wissen wir nicht, wie er Königreiche, wenn sie am stolzesten prahlten, durch einen einzigen Schlag zerschmetterte? Wissen wir nicht, wie er gewaltige Armeen und Schiffsflotten, die mühselige und kostbare Rüstung vieler Jahre, schon im Voraus unüberwindlich genannt, in einer einzigen Stunde mit ihren trotzigen Heeren vernichtete, wenn sie über die Gewässer des Meeres zum gewissen Verderben anderer Völker hinsegelten? Wissen wir nicht, wie der kalte Hauch eines Herbstes, Regen und Fäulniß, siegreiche Heere in schmerzlichen Krankheiten auflösete, oder der Frost einer Winternacht mit den Leichen unbesiegbarer Schaaren die Felder bedeckte? Ist Gott heute minder groß in seinen Gerichten, und ist sein Einschreiten in die Begebenheiten der Völker minder wunderbar, als in jenen Tagen der Vorzeit, welche die unwissende Halbwisserei oft fabelhaft heißen will? Sollen wir heute an der großen Wahrheit des Wortes verzweifeln, welches sich bisher in der Geschichte aller Nationen erwahrte: **Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!**

Wahrlich, es wäre eine geringe Mühe, in den Schicksalen der Länder überall nachzuweisen, wie sie durch die Tugenden ihrer Bewohner aufblüheten, und jedesmal durch deren eigene Ungerechtigkeit wieder unmerkbar ins Verderben sanken. Es wäre leichte Mühe, aus der Geschichte zu beweisen, daß Treulosigkeit, Uebermuth und Frevel, von Völkern gegen Völker, von Fürsten gegen Fürsten verübt, sich jederzeit, früh oder spät, schrecklich an denen und ihren Nachkommen rächte, von denen zuerst das Unrecht ausging. Es wäre leicht zu beweisen, daß Gerechtigkeit gegen Andere, auch mit Verzichtleistung auf eigenen vorübergehenden Vortheil, allemal die beste Staatsklugheit sei.

Abgehärtet in den Wüsten Arabiens, eroberte das israelitische Volk, nachdem es der egyptischen Knechtschaft entführt worden war, das Land seiner Vorfahren wieder. Abgehärtet mußte es vorher werden zu der großen Unternehmung; denn ein Volk, wenn es frei und selbstständig sein will, muß für den Gedanken der Selbstständigkeit alle Lebensbequemlichkeiten opfern können. Darum ward Israel siegreich, als es in der Wüste die Fleischtöpfe Egyptens vergessen gelernt hatte. Aber nach dem Siege vergaß Israel die alte Sittenstrenge, die feste Ordnung, die Eintracht, die Treue am Gesetz; selbstsüchtig zerfielen die Stämme. Darum wurden die benachbarten Völker mächtiger als sie. David, der König, brachte noch einmal die alte Einheit und Kraft ins Volk, wie einst Moses. Israel ward plötzlich hochgeachtet unter allen Völkern; zu Salomons Thron kamen die Fürsten des Morgenlandes. Doch im Volke selbst war das Verder-

ben zu groß; umsonst blieb die Weisheit Davids und Salomons. Ueppigkeit, Ehrgeiz und Selbstsucht untergruben Thron und Macht. Das Reich trennte sich, und durch Zwietracht gelähmt, durch Wollust und Ungehorsam gegen die Gesetze entnervt, von den Sitten der Fremden vergiftet — umsonst warnten patriotische Männer, Seher der Zukunft, Propheten! — ward es von Babylon besiegt, und die Juden trauerten in siebenzigjähriger Knechtschaft, bis Cyrus, der Perserkönig, sie wieder losließ.

Die Sehnsucht zur alten Freiheit blieb im Volke, aber die innere Kraft dazu kehrte nicht wieder. Es fehlte die Eintracht, der lebendige Gemeingeist, die Sittenstrenge der alten Welt. Oft wechselten die Juden ihre Herren, nie aber das Joch. Wie alle Schwächlinge, welche kein Vertrauen auf ihr Inneres mehr haben, hofften sie ihr Heil von Wundern und Möglichkeiten aller Art. Sie waren den römischen Kaisern unterthänig, als Jesus Christus in ihrer Mitte geboren ward, und jauchzten diesem das Hosianna nur, weil sie hofften, er werde der Messias sein, der Davids irdisches Reich wieder siegreich herstellen könne. Umsonst deutete Christus auf die Quellen des Verderbens im Volke hin. Man verstand ihn nicht mehr. Darum rief er auf dem Todesgange: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder! Und kaum vier Jahrzehnte später ward Jerusalem vom Römerschwert zerstört, das Volk in alle Welt zerstreut. Denn die Sünde ist der Völker Verderben.

Griechenland blühte lange Zeit herrlicher, denn alle andern Nationen, durch die Weisheit und den Edelsinn seiner Einwohner. Als hier noch Wohlleben und Reichthum nichts, aber die Tugenden der Männer, die Zucht der Weiber, der vaterlandsliebende Gemeinsinn Aller, Alles galten; als hier noch die Wohnungen der Bürger einfach, aber die gottesdienstlichen Tempel köstlich waren, als hier noch ein Kranz von Zweigen das Verdienst schöner belohnte, als späterhin goldene Bildsäulen und Ehrentitel es konnten; als es noch glorreicher war, für das Vaterland den herrlichsten Tod zu sterben, denn im Vaterland als Unterdrücker oder Diener des Unterdrückers im Ueberflusse zu leben — da war Griechenland groß, und was dies Volk gethan, ist noch der Segen des heutigen Jahrhunderts. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk!

Aber dieses erlauchte Volk verlor allgemach die Sittenstrenge der Alten; bald die Eintracht; bald die Ehrfurcht vor Gesetzen; bald die Liebe des Vaterlandes; bald die Gerechtigkeit gegen andere unschuldige Völker. Da trat der Fluch der Sünde heran. Umsonst war der Muth der Einzelnen; die Menge war zwiespaltig und feige. Umsonst war die Sehnsucht nach der alten Freiheit; es war kein Herz mehr derselben würdig. Die Sitten waren verderbt; die Religion war voller Zweifel und Unglauben. So fand Paulus, der Apostel, dies Volk in römischer Botmäßigkeit, als er nach Athen kam, nach Ephesus, nach Korinth. Es war unrettbar verloren, weil es nicht den Muth hatte, die alte Tugend wieder zu erneuern. Heute ist das weiland blühende Griechenland bald öde, und den Boden, welchen sonst die Weisesten des Alterthums aller Nationen ehrwürdig machten, bewohnen heute die rohen, unwissenden Haufen der Türken.

Und auch Roms Macht ist gefallen, welcher einst Jerusalem, wie das grie-

chische Athen, unterthan waren. Zwar Rom steht noch, die Stadt; aber nur ein trauriger Ueberrest, ein Denkmal dessen, was es nicht mehr ist; sein Köstlichstes sind die Trümmer des Alterthums. So stehen heute noch die Ruinen Athens und Jerusalems.

Diese einzige Stadt überwand und beherrschte einst alle in jenen frühern Zeiten bekannten Städte und Länder der Welt. Die größten Völker wurden den Bürgern dieser einzigen Stadt zinsbar. Das vermochte eine Stadt, deren Söhne die Unabhängigkeit von fremden Scepteren mehr als das Leben, die Ehre, ein guter Bürger zu sein, mehr als das Gold liebten. So lange hier die Magistratspersonen, durch Weisheit und Unbestechlichkeit groß, nicht unrühmlich hielten, arm zu sein, während sie das Loos reicher Könige entschieden; so lange hier die Feldherren und Sieger, nach den glänzendsten Triumphen, nicht für unwürdig hielten, den Pflug selber auf den Acker ihres kleinen Landgutes zu führen; so lange hier jeder Bürger nichts für sich, Alles für seine Mitbürger that; so lange der Tod für Recht und Ehre des Vaterlandes das schönste Ziel des Lebens war, und ein Weib Alles Unglück, aber nicht ihre Entehrung durch einen Wollüstling überleben mochte: so lange war Rom groß. Wie hätten auch andere Völker, in Weichlichkeit, thierische Gelüste oder rohe Wildheit versunken, Geistern von so hoher Kraft widerstehen mögen? Denn dem mächtigen Geiste ist das mächtigste Irdische unterworfen. Ein Volk, das sich selbst beherrschen kann, ein Fürst, der Selbstbeherrschung fähig, kann allein Herrschaft üben über Andere, die sich nicht selbst beherrschen, folglich der Freiheit unfähig und zur Knechtschaft reif sind.

Als aber Rom anfing, mit Uebermuth, der aus langem Glück erwuchs, die Rechte anderer Völker zu verhöhnen; als es glaubte, Gewalt allein vermöge Alles; als es Kriege führte, um sich zu bereichern, und Reichthum suchte, um üppigen Gelüsten zu fröhnen; als man Titel, Geld und Aemter höher denn Tugend hielt; das Laster sich geschmückt und ungeschmückt auf den Straßen, auf den Richterstühlen, in den Tempeln zeigen durfte: da zerfiel die Macht des alten Weltreichs. Rom ward der Spott nackter Barbaren und die Magd ihrer ehemaligen Sklaven. Denn die Sünde ist der Völker Verderben.

So richtet Gott!

Und das Gesetz des Richters, nach welchem er die Völker der Erde gerichtet hat vor unsern Tagen,—es gilt noch in diesen Stunden! Blicke nur Jeder hinauf in die Begebenheiten seines Vaterlandes, in die Schicksale seines Fürstenhauses, und er wird bald wahrnehmen, wie alle Uebel hervorströmten aus dem, was nicht recht gethan war. Denn nur Gerechtigkeit in allen Theilen erhöhet ein Volk. Blicke Jeder nur auf das Verhalten der Fürstenthümer und Reiche gegenwärtiger Zeit, und er wird zum Seher ihrer Zukunft werden können. Siehst du die Thaten herrischer Willkür, stolzen Uebermuthes: zweifle nicht, solche werden über lange oder kurze Zeit einen Tag des Kleinmuths herbeirufen. Siehst du von der Uebermacht das Recht unschuldiger Völker und Fürsten zertreten, um daraus Vortheil zu ziehen: zweifle nicht, die Ungerechtigkeit hat sich schon den Tag des furchtbar strafenden Nachtheils festgesetzt. Siehst du eine glückliche Hochverrätherei an Thron und Volk: verzage nicht an Richter und Gott: Die

ganze Last des Elendes wälzt sich unvermeidlich auf das Haupt und Haus des Schuldigen. Siehst du die entzweit, welche in Eintracht wandeln sollten, oder die mit Lastern scherzen, welche das Beispiel der Sittenreinheit geben sollten; siehst du die mit selbstsüchtiger Behaglichkeit am Glück des Landes freveln, welche desselben pflegen sollen; oder die über Einrichtungen und Gesetze spötteln, welche denselben gehorchen sollen, um das Ganze zu retten—so sprich getrost: o Volk, von dir ist der bessere Geist entflohen; du bist das Schlachthier, welches von seiner eigenen Sünde geopfert wird; du wirst fallen, und bist deines Unterganges würdig. Denn nur das Vollkommene soll und kann bestehen; das Unedle trägt den Todeskeim in seiner Brust und soll vergehen. Nur der Geist hat Leben; das thierische Wohlsein ist flüchtig und todt. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Menschen Verderben.

Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig, und von großer Gnade und Treue; der Du bewahrst Gnade in tausend Glied und vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde; vor welchem Niemand unschuldig ist; der Du die Missethat der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied! O sei gnädig meinem Volke, meinem Vaterlande! Erleuchte mit Deinem Geist die Fürsten und ihre Diener, und die Hohen und Niedrigen, daß sie nicht mit thierischer Stumpfheit die ernsten Wunder des Zeitalters anstaunen, sondern in Allem Dein ewiges Weltgesetz anerkennen, Dein Gericht über die Völker der Erde. Amen.

45.

Das allgemeine Unglück der Zeiten und dessen Wirkung auf das Volk.

Hebr. 10, 32. 33.

Verzage nicht, wenn alle Freuden
Des Erdenlebens dir entflieh'n;
Nicht, wenn dir Angst und schwere Leiden
Wohl auch den letzten Trost entzieh'n.
Erhebe dich vom Staub der Erde,
Umfasse Gott im Geist und werde
Werth jener hohen Herrlichkeit.
Wer für das Höh're lebt auf Erden,
Dem wird auch hier ein Himmel werden,
Und Heiterkeit im Sturm der Zeit.

Bemüh' dich nur, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein;
Und steht dir alle Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n.
Je mehr der großen Noth auf Erden,
Je weiser, besser sollst du werden.
Dies ist des Schicksals heil'ges Ziel.
Was gut ist, wird im Kampf bestehen;
Nie kann das Gute untergehen—
Die Spreu nur wird des Sturmes Spiel?

Schon der Anblick eines einzelnen Leidenden gewährt dem Menschenfreund ein trauriges Schauspiel—aber erschütternd ist der Gedanke an ein ganzes leidendes Volk; herzzerreißend der Anblick desselben. Dem, der da einzeln duldet, ist durch die Menge der Glücklichen noch zu helfen, die ihn mitleidig umringen; wenigstens findet er in ihrem Erbarmen, wenn auch keine vollkommene Hilfe, doch Trost. Allein wer hilft einem um Wohlfahrt und Ruhe gebrachten Volke, wenn es nicht so viel eigene Kraft hat, sich selbst zu helfen? Wo findet es Trost, wenn es keinen in seiner eigenen Brust zu finden weiß?

Hier sind es nicht einzelne Menschen, welche über die Härte ihres Verhängnisses trauern—sondern Millionen haben gelitten und verloren. Der Nachtheil

des zerstörten Wohlstandes verbreitet sich empfindlich durch alle Gewerbe, durch alle Stände. Der ehemals Reiche hat nicht mehr die vorigen Kräfte, den ärmern Mitbürger wie sonst zu unterstützen, und die Zahl der Hilfsfordernden ist zu groß. Tausend und tausend bedrängte Hausväter sorgen um den künftigen Tag; ein großer Theil ihrer Lebensmühe war vergebens. Was sie redlich erworben hatten, ist theils durch Krieg und Raub und Abgaben vernichtet, theils durch den Mangel hinreichenden Gewerbes vermindert. Sie haben kaum Hoffnung, daß sie während ihres übrigen Lebens wieder die sorgenfreien, heitern Tage leben können, die sie ehemals genossen. Ja, sie sind nicht um sich allein im Kummer — da sind noch ihre unversorgten Kinder, ihre unmündigen Enkel, deren Schicksal auf lange Zeit hinaus ungewiß geworden ist!—Einem einzelnen Unglücklichen kann wohl durch die Gunst eines Augenblicks geholfen werden; aber ein leidendes Volk muß an seinen Wunden oft ein Jahrhundert lang bluten, und entflohener, mühsam durch den Fleiß vieler Zeitalter erworben gewesener Wohlstand kehrt gewöhnlich erst nach mehrern Zeitaltern wieder zurück.

Von solchem kläglichen Anblick richtet der gefühlvolle Christ schaudernd sein Auge empor zum Himmel, und seine Seele fragt: O Vater der Liebe, Gott des Erbarmens, lag so allgemeiner und großer Jammer und Kummer in deinen Rathschlüssen? Ach, was haben die Millionen Unschuldigen leiden müssen für die Vergehen oder Thorheiten einiger Wenigen! Wie muß die Nachwelt noch büßen, was die Jetztlebenden vielleicht verschuldet hatten!

Aber ehrfurchtvoll anbetend betrachtet der Christ die dunkeln Leitungen der Vorsehungen. Wer ergründet das Ziel des weltregierenden Verhängnisses?

Der Thor verzweifelt. Der Weise schweigt und verehrt die ordnende Allmachthand des ewigen Vaters. So grauenvoll auch die Wege der Vorsehung sein mögen, auf welchen der einzelne Mensch, wie ganze Nationen wandeln müssen—der Christ weiß es, und sein beseligender Glaube wankt nicht — alle diese Wege führen endlich zum Bessern empor; nicht bloß zu größern Lebensbequemlichkeiten, Reichthümern und Ergötzlichkeiten—sie sind Nebendinge für die Menschheit—sondern zur Erhebung der Geister, zur Ausbildung der Völker für das Wahre, Gute, Bleibende.

Dafür bürgt uns der Begriff von der Güte Gottes, des Gebieters der Schicksale. Dieser Erdball ist keineswegs eine Lustweide, erschaffen bloß für Thiere oder thierähnliche Wesen, auf daß sie mit dem, was darauf wächst, ihre sinnlichen Lüste aufs Behaglichste befriedigen können; sondern er ist eine Schule der Geister, die zu höhern Bestimmungen erzogen werden sollen. Es ist wohl möglich, daß Tausende sprechen: Was kümmern uns die höhern Bestimmungen? Wir wissen nichts von ihnen. Es ist uns hienieden daran gelegen, angenehm und freudig zu leben, und unserm Leibe wohlzuthun. Allein diesen in Thierheit Versunkenen, die nur deswegen eine Seele zu haben scheinen, um ihren Leib besser versorgen zu können, gibt nicht der Mund der Weisheit, sondern das eherne Schicksal die Antwort. Eben diese sind es, denen die Tage der Widerwärtigkeit die nützlichsten sind, daß sie begreifen, das Irdische sei zuletzt nicht der Himmel, nicht der letzte Zweck ihres Daseins. Sie mögen leiden! So leidet das verwilderte Kind Schmerzen, daß es sich an edlere Begriffe, an Gehorsam, Vertrauen und

nützliche Thätigkeit gewöhne. Für sie ist kein Trost vorhanden, denn im Vergänglichen liegt keiner. Wozu ihr schwacher, träger Geist nicht empor will, dahin zwingt ihn die Nothwendigkeit mit ihrer eisernen Ruthe.

So ist es der Wille des Herrn der Geisterwelt, des Vaters der Menschheit. Dafür bürgt die Geschichte aller Völker und ihrer Schicksale.

Wahr ist's, große Trübsale haben wir erfahren—Throne sind untergegangen, ganze Welttheile sind mit Blut gefärbt, Völker sind gewaltsam auseinander gerissen worden, und ihr blühendes Wohl liegt zerschmettert da. Aber dies Alles ist seit Jahrtausenden geschehen und wiederholt—ja, das Elend war in den Tagen des Alterthums unbeschreiblich größer und verbreiteter, weil der menschliche Geist noch roher und wilder war, denn er in unsern Tagen ist. Damals wurden die Kriege mit weit empörender Grausamkeit geführt, als heute. Damals verödete man weite Länder, daß sie Jahrhunderte lang unbewohnbare Wüsten wurden.—Sehet hin auf die Gegenden Palästina's, auf die ehemals blühenden Gefilde Griechenlands! Wo Paulus, der Apostel, im herrlichen Athen predigte, und von den Christen des reichen Korinth mit Liebe empfangen ward, da liegen jetzt Schutthügel und einzelne Marmorblöcke auf unangebauten Feldern! Damals wurden Bewaffnete und Unbewaffnete gnadenlos ermordert, und ganze Völker aus ihren Städten und Dorfschaften ohne Erbarmen hinweggetrieben, um mit Kindern und Enkeln in hilfloser Sklaverei zu schmachten.

So ist es in unsern Tagen nicht mehr! Der menschliche Geist ist schon edler geworden durch die Reihe großer Schicksale, die ihn bildeten. Noth war die Lehrerin des thierischen Sterblichen, und ließ ihn Kunst und Wissenschaft erfinden; in der Tiefe des Unglücks lernte er höhere Güter kennen, als Speisen und Getränke, köstliche Kleider und Bedürfnisse der Prachtsucht sind.

So war es der Wille des Herrn der Geisterwelt, des Vaters der Menschheit! Und so ist es noch heute sein Wille. Die Geschichte der vergangenen Zeiten klärt uns manches Dunkel über das Warum von den gegenwärtigen Trübsalen auf. Auch sie sollen uns zu höherer Weisheit führen. Gottes Wille ist Weisheit und Güte; darum geschehe sein Wille auf Erden wie im Himmel.

Freilich, mancher einzelne Hausvater, manche gute, beglückte Familie ging zu Grunde — das Herz vieler Edeln blutete, bis es nicht mehr schlug. Freilich jammerten verlassene Eltern, verwaiſete Kinder, unglückliche Bräute. Viele Bande der Liebe wurden zerrissen, und der Bettelstab ist oft nicht so schwer, als der Kummer eines Herzens, dem Alles geraubt wurde. Aber was ganzen Nationen, und selbst wider ihren blinden Willen, zum Heil gereichen mußte, das gedeiht endlich auch dem einzelnen Menschen zum höhern Segen. Denn Gott ist Vater; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache; alle Haare auf unserm Haupte sind gezählt.

Und was wir im Sturm der Zeiten untergehen sehen, ist die Saat des Heils für die Nachwelt. So wie unsere Väter nicht für sich allein lebten, sondern für uns: so leben auch wir nicht für uns allein, sondern für die Enkel. Die Weisheit und Thorheit, das Glück und Unglück der Gewesenen ist der Spiegel des Unterrichts für die nachfolgenden Geschlechter.

Aus diesem erhabenen, des Christen würdigen Standpunkt müssen wir das

Unglück der Zeiten betrachten. Wer aber nicht christliche Herzensgröße genug hat, sich zu dieser hohen Ansicht zu erheben, der steht unten trost- und rathlos im Finstern; dem ist sein Leib und dessen Wohlergehen Alles, sein Geist das Wenigste—er ist in der That der Einzige, der wahrhaft unglücklich ist, nicht weil er es sein muß, sondern weil er es sein will.

Ja, der Gedanke an die nachkommenden Geschlechter, und daß wir nicht für uns, sondern auch zu ihrem Besten leiden, muß und soll uns sehr beruhigen. Wie in der ganzen Schöpfung Alles ein einziges Ganzes ist: so ist auch die gesammte Menschheit seit Jahrtausenden nur eine zusammenhängende Kette von Wesen edlerer Art, und alle Völker heute sind nur ein einzelnes Glied in dieser Kette.

Das Unglück der Zeiten, wahrlich, es wird nicht ohne Wirkungen für die bessere Zukunft des Menschengeschlechts sein! Doch voreilig wäre die Frage: worin diese Wirkungen bestehen können. Als unsere Vorfahren in Deutschlands Wäldern noch in Thierfellen einhergingen, ihren Abgöttern Menschen zum Opfer schlachteten, und jeden Zwiespalt unter sich durch mörderische Keule endeten: wer hätte ihnen die Wirkungen ihres mannigfachen Elendes, ihre Kriege und blutigen Niederlagen, ihrer Theurungs- und Pestzeiten vorhersagen können? Wer hätte ihnen sagen können, daß einst an der Stätte grausenvoller Wildnisse, von reißenden Wölfen und Bären bewohnt, prachtvolle Städte, lachende Dörfer liegen würden?—daß auf den Stätten, wo vom Altar ihrer Götzen das Blut geopferter Menschen floß, dem einzigen Gott, dem allmächtigen Schöpfer, Tempel erhoben und die Offenbarungen Jesu verkündet werden würden?

Die Wirkungen des Zeitenunglücks für Völker und ihre Nachkommen sind eben so wenig zu berechnen, als die wohlthätigen Folgen, welche oft für einzelne Menschen aus ihren scheinbar unersetzlichen Verlusten nachher entstehen. Millionenfache Ereignisse spielen im Laufe der flüchtigen Stunden und Jahre wundersam zusammen, daß unaufhörlich neue Erscheinungen hervorgehen, welche die Gestalt der menschlichen Verhältnisse ändern.

Reicher an Betrachtung und Selbstbelehrung wird für den christlichen Beobachter die Frage: Welche Wirkungen bringt das Unglück der Zeiten schon gegenwärtig hervor? und wie sollte es eigentlich auf die Völker wirken?

An vielen Orten ward leider das Sittenverderbniß größer, als es gewesen war. Die wilde Zucht fremder Kriegsheere vergiftete das Herz mancher Unschuld; entzügelte manche Leidenschaften und thierische Gelüste bis zur offenen Schamlosigkeit; brachte Zwietracht in weiland glückliche Haushaltungen; schändete manchen sonst achtungswürdigen Namen. Die wachsende Verarmung in allen Ständen beförderte hier den betrügerischen Wucher, dort gewaltthätige Anschläge auf fremdes Gut; begünstigte hier Müßigang, Bettelei und verzweiflungsvolle Verschwendung, dort Hartherzigkeit, Geiz und Habsucht. Die Unterdrückung vieler Gegenden erkaltete hier das Herz der Nationen gegen ihre Obrigkeiten, löschte dort den letzten Funken der Vaterlandsliebe aus und der freiwilligen Hochachtung der Gesetze; brachte hier verderbliche Entwürfe zu Empörungen hervor, dort entzündete sie in vielen Gemüthern Nationalhaß.

Genug, die ersten Wirkungen der Trübsale waren ungemein verschieden in den Völkern, so verschieden, als der Zustand ihrer Bildung, Einsicht und Religiosität. Man kann aus jenen Wirkungen erkennen, um wie viel ein Volk edler, weiser, menschlicher, oder roher, verwahrloseter, thierischer war, als das andere. Denn anders empfängt der Weise sein schmerzliches Schicksal, anders der Verwilderte. Der Einsichtvolle sucht vorsichtig das eintretende Verderben zu mindern; der rohe Mensch, wie das wüthende Thier, stürzt sich mit gedankenloser Erbitterung tiefer hinein, nur um den gegenwärtigen Augenblick bekümmert.

Was ist der Zweck eines liebenden Vaters, wenn er sein Kind die unangenehmen Folgen der Vergehungen empfinden läßt? Was ist der Zweck der Natur, daß sie die Uebertretung ihrer Gesetze mit schmerzlichen Folgen begleitet? — Weiser zu machen! — So soll denn auch dies Zweck und Wirkung der Trübsale sein, welche über ganze Völker ergehen. Darum sandte sie Gott.

Unser Vaterland ward unglücklich — denn statt der Vaterlandsliebe herrschte Eigennutz und Selbstsucht; statt des brüderlichen Zusammenhaltens und gegenseitigen Unterstützens der verschiedenen Stände herrschte Stolz, Rangsucht und gegenseitige Verachtung; statt strenger Sitteneinfalt erschlaffende Ueppigkeit und Wohlleben; statt des wahren Verdienstes, statt Tugend und Weisheit, ward Reichthum, Geburt und jedes andere Spiel des Glücks verehrt und hervorgezogen; statt Religiosität, die allein den Menschen zu seiner wahren Würde erhebt, galt Leichtsinn, Gleichgültigkeit und Spott dessen, was die höhere Menschheit Ehrwürdiges kennt; statt christlicher Tugend galt Klugheit, schlaue Benutzung der Umstände, gewissenloses Scherzen mit dem, was zu allen Zeiten wahr, gut und recht gewesen ist.

Denken wir uns, statt eines großen Volkes, nur eine kleine Haushaltung, in welcher diese Verdorbenheit der Sitten und Gesinnungen üblich geworden: wie wird sie bestehen können? Zwietracht wird sie lähmen; Selbstsucht Einen von dem Andern scheiden; in der Gefahr wird Jeder für sich, Keiner für Alle bedacht sein. Das Uebel, welches aus solchen Lastern einer einzigen Familie erwächst, kann es unter ähnlichen Verhältnissen einem ganzen Volke fehlen? Jedes Volk ist nur Verbindung von mehreren Familien. Je größer das Volk ist, je größer und furchtbarer sind nun die Aeußerungen des Uebels.

Wollen wir die schon vorhandenen Leiden mildern, wollen wir größere vermeiden: so ist es die Sache der Völker, die wahren Quellen des Uebels zu verstopfen; so ist es die Sache jeder einzelnen Haushaltung, ja jedes einzelnen Menschen, dazu beizutragen, daß die Ursachen größern Unglücks aufhören.

Vaterländischer Gemeinsinn, allgemeine Eintracht, Versöhnung der einst eifersüchtigen Stände, gegenseitige brüderliche Aushilfe — dies sei das erste Mittel, durch welches wir uns und unsere Nachkommen vor größern Uebeln bewahren; dies die erste goldene Frucht vom Unglück der Zeiten! Ihr verschmähet sie in niedriger Leidenschaft? Wohl, die Gesetze der Natur sind ehern, ihr werdet durch eure thörichte Blindheit verderben, ihr und eure Nachkommenschaft. Ihr ergreifet mit Weisheit willig das große Mittel? Wohl, die Gesetze der Natur sind ehern; das Gute und Vollkommene allein genießt der

Dauer: ihr seid gerettet, ihr seid im Begriff, ein starkes, achtungswürdiges Volk zu werden!

Wo aber vaterländischer Gemeinsinn, da ist auch treuer Gehorsam gegen bestehende Obrigkeiten, Ordnungen und Gesetze! Nicht Alle können herrschen. Ein Theil ist der Diener des andern. Dadurch werden erst Tausende von Haushaltungen zum Volk, daß einerlei Ordnung sie alle umfängt, einerlei Gesetz ihre Kraft verbindet, einerlei Haupt diese Kraft leitet. Wem sein Fürst, seine Obrigkeit gleichgültig ist, dem ist sein Vaterland und dessen Schmach gleichgültig; wer sich offen oder hinterlistig den Forderungen des Gesetzes entzieht, der zerreißt die christlichen Bande der Gesellschaft, und zerbricht den festen Schild, der das Glück von Millionen beschirmt.

Wo Gehorsam gegen bestehende Obrigkeiten, Ordnungen und Gesetze, da ist auch vereintes Bemühen, dem wieder emporzuhelfen, was die Gewitterwolke des öffentlichen Unglücks niederschlug—*da ist Streben nach Wiederbelebung des allgemeinen Wohlstandes*. So erheben sich gewöhnlich eingeäscherte Städte und Dörfer schöner aus ihrem Schutt, als sie vorher waren, wo ein kräftiger Wille zum Gemeinguten die Einwohner beseelt. Denn Noth macht stark, Wohlleben weichlich und nachlässig. Noth gibt Wachsamkeit und Einsicht, lange Ruhe schläfert ein. So wird das Unglück der Zeiten ein Sporn, welcher die Völker zu einer größern Betriebsamkeit zwingt, als sie ehemals hatten. Neue Hilfsmittel werden erfunden, die vormals nicht geachtet waren, und manche vergessene Scholle Landes wird angebaut, auf welcher bisher Disteln und Dornen wucherten.

Wo Streben herrscht nach Wiederbelebung allgemeinen Wohlstandes, da ist *Sitteneinfalt zu Hause*. Ohne Sittenstrenge ist keine innere Kraft und Beharrlichkeit: ohne Sparsamkeit kein Gewinn von Arbeiten. So lange die Völker Wollüste verachteten, und abgehärtet gegen Anstrengungen aller Art den Gefahren Trotz boten, wurden sie groß, mächtig, ehrwürdig. Weichlichkeit macht furchtsam, Sittenschlaffheit selbstsüchtig. Der Selbstsüchtige aber, der Alles nur als Nebensache, die Pflege seiner Wollust, seines Ehrgeizes, seiner Habsucht als Hauptsache in der Welt betrachtet, muß zuletzt nothwendig dem Weisern dienstbar werden, so wie er schon Sklave ist von seinen thierischen Trieben.

Es ist aber keine Sitteneinfalt im Volke, ohne *Religiosität*. Ein Volk, welches wenig aus Sinnenkitzel macht, hat desto höhern und freiern Geist; es ist nicht durch den Staub gefesselt; es richtet seinen Blick auf das Höhere; es ist stark durch sein Gemüth. Es lebt einträchtiger mit den Ordnungen der Schöpfung, daher voll innigern Vertrauens zum Schöpfer. Gleichwie man den Menschen nicht durch sein Kleid oder seine Nahrung vom Thiere unterscheidet, sondern durch seine Vernunft, mit der er sich über alles Irdische emporschwingen kann: so erkennt man auch nicht ein ehrwürdiges und weises Volk an der Menge des Landes, oder der Menge thierischer Genüsse, die es sein nennt, sondern an der Hoheit seiner Denkart, an seiner Tugend und Gottinnigkeit. Der Seelenadel einer Nation, nicht ihr Ueberfluß an Speise und Trank und andern Bedürfnissen, erhebt sie in der Geschichte der Menschheit über Ihresgleichen.

Was aber das Volk soll, das muß jeder Einzelne im Volk kräftig mit ganzer Seele wollen. Darum wird es jedem bessern Menschen, das heißt, jedem wahrhaften Christen, Pflicht, durch sein Beispiel Andere für das Gerechte, Wahre und Gute zu gewinnen; es wird ihm Pflicht, in seiner Haushaltung das Bild dessen aufzustellen, was alle Haushaltungen, folglich das gesammte Volk, sein sollten. Jeder muß in seinen Verhältnissen zum heiligen Zweck hinarbeiten, unbekümmert, ob Viele oder Wenige ihm folgen — die Edelsten brechen den Uebrigen die Bahn.

So wird der Wille des Herrn der Geisterwelt erfüllt; so, Vater der Menschheit, Deine Absicht in dem allgemeinen Unglück der Zeiten, dessen Wirkungen nur Segen sein können, wenn wir weise genug sein wollen, das, was Du veranstaltest, zu unserm Wohl anzuwenden. Noch sind wir durch manche finsteren Besorgnisse geschreckt, und unser und unserer Kinder Schicksal schwebt noch unentschieden auf den Fluthen der großen Begebenheiten, die Du sandtest. Möchte ihr Blick das Herz eines Jeglichen erschüttern, daß er zum ernsten Gedanken an das, was Dein Wille sei, sich ermanne!

Ich aber, o Vater im Himmel, o ewiger Gebieter aller Schicksale, will niemals den Blick auf die Ereignisse werfen, unter welchen die Völker seufzen, ohne mich an die wahren, offenen und geheimen Ursachen des großen Uebels zu erinnern. Und in diesen Erinnerungen soll mein Glaube an Dich kräftiger werden, und mein Wille entschlossener, durch Rath und That, durch Wort und Beispiel Andere zu ermuntern, die zerstörte Wohlfahrt dadurch wieder aufzurichten, daß wir Deinen Geboten treuer folgen. Amen.

46.

Kriegsnoth.

Psalm 27, 1.

Gib in des Krieges bangen Tagen,
Gott, mir nur Kraft, auf Dich zu schau'n
Ich werde nimmermehr verzagen,
Kann ich nur fest auf Dich vertrau'n.
Wenn Menschenstärke nichts mehr nützt,
So ist's Dein Arm noch, der mich schützt.

Was hilft der Streiter große Menge?
Was hilft Gewalt'gen ihre Macht?
Der Roß' und Wagen dicht Gedränge
Hat doch nicht immer Sieg gebracht;
Der wird allein von Deiner Hand,
Wem Du ihn gönnest, zugewandt.

Kein blinder Zufall herrscht auf Erden,
Du bist der Gott, der Alles führt;
Du läss'st es Allen inne werden,
Daß Dir allein die Macht gebührt.
Zürnt immer, Völker, rüstet euch;
Ist Gott für uns, so fehlt der Streich!

Drum fallen wir in Deine Arme,
O Vater der Barmherzigkeit,
Und flehen demuthvoll, erbarme
Dich über uns zur bösen Zeit!
Laß Gnade uns für Recht ergeh'n,
So bleiben wir doch aufrecht steh'n.

Wer könnte auch in Tagen des Krieges an etwas Anderes denken, als an das, was uns durch jedes Gespräch mit Freunden, durch jede neue Botschaft, durch den Anblick so vielerlei Rüstungen und fremder Völker immer wieder in das Gedächtniß gerufen wird? — Wer könnte leicht an etwas Anderes denken, als an das, woran uns die Klagen von so vielen unserer Mitbürger, woran uns unser eigener Verlust fast täglich erinnert?

Die Noth des Krieges dauert fort. Sie hat sich über unser ganzes Vaterland verbreitet. Die Schlachtfelder, gestern in unserer Nähe, heut in der Ferne, bleiben zwar nicht dieselben, aber die fortdauernden Anstrengungen fangen immer mehr an, unsere Kräfte zu erschöpfen. Wo ist noch ein Land, welches nicht über den Trümmern seines alten, zerstörten Wohlstandes trauert? Wie viele Städte und Dörfer sind noch, welche nicht um geliebte Todte weinen müssen, die ihnen der Krieg entriß? Wo ist ein Haus, welches nicht durch Bewirthung fremder Krieger, durch überschwengliche Steuern und Auflagen, durch Verminderung seiner Einnahmen, in Sorge und Verlegenheit gestürzt ward?

Auch ich habe, gleich tausend Andern, eingebüßt, und büße täglich ein von dem, was Gottes Segen und Fleiß und Sparsamkeit mir gaben. Vor mir liegt eine schwarze Zukunft. Wer kann mir sagen, ob ich noch das Wenige behalte und rette, was mir der Sturm der Kriegstage übrig ließ? Meine Gesundheit ward von dem Unglück der Zeiten so sehr erschüttert. Schrecken, Furcht und Hoffnung, Sorge und Angst für mich, für Andere, stürmten auf mich ein. Ich sah auf Gott, blieb standhaft, bin es noch. — Werde ich es lange noch ertragen?

Und doch, was ich gelitten, ist es schon das Schwerste? Das Schwert des wilden Kriegers verschonte mich. Doch Wunden und selbst der Tod sind nicht von allen Kriegsübeln das übelste. Siehe — ganze Dörfer sind Aschenhaufen; ganze Felder zertreten; ganze Heerden entführt; ganze Familien ohne Nahrung und Hilfe. Siehe — hier verstümmelte, verkrüppelte Mitmenschen, in Blut und Wunden unter Todesfiebern schlecht verpflegt; dort eine Braut, die verzweifelt; eine Mutter, die ihren Sohn mit jahrelanger Zärtlichkeit erzog, so manche trübe Nacht einst an seiner Wiege, an seinem Krankenbette durchwachte, einst des Alters Trost von ihm erwartete, und nun von seinem schmählichen Tod in der Ferne hört; — ein treues Ehepaar getrennt; — eine Tugendhafte durch höllische Wuth entehrt. — — Ach, könnte der Sterbliche den unbeschreiblichen Jammer, der jetzt Millionen Herzen zerreißt, vereinzelt kennen, ihn würde das Entsetzen vernichten.

Oft schon, wenn ich dieses endlosen Jammers weit umher gedachte, und einsam dastand in den Schrecken des Tages, sprach ich zu mir selber: Wohin führt der Wahnsinn ihrer Leidenschaften die Sterblichen! Gott schuf sie zur Glückseligkeit; alle suchen diese Glückseligkeit, und ziehen wider einander aus, als wäre ihr Beruf das Elend und der namenlose Schmerz; als hätten sie geschworen, sich gegenseitig von der Welt zu vertilgen, und nichts als eine blutige Einöde hinter sich zurückzulassen.

Oft wollte ich den Völkern, oft dem Stolze der Fürsten Vorwürfe machen. Was nützt, sprach ich in mir, alle Lehre und Weisheit, alle Aufklärung, alle Religion, wenn der Mensch nicht endlich menschlicher und friedlicher wird? Aber dann gedachte ich der tausendfach verschiedenen Verhältnisse der Menschen, und des Widerspruchs, der in ihren gegenseitigen Rechten oft stattfinden kann. Ich gedachte der Pflicht eines Jeden, sein Recht zu beschirmen gegen fremde Gewalt; und daß es oft Rechte gibt, für deren Erhaltung zum Besten der Welt und ihrer Nachkommen Gut und Leben kein zu hoher Preis sein können. Wer

möchte sich von raubsüchtigen, gefühllosen Barbaren unterjochen, seine Freiheit, seinen Wohlstand zum bloßen Spiel ihrer Laune herabsinken lassen? — Und wie der einzelne Mensch, so ein ganzes Volk. Auch ein gesammtes Volk hat seine eigenen Rechte, seine eigene Ehre, seinen eigenen Wohlstand. Auch ein gesammtes Volk hat seine Pflichten, sich und den Nachkommen Freiheit und Ehre zu bewahren, als Hauptbedingungen, unter welchen allein jedes Mitglied des Volkes edel und rühmlich wirken kann. Zwischen dem Bürger und Bürger eines Ortes kann über das zweifelhafte Recht die Obrigkeit entscheiden; zwischen verschiedenen Völkern, vermag es die Weisheit der Fürsten nicht, entscheidet die Macht. Die Macht liegt aber weniger in der Menge der Waffen und Hände, als in dem Muthe derer, die streiten; der Muth aber entspringt aus dem lebendigen Glauben und Wollen des Rechts. Gott richtet zuletzt.

Es ist eine weibische Schwäche, allen Krieg zu verdammen, einiger ihn begleitenden Uebel willen. Ein gerechter Kampf für das Vaterland und das Wohl der Nachwelt bleibt ewig ruhmwürdig und edel. Ich preise den Mann, der nicht aus bloßer Feigheit sich in Sklaverei gibt; ich preise das Weib, welches sich lieber das Leben als die Ehre rauben läßt; soll ich nicht eines ganzen Volkes Pflichtgefühl und Heldenmuth ehren? Der Kampf um Selbsterhaltung ist allezeit der gerechteste vor Gott und Menschen; er ist der rühmlichste, weil er der pflichtmäßigste ist. Ein Volk aber ohne Ehre und Selbstgefühl ist kein Volk mehr, sondern des Fremden Raub und Spott; ein Haufe feiler Knechte, der um Lohn dient, und zufrieden ist mit dem dürftigen thierischen Dasein.

Auch Jesus Christus, da er sein heiliges Wort auf Erden predigte, sah voraus, daß seiner göttlichen Wahrheit ein schwerer Kampf bevorstehe. Er selbst weissagte Krieg und Blutvergießen, die erfolgen würden. Er weissagte seinen Jüngern: Sie werden eurer Etliche tödten; ihr werdet gehaßt sein von Jedermann, um meines Namens willen. (Luk. 21, 16. 17.) Aber er ermahnte sie, nicht feig zu verzagen und ihres Habes und Gutes zu schonen, oder ihr Leben über Alles zu achten; sondern er ermunterte sie, auszuharren und standhaft zu sein bis ans Ende; sich nicht zu fürchten vor denen, die den Leib tödten! — Noch am Ende seiner Tage rief er ihnen beim Blick in die trübe, kriegerische Zukunft zu: Fasset eure Seele mit Geduld! (Luk. 21, 19.)

Auch ich will meine Seele mit Geduld fassen und standhaft ausharren in den Stürmen dieser Zeit. Verzagen vor den Uebeln, die noch drohen, heißt seinen Glauben an Christi Wort aufgeben. Denn der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? (Ps. 27, 1.)

Der Krieg ist von allen irdischen Uebeln wohl das schauderhafteste, nicht weil er ganze Länder und Völker zerstört — auch der giftige Hauch der Pest macht ganze Landschaften zu Einöden; nicht weil er das Elend unter den mannigfaltigsten Gestalten hervorbringt — auch das Erdbeben kann es herbeiführen: sondern weil er das Werk der Menschen selber ist zu ihrem Verderben.

Auch ich erkenne neben der Gräßlichkeit dieses Uebels dessen Unvermeidlichkeit. Wie oft zwischen zwei redlichen Menschen, bei der Dunkelheit ihrer Rechtsame, oder weil diese Rechtsame sich feindselig einander entgegenstehen kön-

nen, Widerspruch erwächst, welchen zuweilen der Scharfsinn des billigsten Richters nicht zu schlichten weiß: eben so kann auf ähnliche Weise zwischen verschiedenen Völkern ein Kampf werden, da jeder Theil sein Recht und seinen Wunsch mit den Waffen beschützt

Alles Unvermeidliche auf Erden aber ehre ich als Fügungen einer höhern, weltordnenden Macht, welcher nicht am bloßen Wohlsein, am sinnlichen Genusse, an Geld und Gut, an Reichthum und Armuth, selbst nicht am Leben einzelner Menschen so viel gelegen ist, als an der geistigen Stärke und Veredlung des einzelnen Menschen, wie des gesammten Volkes. Durch die Leitung der göttlichen Vorsehung wird auf solche Weise der Krieg selbst ein wohlthätiger Erzieher des menschlichen Geschlechts.

Wahr ist es, dieser furchtbare Erzieher vernichtet manch herrliches Erbe, welches wir von den Vätern hatten. Aber auch der Sturm bricht Häuser, entwurzelt Eichen; auch der Hagel zerschlägt die Hoffnungen goldener Ernten; das Erdbeben verschlingt blühende Inseln, volkreiche Städte — sind diese Uebel darum weniger Werkzeuge des großen Allwaltenden, der über den Sternen herrscht?

Der Krieg zerstört die alten gewohnten Ordnungen, in welchen unsere Väter und wir selbst so lange glücklich gewesen waren. Das Zusammenstürzen des theuern Vaterhauses ist freilich schmerzlich zu sehen. Aber nicht die ruhige Gewohnheit, sondern eine hohe Selbstständigkeit ist es, welche der Himmel von uns fordert, eine Selbstständigkeit des Gemüthes, welche unter dem Wechsel der Schicksale unveränderlich gilt. Ohne innere Ueberzeugung, ohne Tugend ist solche Selbstständigkeit ungedenkbar. Was aber ist der Mensch, wenn er lange in friedlicher Stille dahinlebte? — Ein Geschöpf beibehaltener Gewohnheiten, langgepflegter Uebungen. Was er thut, geschieht selten so oft aus innerm Triebe, aus dem Ueberlegen und Herausfühlen dessen, was heilig oder gerecht sei, als vielmehr weil er nicht aus dem bekannten Gleise des Schicklichen und Ueblichen treten will. Er gibt Almosen, weil es eingeführt ist; er geht zur Kirche, weil er es von Kindheit an gewohnt war, nicht daß ihn sein Herz ruft. So in vielen andern, so in den meisten Dingen. Sehet auf die Haufen des verwahrloseten, niedrigen Volkes, wenn die alten Ordnungen brechen, die Gesetze nicht mehr schrecken, die Obrigkeiten abtreten, das Herkommen seine Ehrwürdigkeit verliert: es wird sich Ausschweifungen gestatten gegen die eigenen Mitbürger, Ausschweifungen, die selbst ein gebildeter, edler Feind verachtet; es wird in seiner eigenthümlichen, verwilderten Art dastehen, die man vormals nicht sah, nicht kannte, so lange es noch der Gewohnheit zu Gefallen die täuschende, freundliche Maske trug. Und verbergen wir es uns nicht, daß nur zu oft unsere scheinbare Güte, Gerechtigkeitsliebe, Frömmigkeit und Religiosität weniger Folge unserer innigsten Ueberzeugung und Sehnsucht zum Guten, als Frucht herkömmlicher Uebung und bloßer Achtung der eingeführten Sitten sei.

Es zerstört der Krieg viel Herrliches der Vorwelt, viel Gutes, das wir selbst bauten, und noch mehr Entwürfe, die wir in Zukunft auszuführen dachten. Aber eben dieser schreckliche Zerstörer entwickelt dadurch unsere Kraft. Wir sind nicht sowohl auf Erden vorhanden, um zu bauen und uns an unsern Werken

zu ergötzen, als vielmehr die uns inwohnenden Kräfte durch beständiges Kämpfen gegen obwaltende Hindernisse zur möglichsten Vollkommenheit zu steigern. Denn unser unsterblicher Geist ist eine Kraft, berufen zur ewigen Wirksamkeit. Ruhe erschlafft und ist ein halber Tod. Nur Thätigkeit ist Leben und gewährt Stärke. Der Krieg verwüstet, aber verwüstet nur nichtige Werke; die Kräfte dagegen belebt er. Ist nicht die Nothwendigkeit von jeher die Mutter oder Erweckerin der seltensten Eigenschaften des Menschen gewesen?

Der Krieg zerstört — aber nur das Nichtige und Zerstörbare. In der allgemeinen Unsicherheit von unserm Hab und Gut, selbst von unserm Leben, erscheinen uns diese Dinge endlich einmal in ihrem wahren Werth. Wir fangen endlich an, uns mit dem Gedanken zu versöhnen, Alles, was wir haben, verlieren zu können; wir werden dagegen gleichgültiger. Wir finden selbst, daß es noch höhere und bleibendere Güter gibt, als diese sind, welche uns in wenig Stunden sämmtlich entrissen werden können. Und erst solch ein Mensch, der auf dieser Stufe steht, ist seiner selbst würdig geworden; ist im Begriffe, ein Christ zu werden im göttlichen Sinne des göttlichen Meisters; ist auf dem Wege, ein freies, reines Gemüth, ein heiteres Bewußtsein, ein Herz voller Tugenden höher zu achten, als Alles, was die Welt gewähren kann. Nur was vom Geiste stammt, nur was dem ewigen Geiste angehört, ist ein bleibendes Gut; alles Andere Staub, Täuschung und Blendwerk. Müssen nicht Fürsten von ihren Thronen niedersteigen, Sieger in Gefangenschaft gehen, reiche Schwelger betteln, und die, denen sonst Alles gehörte, Herd und Heimath verlassen? Nur dem, der mit Jesu Seelengröße die Welt betrachtet und was sie gibt, erscheint alle Feindseligkeit der Welt ohnmächtig; der kann Alles verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und dem Alleinheiligen nachfolgen. Wer am Staube hängt, im Nichtigen seine Wollust, sein höchstes Gut erblickt, der verdient mit dem Staube unterzugehen.

Der Krieg zerreißt gewaltsam viele irdische Bande — aber eben dadurch stärkt er die Herzen zur Knüpfung edlerer Verhältnisse. Wie sich die ruhige Luft zuletzt selbst vergiftet und das stille Gewässer des Sumpfes in Fäulniß übergeht: so löset sich ein Volk im langen, ungestörten Frieden durch das Verderben der Selbstsucht auf. Eine Stadt, ein Dorf, eine Familie scheidet von der andern, und zuletzt sucht jeder einzelne Bürger nur seinen eigenen Nutzen, sein eigenes Vergnügen, seine eigene Ehre, unbekümmert um die übrigen. Der Neid und die Eifersucht tritt zwischen die Stände und erzeugt einen geheimen Bruderzwist. Die Gesetze herrschen nicht mehr in den Seelen, sondern nur über die einzelnen Handlungen. Das Vaterland wird zum leeren Namen, ohne Bedeutung; die Liebe des Fürsten und Vaterlandes ergießt sich höchstens nur in kalte, übliche Schmeicheleien. Der Leichnam des Staates steht noch; aber die Seele ist fast davon gewichen. Aber der Sturm kommt und entgiftet die Luft und die zusammengetriebenen Wellen reinigen sich von der Fäulniß. Die allgemeine Kriegsnoth, da Alles in ihr den Untergang droht, ermannt die trägen, eigennützigen Bürger aus der Sicherheit. Zum erstenmal fragen Tausende nach ihren Mitbürgern, schwören Tausende, in Noth und Tod zusammenzuhalten, rufen Tausende das gemeinsame Vaterland und dessen Ehre an, segnen

Tausende mit aufrichtigem Herzen die Fürsorge des Landesfürsten, der Leid und Freude mit ihnen theilt und trägt. Die allgemeine Noth gleicht den Unterschied der Stände aus; der Arme hält sich am Reichen; der Reiche findet Schutz durch den Armen. Das ganze Volk wird wieder eine einzige Brüderschaft, die einzige Familie eines treuen Landesvaters, und die größte Stadt nur zum kleinen Punkte im Vaterlande.

Und wie in der Kriegsgefahr alle Bürgertugenden sich mit bewundernswürdiger Macht entwickeln, um das Ganze zu retten: so erwacht in der Brust jedes Einzelnen wieder der Sinn für Christentugend, ungeheuchelte, tief empfundene Religiosität, welche weit entfernt von jenem schlaffen, äußerlichen Gewohnheitswerk ist, das oft den Namen des edelsten aller Kleinode führen muß. Es erhebt sich in jeder Brust ein stärkeres Vertrauen zur Allmacht, ein felsenfester Glaube an Tugend, Recht und Vorsehung, ein Glaube, der alle Waffenkünste besiegt, und alle Erdenmacht und alle Feindeslist zuletzt zu Schanden macht.

Dies ist die Frucht der Kriegsnoth. Sie ist der Staaten und der Menschheit bittere Arznei, die Jeder mit Schaudern meiden will und endlich doch ergreifen muß.

Und betrachte ich den Krieg aus diesem Gesichtspunkte, so wird mir sein Dasein in der Welt nicht unbegreiflich, sondern ich erkenne selbst die Nothwendigkeit seines Erscheinens. Ich lerne Gottes Weisheit in den Kriegsstürmen, die er verhängt, anbetend verehren, wie in den Wettern des Himmels, wenn derselbe tödtende Blitze herabsendet auf die erschrockene Welt.

Oft habe ich, oft, mein Gott, im Stillen über das Elend dieser Zeiten gemurrt und im Stillen gefragt: Warum so vieler Jammer? Kann ihn Gott, der Gott der Liebe, seinen Menschenkindern senden? Oft, wenn ich einen Theil meiner seit Kindheit an gehabten Bequemlichkeiten und Genüsse fallen lassen und jetzt im spätern Alter wohl das gewohnte Weiche zuweilen mit dem Harten vertauschen lernen mußte, sprach ich: Es thut doch weh! — Oft, wenn ich, was mir Weniges blieb, zuweilen noch weit unglückseligern Brüdern, oder als Scherflein zum Beistand Aller am Vaterlandsaltar hinreichte, und dann der bange Gedanke sich an mich drängte: Wie wird es einst den Meinigen ergehen? oft ward dann Alles düster um mich. Ich hörte nur meine Seufzer, fühlte nur die Gluth meiner Thränen! Nun aber — nun, Gott, Weltordner, Vater, Wunderbarer, Furchtbargroßer in Deinen Verhängnissen, nun murre ich nicht wieder. Ich erkenne Dich auch im Gewitter des Krieges! Ich bete Deine Geisterliebe auch im Getümmel des Schlachtfeldes an. Die nicht mehr leiden, sind bei Dir; die heute noch leiden, verdienen das Leiden. Denn wer noch um den Verlust des Irdischen klagt, hat noch zu hohen, sträflichen Werth auf das Vergängliche gesetzt; ist noch zu verweichlicht; ist noch nicht reif zu jener Vollkommenheit, in der wir uns für unsere Kinder und das Vaterland, Vaterland und Familie für die Sache der Menschheit, für die Sache Gottes opfern sollen!

Ich fasse meine Seele mit Geduld. Dem Christen geziemt der Heldenmuth, mit welchem Christus für die Brüder das Leben ließ. Ergeben, Gott, in Deinen Willen, kann mir nichts Schrecklicheres begegnen, weil auch der Verlust alles dessen, was ich auf Erden habe, nicht schrecklich ist dem, der Dich hat. Amen.

47.

Gebet um Frieden.

Psalm 77, 1—11.

Welch eine jammerreiche Zeit!
Die Felder nur gedüngt mit blut'gen Leichen;
Durch Städt' und Dörfer ziehen böse Seuchen,
Und im Palast wohnt Traurigkeit.

Des Winters todtes Schneegewand
Bedeckt von tausend Helden die Gebeine;
Sie starben all' im heiligen Vereine
Den großen Tod fürs Vaterland.

Und tausend Andre steh'n dem Tod geweiht,
Sind noch der Opfer nicht genug gefallen?
Wie lange muß der Schlachten Donner schallen,
Eh' ihn der süße Friedensruf zerstreut?

Erbarmer, Gott, erbarme unser Dich,
Blick auf der Waisen und der Wittwen Thränen,
Erhöre, Gott, der Völker heißes Sehnen:
Verleih' uns Frieden gnädiglich!

Schaudernd blicke ich auf die vergangenen Tage zurück. Welch ein Jahr voller Jammer und Wechsels von Hoffnungen und Schrecken! Viele tödtete der Kummer. Vielen legte die Angst den nur zu schnell reifenden Todeskeim in die Brust. Millionen Wunden bluten. Millionen Augen sind roth geweint. Wird uns denn der Herr ewiglich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen?

Die Völker weit umher, vom Aufgang zum Niedergang, von einem Meer zum andern, zitternd voll banger Erwartungen dessen, was kommen soll. Durch die Gewitternacht des Krieges zuckt nur ungewiß ein schwacher freundlicher Friedensstrahl. Sie zittern vor Furcht um die schwarzen Verhängnisse, welche aus der unsichern Ferne drohen. Ihren Armen fehlt die Kraft zur fröhlichen Arbeitsamkeit. Die Früchte ihres langen Fleißes sind zertreten. Die Saaten, welche der Landmann seiner Erde anvertraute, für wen sollen sie keimen? Vielleicht zerstampft die Menge kriegerischer Rosse in wenigen Monden alle Hoffnungen der Erndte. Niemand ist seines Gutes sicher, und was der Fleiß am Morgen gewinnt, ist vielleicht am Abend schon der Raub fremder Gewalt. Um Erbarmen, Du Allbarmherziger, fleht zu Dir der Bedürftige, welcher den letzten Bissen mühsam erworbenen Brodes mit Thränen netzte. Um Gnade und Schonung ruft zu Dir, Allgnädiger, der Unglückselige, welcher, einst begütert gleich Hiob, nun verlassen einherirrt, vergessen von seinen Freunden, verstoßen von Undankbaren, und das Mitleid fremder Herzen anspricht. Um Barmherzigkeit schreit zu dir die verzagende Armuth, welche, hinausgeworfen aus der heimathlichen Hütte, kaum ihre Blöße gegen des Winters Strenge decken, und in den Stürmen kaum ein schützendes Obdach finden kann.

Verheerend zog das Kriegswetter über einen ganzen weiten Welttheil; schaudernd sahen die Nationen das Herannahen desselben; das dumpfe, bange Gerücht lief voraus, und tödtete alles Lächeln der Freude, und lähmte allen Muth zum Guten und Bessern. Der Sturm wälzte sich näher. Feuer und Schwert fraßen den Wohlstand glücklicher Städte und Landschaften hinweg. Die Felder wurden öde ohne Erndte. Schwarze dampfende Brandstätten bezeichneten die Lage ehemaliger Dörfer. Ueber ganze Geschlechter sonst begüterter Sterblicher schwang der Würgengel schonungslos das zweischneidige Schwert.—Er zog vorüber. Von Blutstropfen war seine Straße besprengt. Der bleiche Hunger und pestartiges Fieber schlich hinter ihm her. Die Lebenden weinten über den Leichnamen der Todten, und suchten unter der Asche ihrer ehemaligen Hütten das Letzte

hervor, was ihnen ein kummervolles Dasein fristen konnte. Empor von den Aschenhaufen und Leichnamen streckten sie ihre Arme jammernd zum Himmel: Vater des Lebens, Erbarmer! willst Du uns ewiglich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen? Es steigt aus tausend und tausend Dir geweihten Tempeln das Geschrei und Flehen der Nationen: Sei unser Retter, o Du, der allein Macht hat, aus dem Elende zu retten, die auf Deine Gnade hoffen. Wie lange wird Deine furchtbare Strenge über uns walten; wann wird Deine Güte wieder auf uns niederlächeln, daß wir uns in der Seligkeit des Friedens erquicken, und Deines Segens freuen können! O Du, dessen Wink aus dem Tode das Leben ruft, dessen Hauch den Trotz gewaltiger Heere vernichtet, lenke Du das Gemüth der Völker, den Geist der Fürsten. Sende Deinen Friedensengel in die trauernde Welt!

Es fleht zu Dir die Angst der Nationen, versammelt in allen Tempeln, um alle Altäre. Sie erkennen, o Herr, daß Du nur der Herr bist, und kein Gewaltigerer, als Du.

Und die verlassene Wittwe betet zu Dir einsam in ihrer Kammer. Ach, ihr Gebet voll Inbrunst, ihr Seufzer fordert nichts für sich selbst. Würde heute der Todesengel ihr erscheinen, das Ende ihrer trauervollen Tage zu bringen, freudig würde sie ihn anblicken. Aber ihr Mutterherz blutet; Du gabst ihr dies Herz voll treuer Zärtlichkeit um ihre Kinder; Du selbst, Urquell der Liebe, beseeltest sie mit den heißen Gefühlen der Liebe für die, welche sie mit Schmerzen gebar. Das Vaterland forderte ihre Söhne in den blutigen Kampf für des Vaterlandes Glück und Sicherheit. Sie weiheten sich der ernsten, heiligen Pflicht, um das Wohl ihrer Mitbürger zu streiten, und, soll es sein, für dasselbe zu sterben. Entschlossen stehen sie dort. Die Mutter weint um das schwere Opfer; sie brachte es gern, wenn gleich mit blutendem Herzen; gern, weil die Pflicht gebot. Aber auch die Mutterpflicht will ihr Genüge; die Mutterliebe schreit laut um die Vermißten. Erbarmer, sei Du ihr Schild am Tage der Noth und Gefahr! Allmächtiger, rette Du sie, daß sie noch einmal heimkehren zu den verlassenen Wittwen, noch einmal an die Brust der Mutter sinken; dann wird sie mit Entzücken ihre getröstete Seele ausathmen. Gib Frieden auf Erden, daß sich die Gebeugten wieder emporrichten, und die Verzweifelnden sich wieder Deiner freuen, und rufen: Wir müssen leiden, aber die Hand des Höchsten kann Alles ändern! (Psalm 77, 11.)

Es wüthet das mörderische Schwert des Krieges von Land zu Land. Die Freude droht sich aus dem Leben zu verlieren. Millionen wurden in diesen Tagen des allgemeinen Unglücks geboren, um ihr junges Leben auf den Schlachtfeldern wieder auszubluten. Millionen erblicken mit dem ersten Tageslicht zugleich die Sorgen und Thränen der Eltern: ach, so sollen sie nie das schöne Stillleben des Friedens schmecken?

Gott, welch ein empörendes Schauspiel, Deine Erschaffenen zu sehen, sich gegenseitig Gefangenschaft, Wunden und Tod zu bereiten! Kinder eines Vaters zu sehen, die, alle Gefühle der Bruderliebe verbannend, nur in das Leben gerufen zu sein scheinen, um sich gegenseitig wieder aus demselben zu vertreiben! Menschen zu sehen, die aus entfernten Weltgegenden wider einander rennen, um

sich abwechselnd zu verstümmeln, zu vernichten, ohne sich einander je gekannt, noch weniger beleidigt zu haben! — Aber das Schlachthorn ruft; der Donner des Geschützes brüllt. Voll geheimen Schauers rücken die Schaaren wider einander, sich den Tod zu geben. Tausend und tausend Herzen pochen bange— und in den bleichen, starren Gesichtern ruht schwer die Erwartung des Feindes und der tödtlichen Kugel. Noch mancher Seufzer der Kämpfenden fliegt zurück in die stille Heimath; noch mancher Gedanke, schnell und flüchtig, ruft den greisen Vater, die stumm leidende Mutter, die hoffnungslose Braut, die weinende Gattin, die unschuldigen Kinder, die trauernden Geschwister an. Aber im Geräusche des Treffens verfliegen die Erinnerungen. Schreckenvoll ergreift die Gegenwart. Um Leben und Sieg ringt jeder Arm. Die Gleichgültigkeit gegen das Leben verwildert zur lebensvernichtenden Wuth. Mordlust funkelt aus dem stieren Blick der Kämpfenden. Mann stürzt neben Mann, vom Schwert und Todesspeer getroffen. Niemand sieht die Leichname der Brüder, nur den Lebenden noch, der gegenüber droht. Das wilde Roß zerstampft mit seinem Hufe die Gebeine seines eigenen Herrn. Die Flammen des Geschützes füllen das Auge, donnerndes Getöse das Ohr. Der letzte Seufzer der Sterbenden wird nicht gehört. Das Jauchzen der Ueberwinder mengt sich in den Angstruf der Flüchtenden, bis beider Geschrei in der Stille der Nacht verhallt, und die Heere den blutigen Wahlplatz verlassen.

Welch ein schreckenvoller Anblick, das öde Feld der Schlacht, wo der Sieger seine Ehre, sein Glück nach der Menge hingewürgter Brüder berechnen soll! Unglückliche, die noch verstümmelt leben, beneiden den Tod derer, die zerschmettert vor ihnen liegen. Blutende ermannen sich noch einmal aus der Ohnmacht, um in die letzte zurückzusinken. Sterbende fordern ein Labsal, Verwundete eine Linderung ihres brennenden Schmerzes. Der Fluch der Verzweifelnden, das Wimmern der Versäumten, das letzte Gebet der Verbluteten tönt durch die finstere Einöde.—Erbarmer im Himmel, erhöre die Seufzer der Leidenden, die nach der Schreckensstunde der Schlacht auf den Wahlfeldern ihre Seele ausathmen! Ach, sie flehen nicht mehr um Verlängerung ihres schmerzlichen Daseins. Das Leben hat keine Lust mehr für sie. Aber um das Glück ihrer trostlosen Eltern, Wittwen und Waisen flehen sie; um das Glück des Friedens flehen die sterbenden Krieger für ihr Vaterland. Wer kann helfen, Allmächtiger, wenn Du nicht hilfst, und Deinen Blick von uns wendest? Umsonst hofft der graue Vater auf die Wiederkehr seines Sohnes; umsonst die Braut auf ein Wiedererscheinen ihres Geliebten; umsonst die Schwester auf den Anblick vom Gespiel ihrer Jugend. Der Sohn, der Bräutigam, der Bruder liegen erstarrt auf dem Schlachtfeld; eine fremde Hand verscharrt ihre Gebeine unter die Erde, Niemand kennt, Niemand beweint sie.

Und ist das Schlachtfeld das Schrecklichste? — Wer den Blick werfen könnte in die zerschossenen Wohnungen der Städte; in die geplünderten Hütten der Dörfer! Wie mancher Greis erlebt nun den traurigsten Ausgang seiner Tage! Mit Frömmigkeit und Fleiß sammelte er viele Jahre mit Mühe für den Abend seines Lebens ein, und die ganze Arbeit seines Lebens war verloren. Er kann seinen Kindern nichts mehr geben, und seine letzten Kräfte, seine letzten Thränen

sind ihm nur noch, um für die wenigen übrigen Stunden seines Daseins ein Almosen zu erbetteln. Die hungernde Mutter sieht mit erloschenem, todtenhaftem Blicke auf den Liebling ihres Herzens, den verschmachtenden Säugling, nieder, dem sie keine Nahrung mehr reichen kann. Geplünderte Familien ziehen stumm und zitternd von den Aschenhaufen und Schutthügeln ihrer Hütten hinweg, wo sie so lange glücklich gelebt, und suchen eine neue Heimath in der unbekannten Ferne. Zerstreut weit umher in der Welt seufzen die Gefangenen im Elende, ohne Nachricht vom geliebten Kreis ihrer Blutsverwandten, und dulden und hoffen. Und aus den Kerkern der Fremde, und von den Schutthügeln der Zerstörung, und über dem verschmachtenden Säugling erhebt sich das inbrünstige Geschrei zum Himmel: Erbarmer, sei uns gnädig! Sende uns Frieden, und laß uns das verlorne Heil wiederfinden! Erhöre das Gebet der leidenden Welt! Du kannst helfen, nur Du kannst trösten!

Ach, wenn mich in diesen Betrachtungen des namenlosen Elendes oft der Schmerz überwältigt; wenn ich unter diesem Kummer oft meinen Glauben an Deine Alles umfassende Liebe wanken fühle; wenn mein Geist nicht begreift, warum dies Leiden so vieler Unschuldigen sein muß die Dich lieben, anbeten, und im Gräuel der Verwüstung untergehen: o so vergib, Vater im Himmel, Deinem schwachen Kinde! Auch dies Wanken ist ja nur die Wirkung des Mitleids um meine Miterschaffenen; auch diese Liebe und Trostlosigkeit ist aus keinem ganz unreinen Herzen gegangen. Du gabst mir dies Gefühl, dies Herz!

Ja, ich schreie zu Dir, wie Assaph, ich schreie mit meiner Stimme zu Gott; zu Gott schreie ich, und er erhöret mich. In der Zeit meiner Noth suche ich den Herrn; meine Hand ist des Nachts ausgestreckt, und läßt nicht ab; denn meine Seele will sich nicht trösten lassen.—Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre! Wird denn der Herr ewig dich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen? Ist es denn ganz und gar aus mit seiner Güte, und hat die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit verschlossen vor Zorn? Aber doch spreche ich: ich muß das Leiden. Die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern. (Psalm 77, 1—11.)

Ich muß das leiden, was Du mir sandtest. Es ist doch meiner Seele Glück. Die Welt muß das leiden, was Du ihr bestimmt hast, es ist doch zuletzt der Völker und ihrer Kinder Glück. Wer will murren, daß er für Andere das Opfer werde? Ist dies zu sein nicht der Sterblichen höchster Beruf? Hat Christus sich nicht für uns geopfert, die wir Jahrtausende nach ihm uns der Wohlthat seines Erlösertodes freuen können? So sei uns denn kein Kampf, keine Entbehrung, kein Opfer zu schwer — es gilt die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes, es gilt die Heiligkeit unserer Rechte, es gilt die Festigkeit unserer Regierung und unseres Vaterlandes.

Und soll das Glück des Friedens, der bleibende Wohlstand der Völker und ihr heiliges Recht, mit noch mehr Blut- und Thränenströmen erkauft werden: es sei! Ich muß das leiden, was Du heilsam findest. Dunkel sind Deine Wege, unerforschlich Deine Verhängnisse; aber sie leiten uns zum glänzenden Ziel. Meine Pflicht ist es, nun das Elend der Tage mildern zu helfen, so weit meine Kräfte reichen. Warum beklage ich den Beraubten; habe ich nicht noch

ihm von dem Meinigen etwas mitzutheilen, daß er seine Blöße bedecke? Warum ergieße ich mich in die fruchtlosen Thränen des Mitleids, wenn ich von den Hungernden höre; kann ich ihnen nicht Beisteuern sammeln und zusenden? Wann und wo kann sich Menschenliebe reiner und größer zeigen, als im allgemeinen Unglück?

Es sind die Tage der Noth, sie sollen uns läutern von aller Selbstsucht, von allem Eigennutze. Der Friede hat uns erschlafft und entzweit; des Krieges Leiden soll uns stärken und wieder vereinigen, daß Jeder den Werth des Andern, auch des Geringsten unserer Brüder, lebendiger erkenne. Der Friede verweichlichte unsere Sitten, brachte Ueppigkeit, Wollust, Uebermuth, und ließ uns in den Schlamm sinnlichen Wohllebens versinken. Der Krieg mit eiserner Faust zieht uns aus dieser Versunkenheit empor, lehrt uns die Nichtigkeit unserer irdischen Güter einsehen, und bringt mit der alten Einfalt die alten Tugenden der Vorwelt zurück, auf daß wir das Glück eines künftigen Friedens würdiger genießen mögen; auf daß sich die Enkel an dem Schicksal ihrer Vorfahren spiegeln mögen. Der heutige Tag und sein Verhängniß ist nicht für uns; er gehört denen, die lange nach uns leben.

Ich muß das leiden. Aber die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern! Gott ändert, wenn der Mensch des bessern Looses werth geworden. Gott ändert, wenn das Ziel seiner Rathschlüsse erreicht ist. Er beugt den Stolz der Könige, er bricht die Macht der Gewaltigen, er demüthigt den Uebermuth der Völker. Er beschirmt auch den Geringsten, hebt den Niedrigen wieder vom Staube empor, und gibt Jedem sein Recht. Und fallen in dem verheerenden Weltsturm auch Millionen blutende Opfer: er ist jedem Einzelnen von diesen Millionen nahe; er umfaßt jeden Einzelnen mit seiner unendlichen Vaterliebe; er weiß jeden Einzelnen für den flüchtigen Schmerz herrlich zu erquicken.

Die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern. Dies ist mein freudiger Trost unter allen Drangsalen, die mich getroffen haben, oder noch drohend umringen. Ja, Vater, Dein heiliger Wille geschehe, nicht mein Wille! Nicht ich weiß, was der Welt Wohl sei; nur Du, Allweiser, kennst, was uns zum Frieden dient; nur Du, vor dessen Blick die fernste Vergangenheit, wie die entfernteste Zukunft lichtvoll daliegt. Du kannst ändern, Du wirst ändern. Wir haben Dein Wort, Deine Verheißung. Du hörst unser Flehen, und wirst erhören, wenn die rechte Zeit ist. Die Thränen der Waisen und Wittwen flehen nicht vergebens vor Deinem Throne; das Gebet der Völker steigt nicht vergebens aus den Tempeln zu Deinem Himmel; der Seufzer der Sterbenden und Blutenden auf Schlachtfeldern schwebt nicht unbemerkt zu Dir hinauf. Du bist Aller Gott, Aller Vater!

Und wenn auch ich in diesem ungeheuern Weltstreite, welcher so viele Glücksumstände unwiederbringlich verloren machte, mehr noch einbüßen sollte, als ich schon eingebüßt habe, und wenn ich ganz verarmen müßte, wie Tausende verarmt sind: was büße ich Anderes ein, als was mir doch nicht gehört, und ich im Tode Andern geben muß? Wie könnte ich, was ich habe, rühmlicher verlieren, als in Ausübung meiner heiligsten Lebenspflichten für des Vaterlandes Wohl,

für meiner Mitbürger Rechte? — Und sollte ich unter dem Schwertstreich meiner Vaterlandsfeinde bluten müssen: für welche edlere Sache könnte ich rühmlichere Wunden und Schmerzen tragen? — Und sollte auch mein Leben in diesem verworrenen Völkerkampfe früher oder später zum Opfer gefordert werden. Gott, Du hast es mir verliehen, kann ich es würdiger in Deine Hand zurückgeben, als wenn ich für das Glück meiner Mitbürger sterben kann und darf?

Mit gottergebenem Sinn gehe ich furchtlos aus diesem trauervollen Jahr in ein anderes hinüber; vielleicht in ein noch verhängnißvolleres. Aber die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern!

Ja, Herr, meine Seele hoffet auf Dich. Du kannst, Du willst die Deinen nicht verlassen. Du bist mein Hort; Du bist der Vater der Meinigen. Und hinterlasse ich ihnen nichts, so bleibt ihnen doch mein Beispiel und mein Glaube, mein Muth und meine Hoffnung. Du, Vater, Du bleibst ihr Versorger, ihr Beschirmer, ihr unsichtbarer, allmächtiger Freund. Amen.

48.

Die Opfer für das Vaterland.

Jeremias 9, 1.

Schlummert sanft; ihr seid für uns gefallen!
Euern Wittwen, euern Waisen allen
Wollen wir ein Herz voll Dankes weih'n,
Ihnen Tröster, Wächter, Väter sein.

Des Todesschlummers folgt Entzücken,
Folgt Wonne der Unsterblichkeit.
In Frieden ruhen sie,
Frei von der Erde Müh'!

Schlummert sanft! Ihr seid des Himmels Erben.
Alle Todten, die im Herren sterben,
Gehen ein zu Gottes Herrlichkeit.
Nach den letzten Augenblicken.

Halleluja!
Vor Gottes Thron,
Zu seinem Sohn,
Begleiten ihre Werke sie!

Wahrlich, nicht ganz verlassen von der Tugend ist die Erde! Zählen wir nicht Tausende von Schlachtopfern, die für das Heil ihrer Mitbüger, ihres Vaterlandes, fröhlich in den Rettertod gezogen sind? Und mögen auch Hunderte von ihnen vielleicht nur gezwungen in das ehrenreiche Schlachtfeld getreten sein: haben sie darum minder tapfer gestritten, minder die Ehre ihrer heimathlichen Fahnen verfochten, minder an Schmerzen und Wunden im Todeskampf gelitten? Mögen auch Hunderte ungern in das blutige Gewühl der Treffen gezogen sein; aber auch Hunderte und Hunderte flogen mit dem Entzücken der Begeisterung dahin, und weiheten sich dem edeln Untergang für der Mitbürger Wohl und Leben, für des Thrones und des Volkes ehrwürdige Rechte! Wer will sie heut' unterscheiden? Da liegen sie fern von uns in fremder Erde begraben, Brüder neben Brüdern, wie sie neben einander streitend fielen. Und sie sind nicht umsonst gefallen. Ihr Blut und Tod war der Völker Segen.

Sanft schlummere euer Staub auch in fremder Erde, fern von den Städten und Dörfern, zu deren Schirm ihr die treuen Waffen hobet! Wenn auch kein stolzes Denkmal dort dem Wanderer eure Namen nennt, erschlagene Sieger: in der Heimath nennt ihn die Liebe und klagt noch lange die Freundschaft um euch.

Ihr seid nicht vergessen. Und das gerettete Vaterland spricht: Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen könnte die Erschlagenen in meinem Volk! (Jerem. 9, 1.) Denn es beweint das Vaterland in euch den Verlust seiner edelsten Kinder, seiner treuesten Bürger, die mit ihrem Opfertode bewiesen, was ihnen ihr geliebtes Volk galt.

Lange fließt um euch noch in der künftigen Stille des durch eure Tapferkeit errungenen Friedens, edle Jünglinge, die verheimlichte Thräne eurer Bräute. Ach, euer Triumph ward ihr lebenslanger Harm; aber es sollte sein. Ihr mußtet sterben, um die Herzen eurer Geliebten an die seligsten Erwartungen der Ewigkeit zu knüpfen. Ihr seid verklärt, und bringt Verklärung über die trauernden Seelen. — Lange seufzen um euch noch, edle Männer, die ihr den Heldentod für das Vaterland littet, die treuen Wittwen in ihrer Einsamkeit. Ihre Sehnsucht schwingt sich euch liebend nach über die Sterne. Ihr habet ausgerungen, ruhmvoll und in schön vollendeter Pflicht. Das ist eurer Wittwen stolzer Trost, das der Trost eurer Schwestern, eurer Brüder, eurer Väter, eurer Mütter. Unter dem Segen eures Vaterlandes blühen eure Waisen auf; man wird sie an euch erinnern, und diese Erinnerungen werden ein neues, herrliches, tugendhaftes Geschlecht dem Volke wiedergeben, und es wird ihr Ruhm im Volke sein, daß sie sagen können: Auch mein Vater starb einst für dich!

Lange, o ihr erschlagenen Helden, ehrt euch die Nachkommenschaft, so lange das Gedächtniß dieser Tage währt. Und wann wird jemals die Geschichte dieses eisernen Z italters vergessen werden können? Haben wir nicht Jahre und Begebenheiten erlebt, wie die Vorwelt sie nur selten sah, wie die Nachwelt sie vielleicht nie wieder erleben wird? Viele Länder eines ganzen Welttheils ein ungeheures, leichenvolles Schlachtfeld; viele Völker empört in Waffen, ein unübersehbares Heer; ein Wechsel des Glücks und des Unglücks, wie er in den Geschichten der Welt fast beispiellos dasteht; ein Hin- und Herwogen der Völkerschaaren von den entferntesten Landen. Und in diesem riesenhaften Streit um das Heiligthum der Nationen seid auch ihr, o theure Kämpfer, gefallen. Konntet ihr jemals um eine ehrwürdigere Sache verbluten? Ist nicht das unvergängliche Andenken dieser Kriege das unvergängliche Denkmal eurer Tapferkeit und Ehre?

Doch köstlicher denn Seufzer der euch nachklagenden Liebe, köstlicher als die Wehmuth des Vaterlandes um seine Opfer, köstlicher als alle Bewunderung nachfolgender Zeiten, ist euch der Beifall Gottes, o ihr, die ihr im Bewußtsein der guten Sache Noth und Mühseligkeit ertruget, bis euch der Todesengel die ewige Friedenspalme reichte. Euer letzter Athemzug vollendete sich in einem heiligen Werke. Ihr habet euer Vaterland geliebt, nicht bloß mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. (1. Joh. 3, 18.) Ihr habt erfüllt das Gotteswort: Wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder, gleichwie Jesus für uns aus Liebe sein Leben gelassen hat. (1. Joh. 3, 16.) Vollendete, ihr seid bei Gott! Ihr habt die Krone des ewigen Lebens errungen! Möchte unser Dasein so herrlich, als euer Tod sein!

Doch nicht bloß diesen Opfern für das Vaterland will ich meine dankbare

Erinnerung weihen. Sie sind in Gottes Macht geborgen vor fernerer Noth. Aber Andere sind, die heute noch leben, und minder glücklich, als jene Vollendeten. Es sind die edeln, tapfern Männer, welche von den Schlachtfeldern verstümmelt zurückkehrten und den Siegertod ihrer Brüder beneideten. Sie leben — aber welch ein Leben! mit zerrissenen Gliedmaßen, mit lange noch schmerzenden Wunden und zerstörter Gesundheit; viele unfähig, die Ihrigen durch Fleiß und Arbeit zu erhalten, unfähig, sich selbst die nothwendige Nahrung zu verdienen. Ihrer viele schmachten in Armuth. Sollen wir sie als Bettler vor unsern Thüren umherschleichen sehen, die unglückseligen Tapfern, die ohne Grauen für uns dastanden in den Gewittern und Schrecken der Feldschlacht, während wir in der Heimath unserer Bequemlichkeit pflegten? Für wen gingen sie hinaus in den Streit auf Tod und Leben? Es war für uns. Für wen trugen sie Frost und Hitze, Durst und Hunger? Es war für uns. Für wen bluteten ihre schmerzlichen Wunden? Sie bluteten für uns. Für wen müssen sie als Verstümmelte, als Krüppel nun vielen Lebensfreuden entsagen, die wir genießen? Ach, Alles für uns! — Selig sind die Todten, die in Uebung hoher Pflichten sterben konnten; sie gingen ein zu Gottes Herrlichkeit! Wehe denen, die nur noch leben, um unter einem undankbaren Volke verschmachten zu müssen! — Sprich nicht, herzloser Selbstsüchtiger: Aber sie dienten um den Sold, den ihnen das Vaterland reichte. Würdest du um diesen Sold die kleinste deiner Gliedmaßen verkaufen? Sie dienten zum Schutz deines Vaterlandes, dienten für den Schutz deines Eigenthums; der Sold ward ihnen gegeben, daß sie sich während des Feldzuges armselig nähren konnten. Er war kein Lohn ihrer treuen Dienste, sondern die erste Schuld des Landes. Jene Tapfern, die da umkamen, wer sagt, daß sie starben für diesen elenden Sold? Wer stirbt denn, um zu leben? Und diese verstümmelten, krankhaften, gebrechlichen Tapfern, ließen sie für den geringen Sold ihren Leib zerstören? — Sprich nicht, Herzloser: Aber viele von ihnen gingen nicht freiwillig für das Vaterland. Kannst du sie unterscheiden, die aus eigener Begierde auf den blutigen Wahlplatz rannten, oder gezwungen gingen, weil das Vaterland befahl? Und könntest du sie unterscheiden, ist der nicht deiner Achtung werth, welcher seine Pflicht erfüllte, so schmerzlich sie ihm auch war? Wenn er von Heimath, Eltern, Verwandten, Freunden hinweggerissen wurde, um für die Rettung Aller im Kampfe zu helfen: ist es nicht aller Geretteten doppelte Pflicht, ihn für das Opfer zu entschädigen, welches man ihn darzubringen zwang? Würdest du nicht doppelten Anspruch auf Dankbarkeit machen, wenn man dein Wohlsein zum Lösegeld alles andern gefährdeten Wohlseins machte, ohne deine Einwilligung zu verlangen?

Vielleicht ist alles Unglück, welches durch das Schwert und feindliche Geschoß im Schlachtfelde geschah, noch gering zu achten gegen die Greuel ohne Zahl und Namen, welche von der Wuth des Krieges in vielen Gegenden unserer Länder geschahen.

Es sind Städte verbrannt — es sind blühende Dörfer eingeäschert worden — viele Familien, welche durch die Flammen verschont blieben, gaben das Ihrige in Beherbergung der Kriegerhaufen hin. Sie mußten das Letzte hingeben, was sie hatten. Sie mußten dem schreienden Kinde das Brod nehmen, um es dem

hungernden Soldaten zu reichen. Sie mußten ihre Betten hingeben, um den Verwundeten ein Lager zu bereiten. Sie mußten ihr Hausgeräth, ihre Kleider, den größten Theil ihrer Habe verkaufen, um nur den drohenden Ungestüm der Krieger zu beruhigen. Sie wurden langsam zu Bettlern, Andere schneller. Unbarmherzige Feindesrotten drangen in ihre Wohnungen, erbrachen ihre Behälter, raubten, was sie fanden; zertrümmerten in gräßlicher Schadenfreude, was nicht entführt werden konnte; lachten zu den Thränen der Verzagten, stießen mit den Füßen zurück, die knieend ihr Erbarmen anflehten; verheerten die Felder, schleppten das Vieh davon; ließen den Geplünderten nichts als die Augen, ihr Elend beweinen zu können. Dieser Verlust war nicht der höchste, nicht der schrecklichste. Wir haben von schaudervollern Mißhandlungen gehört, welche alles menschliche Gefühl empören. Kraftlose Greise wurden mit Füßen getreten, achtungswürdige Hausväter blutig geschlagen, wund gestoßen. Viele derselben sind schon an den Folgen der Mißhandlungen gestorben; Andere schleichen seitdem mit verzehrenden Krankheiten ihrem willkommenen Grabe zu. Es sind fromme Mütter, es sind sittsame Jungfrauen der Raub viehischer Gewaltthätigkeit geworden — Manche überlebten die verfluchte That nicht. Mit Entsetzen wende ich mich ab von diesen Greueln, in welchen der Mensch sich selbst unkenntlich wird.

Alle jene verödeten Gegenden — sind sie nicht Opfer für das Vaterland geworden? Noch ragen die Trümmer halb und ganz verbrannter Städte schaurig gen Himmel und flehen euer Erbarmen, o ihr Glücklichern, an. Noch spielt der Wind in der Asche der Dörfer, wo einst fröhliches Leben, voller Fleiß, Genügsamkeit und Unschuld lächelten. Noch sehet ihr ausgeplünderte Ortschaften, wo nun Bettler neben Bettlern mit siechen Leibern, mit hoffnungslosen Herzen in zerstörten Häusern wohnen. Noch wanken die Mißhandelten mit kaum vernarbten Wunden und mit Erinnerungen an die Vergangenheit umher, deren Ueberleben schmählicher, als der Tod schrecklich ist.

Sie sind alle Opfer für das Vaterland geworden! — Und ihr, Kinder des gleichen Vaterlandes, und ihr, benachbarte Völker, an welchen die fressende Flamme des Krieges schonender vorübergegangen ist — sehet hin, es sind eure Brüder! Christen, Christinnen, es sind eure Mitchristen! Fraget nicht mehr heute, fraget nicht am Tage des Weltgerichts: O Jesus, o Du unser Richter, wann haben wir Dich hungrig gesehen, und haben Dich nicht gespeiset? oder durstig, und haben Dich nicht getränket? Wann haben wir Dich als einen Gast gesehen, und Dich nicht beherberget? oder nackt, und haben Dich nicht bekleidet? Wann haben wir Dich krank oder gefangen gesehen, und sind nicht zu Dir gekommen? Wahrlich, wahrlich, was wir thun und gethan haben einem unter diesen von den geringsten Brüdern Jesu Christi, das haben wir ihm selber gethan! — Und wäre jenes Elend nur alles Elend, welches der Krieg über Städte und Länder herbeigeführt hätte? Nein, es sind der Opfer für das Vaterland noch mehr! Es sind noch, deren man vielleicht am wenigsten gedenkt und die unsere Theilnahme nicht weniger auffordern, als alle andern. Denn wo das Haus verbrannt ist, es kann wieder erbaut; wo die Wohnung geplündert ward, sie kann wieder gefüllt werden. Wenn nur noch die Mutter vorhanden

ist, welche die armen Kinder pflegen, und der Vater noch lebt, der sie alle wieder durch Arbeit und Gebet segnen kann.

Allein da sind weite Landstriche, über welche im Gefolge durchziehender Heere sich die schreckhafte Kriegspest verbreitete, daß die Mutter hinwegstarb vom schreienden Säugling, und der Vater umkam, ehe er die Seinigen versorgen konnte; da wich der Freund schaudernd vom Sterbebette des Freundes, um sich nicht zu verpesten; da sog die zärtliche Schwester im Scheidekuß von den Lippen des erblassenden Bruders den Tod; da kamen im hohen Pflichtgefühl menschenfreundliche Aerzte, zu retten, und gingen vergiftet heim, um selber ohne Rettung zu sterben; da heulten täglich die Todtenglocken durch die Fernen, als flehten sie das Mitleiden der Menschheit und des Himmels für die unseligen Ortschaften an. Aber es starben Greise, hoffnungsvolle Jünglinge, treue Gattinnen, fleißige Hausväter. Vieler Orten wurden der Menge der Todten die Begräbnißplätze zu klein. Ein Theil der Menschen rang in Fiebern zwischen Tod und Leben, während ein anderer zur Gruft geführt ward und die übrigen verwaiset und trostlos vor gleichem Schicksal zitterten, oder verzweiflungsvoll es sich wünschten, um bald überstanden zu haben. Auch sie waren Opfer für das Vaterland! — O, wie viele heiße Thränen flossen da! Oft noch, was der Ansteckung der Seuche entrann, erlag wieder unter der schadenfrohen Grausamkeit der Kriegerbanden. Da ist Armuth, da ist Hilflosigkeit, da sind Wittwen, da sind unerzogene Waisen! Wer will ihr Vater sein?

Spreche Keiner: Für sie muß der Staat sorgen. Wohl kann der Fürst des Landes Steuern und Abgaben ausschreiben, um den Beraubten einigermaßen zu helfen; er kann ihnen das Wiederaufbauen ihrer Wohnungen erleichtern; er kann Vorrathshäuser öffnen, daß sie Nahrung empfangen, um nicht zu verhungern. Aber haben sie denn nichts als ihr Obdach verloren? Ist denn Stillung des Hungers schon Ersatz für ihr untergegangenes Glück? Keiner denke, wenn er ihnen ein Almosen sendet: Nun habe ich das Meinige gethan, mögen Andere das Gleiche thun! Ach, ist denn dies Almosen Alles, was du vermagst? Und ist immer ein Stückchen Geld, welches du eben entbehren kannst, das Beste, was du zu geben vermagst? Siehe, wenn du dein Hab und Gut verlörest und dir nichts bliebe, und Andere um dich her verarmt wären, wie du: das Almosen, aus der Ferne dir mitleidig zugeworfen, es würde dir für einige Tage nützen; doch auf das kalte Stück Geld in deiner Hand würden deine Thränen nur um so heißer niederfallen. Ein gütiges, freundliches Wort, ein warmer Händedruck des zarten Mitleidens von einem Nebenmenschen würde dein Herz unendlich mehr erquicken, als jenes Almosen. So thue denn mehr, — thue Alles, was deine Kräfte gestatten! Frage nicht lange: wer gibt es mir wieder? oder: wer weiß, ob ich es nicht bald selbst nöthig gebrauche? Siehe hinauf zum Himmel, dort wohnt Einer, der deiner auch nicht vergißt.

O Fürsten, Fürsten! könnte die Stimme des großen Elendes ungebrochen in eure Paläste dringen und in eure Herzen, ihr würdet den Purpur von euch werfen, euern Thron von Gold entkleiden, den Prunk in Ueberfluß schwelgender Umgebungen von euch stoßen, und Alles euern leidenden Unterthanen, euern Kindern reichen, die euch Gott vertraute! Wenn ihr in Feldlagern mit euern

tapfern Kriegern das harte Bett, das schwarze Brod theilet, und sie begeistert, daß sie muthiger alles Ungemach ertragen: o warum begeistert ihr nicht durch große Aufopferung zum Besten der Verunglückten diese, daß sie ihr Elend freudiger auf sich nehmen, und das übrige Volk, daß es euerm Beispiel folge? Wie kann ein Thron königlicher sein, als wenn ihn die Tugend von todter Pracht entkleidet, um ihn selber zu schmücken? Wo glänzt ein schöneres Fest zu euern Ehren, als wenn ein ganzes Volk Freudenthränen weint?

Eure neu aufsteigenden Paläste, ihr Reichen, entzücken nicht, so lange noch Städte und Dörfer Schutthaufen sind. Eure üppigen Gastmähler, an welchen kostbare Speisen dampfen und theure Weine verschwenderisch ausgegossen werden, sind ein Hohn der leidenden Menschheit; denn unfern von euch seufzen noch Hungernde, die ihr letztes Brod mit Thränen netzen. Die Ueppigkeit eurer Gewänder und Moden, für die ihr große Summen vergeudet, sticht schauderhaft mit der Nacktheit der Geplünderten ab. Ihr füttert Hunde und Rosse im Ueberflusse, aber dort sind verwaisete Kinder, deren sich Keiner erbarmt; dort schleichen verstümmelte Vaterlandsvertheidiger an Krücken und betteln um ein Gnadengehalt, sie, denen die Dankbarkeit des Landes den Rest ihres traurigen Lebens mit Allem verschönern sollte.

Ja, Dankbarkeit fordert uns zum Trost derer auf, deren Glück ein beklagenswürdiges Opfer für das Vaterland geworden ist. Statt unser haben sie verloren; wir sind ihnen Ersatz schuldig. Aber, wenn wir ihnen all ihr Hab und Gut zurückstellen könnten: würden wir ihnen die schwer geduldeten Schrecken und Leiden abnehmen und ihnen Ersatz geben können für manches Unersetzliche, um welches ihr Herz lebenslang bluten muß?—Und können wir nicht die tiefsten ihrer Wunden heilen, so lasset uns wenigstens Balsam auf die leichtern gießen. Gebet dem Dürftigen Nahrung, dem Nackten Kleider, dem Geplünderten Hausgeräth, dem verarmten Arbeiter neues Werkzeug. Machet den Verstümmelten zu euerm Pflegling, den Wohnungslosen zu euerm Hausgenossen, die Waise zu euerm Kinde.

Was vaterländische Erkenntlichkeit fordert, ist das einfachste Gebot der Menschlichkeit, des Gewissens, des Christenthums. Es ist nicht bloße Güte von uns, was wir denen thun, die als Opfer des Krieges leiden, nein es ist Pflicht. Sie haben unsern herzlichsten Beistand nicht als Gnade, sondern als Recht zu begehren.

O daß ich nicht reich bin, nicht Allen helfen kann, denen ich mit Trost beistehen möchte! Wie gern vergesse ich, was ich selbst im Gewittersturm der Kriege einbüßte, die Schrecken, die ich selbst erfuhr, die Thränen, die ich selbst weinen mußte. Ich habe noch. Ich will mittheilen von dem, was mir blieb. Du, o Gott, o Vater Aller, hast es mir beschirmt und erhalten, nicht daß ich es gefühllos verzehre, sondern zur Verminderung der Leiden meiner Brüder anwende. Elend ist weit und breit; die schönste aller Tugenden zu üben, nirgends Mangel. Auf denn, so werde mir das Opfer, welches ich schuldig bin, nicht zu schwer! — Ich will helfen nach meinen Kräften. Ich will entbehren, um reichlicher austheilen zu können. Muß ich erst in die Ferne schauen, um Leidende zu finden? Nein, die Nächstwohnenden sind meine Nächsten. Ihnen gehöre ich zuerst. Ich will

nicht fragen: Geben Andere verhältnißmäßig so viel als ich? sondern: Was kann ich ermangeln und mir absparen, um mir das reinste Seelenvergnügen zu erkaufen?

Ach Gott, dies soll keine vorübergehende Rührung sein, sondern ein fester, ruhiger Wille! Gib mir, o Geist der Heiligung, Deine Gnade, daß ich muthig sei wider mich selbst, wenn meine Bequemlichkeiten, meine überflüssigen und doch gewohnten Bedürfnisse mich wankend machen wollen in diesem Jesussinn, der mich durchdringt. Ja, mein Heiland, ich will, wie Du, mich selbst verleugnen, Dir würdig zu folgen. Amen.

49.

Heilige Friedensfeier.

Jesaias 32, 17. 18.

Völker, trocknet eure Thränen,
Denn zerbrochen ist das Schwert;
Gott hat euer frommes Sehnen,
Euern lauten Schmerz erhört.
Unter heil'gen Jubelpsalmen
Weh'n des Friedensengels Palmen.

Und es strahlt ein frisches Leben
Durch die heit're Welt herein;
Das Gebeugte will sich heben
An der Freude Sonnenschein;
Ueber der Zerstörung Trümmern
Will die neue Schöpfung schimmern.

Völker, faltet eure Hände
Dankbar preisend himmelwärts:
Alle Fehde hab' ein Ende,
Ausgesöhnt sei jedes Herz;
Und Gerechtigkeit und Milde
Werde zu des Friedens Schilde!

Nach vieljährigen, blutiger Kämpfen ganzer Nationen endlich wieder Ruhe, und vielleicht lange Ruhe der Waffen! — Gott, mit welchem Entzücken wurden die ersten Botschaften des Weltfriedens von jedem Herzen aufgenommen! Ich hörte von hundert freudigen Stimmen die Nachricht wiederholen, und immer wieder von neuem das goldene Wort des Friedens klingen. Ich sah alle Augen von Vergnügen glänzen. Ich sah Freudenthränen fließen. Nun athmete Jedes wieder freier. Alle Sorge, alle Angst verschwand. Die Vergangenheit lag hinter dem Menschengeschlecht, wie eine vorbeigegangene Gewitternacht voller Schrecken, und die Zukunft kam mit allen Reizen und Hoffnungen des Bessern geschmückt, wie ein Sommermorgen voller Erquickung und Glanz.

Auch ich empfand die Seligkeit Aller. Auch ich freute mich mit den Müttern, welche nun voller Sehnsucht die Rückkehr ihrer Söhne, mit den Bräuten, welche die Heimkunft ihrer Geliebten, mit den Gattinnen, Brüdern, Schwestern, Freunden, welche das Wiedersehen ihrer Theuern erwarteten nach der langen gefahrreichen Trennung. Auch ich, gleich allen Andern, sah nun umher in meinem Eigenthum, und forschte: was besitze ich noch? was haben mir die großen Stürme übrig gelassen?

Und diese Freude der Menschen, o Vater im Himmel, war sie nicht der innigste Dank und Preis Deiner Gnade? Sind diese Gefühle nicht mehr, als alle Wote, die wir stammeln?

Aber auch in dieser heiligen Stille, da ich meinen Geist sammle, um, fern von

irdischen Geschäften, ihn ganz Dir und meiner Selbstheiligung zu weihen, auch jetzt hebe ich andachtvoll und dankbar meinen Blick zu Dir empor, o mein Gott!—Lange fühlte die Welt die Strafe ihrer Sünden—Ströme Blutes flossen dafür — das Gericht ist geschlossen. — Wir dürfen wieder hoffen. Du hast uns Gnade und Erbarmen gegeben, die Herzen der Fürsten und ihrer Räthe gelenkt, gelenkt durch die eiserne Nothwendigkeit der Verhängnisse und Umstände. Du hast den Grimm der Völker gemildert durch das Schrecken und Leiden Aller. Versöhnung kehrt zurück; die Rache ist verblutet.

Ich freue mich des Friedens.—Doch warum freue ich mich? War denn das Unglück des Krieges minder Deine Gabe? War der Krieg nicht eben so nothwendig für die Völker, und so nützlich, als nach der großen Erschöpfung nun die Ruhe ist? — Ist der Krieg nicht die unumgängliche Folge der frühern Uebel gewesen? Es erwächst dem einzelnen Menschen, es erwächst ganzen Völkern kein Leiden, das sie nicht selber verschuldet gehabt hätten. Jedes Leiden, als Folge vorangegangenen Unrechts, ist Warnung, Belehrung der Geister und Erhebung derselben zur Besserung. Wissen wir nicht, daß Menschen, würden sie auf Erden ein beständiges Wohlleben genießen, endlich nur diesem irdischen Wohlsein angehören, ihre höhere Bestimmung, die Veredlung des Gemüths, die Ewigkeit, ja Dich selbst, o mein Gott, vergessen würden? Wissen wir nicht, daß Nationen, wenn sie einen vieljährigen Frieden hatten, unweise genug ihre angestammte Kraft erschlaffen ließen, weichlich, üppig und feig wurden; die Religion zum Kinderspott, die wahre Ehre zum Getändel leerer Hoffart machten; in sich selbst neidisch, mißgünstig, die Auflösung und den Zerfall der großen Gesellschaften beförderten, bis die allgemeine Gefahr die unter sich Entzweiten wieder aussöhnte und verband; der Druck fremden Uebermuthes das Gefühl der Freiheit wieder erregte; das ungeheure Elend, die Unsicherheit alles Irdischen und der Verlust der kostbarsten Erdengüter, die Gemüther der Nationen wieder zu dem erhob, was unzerstörbar, heilig, unverlierbar, wohlthätig, was ewig tröstend und unermuthigend ist? — Ja, Vater im Himmel, es freuen mich die milden Töne des Friedens. Doch vergessen will ich auch nicht, daß die zermalmenden Donnerschläge des Krieges eine Wohlthat Deiner gütigen Hand für das menschliche Geschlecht sind, Deiner Hand, die immerdar segnet, sie gebe Lust oder Schmerzen.

Aber ich freue mich auch des Friedens, wie sich das Kind freuet, wenn der Vater oder die Mutter wieder lächelt, die den begangenen Fehler gestraft haben, obwohl es weiß, daß auch die erlittene Strafe nicht aus Haß, sondern aus Liebe stammt, kein wahres Uebel, sondern eine Wohlthat war. Ich freue mich. Aber warum?

Ein Jeglicher hat wohl zu seiner Freude ganz besondere Gründe, die von denen allen verschieden sind, welche Andere haben. Der Eine freut sich, weil nun überhaupt die drohenden Schrecken der Kriegszeit verschwunden sind, die seinem Eigenthum, seinem Leben mehr oder minder Gefahr brachten. — Freuet er sich auch mit Recht? Habe auch ich mich deswegen zu freuen? Wohl ist wahr, daß eine große Quelle menschlicher Leiden versiegt ist—allein kann ich nicht auch mitten im Schooße des Friedens in Rücksicht meiner irdischen Glücksumstände die größte Gefahr zu erwarten haben? Die äußere Gestalt der Dinge zwar ist an-

ders, doch das Schicksal ist ewig dasselbe über meinem Haupte, im Frieden wie im Kriege. Es ist wohl thöricht, bei einem Hagewitter in Angst und Schrecken zu leben, daß der Strahl des Blitzes uns treffen, oder unsere Wohnung in Asche verwandeln könne, und sich dann zu freuen, wenn es vorübergegangen ist, weil weniger Gefahr sei. Es sterben Millionen in Sonnenschein und ruhiger Nacht, und unter Millionen trifft der Blitz kaum einen Menschen. Es verderben mehr Wohnungen durch andere Umstände, als durch den Feuerstrahl der Wolken. Warum freuet sich so mancher Sterbliche nach dem Gewitter? Schweben sein Leben und sein Haus nun weniger in Gefahr? Raffen Krankheiten und unvorsichtige Schritte nicht im Frieden die Menschen so zahllos hin, wie die Schlachten des Krieges? Immer besteht das Gleichgewicht zwischen Geburten und Todesfällen. Im Frieden wie im Kriege sieht man Familien reich werden, andere verarmen. Der Einfluß des Krieges auf den Wohlstand des Einzelnen ist sehr vorübergehend.

Es freut sich der Andere, weil er nun neue Hoffnungen hat, sein Gewerbe wieder blühender zu sehen, sein Vermögen zu vergrößern; die Zukunft scheint ihm nichts, als Gefahrlosigkeit, Vergnügungen und Erfüllung von einer Menge kleiner und großer Wünsche zu bringen. Er sieht mit Ruhe und Wohlgefallen in die kommenden Tage hinein, und macht seine Plane.—Aber wer verbürgt dir denn, Leichtgläubiger, die Gunstbezeugungen der Zukunft? Wer kann dir versprechen, das Alles, was du erwartest, nicht bloße Täuschung sei? Der Friede mag von sehr langem Bestande sein; von wie langem Bestand aber ist deine Gesundheit, dein Leben? Kann sich in Rücksicht deiner Plane zur Verbesserung der Glücksumstände, oder zum Genuß froher Stunden, nicht das vollkommenste Gegentheil erwahren? Wie irrig, vom Frieden nur alles Gute zu erwarten, als wenn der Krieg alles Böse hätte und in die Welt brächte! Ich sage dir, wer im Kriege nicht sein unzernichtbares Glück in sich trug, dem wird es der Friede nicht bringen. Wer nicht im Kriege ein muthiges Herz gegen alle Unfälle des Lebens hat, der wird es noch weniger im Frieden haben. Der Mensch ist nur glücklich, wenn er die Fähigkeit hat, glücklich zu sein. Wer aber dazu fähig ist, der ist es im Kriege, wie im Frieden. Es macht aber zum Glücke nichts fähig, als Bewußtsein eines reinen, menschenfreundlichen Gemüthes, ein zu jeder guten That muthiges Herz, und kindlich frohes, festes Vertrauen auf Gott, den Lenker aller Verhältnisse.

Und doch freue auch ich mich des Friedens. Nein, nicht deswegen, weil nun mein und der Meinigen Leben um Vieles beschützter gegen den Todespfeil ist; oder weil mein Haus und Gut, mein Vermögen geborgener wäre; oder weil ich nun neue Aussichten zur Erreichung verschiedener angenehmer Wünsche und zum Genuß sehr fröhlicher Tage habe; — nein, deß freue ich mich nicht, denn meine Hoffnungen können mich in den Stunden des Friedens eben so bitter betrügen, als mich oft während der Kriegszeiten Furcht und böse Gerüchte getäuscht haben.

Aber wie nach einem Gewitterregen alles Land fruchtbarer wird, so ist nach jedem verheerenden Kriege alles Volk freudiger zur Tugend, zur Gerechtigkeit, zur Eintracht, zur gegenseitigen Hilfe, zu menschenfreundlichen Unternehmungen.

Es ist keine geringe Seligkeit, unter bessern Menschen zu leben, die durch schwere Schicksale von alten Fehlern gereinigt wurden. Wehe, wenn ein Volk durch die ungeheuern Leiden der Vergangenheit ungewarnt in die vorige Erschlaffung, Zwietracht und Selbstsüchtigkeit zurücksänke, oder sich noch gar nicht von diesen Untugenden erhoben hätte!—Es wäre eines neuen, eines grenzenlosern Unglücks würdig, als dasjenige war, aus welchem es durch die Vorsehung Gottes gnadenvoll gerettet worden ist.

Nichts Anderes, als des Volkes große Tugend, macht des Volkes Glückseligkeit, und nur insofern die öffentliche Glückseligkeit auf das Wohlsein eines jeden Einzelnen angenehmen Einfluß übt, ist der Friede ein würdiger Gegenstand der Freude aller einzelnen Haushaltungen. Freue dich aber nicht des Friedens, wenn du wahrnimmst, daß noch der alte bittere Nationalgroll unversöhnbar fortwüthet; freue dich nicht des Friedens, wenn du wahrnimmst, daß der Krieg noch immer nicht die große Mehrheit der Bürger, der Hohen wie der Niedrigen, vom Laster der Selbstsucht losgekettet und Eintracht aller Stände, Gemeinsinn, herzliche Vaterlandsliebe, fröhlichen Gehorsam gegen Gesetze und Ordnung, herrschend gemacht hat. Freue dich nicht des Friedens, wenn du wahrnimmst, daß nun, wie vor Zeiten, der alberne Rangstreit der Stände, die gegenseitige Verachtung oder Beneidung, die Ueppigkeit und das die ringsumher verschmachtende Armuth verspottende Wohlleben der Reichen und Großen, die Verhöhnung der Bürgertugend, die Verspottung des religiösen Sinnes wieder laut wird, und die Nation, nur auf Genuß und Geld und Ueppigkeit erpicht, ihrer Ehre uneingedenk wird, der gefallenen Schlachtopfer vergißt, frevellustigen Witz für Weisheit nimmt und sich selbst verweichlicht. Wahrlich, eine solche Nation ist zu neuen Uebeln, zu neuer Schmach, zu neuen Kriegen reif! Ist dir der Friede theuer, bewahre, rette ihn vor neuem Untergang. Er kann aber nur erhalten werden durch die gleichen Mittel, welche ihn gewonnen haben. Verdankt ihn dein Volk nur der Macht von Bundesgenossen, und nicht eigener Kraft, so zittere, daß die Stütze bald breche. Denn vergiß nicht, Bundesgenossen sind Menschen, und ihre Entschlüsse sind noch unzuverlässiger, als ihr Leben. Verdankt ihn dein Volk nur der Entkräftung des Feindes, so zittere, daß der geschwächte Feind nach wenigen Jahren Ruhe sich erholt hat, und in einer Zeit, welche deinem Volke vielleicht die ungelegenste ist, wo es sich aller Sorglosigkeit preisgegeben hat, mit verstärkter Gewalt hervorbricht, die unvergessene Schmach zu rächen.

Wir können uns nur des Friedens und seiner Dauer und seines Ruhmes freuen, wenn der Krieg die Grundfehler der Nation vertilgt hat, gleichwie ein Sturmwind die Luft von giftigen Dünsten reiniget, und statt derselben sich neue Tugenden offenbaren, welche ein Schild der öffentlichen Glückseligkeit werden können. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk!

Und der Gerechtigkeit Frucht, so spricht die heilige Schrift, wird Friede sein; und der Gerechtigkeit Nutzen wird ewige Stille und Sicherheit sein, daß mein Volk in Häusern des Friedens wohnen wird, in sichern Wohnungen und in stolzer Ruhe. (Jes. 32, 17. 18.) So redete Jesaias, der Prophet, zu seinem Volke. So redet weissagend die Weltgeschichte noch heute zu den Nationen.

Jeder Einzelne im Volk hat die Pflicht, den Frieden zu retten und dauerhaft zu machen. Nicht die Macht der Könige, nicht die Klugheit ihrer Diener bewahrt das Land vor neuem Unglück. Die Fürsten sind schwach ohne die Kraft und Tugend ihrer Unterthanen. Nur diese allein macht den Thron ehrwürdig und die Waffe furchtbar und siegreich.

Was rettete dein Vaterland vor größerm Verderben? Was beförderte den äußern Frieden? War es der Gemeinsinn deines Volkes, die Vereinigung aller Kraft zum Schirm des Vaterlandes? Wohlan, werde du ein treuer Pfleger dieser Nationaltugend. Und fehlte sie, o so vereine dich mit allen Rechtschaffenen und Guten, um sie allen Gemüthern zu erwerben. Zeige hin auf die Unsicherheit der Verträge, auf die kurze Dauer ewig geheißener Friedensschlüsse, auf die Sterblichkeit der Könige, auf die wieder erwachsende Kraft des überwundenen Feindes, auf seine Wachsamkeit, die nur lauert, den rechten Augenblick der Rache zu finden.

Belebe, nähre, stärke den vaterlandliebenden Gemeinsinn deines Volkes; er hatte den Krieg zum Vater, die Noth zur Mutter; aber sein gefährlichster Feind ist der einschläfernde Friede. Frage nicht: Wie soll ich diesen Gemeinsinn beleben? Vertheidige deine Unthätigkeit nicht mit der Geringfügigkeit deiner Kräfte, mit der Beschränktheit deines Wirkungskreises, mit der Niedrigkeit deines Standes. Jeder, der da will, ist zu jeder Tugend groß und mächtig. Hast du nur den Willen, übst du nur die erste gute That — sorge dann nicht weiter, denn die Wirkungen deines Willens und Handelns sind nun in Gottes Hand. Sage nicht: Dies ist ein Gegenstand, der ins Pflichtgebiet der Hohen, der Vornehmen gehört. Nein, du gehörst zu deinem Volke, und so also auch gehört deine Pflicht in aller Hinsicht wieder diesem Volke! Zähle nie zu viel auf Andere, sondern am meisten auf dich und Jedes auf sich selbst. Das Verderben der Nation ist meistens von der Sittenlosigkeit und Selbstsucht der höhern Stände auf das Volk niedergegangen. Darum muß die Tugend der niedern Stände die Tugend der höhern erwecken und emporhalten. Frage nicht: Aber wo finde ich nur Gelegenheit, um etwas zu thun zur Belebung des Gemeinsinns? Sieh umher, ob du nicht Anlaß genug findest, zur Ehre deines Volks, deiner Gemeinde wenigstens ein gemeinnütziges Unternehmen entweder zur Sprache zu bringen, oder mit deinem Scherflein zu unterstützen, wenn dergleichen schon vorhanden wäre. Oft hat derjenige, welcher den ersten Gedanken zu einem nützlichen Unternehmen aussprach, damit demselben sein wirkliches Dasein gegeben; ein Anderer, welcher große Geldsummen dazu steuerte, that zwar viel, aber dennoch gab er weniger, als der erste Gedanke dazu werth war.

Sieh' um dich her! Findest du nicht noch überall die Wunden blutend, welche der Krieg schlug? Liegen nicht noch viele Wohnungen öde und ausgeraubt, oder in Schutt und Asche? Sind nicht treue Vertheidiger des Vaterlandes von den Schlachtfeldern mit verstümmelten Gliedmaßen zurückgekehrt, die nun des Volkes Erkenntlichkeit anzusprechen ein hohes Recht haben? Hast du nicht von Wittwen derer gehört, die durch des Krieges Ungemach eine Beute des Todes wurden? oder von Waisen, die ihre Väter für das Vaterland verloren haben?

Hier öffentliche Dankbarkeit bezeigen, um damit bei künftigen Kriegen andere Vertheidiger zu begeistern, hier Thränen trocknen, hier Jammer stillen — das ist für den ächten Vaterlandsfreund, für den wahren Christen die schönste Friedensfeier!

Belebe, nähre, stärke den vaterlandliebenden Gemeingeist deines Volkes, den hohen Muth desselben gegen alle künftigen Feinde deines Friedens durch Erhaltung strenger Sitteneinfalt. Gefahr, Mangel, Stockung des Handels und der Gewerbe, Plünderungen, Abgaben und Kriegslasten aller Art minderten die ehemalige sinnliche Ueppigkeit des Volkes, und nöthigten selbst den Reichsten, Einschränkungen zu treffen. Der Krieg machte den Anfang zu Wiederherstellung einer der schönsten Vaterlandstugenden. Daß der Friede sie doch nicht zerstöre! Unsere Freude würde bald wieder in Schmerz verwandelt werden! — Lebe einfach, prachtlos, ohne großen Aufwand für dein Haus, aber freigebig für Alles, was den Ruhm und die Ehre deiner Nation erhöhet! Den selbstsüchtigen Schwelger und Schlemmer verachte, welcher nur den Frieden benutzen will, sich gute Tage zu machen und alle Künste wollüstiger Verweichlichung zu treiben. Ehre den Mann und ahme ihm nach, welcher, was er entbehren kann, zur Hilfe der bedürftigen Mitbürger, zur Versorgung armer Familien, zur Stiftung öffentlicher, nützlicher Anstalten hingibt. Die Nation ist jedem ihrer Feinde furchtbar, in welcher Ueppigkeit und Verzärtelung eine Schmach heißt, Einfalt im Hauswesen und Aufwand für das Gemeinwohl herrscht, Jeder mit der Gefahr vertraut keine Mühseligkeit scheuet, und alle Jünglinge stolzer sind auf ihre Waffen zum Schutze des Staates, als auf Schönheit, Kleiderputz und Titel. Ein Volk, welches seinen Frieden und die Gerechtigkeit seiner Sache liebt, stehe immerdar zum Schirm derselben mit Gut und Blut bereit. Kann es, will es dies nicht, so hat es Recht und Sicherheit, wie der Bettler sein Almosen, von fremder Hand aus Gnaden.

Belebe, nähre, stärke den vaterlandliebenden Gemeingeist deines Volkes durch Aufrechthaltung eines religiösen Sinnes. Das Heiligthum des menschlichen Geistes ist sein innerer, frommer Glaube, aus welchem Alles, was er Großes und Gutes vermag, hervorgeht. Nimm ihm dies Heiligthum, und was bleibt von ihm übrig? Eine Menschengestalt mit thierischem Gelüst und thierischer Schlauheit, ohne Zweck in der Welt, ohne Ziel eines Lebens, nur Kind des Augenblicks, nur Spiel der wechselnden Umstände, ohne Trost auf Erden, ohne Gott im Himmel. Der religiöse Sinn eines Volkes ist dessen Geist und Kraft und Hoheit, daneben Alles zu Schanden wird; er ist die höchste Weisheit der Nation; er ist die heilige Flamme, an welcher sich erst Muth, Vaterlandsliebe und Todesverachtung entzünden.

Es haben die Leiden vielfältiger Kriege das Menschengeschlecht über den Trümmern alter Glückseligkeit wieder zu dem Gedanken an das Heiligere und Höhere aufgerichtet. Aber Ruhe ist die Feindin aller Kraft, und die Freude der Gefahrlosigkeit im Frieden ist die furchtbarste Gegnerin der Religiosität. Daß der Friede nicht deinem Volke das Köstlichste raube, was der Krieg ihm nicht geben konnte, dahin wirke! — Ein Volk, welches seines Friedens nicht würdig leben kann, wird oft um so schmerzlicher unter Kriegsübeln leiden müssen.

Ich kenne meine Pflichten, o Gott, welche der wiederkehrende Friede des Vaterlandes mir bringt — ich will sie erfüllen; ich will nach meinen Kräften mein Volk des errungenen Friedens würdig erhalten; ich will allen meinen Freunden im ernsten Beispiel vaterlandliebender Gemeinnützigkeit, ehrwürdiger Sitteneinfalt und ungeheuchelter Religiosität vorangehen: das ist heilige Friedensfeier! das ist mehr als Lobgesang, mehr als das leere Geräusch der Feste; das die Dankbarkeit des Christen für Deine Wohlthat, Vater im Himmel! Amen.

50.

Der Streit des Guten und Bösen auf Erden.

Erster Abschnitt.

1. Petri 3, 13. 14.

Ein Kämpfer stehst du in der Welt;
Sei unter Gottes Fahnen Held,
Mensch, nicht des Bösen Sklave;
Bestritten werde und verschmäht
Des Lasters finstre Majestät,
Dem Irrthum folgt die Strafe.
Was ist der Sünden Lohn und Dank?
Es ist der Völker Untergang.

Es sind drei Dinge, die auf Erden laut von Gott und unsern Bestimmungen zeugen: die heilige Schrift, die Natur und die Geschichte des menschlichen Geschlechts.

Die Geschichte der Welt, so wie die Schicksale einzelner Nationen sind schon von vielen Gelehrten und vortrefflichen Männern beschrieben worden. Aber noch ist die Geschichte der Menschheit kein Buch für die Menschheit, kein Erbauungsbuch für das Volk, das heißt, für Hohe und Niedere, für Gelehrte und Ungelehrte, geworden, um daraus die höchsten Ansichten des Lebens, die unwidersprechlichsten Grundsätze der Weisheit für Fürsten und Völker und einzelne Personen zu schöpfen; noch nicht ein Quell klar und lauter, für Jedermann zugänglich strömend und von Jedermann leicht aufzufassen, und für Jeglichen gleich erquickend. In der Darstellungsart der menschlichen Begebenheiten sind die Neuern sogar von den Alten übertroffen worden, welche, was geschehen, mit der erhabenen Einfalt und Würde und Kraft sprachen, in der die Natur uns anspricht, und minder gelehrt schrieben, aber die Ursachen und Folgen der Dinge aus der Vortrefflichkeit oder Verdorbenheit des menschlichen Schicksals offenbarten.

Das ist noch wenig, wenn man aus den Büchern der Geschichte erfährt, was sich vor Zeiten begeben hat, oder wie das Alte allmälig zum Neuen übergegangen ist. Wohl lernt man daraus die Sitten der Vorwelt kennen, die Tugenden und Leidenschaften der Menschen, ihre Kriege, ihre Einrichtungen des Friedens. Könige erfahren daraus vielleicht ihre Ansprüche auf Länder, die von den Vorfahren besessen wurden; Völker werden vielleicht durch die Kriegsthaten ihrer Väter zu gleichem Muthe entflammt; Künstler und Gelehrte machen darin ihre Bekanntschaft mit großen Mustern früherer Zeiten, und Staatsmänner folgern sich aus dem Allen neue Grundsätze der Klugheit und Schlauheit.

Doch selten, vielleicht nie ward die Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem höchsten Gesichtspunkte betrachtet, in welchem sie der Weise nehmen

soll. Vielleicht waren die meisten, welche die Tage der Vergangenheit beschrieben, ohne Beruf dazu, von den elenden Schwachheiten und Irrthümern des Pöbels befangen. Knechtisch und ehrerbietig schmeichelten sie den sterblichen Fürsten, gleich Göttern. Mit kindischer Eitelkeit suchten sie ihrem Volke einen uralten Ursprung zu erfinden. Sie bewunderten und verherrlichten die Thatkraft der großgenannten Männer, unbekümmert um die Richtung, welche diese Kraft nahm. Sie vergötterten die glücklichen Krieger, als wenn die Kunst, mit Gewandtheit im Großen morden und verheeren zu können, das Höchste des menschlichen Geistes wäre. Sie ehrten das Glück, nicht das Herz, und priesen den Reichthum, die Pracht und Furchtbarkeit eines Volkes mit größerer Begeisterung, als die einfachen Tugenden desselben.

So wurden die meisten Geschichten der vergangenen Zeiten von unwürdigen Leuten beschrieben, wie wir sie alltäglich im Volke sehen, die vor den Großen kriechen, und Geld und Ehrenstellen ihr höchstes Gut nennen; die den Glücklichen schmeicheln und die Gemeinschaft der Unglücklichen meiden; die von der Tugend gern reden, aber sie zu üben allzu feige sind; die da, wo niedrige Herkunft, geringer Stand, Armuth und Geräuschlosigkeit sind, nichts Rühmliches erblicken, so viel Gerechtigkeit und Edelmuth auch da wohnen möge.

Wer Leben, Thaten und Schicksale seines Geschlechts erzählen will, wirft sich zum Richter einer vergangenen Welt auf. Er selbst, um gerecht zu sein, soll sich von aller Leidenschaft, von allem Vorurtheil losschälen. Er soll nur Geist sein, über das Irdische erhaben, vertraut mit allen Schwächen der Menschheit, voller Schonung, doch ohne Liebe für sie. Er soll richten, wie Gott das Geschlecht der Sterblichen beurtheilt. Und ist er dieser Höhe fähig, hat er sie erschwungen: dann werden ihm die Schicksale der Welt und ihrer Völker bloß als die Wirkungen vom uralten Streite des Guten und Bösen auf Erden erscheinen. Alles, was wir Glück und Unglück nennen, alle Veränderungen menschlicher Gebräuche, Sitten und Ordnungen, aller Auf- und Untergang der Nationen, selbst die Schicksale einzelner Menschen, gehen aus diesem allgemeinen und immerwährenden Kampfe des Geistigen und Thierischen, des Göttlichen und Irdischen hervor, und lösen sich darin auf, wie einzelne Tropfen im gährenden Moste, der sich läutert und reinigt.

Diese hohe Ansicht des Weltlaufes, welche unsern Zeiten fast unbekannt geworden, war schon die Ansicht der Weisen bei den ältesten Völkern. Denn sie standen dem, was göttlich ist, näher, als wir, die wir von irdischen Bequemlichkeiten, Bedürfnissen und daraus entspringenden kleinlichen Verhältnissen weit gebundener und umschränkter sind, als sie. Sie sahen das Leben des Menschen, wie eines ganzen Volkes, als das wechselnde Spiel jenes ewigen Krieges an, welchen die doppelten Naturen der Menschheit führen. Sie stellten diesen Krieg bald unter dem Bilde des Lichts und der Finsterniß dar, die mit einander streiten; bald unter dem Bilde zweier Gottheiten, welche mit Eifersucht unter sich um die Herrschaft über die Welt ringen. Das hohe Alterthum liebte die Sprache in Bildern. Die spätere Zeit erst verwechselte den erhabenen Gedanken mit dem Bilde, worin er eingekleidet war.

Diese erste und große Ansicht des Weltlaufes der Alten erbte auf die jüngern

Völker herab, und jedes derselben machte neue Zusätze oder erfand ein neues Bild. So sprachen die Heiden von einem ungeheuern Kampfe der Titanen, oder irdischen Riesen, mit den Göttern des Himmels. Die Chaldäer lehrten den Kampf der guten und bösen Geister wider einander. Bei den Juden, in den spätern Schriften des alten Bundes und den Schriften ihrer Schulgelehrten, finden wir die Vorstellung von einem bösen Wesen, Satan, Teufel, Fürst der Finsterniß geheißen, welches, der ewige Widersacher der Menschen und Gottes Feind, die Menschheit bei ihm anklagt und zum Bösen reizt. Sie hatten eine alte Sage von dem Fall gewisser Engel, welche sich wider Gott empört und die er mit den Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen; sie erzählten von einem Streite des Erzengels Michael mit dem Teufel um den Leichnam Mosis. Diese Lehre vom Teufel finden wir auch in den heiligen Büchern unseres Glaubens. Nicht nur benutzen die Jünger Jesu, wenn sie an Juden schreiben, jene Sagen als warnende Beispiele (2. Petri 2, 4; Br. Jud. 9): Christus und die Apostel bezeichnen auch mit dem Bilde des Teufels und der bösen Geister die Ursache des Uebels in der körperlichen Natur und des Bösen in der geistigen Welt, und warnen vor ihren Versuchungen. Der Satan begehre, sagen sie, der Menschen, um sie zu sichten, wie den Weizen (Luk. 22, 31); er gehe umher, wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen er verschlinge. (1. Petri 5, 8.) Aber damit wollten sie vor dem Bösen warnen, welches in eines Jeden Brust wohnt; sie wollten damit hinweisen auf den Kampf des Guten und Bösen unter den Menschen. Aber noch heutiges Tages sind selbst unter den Christen Viele, welche, im Mißverstand dieser Vorstellungen des Alterthums, buchstäblich wahr glauben, daß Satan unter den Menschen umherschleiche; oder daß Satan, mit Zulassung Gottes, den Menschen zum Bösen versuche. Sie achten nicht darauf, daß Jesus und seine Jünger diesen Aberglauben kräftig widerlegten; daß der Apostel Jakobus bestimmt und feierlich erklärte: Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott oder durch seine Zulassung versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen; er versucht Niemand. Sondern ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. (Jak. 1, 13—15.)

Selbst in den ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts, die wir schriftlich besitzen, ist auf diesen ewigen Streit des Guten und Bösen auf Erden, des Irdischen gegen das Göttliche, hingewiesen. Da steht die Schlange im Paradiese, dieses glatte, sich windende, im Staub kriechende Thier, dessen Nutzen in der Welt wenig bekannt ist, als Bild und Stellvertreter alles Niedrigen, Irdischen und Bösen, und predigt den Aufruhr gegen das Himmlische, den Ungehorsam des Menschen gegen Gott.

Auf diesen alle Weltalter durchherrschenden Streit des Guten und Bösen auf Erden deuten Christus und seine Jünger unaufhörlich hin. Unser Erlöser stellt immer das heilige Gottesreich der Welt entgegen; dem, was Gottes ist, das Sündliche entgegen, was aus dem Fleische oder unserer irdischen Natur entspringt. Darum ermuntert bald Paulus die ersten Christen zum muthvollen Streit, und ruft ihnen zu: Ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem

bösen Tage Widerstand thun und das Feld behalten möget! (Ephes. 6, 13.) Bald mahnt Petrus zur Standhaftigkeit, und spricht: Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht! (1. Petri 3, 13. 14.)

Wir sehen jenen Kampf durch alle Weltalter, vom ersten Brudermord bis zu den heutigen Tagen. Die Menschheit ringt unter Blut und Thränen nach Vollendung und bleibender Glückseligkeit, und findet sie nicht, weil sie immer des Bessern vergißt und in die oft bestraften Verirrungen zurückkehrt. Immer ist der warnende Jammer der Vorwelt für die Nachkommenschaft vergebens gewesen, und die Jugend spottet übermüthig der Lehren des durch Erfahrung gewitzigten Alters. Was durch tapfern Sinn, durch redliches, hohes Gemüth, durch Einfalt der Sitten Löbliches erworben ward, geht nachher in feigem Eigennutz, unter Ueppigkeit und erschlaffenden Wollüsten und kleinlichen Ränken, wieder zu Grunde. Was Eintracht und sich selbst aufopfernde Liebe Aller Löbliches that und Großes baute, riß nachher Zwietracht und nur auf eigenen Vortheil erpichte Selbstsucht wieder zu Boden. Kein Volk war noch jemals einem andern in der Welt so gefährlich, als jedes sich selber. Erst immer der Schmerz machte die Leichtsinnigen behutsamer, und die allgemeine Noth sie klüger und beherzter. Aber mit Schmerz und Noth verflogen Behutsamkeit und Klugheit.

Und das ist das Unglück der Menschen, daß sie nur klug, aber nicht weise sein wollen; oder, was ebenso viel sagen will, daß sie nur auf das denken, was im nächsten Augenblicke wohlzuthun scheint, nicht auf das, was bleibend das Beste ist. Der erste Vortheil gilt ihnen immer mehr, als die Tugend; und doch bringt nur die Tugend den sichersten Vortheil. Man wirbt große Kriegsheere, man erfindet neue Waffen, neue Stellungen, neue Heerbewegungen, als wenn es das wäre, wodurch ein Volk unüberwindlich würde! — Nein, durch das Gefühl der Freiheit, für welche kein Feind etwas Besseres, sondern nur Knechtschaft bringen kann; durch die Sicherheit der Rechte jedes Einzelnen, da der Feind alle Rechte bedroht; durch die Unantastbarkeit des Eigenthums, da der Feind allen Besitzthum erschüttert: nur dadurch wird ein Volk für sein Vaterland, für seinen Zustand, für seinen Fürsten zur Unüberwindlichkeit begeistert. Darum gingen die größten Reiche mit ihren größten Heeren unter, weil die Könige vergaßen, daß die Völker Seelen hatten.

Man belobt neue Entdeckungen im Gebiete der Lebensbequemlichkeiten; ermuntert zum Gewerbsfleiße und zur Ausbreitung des Handels; und sieht den Gewinn öffentlichen Reichthums als das letzte Ziel des Friedens und der Staatskunst an. Als wenn nur Reichthum, und nicht die Anwendung des Reichthums, die Hauptsache des allgemeinen Wohls wäre! Es ist kein Staat, in welchem nicht Verordnungen und Anstalten zur Begünstigung des Nahrungsfleißes und Erwerbes wären. Aber nenne mir den Staat, in welchen ebenso viel Verordnungen und Anstalten zur zweckmäßigen und weisen Anwendung des Erworbenen wären; nenne mir den Staat, wo jeder, oder doch der größte Theil der Gutsbesitzer Einfalt der Sitten für das Löblichste, üppiges Leben, Bequem-

lichkeits- und Prachtsucht für etwas Schändliches und Unwürdiges hielte; wo jede Familie, jeder Bürger stolz darauf wäre, für sich selbst wenig, aber desto mehr zur Unterstützung öffentlichen Nutzens, gemeinnütziger Anstalten, zur Verbesserung und Verschönerung dessen zu gebrauchen, woran Alle Theil nehmen und was Vortheil oder Ruhm Aller ist. Man will das Volk reich sehen, um von ihm größere Abgaben zu ziehen; man will größere Abgaben, um die Höfe und Amtleute mit größerem Glanze auszustatten. Der Geringere ahmt dem Höheren nach; es entsteht ein allgemeiner Wetteifer, wer den Andern in Verschwendung und Wollust übertreffen könne; Jeder arbeitet nur für sich, vergißt das Ganze; wird selbstsüchtig, und bekümmert sich nicht um das Glück des gemeinen Wesens, versinkt in Sinnlichkeiten, jagt nur dem Lebensgenusse nach; die Strenge der Sitten wird seiner Weichlichkeit ein Greuel, die Aufopferung für Andere eine Thorheit. So lösen sich die Bande der Gesellschaft, wie die Tugenden derselben entschwinden, und das Verderben Aller rückt unabwehrbar heran. So gingen die reichsten und mächtigsten Völker der alten Welt unter. Im Streite des Bösen und Guten hatte das Böse obgesiegt.

Immer und überall kämpft noch in unsern Tagen, wie in den ältesten Zeiten, die Wahrheit mit dem Irrthum, der gesunde Menschenverstand mit dem behaglichen Vorurtheil, das Bessere mit dem Schädlichen alten Herkommens, die Selbsucht mit dem Gemeinwohl, der Eigennutz der Begünstigten mit den Rechten der Mehrheit, die Leidenschaft mit den Gesetzen der Vernunft, das Laster mit der Tugend, die Religionsverachtung mit der Gottesfurcht.

Große und blutige Kriege haben wir erlebt. Meinest du, sie seien bloße Launen der Könige gewesen? Sie waren die Früchte desselbigen alten Streites, den das Böse mit dem Guten schon in dem ersten Jahrtausend der Welt geführt hat. Das Reich des Bösen und Ungerechten ist immerdar in sich selbst entzweit; es muß untergehen; dann erst kehrt mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit der Friede zurück. Das Reich des Bösen kann nicht neben dem Reich der Gerechtigkeit bestehen: darum dauert der Streit fort. Noch sind Gährungen aller Orten, Hader um Neues und Altes, Hader um Rechte und Pflichten, Hader für und wider Aufklärung des Volkes, Hader für und wider die Freiheiten des Landes, Hader für und wider die Begünstigungen einzelner Stände und Geschlechter, Hader für und wider das Befugniß der Geister zum Selbstdenken, Hader für und wider das Recht der Nationen — Alles der Streit des Guten und Bösen in der Menschheit, wie in vergangenen Weltaltern, nur mit veränderten Namen und Gegenständen, mit andern Streitern und Waffen.

Und wie sonst, erkennen wir auch bis auf den heutigen Tag, daß alles Ungerechte des Menschen den Menschen, und alles Ungerechte des Staates den Staat ins Verderben zieht. Es ist unausweichlich. Daher konnte man von jeher die Schicksale, wie von einzelnen Personen, auch von ganzen Nationen und Thronen weissagen, und ihr Elend verkünden, so blühend, so groß, so furchtbar sie auch noch in ihrer Herrlichkeit dastehen mochten. — Haltet ein Volk in Knechtschaft; leget seinem Verstande Fesseln an; tödtet in ihm das Vermögen oder die Freiheit des Denkens; versperret ihm den Weg zu besserer Erkenntniß; predigt ihm, was ihr selbst nicht glaubet; und nachdem ihr das Geistige in ihm ernie-

drigt habet, treibet es zur Gewerbsthätigkeit, zum sinnlichen Wohlstand; verwandelt Menschen in duldsame, schweigende, euch nützliche Arbeits- und Lastthiere: ihr werdet sammt euerm Volke verderben. Ihr selbst impfet ihm die thierische Selbstsüchtigkeit ein; ihr selbst bringet euch Zwietracht, Empörung oder Fluch. Maschinen oder Lastvieh wollt ihr aus Euresgleichen schaffen; aber Euresgleichen bleibt Euresgleichen; ihr machet nur einen verdorbenern, gefährlicheren Menschen in einem schwächern Staate, ihn zu zertrümmern.

Noch heute, wie sonst, sind Wollust und Ueppigkeit das durchdringendste Gift zur Zerstörung der öffentlichen Glückseligkeit und des vaterländischen Ruhmes. Meinet nicht, heute sei eine andere Zeit.

Noch heute, wie sonst, sieht man die kühne Wahrheit, das ewige Recht verfolgt von der Bosheit des herrschsüchtigen Stolzes oder des gekränkten und bedrohten Eigennutzes. Aber die Wahrheit bleibt Wahrheit, auch in den Flammen des Scheiterhaufens, und das ewige Recht bleibt Recht, auch in Kerkern und auf Blutgerüsten. Die Wahrheit und das Recht werden überwinden, und ihre Verfolger und deren Geschlechter einst blutig verderben.

Noch heute, wie sonst, sieht man die Scheinheiligkeit, oder die stolze Unwissenheit, oder die tückische Selbstsucht ihres Vortheils wegen gegen die Fortschritte der sogenannten Aufklärung, das heißt, der Erkenntniß der Weisheit, eifern; man hört noch heute, wie sonst, das Geschrei der Blödsinnigen und Habsüchtigen gegen den Geist der Zeit, das heißt, gegen die Richtung des menschlichen Geschlechts, die aus dessen bisherigen Erfahrungen entsprungen ist. Aber das gewaltige Rad des Jahrhunderts geht zermalmend über die Thoren hin, welche sich frevelnd dem entgegenstemmen, was Naturrecht und Verhängniß und Sinn und Erfindung der Menschheit, nicht Spiel und Laune eines müßigen Kopfes ist.

Nichts bleibt das Alte. Nichts Vergangenes kehrt um. Des Menschen Leib wird Asche, der Geist stirbt nicht; so in der Menschheit auch. Die Formen brechen von Jahrhuudert zu Jahrhundert; aber der Geist des Ganzen dauert, und wächst und wandelt in den neuen Formen, bis auch sie wieder veralten und abfallen müssen.

Und in diesem allgemeinen und schweren Kriege der Finsterniß und des Lichts, des Irrthums und der Wahrheit, des Bösen und Guten, hat Jeder von uns seine angewiesene Stelle auf dem unübersehbaren Kampfplatze. — Wohlan, so reihe dich denn an die kleine Schaar der Auserwählten, die, ohne Rücksicht auf ihren irdischen Vortheil, dem, was wahr und recht und gemeinwohlthätig ist, beistehen! Tritt unter das Banner Gottes für Tugend, Gerechtigkeit und Menschenglück! Dein Heerführer ist Jesus Christus; dein Feind alle Ungerechtigkeit, Falschheit und Selbstsucht; dein Kampfplatz das alltägliche Leben. Frage nicht: Werde ich untergehen? Du lebst ewig; kämpfe für die Sache der Ewigkeit. Und ob du auch leidest um der Gerechtigkeit willen, so bist du doch selig. Wer ist, der dir schaden könnte, so du dem Guten nachkommst? Darum fürchte dich nicht vor dem Trotzen derer, die ihres Vortheils wegen das Göttliche verachten. Gott ist mit dir, wer will wider dich sein?

Du, der mich als Deinen Streiter in diesem Kampfe des Guten und Bösen

auf Erden aussandte, der Du mir durch Jesum Christum, meinen Heiland, die Erkenntniß dessen gegeben, was wahr, gerecht und Dir angenehm ist: o heiliger Gott, o Gott des Lichts und der Wahrheit, stärke mich zum Kampfe durch die Macht Deines Geistes! In mir selbst zuerst will ich den alten Feind meiner und der Welt Seligkeit aufsuchen und überwinden; den Hang zum Stolze, zur Herrschsucht, zur Ueppigkeit und zum Reichthum, der mich unempfindlicher gegen das Höhere und Göttliche macht, daß ich es scheue, wenn es mit meinen irdischen Vortheilen im Widerspruche steht. Nur wer sich erst selber überwindet, der kann die Welt und ihre Thorheiten überwinden.

Ein Kämpfer Gottes will ich sein! Dein Kämpfer, Allerheiligster, auf Erden, für die Kleinodien, welche du dem menschlichen Geschlechte gabst. Nicht Menschenfurcht soll mich irren, nicht Spott, nicht Drohung mich abwendig machen, Alles, auch Gut und Ehre und Leben aufzuopfern in Vollstreckung Deiner heiligen Befehle. Amen.

51.

Der Streit des Guten und Bösen auf Erden.

Zweiter Abschnitt.

Jerem. 7, 4. 5.

Wie lange hat in Finsternissen
Der Erdkreis traurig harren müssen!
Ihm schien in seiner Nacht kein Licht.
Wer waren, Erde, deine Götter?
Du gossest dir aus Erz Erretter,
Und fühltest deine Blindheit nicht.
Ein Schwarm verächtlicher Betrüger
Beraubte boshaft dich des Lichts;
Da dünkten sich die Weisen klüger,
Verwirrten sich, und glaubten nichts.

Erwünscht von sehnlichen Gebeten,
Erschien der größte der Propheten,
Das Vorbild stiller Heiligkeit.
Gott kam, es floh'n des Todes Schatten,
Die diese Welt verhüllet hatten:
Die Erde ward dem Herrn geweiht.
Sein siegreich Wort ging zu den Heiden
Und in entfernte Grenzen aus;
So eilt ein Bräutigam mit Freuden
In seiner Braut geliebtes Haus.

Nach jener fürchterlichen Ueberschwemmung, die wir unter dem Namen Sündfluth kennen, und von welcher die Sagen vieler der allerältesten Völker reden, breitete sich das menschliche Geschlecht mit verjüngter Kraft über die Erde aus. Es entstanden neue Reiche und Staaten. In Asien erhob sich das Königreich Assyrien stolz über andere Völker; am Meere mit Tyrus und Sidon, den berühmten Städten, der große Handelsstaat der Phönizier, in Afrika das Königreich Egypten.

Diese Menschen aber schienen nicht, als wären sie göttlichen Ursprungs, sondern aus dem Schlamm der Erde hervorgestiegen zu sein; so tief hinabgesenkt ins Irdische war ihr Sinn. Was den Leib erquickt, was Leidenschaften reizt und schmeichelt, das war ihr Bemühen, ihr Gelüst. Sich in Purpur und Gold kleiden, an üppigen Tafeln schwelgen, alle Wollüste des Lebens erschöpfen, galt ihnen das höchste Gut. Sie bauten Thürme und Paläste; sie thaten Schifffahrten über die Meere, neue Schätze zu sammeln; sie hatten geübte Kriegsheere und Eroberer; sie erfanden die Schreibekunst und manche andere Kunst zum Vergnügen oder Nutzen — aber das Himmlische war ihnen verborgen, der wahre

Gott vergessen. Sie knieten vor selbstgemachten Bildern; sie beteten zu den Gestirnen; sie erwiesen selbst Thieren und Pflanzen göttliche Verehrung. Man hörte, daß viele ihrer Altäre sogar vom Blute geopferter Menschen gefärbt wurden. Nur einzelne Weisen hatten vom höchsten Wesen, von der Ewigkeit, von den Bestimmungen des Menschen noch einige dunkle Vorstellungen. Aber sie verbargen die geringen Schätze ihrer Weisheit eifersüchtig dem Volke, um ihrer Herrschaft über die Unwissenheit desselben desto sicherer zu sein.

Nur Abraham, ein Hirtenfürst, und seine Familie hatten noch den Glauben an den wahren Gott bewahrt. Diese ehrwürdige Familie schien die auserwählte zu sein, unter allen Erdbewohnern den letzten Funken des Himmlischen im Menschen vor völliger Erlöschung zu retten. Dem unsichtbaren Herrn der Welt baute sie in Einsamkeiten Altäre, und ein frommer Wandel vor ihm war ihr Gottesdienst. Die Welt hatte Gottes vergessen; sie lag vergraben in der Nacht allgemeiner Unwissenheit und tiefen Aberglaubens — Abraham und seine Kinder verloren in der großen Finsterniß das Licht nicht. So lag neben dem Bösen unbemerkt und schwach das Gute. Und das Gute rang mit dem Bösen um den Sieg.

Abrahams Nachkommen, oder die Israeliten, wurden durch wohlbekannte Schicksale nach Aegypten geführt, und versanken hier allmälig in Knechtschaft der Landesbewohner und in deren Aberglauben. Bald war Jehova von Israels Enkeln ganz vergessen. Sie beteten Thiere und Bilder an, wie ihre Herren, unter deren Geißel sie sich beugten. Das Böse schien den Sieg vollendet zu haben über das Gute; der letzte Gedanke an den lebendigen Gott von der Erde vertilgt zu werden.

Doch Moses lebte, der fromme, erhabene, muthige Verehrer des Herrn. Gestärkt durch den Allmächtigen, an den er glaubte, sprach er zu seinem Volke, und führte es siegreich aus ägyptischer Knechtschaft in die Freiheit. Er eroberte das Land der Vorfahren wieder, und die Stämme Israels bildeten einen neuen, mächtigen Staat, in welchem Jehova's Ruhm erscholl. In langen Kriegen abgehärtet, einfach in ihren Sitten, fromm und frei, schlugen sie rings um sich her die Angriffe heidnischer Völkerschaften ab. Tugend machte sie siegreich. Es war nicht mehr eine Hirtenfamilie, es war ein ganzes Volk, in welchem ein heiliger Glaube wohnte. Das Gute feierte einen Triumph.

Nicht lange. Im Frieden erschlaffte das Volk, und mit dem Genusse äußerer Sicherheit erwuchs innere Zwietracht unter den Stämmen, und oft traurige Gesetzlosigkeit. Die strengen Sitten, die Tugenden und die Gesetze der Väter wurden im gemächlichen Wohlleben vergessen. Das Böse kämpfte wieder mächtig an. Mehr als einmal waren die Stämme Israels in Gefahr, den heidnischen Nachbarn unterthan zu werden. Da, im Gefühl, ihrer alten Freiheit nicht mehr werth zu sein, die oft in Zügellosigkeit entartete, wählen sie sich Könige. Und nach einander bestiegen große Fürsten den Thron, Saul, David, Salomon. Auf Sion erhob sich der Tempel des einzigen Gottes. Dort erklangen Davids und Assaphs Harfen. Noch heute singt die Welt ihre Lieder voll ewiger Schönheit nach. Ein Sinn auf das Göttliche gerichtet, war Salomons Weisheit. Das Gute hatte obgesiegt.

Und allen übrigen Völkern des Erdbodens war der Glaube an den einzigen Gott fremd; aber in der Mitte ihres irdischen Treibens erwachte das Bedürfniß einer bessern Kenntniß göttlicher Dinge. Sie ahneten das Dasein einer über alles Irdische erhabenen Tugend. Des Gesetzes Werk war, wie Paulus sagt, beschrieben in ihren Herzen. (Röm. 2, 14.) Vor allen Nationen leuchteten besonders die Griechen hervor in Kunst und Wissenschaft. Sie hatten große Gesetzgeber, weise Forscher der Natur, Künstler und Dichter, wie kein anderes Volk. Sie wurden die Lehrer der Welt. Aber so hoch ihr irdisches Wissen stieg, so dunkel blieb ihnen das Göttliche. Sie achteten die Tugend hoch, aber ihre Tugenden flossen aus trüben Quellen. Die Liebe des Nachruhms oder des Vaterlandes, oder der Freiheit, begeisterte sie zu herrlichen, ehrwürdigen Thaten; in ihren Erscheinungen den Erscheinungen des frömmsten Gemüthes ähnlich, und doch nur für irdische, gemeine Zwecke entstanden, und mit ihnen verschwindend. So weit ohne Glauben eines einzigen Gottes, ohne Selbsterkenntniß des unsterblichen Geistes, ohne Hoffnung ewiger Vervollkommnung eine heilige Gesinnung möglich ist, haben die Griechen sie bewiesen. Es war das Göttliche im Menschen, welches sich aussprach; der Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Darum wurden die Griechen der Stolz ihrer Zeit, der Ruhm der Welt. In ihrer edlen Kraft demüthigten sie furchtbare Feinde. Sobald sie aber anfingen, Reichthum mehr als Tugend, eigenen Vortheil mehr als Vaterland, Ueppigkeit mehr als Freiheit zu lieben, erlosch ihr Ruhm, ihre Freiheit. Entzweit unter sich, sanken sie in Knechtschaft, und wurden ein geringes Volk.

Sie sanken; aber mit ihrer Größe ging nicht das Gute verloren, welches durch den erhabenen Geist ihrer Gesetzgeber, Lehrer und Weisen dem menschlichen Geschlecht erworben war. Es lebte fort und bewegte wohlthätig die Geisterwelt in andern Gegenden des Erdbodens. Im Kampfe des Lichts und der Finsterniß war die alte Nacht gebrochen, und eine wunderbare Dämmerung höhern Lichts verbreitete sich über die Welt. Durch die gleichen Tugenden, in welchen die Griechen groß geworden, erhoben sich, da jene in feiger Schlaffheit sanken, die Römer. Vaterland, Freiheit und Nachruhm erfüllten ihr Gemüth, machten sie stark zu den größten Opfern, zu den kühnsten und edelsten Handlungen. Sie verschmähten den Reichthum, sie verachteten den Tod; die Ehre ihres Namens galt ihnen über Alles. Dadurch wurden sie mächtig über alle ihre Nachbarn; nie war vor ihnen ein Volk von so kleinem Ursprung zu so ungeheurer Gewalt gestiegen. Ihre Kriegsheere fochten siegreich in drei verschiedenen Welttheilen. Nicht aber die Ströme Blutes, welche sie in drei Welttheilen vergossen, nicht die Schlachten, welche sie gegen größere Heere gewannen, nicht die Schätze, welche sie aus allen Welttheilen zusammenschleppten, nicht der Ruhm und die Herrlichkeit und die Herrschaft Roms über den ganzen Erdkreis war das Vortreffliche, was sie leisteten. Nein, das Alles war irdisch und vergänglich. Rom ist heute eine arme und ohnmächtige Stadt. Aber das, woran sie selbst am wenigsten dachten, daß es für die Welt das Wichtigste und Bleibendste sein würde, und um dessenwillen sie sich am wenigsten in Todesgefahr stürzten, das war das Vortreffliche! Sie verbreiteten nämlich Griechenlands und Roms Wissenschaft und Aufklärung weit um sich her; sie brachten halb wilden Völkern ihre Gesetzgebung

und menschlichere Sitten. So wurden ihre Waffen das Werkzeug des Guten und Edlern zur Bekämpfung des Rohen und Thierischen, und ganzen Nationen ward eine feinere Bildung und eine Empfänglichkeit für das Bessere zu Theil, die vorher nur Eigenthum weniger Städte gewesen war.

So breitete sich das Reich des Lichts streitend und siegreich immer in weitere Grenzen aus. Nur Rom selbst, ungewarnt durch der Griechen trauriges Beispiel, verlor Ruhm, Freiheit und Herrlichkeit wieder durch eben die Fehler, denen jene unterlegen gewesen waren. Die Besieger der Welt wurden von ihren Lastern besiegt. Golddurst überwältigte die edlere Ruhmbegier; ehrgeizige Eigenliebe überwältigte die Liebe zum Vaterlande, und Schlemmerei und Wollust entnervte die tapfere Faust. In immerwährenden Bürgerkriegen ging die Freiheit Roms unter, und die Beherrscher der Welt lernten dem Scepter eines einzigen ihrer Mitbürger gehorchen. Der erste Kaiser Roms hieß Augustus.

Auch das israelitische Volk war vom Schwert der Römer bezwungen, und das Königreich Davids und Salomons in eine unterthänige Provinz verwandelt worden. Denn als nach Salomons Tode das Volk zwieträchtig geworden, hatte es sich in zwei Königreiche getheilt, die von da an in feindseliger Eifersucht neben einander standen. Jedes dieser Königreiche, das israelitische mit seiner Hauptstadt Samaria, das jüdische mit seiner Hauptstadt Jerusalem, war nun zu schwach, eroberungssüchtigen Feinden zu widerstehen. Zuerst fiel jenes unter des assyrischen Königs Salmanasser Gewalt, dann auch Jerusalem unter den Schwertstreichen Nebukadnezars, des Königs von Babylon. Die Vornehmsten des Landes wurden hinweggeführt in Gefangenschaft, und heidnische Besatzungen erfüllten die Städte und Ortschaften des altberühmten Bodens. Jehova's Tempel lag in Trümmern. Das zurückgebliebene, unterjochte Volk nahm, in Unwissenheit versinkend, Sitten und Götzendienst seiner Herren an, und ein großer Theil von den weggeführten Juden den Aberglauben der Gegenden, in welchen sie fern vom Vaterlande wohnen mußten.

Siebenzig Jahre weinten die Verbannten in der babylonischen Gefangenschaft, bis Gott das Herz des großen Königs von Persien rührte. Cyrus (oder, wie ihn die heilige Schrift nennt, Cores) ließ sie heimkehren ins Vaterland, und den zerstörten Tempel wieder aufrichten. Der edle Esras, ihr Statthalter, sammelte wieder die zerstreuten Schriften Mosis und anderer heiligen Männer. Er strebte aber vergebens, der Wiederhersteller eines Volkes zu werden, welches die Tugenden seiner Väter verloren, und von den Lastern des Heidenthums zu viel gewonnen hatte. Es hing zwar an den Vorschriften Mosis, und beobachtete die äußerlichen gottesdienstlichen Gebräuche mit pünktlicher Strenge. Aber Beten, Fasten, Opfern ist kein Gottesdienst, und äußere Werkseligkeit keine Tugend. Sie hatten den Tempel des Herrn wieder aufgebaut, aber nicht die Furcht des Herrn im Gemüthe. Schon früher hatte ihnen der Prophet Jeremias, doch vergebens, zugerufen: Verlasset euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel! sondern bessert euer Leben und Wesen, daß ihr recht thut Einer gegen den Andern. (Jer. 7, 4. 5.)

Weder er, noch spätere Weisen des Volks fanden Gehör. Das Göttliche

war bei den Meisten nur dem Namen nach vorhanden; der Hang zum Irdischen waltete vor; die Neigung zum Bösen siegte über das Ewiggute. Darum mußte das Volk, treu dem Buchstaben, aber abtrünnig dem Geiste des Gesetzes Mosis, verderben durch die Laster, welche Rom und Griechenland zu Grunde gerichtet haben. Es fiel aus der Botmäßigkeit der Perser in die Gewalt des macedonischen Eroberers Alexander, der das halbe Morgenland bezwingen konnte, nur nicht seine Leidenschaften. Als er das Opfer derselben geworden war, riß Egypten die Macht über das gelobte Land an sich, und aus der Hand Egyptens fiel es in die Gewalt Syriens. So wurden die Juden abwechselnd von verschiedenen Herrschern unterjocht. Nie ermannten sie sich wieder zu der alten Würde, weil sie sich nicht zu den alten Tugenden ermannen konnten. Nur in blinder Anhänglichkeit an den Gebräuchen ihres Gottesdienstes zeichneten sie sich aus vor allen übrigen Völkern. Und dies war vielleicht ihr höchstes Verdienst um die Welt, denn damit bewahrten sie mitten unter den heidnischen Völkern und den herrschenden Beispielen rohen Götzenthums den hohen Glauben an den einzigen und unsichtbaren Gott des Weltalls. Hier war ihre edelste Willenskraft in Eins zusammengedrängt, und schon das Eine, was sie begeisterte, war hinreichend, sie bei allen übrigen Fehlern wieder eine Zeitlang zur Selbstständigkeit zu erheben.

Denn als Antiochus Epiphanes, König von Syrien, in allen seinen Staaten eine gewisse Gleichheit der Gesetze und Sitten einführen wollte und ihn verdroß, daß die Juden von ihren herkömmlichen Gesetzen und ihren gottesdienstlichen Einrichtungen nicht abweichen wollten, versuchte er Gewalt. Da gerieth das Volk in Aufstand. Judas, der Makkabäer, erhob sich an der Spitze desselben. Er schlug die Syrer, und unterstützt von Roms Gewalt, die sich in Asien immer mehr ausbreitete, gelang es ihm, Israel, frei von Syrien, noch einmal zu einem unabhängigen Staate zu machen. Der Heldenmuth und die Weisheit der Makkabäer verschwand mit den besiegten Gefahren, und die Laster der neuen Könige, ihre Bruderkriege, machten das ganze Land bald zur Beute des Alles besiegenden Roms. Es kam der Feldherr Pompejus und eroberte Jerusalem. Dem Volke blieb zwar seine Art des Gottesdienstes unangefochten. Die Römer waren in Rücksicht des Glaubens, welchen ein von ihnen bezwungenes Land hatte, sehr gleichgültig. Aber die Unabhängigkeit des jüdischen Landes blieb nun für alle Zeiten vernichtet. Die Römer setzten einen ihnen ergebenen Fürsten, Herodes, zum König der Juden, einen staatsklugen und thätigen Herrn.

Noch sollte Judäa, obschon längst zum Untergange reif, nicht gänzlich verschwinden. So war es der Rathschluß des ewigen Verhängnisses. Denn hier stand, nirgends sonst noch in der Welt, der Tempel des unsichtbaren, einzigen Gottes! Hier wurden noch die heiligen Ueberbleibsel vom Glauben der frühesten Vorwelt bewahrt, die geistigen Kleinodien der Menschheit. Erst wenn statt jenes Tempels, statt dieses Glaubens, der Welt das Vollkommnere gegeben war, konnten Jerusalem, Tempel und Volk ohne Nachtheil für das Glück des menschlichen Geschlechts verschwinden. Und so geschah es.

Selbst das Gesetz und die Lehre Mosis waren zu dieser Zeit nicht mehr in

ihrer ersten Einfalt gekannt. Im Lande herrschten verschiedene Sekten, welche über Auslegung und Geist des Gesetzes unter sich stritten. Da waren die Pharisäer, jüdische Gelehrte, welche zwar fest am mosaischen Gesetze hingen, aber mit überspanntem Wesen und fast abgöttischer Verehrung. Sie übertrieben daher ihre Deutungen; fanden in Allem, selbst im Unbedeutendsten, sogar in der Stellung und Zahl der Buchstaben, heilige Geheimnisse. Sie verloren sich in abgeschmackte Spitzfindigkeiten, in kleinliches Zeremoniel. Niemand war pünktlicher als sie in Beobachtung täglicher Gebete, Opfer und Waschungen. Aus Eigennutz und Ehrgeiz wollten sie die Männer des Volks, die Beherrscher der öffentlichen Meinung sein. Ein heiliges Leben war ihnen minder wichtig, als das Gepränge äußerlicher Zucht. Nebenbuhlerin im öffentlichen Ansehen war von ihnen die gelehrte Sekte der Sadducäer. Diese verwarfen das Geheimnißvolle und Bildliche, welches die Pharisäer in den Schriften Mosis suchten und fanden. Sie hingen am todten Buchstaben, und lehrten und glaubten nichts Anderes, als was der Buchstabe sprach. Darum leugneten sie die Auferstehung der Todten, weil sie davon in den Schriften Mosis nichts gefunden hatten. Hielten es die Pharisäer mit dem Volke, hielten es die Sadducäer mit den Vornehmen und Großen der Stadt und des Hofes.

Viele Juden fanden indessen die Spitzfindigkeiten dieser gelehrten Parteien nicht genugthuend für ihr Gemüth. Sie sehnten sich nach Besserm, als dem trockenen Spiel des Verstandes. Sie zogen sich in Einsamkeiten zurück, wo sie unter dem Namen der Essäer, mit Entsagung aller irdischen Annehmlichkeiten, bei Gebet und Fasten lebten, und durch Kasteiung ihres Leibes und wohlthätigen Wandel den Beifall Jehova' zu gewinnen hofften.

Alle diese Sekten waren inzwischen darin einig, daß die Zeit nahe sei, wo, nach ihrer Auslegung der alten Weissagungen, ein Retter Judas erscheinen würde. Verheißen war er von den Propheten, die vor Jahrhunderten schon das Verderben ihres Volkes beklagt und einen neuen Moses verheißen hatten, welcher die Nachkommen Israels aus der Schmach und Knechtschaft glänzend hervorführen würde. Ja, sie fühlten es, der da kommen sollte, mußte größer als Moses sein, um so schwerer es war, ein so tief im Irrthum und Herzlosigkeit versunkenes Volk zu erheben. Nun, ganz Israel erwartete es, war die Zeit erfüllt. Die Einbildungskraft der harrenden Menge erfüllte sich mit wunderbaren Vorstellungen von der Macht und Herrlichkeit, in welcher der Gesandte und Gesalbte des Herrn, der Nachkomme vom Stamm Davids und der Erbe seines Thrones, der Sohn Gottes, erscheinen müsse. Denn, so hoffte die Menge, er sollte das unüberwindliche Rom stürzen und den Scepter Israels wieder gebietend über die Welt ausstrecken.

Und in der That, die Zeit war erfüllt. Nach einem viertausendjährigen Kampfe des Lichts und der Finsterniß war die Menschheit im Allgemeinen zum hellern Glanze vorbereitet und empfänglich, die höchsten Offenbarungen aufzunehmen. Die Zeit war erfüllt, wo ein ganz neuer Kampf des Guten mit dem Bösen beginnen sollte. Und er begann. Es ging in den Nächten und trüben Dämmerungen der Geisterwelt die Sonne auf. Der Messias Jesus erschien.

Wenn ich meinen Blick über die ersten viertausendjährigen Schicksale des

menschlichen Geschlechts hinwerfe, wie erfüllt mich das weite Gewühl auf- und untergehender Nationen mit Schauder und Wehmuth! Wie viel Blut, wie viele Thränen flossen, und wofür! Eroberer gingen mit ehernen Fersen über die Leichen zahlloser Geschlechter hin — was war ihr Werk? Elend. Was war ihre Beute? Ein vergessenes Grab. Wo sind die Herrlichkeiten Jerusalems, die Prachtgebäude Babylons, die gewaltigen Scepter des Morgenlandes alle? Wo sind die Schulen Griechenlands, wo die Reiche Roms?

Es war der allgemeine, ungeheure, endlose Krieg der Leidenschaften. Völker verschlangen Völker, und wurden verschlungen. Ihr Ruhm ist dahin; von vieler Dasein weiß man nicht mehr. Nichts blieb von dem Allen, als die schrecklich warnende Geschichte des großen Jammers, und das Gute, welches durch Weisheit und Tugend den nachfolgenden Geschlechtern gestiftet ward. Nur dieses blieb unsterblich. Und wo es von den Völkern ergriffen ward, wurden sie dadurch glückselig und groß. Sie stürzten unaufhaltsam in den Abgrund des Verderbens, sobald sie sich zum Bösen wandten.

Und sehe ich auf die heutigen Völker, und ihre Kriege und ihre Sitten — schaudernd und bange ahne ich noch schrecklichere Zeiten. Ach, hätte ich, königlicher Jesaias, den Donner deines Mundes, um die Welt von ihrem Irrthum zurückzurufen! Aber würde sie mich hören? Im wilden Wahnsinn ihrer Begierden rasen sie von Sünde zu Sünde. Die Juden hatten Mosen und die Propheten, und sanken unter; sie hörten nicht. Die Völker der heutigen Welt, haben sie nicht Jesum Christum? Sie hören ihn nicht. Sie deuteln an seinen Lehren, sie streiten um seine Worte, wie Pharisäer und Sadducäer einst um die Buchstaben Mosis. Aber der Geist Jesu ist nicht in den Deutlern. Darum, du über das große Weltverderben trauernder Jeremias, rufe noch heute: Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: Hier ist der Tempel, hier ist der Tempel, hier ist der Tempel, sondern bessert euer Leben und Wesen, daß ihr gerecht thut Einer gegen den Andern!

52.

Das Erscheinen Jesu auf Erden.

Joh. 3, 16.

Er kommt zu Israels Geschlechtern,
Sanft, wie der Thau in stillen Nächten,
Mit Lieb' und Huld nur angethan.
Er kommt herab von seinem Sitze,
Durch seine Herolde, die Blitze,
Geh'n, da er kommt, jetzt nicht voran.
Ihm folgen keine Stürm' und Wetter,
Die nur des Zorns Begleiter sind:
Er kommt jetzt, als der Sünder Retter,
Als einer armen Jungfrau Kind.

Er, welchem alle Himmel dienen,
Er, den uns Gott, uns zu versühnen,
Zum Tilger unsrer Sünden gab:
Er kommt, erniedrigt, daß die Erde
Ein Tempel seines Vaters werde,
Vom Throne seiner Macht herab.
Er wählt nicht zum Geburtsort Schlösser,
Der Fürsten Herrlichkeit zum Spott,
Er wird nicht durch Paläste größer,
Und Gott ist auch in Hütten Gott!

Es ging in den Nächten und trüben Dämmerungen der Geisterwelt die Sonne auf. Der Messias Jesus erschien.

Er erschien — so ordnete es die ewige Vorsehung! — in dem einzigen Augenblick der Zeiten, auf dem einzigen Ort des Erdkreises, unter dem einzigen Volk der Welt, und in der einzigen Verbindung der Umstände, welche dem großen Weltrettungswerk allein die angemessensten sein konnten. Erhaben und einfach, wie in dem Walten und Weben der Natur, ist Gott auch im Walten und Weben der Schicksale.

Die Zeit der heiligen Verheißungen war erfüllt. Die Menschheit stand nun auf der Stufe von Bildung, welche sie fähig machte, das Höhere zu erfassen, und vom Irdischen zum Gedanken des Göttlichen aufzusteigen. Zwar früher schon lebten einzelne weise Männer, des größten Geistesaufschwunges fähig; aber sie standen weit über ihr eigenes Jahrhundert erhaben, und von einer allzu rohen Zeitgenossenschaft kaum begriffen. Zwar gab es wohl einzelne Städte von Bildung; aber sie waren in der Masse barbarischer Nationen nur geringe Lichtpunkte; und diese Nationen standen unter sich meistens getrennt, ohne Verkehr, höchstens von Nachbarschaft zu Nachbarschaft im Kriege.

Rom, das allgewaltige, mußte erst dem Messias Jesus und seinem Werke den Weg anbahnen; es mußte erst mit Waffengewalt, von Gott begünstigt, die halbe Welt erobern, vom Tajo bis zum Euphrat in Asien, von dem Rhein und der Donau bis Egypten und den Sandwüsten Afrikas. Es mußte erst zahllose Völker unter einerlei Herrn und Gesetz vereinigt, sie von der ersten Rohheit abgeleitet haben. Es mußte erst alle Kriege im Innern beendet, und den friedlichen Verkehr der Nationen unter sich eingerichtet haben, damit sich das Wort, welches Jesus brachte, ungehemmter unter Allen verbreiten konnte.

Alle Religionen der Völker schwankten; das mosaische Gesetz war zum Buchstaben- und Wortstreit und leeren Zeremoniel herabgesunken. Bei den Heiden spotteten die Klügern öffentlich über die selbstgemachten Gottheiten. Ueberall herrschte Vielgötterei; abergläubiger Opferdienst, um die höhern Wesen sich zu Freunden zu machen; der schauderhafte Gedanke, daß in der Todesstunde der Schluß alles Daseins, die gänzliche Vernichtung eintrete. Allgemeiner, als je, war die Sehnsucht nach dem Bessern, nach höherer Erleuchtung. In hundertjährigen Kriegen, und im unsteten Wechsel des Glücks des Hohen und Niedern ward die Schlechtigkeit alles Irdischen tiefer empfunden, und das Bedürfniß eines Glückes, welches, unabhängig von den Spielen des Zufalls, höher als jedes Schicksal von außen sei. Aber wer sollte das Bessere, die Erleuchtung, das ewige Glück bringen? Wer konnte den Seufzer der Menschheit erhören? — Niemand, denn Gott selbst.

„Und also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." (Joh. 3, 16.)

Der Messias Jesus erschien, und zwar an einem Ort, unter einer Nation, welche allein dazu die geeignetsten waren. Nur im jüdischen Lande, nur im jüdischen Volke lebte noch der Gedanke von der Einheit des unsichtbaren, lebendigen Gottes. Hier allein war der Ort, wo die Offenbarungen des Höheren leichter verstanden und empfangen werden konnten. Hier allein waren keine Götzenaltäre zu zerstören, keine Tempel zu verändern, was der Lehre Jesu gleich

anfangs den allgemeinen Zorn des Pöbels und der Regierungen hätte erwecken müssen. Hier allein war der Ort, wo noch von Jahrtausenden her aus der Urwelt sich die Lehre vom Göttlichen bewahrt hatte, die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer ins Gemüth gegeben war. Hier war durch eine neue Religion nichts an der Staatsverfassung zu ändern, die bei andern Völkerschaften meistens aufs Innigste mit dem Opferdienst und Priesterthum verwebt war. Daher konnte Jesus nachher seine Lehre nur als eine höhere Entfaltung der mosaischen darstellen; er konnte den Juden sagen: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. (Matth. 5, 17.)

Der Messias mußte noch aus andern Gründen zuerst in der jüdischen Nation erscheinen, obgleich eben diese Nation schon damals unter den übrigen Völkern wegen ihrer ungeselligen Eigenheiten, wegen ihres Aberglaubens und Leichtglaubens zum Sprichwort und zur Verachtung geworden war. Hier forderten die allgemeinen Völkerverhältnisse sein erstes Erscheinen, obgleich damals noch kein Sterblicher von dem, was sein würde, eine Ahnung haben konnte. Aber dem Auge der Vorsehung war es unverborgen, daß dies gleiche Volk, wenige Jahrzehnde nach Jesu Erscheinung, sobald seine Lehre hinlänglich Wurzeln geschlagen habe, untergehen werde; daß dieser Untergang keiner der gewöhnlichen einer Nation, sondern eine gänzliche Auflösung und Zerstreuung des Volkes in alle Welttheile sein werde — das ungewöhnlichste, das unerhörteste der Schicksale, welches nie vor-, nie nachher eine andere Nation wieder betroffen hat. Nur so konnte, mußte nothwendig das von Jesu geoffenbarte Wort plötzlich und wunderhaft schnell durch alle Welttheile, unter die verschiedensten Völkerschaften ausgestreut werden, wie ein reifer Same, den ein Sturm weit durch die Lüfte umherführt und ausstreut. Denn — und das war der Beschluß der göttlichen Vorsehung, den wir erst aus seinen Wirkungen anbetend erkennen — die Weisheit und Offenbarung durch Jesum sollte nicht die eingeschlossene Religion eines Landes werden, nicht etwa bloß im jüdischen Staat an die Stelle der verfallenden mosaischen Religion treten, sondern Glaube und Beseligung der gesammten Menschheit werden. Selbst jene Verachtung der Völker gegen die Juden war nothwendig zum Gedeihen des Christenthums, weil bei der nachmaligen Zerstreuung der Israeliten in andern Ländern auch die Christen anfangs für bloße Juden gehalten wurden, gegen deren Glauben man nachsichtig war. So empfing die zarte Pflanze, der erste Keim des Christenthums, auf fremdem Boden milden Schutz vor der Eifersucht heidnischer Priester. Erst als der Keim zur Kraft erstarkt, und es zu spät war, ihn zu vertilgen, erst als die Altäre und Tempel der Götzen nothwendig fallen mußten, erkannten Priester und Fürsten ihren anfänglichen Irrthum.

Nicht unter Griechen, nicht unter Römern, sondern bei den Juden mußte Jesus Messias auftreten, auch darum schon, weil hier, besonders in der großen Masse des Volkes, der Glaube und die Erwartung von der nahen Ankunft eines Messias, eines Gottgesandten, allgemein rege war. So stand zu seiner Aufnahme Alles vorbereitet. Nicht der Gelehrte bloß, sondern selbst der gemeinste Mann kannte die Weissagungen der alten Propheten vom Messias. Diese vor

Jahrhunderten geschehenen Verkündungen, die seit Jahrhunderten immerfort wiederholt worden waren, bezeichneten mit den kleinsten Einzelnheiten, mit den feinsten Zügen, wie der große Welterlöser erscheinen solle und sein werde; wie er, ein Sohn Davids, in tiefster Niedrigkeit als der Allerverachtetste kommen werde, diese Ruthe von dem Stamm Isai, dieser Zweig aus seiner Wurzel, auf welchem ruhen sollte der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn. (Jes. 11, 1. 2.)

Und Jesus Messias erschien. Durch Leitung der Umstände vereinigte die Vorsehung auf unbegreifliche Weise in der Person und dem Leben Jesu alle jene prophetische Schilderungen der Alten. Er war es, den das hohe Alterthum so genau bezeichnet hatte; Jeder mußte ihn erkennen.

Er ward geboren zu Bethlehem, in der Vaterstadt des Königs David. Er ward geboren von einer Jungfrau, genannt Maria. Sie war die Verlobte Josephs, eines Zimmermanns und Nachkommens aus dem ganz gesunkenen, halb vergessenen königlichen Geschlechte Davids. Von jeher war in den morgenländischen Familien die Sitte herrschend, mit strenger Sorgfalt die Geschlechtsregister der Väter aufgezeichnet zu bewahren und fortzusetzen. Diese Sitte hat sich im Morgenlande noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Geschlechtsregister waren von Familie zu Familie nichts Unbekanntes. So legte der Evangelist Matthäus (1, 2 bis 16) das Geschlechtsregister Josephs den Zeitgenossen vor. Die Mutter Jesu ward Josephs Weib.

In Bethlehem, in der Vaterstadt Davids selbst, mußte er durch seltsame Verkettung der Umstände geboren werden. Auch hatte Micha, der Prophet des Alterthums, der bei siebenhundert Jahre vor Christi Geburt lebte, geredet: Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit gewesen ist. (Micha 5, 1.)

Joseph selbst und Maria wohnten nicht in dieser Stadt Davids, sondern zu Nazareth. Aber Alles geschah zu der Zeit, da das ganze Römerreich zum erstenmal in der Gewalt eines Einzigen, des Kaisers Augustus, vereint war, dessen gehorchender Unterkönig Herodes damals in Jerusalem lebte. Herodes hatte königlichen Hof, königliche Würde und Gewalt, doch war er an Rom zinsbar. Als nun der Kaiser die erste Schatzung im ganzen Reich ausschrieb, und Jedermann in den Ort seiner Herkunft reisen mußte, sein Vermögen wegen der Besteuerung anzugeben, reisete auch Joseph, von Maria begleitet, nach Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war. (Luk. 2, 4.) Hier gebar Maria den, von welchem die Prophezeiungen geredet hatten. Vielleicht scheinen diese kleinen Umstände unsern Zeiten gering zu sein; sie waren es nicht im Plan der Vorsehung, nicht für jenes Zeitalter, nicht für jenes Volk. Das war Zufall! läßt sich sagen. Wohlan, ich will es auch so nennen. Aber aus diesen Zufällen ist unser Leben wunderbar weislich geordnet, und alle Zufälle, vergiß es nie, Freund, sind göttlichen Ursprungs!

Noch ein anderer, dir vielleicht eben so geringschätziger Umstand ist mir immer bei der Geburt Jesu zu Bethlehem auffallend gewesen. Man hoffte nämlich

allgemein mit gespannter Erwartung auf die Erscheinung des Messias. Das Gerücht davon hatte sich vielleicht weiter verbreitet, als die Grenzen des jüdischen Landes reichten. Mit dieser Vorstellung und in Beobachtung und Deutung der Gestirne (der Lieblingsbeschäftigung damaliger Gelehrten, besonders im Morgenlande) glaubten einige Männer aus der wunderbaren Stellung der Sterne, oder der Sichtbarwerdung eines Kometen auf die Erscheinung des Messias schließen zu müssen, und machten sich auf die Reise, ihn zu sehen. Die Schrift nennt sie Weise vom Morgenlande; sie kamen vielleicht aus dem morgenwärts von Jerusalem liegenden Chaldäa oder Arabien.

Sie kamen nach Jerusalem, in der Meinung, Jedermann müsse in dieser Stadt schon von der Ankunft des Längstersehnten wissen. Sie erkundigten sich überall: Wo ist der neugeborne König der Juden? Denn ein irdischer König war die Hoffnung Israels; ein Gottesheld, welcher den Thron des Augustus und die Macht der unbesiegten Parther zertrümmern würde, um den Glanz Jerusalems heller zu machen, als er jemals unter David gestrahlt hatte. Niemand in der volkreichen Hauptstadt wußte ihnen zu antworten; wohl konnte ihnen Jeder sagen, daß in den Büchern der alten Propheten Bethlehem als die Geburtsstadt des Messias bezeichnet worden sei. So reiseten die Morgenländer nach Bethlehem. Auch hier herrschte Stille. Aber sie vernahmen die Geburt eines Kindes von einer galiläischen Jungfrau. Ehrfurchtsvoll begaben sie sich dahin, wo das Kindlein mit der Mutter war. Sie fanden es, entblößt von aller Herrlichkeit, ja von den nothwendigsten Bequemlichkeiten und Bedürfnissen, in einem elenden Stalle. Seine Wiege war eine Krippe. Aber unerschütterlich war ihr Glaube. Sie fielen nieder. Sie beteten ihn an. Sie schenkten dem Auserwählten Gottes von den Erzeugnissen ihres Landes oder Handels, Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Ihr Nachforschen in Jerusalem hatte Aufsehen in der Hauptstadt gemacht. Das ganze Jerusalem erschrak. Herodes kannte den meuterischen Geist des Volkes, das er beherrschte; er kannte die Sagen von einem Messias. Er ließ die Schriftgelehrten versammeln und fragte, wo eigentlich der Messias geboren werden müsse, kraft alter Vorhersagungen. Die Antwort blieb: Bethlehem. Es gehört in der That wenig dazu, einen Mann argwöhnisch und unruhig zu machen, der als ein Fremdling, denn er war ein Idumäer, und durch kaiserliche Gunst auf den unsichern Thron des jüdischen Landes erhoben ward. Mochte er auch die herrschende Sage wohl für ein Mährchen des Aberglaubens halten: es war ihm des wankelmüthigen Volkes wegen immer ein gefährlicher Aberglaube. Ihn selbst hatten ja einige Juden, vielleicht nur seine feilen Schmeichler, schon als den verkündeten Messias gepriesen. Er wußte es; wußte aber auch, daß die Mehrheit im Lande daran gar nicht glauben wollte und seine Bewunderer und Anhänger nur schlechtweg mit dem Namen der Herodier bezeichnete.

In diesen Verhältnissen gab er den Befehl zu dem bekannten bethlehemitischen Kindermord, um so mit einem Streiche alle Volkserwartungen und alle aufrührerischen Bewegungen zu vertilgen, welche sich daraus entwickeln konnten. Ich weiß es wohl, daß außer den heiligen Schriftstellern keine andern Schriftsteller jenes Zeitalters von dieser grausamen That reden. Aber welch ein schwa-

cher Grund, die Sache selbst zu bezweifeln, und die anspruchlose Redlichkeit der Evangelisten zu verdächtigen, und zwar aus eigener Unwissenheit! Denn bei so vielfachen Gewaltthaten, als sich Herodes bei seiner wankenden Größe überhaupt erlaubt hatte, mochte ein Todesbefehl, wie dieser, kaum sehr bemerkenswerth scheinen. Hatte er doch auf einen bloßen Argwohn hin, den ihm die Aussage einiger Gefolterten erregen konnte, seine eigenen beiden Söhne, den Alexander und Aristobul, hinrichten lassen. Wozu konnte ein Mann nicht fähig sein, in welchem die Leidenschaft des Ehrgeizes selbst die Gewalt und die Stimme der Natur vernichtet hatte? Zudem war die Ermordung der Unschuldigen weder so zahlreich und gräßlich, als sie uns zuweilen in Bildern der Maler oder Dichter vorgestellt worden ist. Denn wenn auch der schreckliche Befehl in aller Strenge vollzogen worden ist, und zu Bethlehem, und so weit der Stadtbezirk reichte, alle Kinder männlichen Geschlechts, die unter zwei Jahren alt waren, getödtet worden sind: so mußte die Anzahl derselben sehr gering sein, weil Bethlehem eins der geringsten Städtchen des jüdischen Landes war. Noch in unsern Zeiten zählt es in Allem kaum dreihundert Häuser, da es doch aus Ehrfurcht als Geburtsort des Erlösers nicht nur von Juden, Türken und Arabern, sondern auch von sehr vielen Christen bewohnt ist, die daselbst ein Kloster haben, Handwerke begehen und Handel treiben, besonders mit Rosenkränzen und Kreuzbildern.

So gering aber auch die Anzahl der durch den königlichen Befehl fallenden Opfer sein mochte: er blieb eine Schmach im Leben des Tyrannen, der bald selbst eines schauderhaften Todes starb. Er litt lange an der Wassersucht; darauf ging er lebendigen Leibes in Verwesung über. Würmer erzeugten sich in seinen offenen Wunden, da er schon siebenzig Jahre alt war. Auch den Zweck seiner Absicht erreichte er nicht. Zwar das Volk blieb ruhig; aber der, welcher getödtet werden sollte, blieb unverletzt. Gott wachte.

Maria hatte nämlich mit ihrem Gatten und Kinde, welches nach dem achten Tage beschnitten worden, Bethlehem verlassen, und war, dem jüdischen Gesetze gemäß, nach Jerusalem gegangen, um dort, nebst einem Opfer von zwei jungen Tauben, ihren theuern Säugling im Tempel dem Herrn darzustellen. Noch herrschte die Rede vom Messias laut in der Stadt. Noch war der herodische Schluß nicht gegen Bethlehem ergangen.

Und als das Kind von der Mutter im Tempel gehalten ward, trat ein hochbetagter frommer Jude hinzu. Den Greis bewegte der Anblick des Kindes wunderbar. Er seines Namens Simeon, war des innigen und mit der allgemeinen Erwartung übereinstimmenden Glaubens, die Zeit sei erfüllt, und er werde nicht sterben, er habe denn zuvor den Christ des Herrn, das heißt, den Gesalbten Gottes erblickt. Er sah Jesum. Erschüttert nahm er das Kind vom Arm der Mutter an seine Brust, blickte gerührt zum Himmel empor und sprach im Geist der Propheten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn nun haben meinen Augen Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preise Deines Volkes Israels!“ (Luk. 2, 29—32.)

Die Worte des Greises erregten, nach Allem, was schon geschehen war, die

Verwunderung des Vaters und der Mutter. Nicht minder, als eine weise und fromme Frau von vierundachtzig Jahren, durch Simeons Reden angezogen, in gleicher Ehrfurcht sprach, betete und segnete.

Das Kind hatte, dem mosaischen Gesetz gemäß, die Beschneidung empfangen zu Jerusalem. Darum kehrten die Eltern mit demselben nach ihrem Wohnort Nazareth zurück, als sie Alles gethan hatten, was sie nach Vorschrift des Gesetzes beobachten mußten. Alles aber, was geschehen war, mußte in ihnen wunderbare, dunkle Ahnungen von den Bestimmungen und der Zukunft dieses Säuglings erwecken. Er ward ihnen ein heiliges Pfand der Gnade Gottes. Ihre ganze Sorge und Zärtlichkeit wandte sich ihm zu. Wie mußten sie erschrecken, als nun die Rede ging, daß der König geboten habe, in Bethlehem die Unschuld zu erwürgen, weil dort der Messias geboren sei! — Zitternd machten sie sich auf und flüchteten nach dem benachbarten Aegypten in den Schutz fremder Verwaltung, in eine rettende Verborgenheit.

Gott, wie preise ich Deine Vorsehung würdig! Welch eine Weisheit in allen Verumständungen und Begebenheiten, in Zeiten und Gegenden, welche die Geburt dessen umgeben, dem ich meine Erleuchtung, Deine wahre Erkenntniß, meine Seligkeit schuldig bin! — Welche Allmacht in der großen Entwickelung aller Schicksale! — Welche Barmherzigkeit und Liebe gegen das in den Nächten des Todes verlorne Geschlecht der Menschen! O, wie hast Du die Welt geliebt, daß Du Deinen heiligen Sohn hingabst, damit Keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe, sondern das ewige Leben habe! Hätte ich jemals an Dir, jemals an der Göttlichkeit von Jesu Sendung und Offenbarung gezweifelt: die Geschichte seines Erscheinens, und was vorausging, und was nachfolgte, und wie durch Deine Führungen, Gott, das Allergrößte, was je dem Menschengeschlechte geschah, aus dem Kleinsten und Verachtetsten siegend über die Gewalt der Welt hervortrat — es hätte meine Zweifel zermalmt.

Gerührt durch die Wunder Deiner unendlichen Huld, wie Simeon, will ich, wie er, im Tempel Dich dankbar preisen im Laufe meines Lebens, bist Du auch mich, Deinen Diener, in Frieden fahren lässest. Amen.

53.

Die Jugend Jesu.

1. Tim. 6, 12.

So heb' empor die trüben Blicke,
Wenn sich dein Weg in Nacht verliert,
Dich leitet Gott zu deinem Glücke,
Zu dem die Liebe immer führt.
Wie schien Dir oft, vergiß es nicht,
Aus tiefster Nacht sein schönstes Licht!

Gott, gnädig, wenn Du uns erhöreſt,
Oft gnädiger, wenn Du den Plan,
Den unsere Kurzsicht schuf, zerstöreſt,
Dich, Vater, bet' ich dankbar an.
Mein Wille nicht, o Vater,—Dein,
Dein Wille nur geschehʼ allein.

Todesgefahren umringten schon die Wiege Jesu Christi. Seine Eltern mußten mit ihm, dem heiligen Säugling, durch die Wüsten nach Egypten flüchten, um ihn dem Mordschwert des gefühllosen Herodes zu verbergen. Erst, als sie erfuhren, daß der bisherige König des jüdischen Landes zu Jericho gestorben war

und sein Sohn Achelaus den Thron des grausamen Vaters bestiegen habe, kehrten sie mit einander nach dem stillen Nazareth zurück.

So viel Außerordentliches den Eintritt Jesu ins irdische Leben ausgezeichnet hatte, war doch Alles im Volke bald vergessen. Man erwartete das Erscheinen des Messias und wußte nicht, daß er schon im Vaterlande war und unschuldvoll als Kind unter den Blumen von Nazareth spiele. Das erste Geräusch von seiner Ankunft hatte sich verloren. Viele mochten das nicht mehr glauben wollen, was man anfangs von ihm erzählt hatte. Der Gesang der Engel in seiner Geburtsstunde war verhallt.

Was die Vergessung Jesu noch mehr beförderte, war die Dunkelheit des Standes, in welchem er bei seinem Pflegevater Joseph lebte, der seines Handwerks ein Zimmermann war und sein Brod mühsam verdienen mußte. Das entsprach den Vorstellungen der Juden nicht, die sie von einem Messias, einem Gottessohn, einem künftigen Ueberwinder Roms und Beherrscher des Erdkreises, hatten.

Sie bildeten sich ein, daß er von ungewöhnlichem Glanz umgeben, daß er von den Engeln des Himmels bedient sein, daß jede seiner Handlungen, jeder seiner Schritte von wunderbaren Ereignissen begleitet sein würde. Von dem Allen vernahmen sie nichts. Auch die Einwohner bemerkten in dem Dasein des Kindes Jesu nichts Uebernatürliches. Hätten sie dergleichen wahrgenommen, ihre Aufmerksamkeit würde bald erregt worden sein und das Geschrei davon wäre bald durch das ganze Land erschollen.

Aber dazu war Jesus nicht gesandt. Er sollte nicht solches Aufsehen erregen, nicht mit Wunderdingen die Augen der Neugierigen ergötzen. Er sollte das Geschlecht der Sterblichen lehren, daß auch die menschliche Natur sich schon zu einer gewissen Hoheit und Heiligkeit und Kraft erheben könne. Nur sein göttlicher Sinn, nur die in ihm sich offenbarende Fülle der Gottheit sollte die Gemüther anziehen, und durch ihn dem ganzen Geisterreich das Himmlische offenbart werden. So war es selbst von den Propheten des Alterthums verkündiget; so mußte es nach dem Rathschlusse des ewigen Vaters sein. Es lebte Jesus Christus in menschlicher Gestalt auf Erden, damit uns sein heiliger Wandel entzücke und wir ihm nachfolgen mögen. Würde der Erlöser in überirdischer himmlischer Gestalt hienieden erschienen sein, so würden die Sünder sprechen: Wir sind nur schwache menschliche Geschöpfe, und unsere irdische Natur entschuldigt unsere Vergehungen; es ist nicht möglich, daß wir als bloße Menschen zu solcher Unschuld und Reinheit gelangen können, wie er, der uns zu seiner Nachfolge auffordert. Aber obgleich in der irdischen Hülle des Menschen, war Jesus göttlich in Sinn und That, und man möchte sagen, die Gottheit war in ihm menschlich geworden, sich durch ihn den Jahrtausenden zu offenbaren. Und so mußten Jesu Leben und Jesu Lehren für die Menschheit wohlthätig und fruchtbar bleiben, damit wir schon hienieden gottselig zu wandeln und nach seinen göttlichen Geboten zu leben uns bestreben.

Wie früh aber schon in Jesu das Streben nach dem Himmlischen laut ward, davon finden wir in seiner von Matthäus gegebenen Lebensbeschreibung eine herrliche Spur. Seine Eltern, die gewöhnlich alle Jahre einmal nach Jerusa-

lem reiseten, nahmen ihn einst, als er zwölf Jahre alt war, mit sich dahin in den Tempel. Hier erfüllten die heiligen Umgebungen seine unschuldvolle Brust mit höherer Sehnsucht. Er hörte mit Begier die Lehrer, und hier fand man ihn sitzen mitten unter ihnen, daß er ihnen zuhörte und sie fragte. Aber seine Fragen selbst verriethen, daß er mit Andacht und Scharfsinn schon in seinen einsamen Stunden darüber nachgedacht hatte. Und Alle, die ihm zuhörten, bewunderten die Größe seines Verstandes, die Klarheit und Tiefe in seinen Antworten. (Luk. 2, 47.) Er vergaß in diesen für ihn so lehrreichen Unterhaltungen Vater und Mutter. Nur der ewige Vater, nur Gott war sein Gedanke. Drei Tage lang suchten ihn seine Eltern vergebens. Sie glaubten anfangs, er habe sich mit andern Befreundeten und Bekannten auf die Rückreise begeben. Da sie ihn aber nach einer Tagreise nirgends bei den zurückkehrenden Verwandten fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem.

Sie erblickten ihn endlich im Tempel noch immer verweilend. Nur der ewige Vater, nur Gott war sein Gedanke. Und als ihn die Mutter mit zärtlichen Vorwürfen fragte: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ schien er aus der Betrachtung zu erwachen, und erwiederte nur: „Was ist es denn, daß ihr mich gesucht habet? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ — Sie verstanden nicht, was er meinte, und nahmen ihn mit sich in die Heimath. Doch Maria dachte oft an diese merkwürdige, dunkle Antwort. Es kam die Zeit, in welcher sie dieselbe wohl begriff.

In dem Alter, wo die Wißbegierde des werdenden Jünglings aus der Harmlosigkeit des kindlichen Daseins erwacht, liegt in der Unschuld und dem ernsten Forschen eines geistreichen Knaben eben so viel Anmuth, als oft etwas Ueberraschendes. Jesus kehrte nach Nazareth in die vorige Dunkelheit zurück. Seine Anlagen entwickelten sich immer mehr; er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Seine Jugend verfloß in stiller Bescheidenheit. Es ist uns darüber nichts weiter aufgezeichnet worden. Vermuthlich erlernte er bei seinem Pflegevater Joseph dessen Handwerk als Zimmermann. Wenigstens muß dies eine sehr bekannte Sage noch unter den ersten Christen gewesen sein. Auch in den Schriften der Kirchenväter, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt gelebt haben, finden wir dies. Und warum sollten wir es nicht glauben? Joseph war eher dürftig als reich, und Jesus erfüllte die Pflichten des guten Sohnes zur Unterstützung seiner Eltern. Er sorgte, wie jeder Andere, für seine leiblichen Bedürfnisse, für seinen Erwerb, um geachtet und unabhängig unter Seinesgleichen dazustehen. Allein die Sorge für seine Vermögensumstände verschlang ihm nicht alle Zeit. Ein Theil seiner Stunden gehörte dem Irdischen, ein anderer Theil der Ausbildung seines Geistes in Erlernung nützlicher Kenntnisse und in Erwerbung und Ausübung eines himmlischen Sinnes. Er arbeitete nicht bloß, um im Stande zu sein, sich in den freien Stunden Ergötzungen zu verschaffen, sondern er wollte nur das Nöthige, um sich dann dem Allernöthigsten zu widmen.

Wer zweifelt auch wohl daran, daß Jesus seine Zeit aufs weiseste und sorgfältigste benutzt haben müsse? Denn als er nachmals hinaustrat ins öffentliche

Leben, welchen Reichthum von mannigfaltigen Kenntnissen, welche Kraft des Gemüthes äußerte er da! Welche genaue Bekanntschaft hatte er sich in den Schriften und Schicksalen des jüdischen Alterthums erworben, daß ihm Keiner von Jerusalems größten Schriftgelehrten gleich kam! Welche tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und aller Güten, aller Schwächen desselben hatte er erworben! Wie wohlbekannt war er mit den Einrichtungen des Staates, mit dessen Mängeln und Gebrechen, mit der Denkart, Kraft und Verderbtheit der Nation; wie bestimmt sah er den Untergang derselben lange zuvor! Wie vertraut war er mit der Natur, in welcher sich der ewige Vater in seiner Macht und Liebe und Weisheit offenbart; wie vertraut mit den Kräften der Natur, mit dem Wesen des Weltalls, dem unendlichen Hause Gottes, seines Vaters! Wie frei und rein stand er von allen Vorurtheilen seines Volkes, ja seines ganzen Jahrhunderts! Wo war irgend einer der Weisesten in Israel, wo einer der noch von uns mit Recht verehrten Weisen Griechenlands oder Roms, alter und neuer Welt, welche auf der göttlichen Höhe seiner Ansichten standen?

Welch ein Leben muß Jesus Christus geführt haben, ehe er sein großes Lehramt und Welterlösergeschäft begann! Thatenvoll und segenreich war sein Leben, von dem Tage an, da er, getauft von Johannes, aus dem Jordan stieg; aber nicht minder thatenvoll müssen die Jahrzehende gewesen sein, welche diesem Augenblick vorausgingen. Niemand hatte weiser als er die ihm von Gott verliehene Lebenszeit benutzt; darum konnte er ohne Reue auf seine Vergangenheit zurückblicken.

O könnte ich's wie Du, mein Heiland, Du nun zur Rechten Deines Vaters Erhobener! Mein Blick verdunkelt sich aber, wenn ich auf das zurückblicke, was ich in der Vergangenheit that. — O wer bin ich? und wer sollte ich sein? wer könnte ich sein, hätte ich mich nicht sorglos hingehen lassen, wie es eben kam, sondern mit Ernst zu meiner Verbesserung gethan, und meine Stunden weiser benutzt und begieriger jede Gelegenheit ergriffen, heilig, menschenliebend, ohne Eigennutz, ohne Verzärtelung zu handeln, wie er, der mein Vorbild ist und dessen Nachfolger ich sein möchte! — Verlorne Tage, verlorne Jahre, klaget mich nicht vor Gott an!

Es ist wahr, ich habe redlich gearbeitet, mich und die Meinigen anständig zu versorgen und zu erhalten; ich habe keine Mühe gefürchtet, meine Vermögensumstände zu verbessern, wenigstens nicht schlimmer werden zu lassen. Diesen Ruhm wird man mir lassen müssen. Darin that ich meine Pflicht. Aber was für eine Pflicht? Sie ist von allen die allerleichteste. Dazu trieb mich nicht die Liebe zu Gott, sondern mein eigener Vortheil in der bürgerlichen Welt. Dazu bedarf es keines Christenthums, denn jeder Heide thut das Gleiche, und oft besser als ich, wenn er thätiger, sparsamer, vorsichtiger ist, als ich zuweilen sein mochte. Ja, die Thiere sogar thun dasselbe, indem sie für sich und ihre Jungen, so lange diese noch Hilfe nöthig haben, Nester bauen und für den langen Winter sogar Vorräthe in ihre Höhlen sammeln.

Und ging ich dabei auch immer mit aller gebührenden Ehrlichkeit und Treue zu Werke? Plagte mich dabei nicht zuweilen die schändliche Empfindung der Mißgunst und des Neides? Wußte ich auch wohl immer einen kleinen Ueber-

fluß auf weise und gemeinnützige Art zum Besten eines Andern anzuwenden und zwar jedesmal ohne alle Nebenabsichten? Habe ich wohl oft dasjenige, was ich zu meinem Vergnügen zurückgelegt und bestimmt hatte, mir zuletzt versagt und es hingegeben an Personen, denen das Dringendste, das Unentbehrlichste mangelte? Verlorne Tage und Stunden, verlorne Gelegenheiten, klaget mich nicht vor Gott an!

So that Jesus nicht, der göttliche Menschenfreund. Er arbeitete mehr für Andere, als für sich. Seine eigenen Bedürfnisse waren immer gering, denn er wollte von dem, was das sinnliche Leben gibt, so unabhängig als möglich sein. Dadurch entwickelte er jenen Gottesmuth, jene himmlische Kraft, mit der er das schwerste Leiden über sich nahm, nicht daß er, sondern daß ich durch ihn, in seiner Nachfolge zum Vater, selig würde.

Inzwischen kann ich mir wenigstens das Zeugniß geben, daß ich selten einen Anlaß versäumte, der zur Besserung meines Herzens helfen und mich dem Göttlichen näher führen konnte. Ich besuchte den öffentlichen Gottesdienst; ich betete mit Inbrunst oft, mit Andacht immer; ich benutzte Unterhaltungen mit verständigen Personen zu meiner Belehrung; ich las nützliche oder erbauliche Schriften. Hierin wenigstens ahmte ich meinem Jesu nach. Ich streute den Samen besserer Erkenntniß in meinen Geist, den Samen des Guten in mein Herz. Wie aber ist er aufgegangen? Wo sind die Früchte besserer Erkenntniß? Wo die Thaten des Guten? — Noch, weh mir, habe ich manchen Fehler, den ich vor einem Jahr schon an mir kannte. Ich merke es wohl, nun ist er schwerer zu vertilgen, weil er älter geworden. Ich gestehe es, nicht einmal gekämpft habe ich mit diesem Fehler, ihn ganz und gar von mir zu entfernen. Und wenn ich's dann und wann versuchte, großer, anhaltender Ernst war mir's dabei nicht. Mein Leichtsinn tröstete mich bald damit, daß mir andere Leute wohl noch fehlerhafter zu sein schienen; bald mit dem elenden, alles Gute erstickenden Sprichwort: Es hat jeder Mensch seine Schwachheiten. Mehrmals, wenn ich durch irgend einen Umstand aufmerksamer auf die Verderbtheit meiner Neigungen gemacht wurde, verdroß es mich sogar in meiner übeln Laune und ich dachte: Ich bin nun so und will nun einmal so sein, wie ich bin. Oder mit stolzem Eigensinn sprach ich zu mir selbst: Was gehen mich alle Splitter- und Sittenrichter mit ihren Ermahnungen und Belehrungen an? Ich habe wohl selbst Verstand genug und weiß, was ich zu thun habe, um durch die Welt zu kommen. Mittlerweile blieb ich, wie ich war; ich behielt meine Unvollkommenheit, mein unreines Gewissen. Ich hoffe auf Gottes Gnade in meiner Trägheit; ich verlange nach der Barmherzigkeit, deren ich mich nicht würdig machen will; ich glaube an Jesu Verdienst, ohne durch die Nachfolge Jesu daran Theil nehmen zu mögen; ich bilde mir ein, durch Fürbitten bei Gott Schonung zu gewinnen, als wäre der Allgerechte durch Bitten zu bewegen, ungerecht zu sein; ich blicke auf die Ewigkeit mit geheimer Sehnsucht nach einem einst seligern Loose, und thue nichts für dies Loos der höhern Seligkeit, die darin besteht, vollkommen zu werden, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist. So bin ich nun älter geworden, ohne an wahrer Weisheit gewonnen zu haben, ohne mehr Gnade bei Gott und den Menschen zu haben.

Ernste Mahnungen Gottes gingen wohl an mein Herz; Mahnungen Gottes in meinem Schicksal, in trauervollen Stunden, in Stunden der Furcht, der Sorge, der Angst. Vieles vom Schmerz dieser Stunden war die Wirkung meiner eigenen Fehlerhaftigkeit, gelinde Strafe meiner Vergehungen. Vieles war ohne mein Verschulden über mich gekommen, daß ich des vergessenen Gottes und Herrn der Welt wieder gedenken und meine Seligkeit nicht von dem erwarten soll, was mir das Leben hier anbietet. War aber der Schmerz überstanden, die Sorge überwunden, war alles Andere vergessen. Ich blieb wieder, der ich vorher gewesen. Die Zeit hat mich oft mehr, als mein Glaube getröstet. Ja, ich hatte oft mehr Zuversicht auf meine Klugheit, als auf Gottes Macht und Liebe. Ein langer Zeitraum ist verstrichen von meiner Vorbereitung zum Dasein in andern Welten; er verstrich für meine Seele ohne Gewinn. Ich bin nicht, der ich sein soll, der ich sein könnte. Die Ewigkeit harrt. Der Richter lebt!

Verlorne Tage, verlorne Jahre, klaget mich nicht vor Gott an! Noch bin ich nicht ganz verdorben. Noch empfinde ich Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten und Verdruß und Reue über meine nur allzu große Unvollkommenheit. Was hindert mich, endlich einmal einen Anfang zur weisern Benutzung des mir von Gott noch verliehenen Lebens zu machen; besser, gerechter, menschenfreundlicher zu werden, als ich es bis dahin war? Wie sich mein göttlicher Erlöser den größten Theil seiner Tage zu seiner großen Gottesthat vorbereitete, so, meine Seele, bereite dich hienieden zum höhern Dasein vor. Denn dies irdische Leben ist nur der Anfang deines Lebens, ist nur eine flüchtige Jugendzeit.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist! (1. Tim. 6, 12.) Dieser Ruf des Jesusjüngers an seinen geliebten Timotheus sei der Ruf der ewigen Barmherzigkeit auch an dich, sei nun dein festes Losungswort im Streit mit deinen unreinen Neigungen und sündhaften Regungen. Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, wie ihn Jesus kämpfte; überwinde gleichsam das Menschliche in dir, wie es Jesus überwand, um göttlich zu denken und göttlich zu handeln.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! ja, des Glaubens! Du warst im bisherigen Leben nur klug und berechnend, aber nicht wahrhaft in deinem ganzen Wesen religiös und durchdrungen vom Geiste Jesu. Darum warst du auch noch nie so ganz glücklich, als du dich zu sein sehntest. Denn bloße Klugheit kann das nicht geben, was ein tugendhafter, himmlischer Sinn, die ächte Gottesweisheit, gibt. Blicke doch umher, wie häufig sehr kluge Leute die unglücklichsten werden, weil sie nicht religiös genug denken und handeln. Wie kann menschlicher Witz Alles berechnen? Aber wer anspruchlos, zufrieden, wohlthuend und frei von Vergehungen und Sünden in und vor Gott lebt, der hat Alles wohl berechnet. Ihm kann nichts geschehen, so übel es sei, daß er nicht in sich selber dagegen den reichsten Trost und Ersatz fände. Und welch eine thörichte Klugheit ist die, welche sich selber vergiftet! Was ist aber die Fehlerhaftigkeit anders, als eine Vergiftung unserer wahren Glückseligkeit?

Wie unwürdig Deiner Barmherzigkeit und Treue, o mein Vater im Himmel, stehe ich noch hier im Leben! Und doch lebe ich noch und Deine Gnade ist

an mir noch nicht müde geworden! Dankbar sehe ich zu Dir empor. Ach, ich war Deiner Wohlthaten nicht werth. Aber Du hast mich erhalten, und hast mir bisher geholfen, und willst mir noch ferner helfen. O hilf mir! Erbarmer, Vater, Freund meiner Seele, hilf mir, daß ich selig werde. Ich will nicht müde werden, Dich zu betrachten, Dein Wort zu vernehmen, mich dadurch zu heiligen und meine Fehler zu vernichten. Ich will den Lebenslauf Deines Sohnes Jesu mir fortan zum Spiegel machen und in ihm meine Sündhaftigkeit erkennen. In den Betrachtungen desselben will ich mich fortan zu einem heiligern Sinn stärken.

Und dann, wenn ich, was auf Erden mit mir in Berührung steht, nach Kräften beglückt habe; wenn ich damit mein eigenes unerschütterliches Glück begründet habe, dann, Vater, rufe mich, wenn Du willst. Freudig gehe ich zu Dir ins Ewige hinüber, ohne Kummer um die Geliebten, welche ich hinterlasse. Du bist ja ihr Vater, ihr Gott! Und nimmst Du eher, als mich, die, welche meinem Herzen hienieden die Geliebtesten sind — Dein Wille geschehe! Ich weiß, daß sie leben und daß auch ich mit ihnen leben werde, wo kein Trennen mehr sein wird.

Schon jetzt, wie fühle ich mich so gestärkt durch den Glauben und das kindliche Vertrauen zu Dir! Ich weiß, wenn ich aus meinen Verirrungen zurückkehre zu Dir, Du vergibst mir meine vorigen Sünden und Missethaten, Du willst mich nicht verstoßen.

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Ich zittere nun vor keiner Zukunft mehr. Du bist mein Gott, mein Heil. Ein neuer Abschnitt meines Lebenslaufes beginnt; es soll von nun an der bessere Theil meines Lebens sein. Ich will ihn von nun an kämpfen, den guten Kampf des Glaubens, und ergreifen das ewige Leben, dazu Du auch mich berufen hast. Amen.

54.
Johannes der Täufer.

Luk. 3, 1—22.

Und was mir auch das Schicksal sende,
Nur guter Anfang, gutes Ende!
Und was mir droht, und was mir lacht,
Mit Gott den Anfang nur gemacht.

Mit Dir, mit Dir will ich beginnen,
Das gute Ende zu gewinnen.
Was ich gelebt, das decke zu;
Mein Künftiges regiere Du!

Die Sinnesänderung ist eine wirkliche Abänderung des Weltlaufs und eine Verwandlung der Gestalten um uns her. Denn die Welt ist nur das, wozu ich sie mache, wofür ich sie halte. Sie erscheint dem Bösewicht durchaus anders, als dem tugendhaft gesinnten Menschen. Wie meine Gesinnung, so ist natürlich auch meine That, und wie meine That, so ist auch ihr Erfolg und die ganze Reihe der ihr nachziehenden Wirkungen. Durch mich selbst bin ich also stark genug, der Schöpfer meiner Umgebungen zu werden. Und kann ich nicht die Verhängnisse berufen oder wegweisen, bin ich doch Meister von ihrer Wirksamkeit auf meine Denkart und Herr meiner innern Glückseligkeit, der sie, wenn ich weise genug bin, dienen müssen, nie schaden sollen.

Warst du nun mit deinen vergangenen Tagen nie ganz zufrieden, so hängt es von dir ab, dir eine neue Welt zu schaffen. Gewiß war dein Ehrgeiz, oder dein zu leidenschaftliches Begehren nach bessern Glücksumständen, oder sonst etwas Unreines in deinen Begierden, ein allzu heftiges Lieben irdischer Zwecke die Hauptursache vieler Verdrießlichkeiten, Unruhen und mißvergnügten Stunden. Aendere deinen Sinn, und die Welt ist geändert! Laß ab vom Unreinen deiner Wünsche und wähle dir das Heilige! Laß ab von der eigensinnigen Forderung, Dies und Jenes schlechterding erstreben zu wollen. Es ist ja ganz irdisch; es hängt doch nicht von dir, sondern von der göttlichen Leitung der Schicksale ab; es ist vielleicht dein Unglück, wenn du es erhältst; es ist an sich selbst sehr vergänglich und von zweifelhaftem Werthe. Sei von heute an gleichgültiger dagegen, und halte dich inniger, glaubensvoller an das, was das Höchste, das Bleibendste ist, an die Tugend, so wird dir alles Andere von selbst zufallen. Freund, bisher sind wirklich nur sehr undankbare, trügerische Gegenstände in der Welt deine Gottheiten gewesen. Mache einmal Gott zu deinem Gott.

Aendere den alten Sinn. Sei von nun an gleichgültiger gegen das, was dir so oft fehlschlug; sei bescheiden, demüthig; sei gefällig, dienstfertig, menschenfreundlich; sei keusch und wachsam über deine Begierden; sei redlich, streng ehrlich, gerecht, unbestochen; sei nüchtern, mäßig; bemühe dich voll Gleichmuths, in allen Dingen Mittelstraße zu halten, nichts zu übertreiben.

So fange gleichsam erst dein Christenthum an, zu dem du dich schon längst dem Namen nach bekannt hast, ohne jemals recht die beseligende und wiederverwandelnde Kraft desselben empfunden zu haben. Dann wird dich das Reich Gottes umfangen.

Als Jesus aus seiner Dunkelheit hervortrat, um sein öffentliches Lehramt, sein Welterlöserwerk zu beginnen, weihete er sich selber dazu ein. Er wollte in Allem unser Vorbild sein. Er ging zu Johannes dem Täufer, um sinnbildlich darzuthun, daß die Taufe von aller Unreinigkeit, von allem Staube, von allem Irdischen reinige, so uns aus dem vergangenen Leben noch anhängen könnte. Er sagte sich nun los von allen vorigen Verhältnissen. Die ganze Einrichtung seines Lebens ward anders und neu.—So sollen auch wir thun.

Johannes war der Sohn eines frommen Priesters, Namens Zacharias, und einer tugendhaften Mutter, Namens Elisabeth. Diese nun war die Freundin Maria's, der Mutter Jesu. Beide lebten in verschiedenen Städten, aber doch besuchten sie sich zuweilen gegenseitig und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Johannes und Jesus als Jünglinge einander sahen und kannten, da sie ohne Zweifel als Kinder und Gespielen von ihren Müttern zusammengeführt worden waren. Beide hatten fast einerlei Alter; Johannes mochte nur etwa ein halbes Jahr älter sein. Beide hatten gleiche Neigung zu göttlichen Dingen; doch erkannte Johannes die überlegene Geisteshoheit seines Freundes willig und bescheiden an.

Es ist unbekannt, welche Schicksale beide Jünglinge von einander trennten. Es ist unbekannt, ob Jesus bis im höhern Jünglings- und im beginnenden Mannesalter zu Nazareth geblieben. Nur das Einzige wissen wir gewiß, daß

Johannes sich früh in die Einsamkeit begab, wo er sich frommen Betrachtungen und Uebungen widmete und ein strenges, enthaltsames Leben, mit Verachtung aller irdischen Annehmlichkeiten, führte.

Jesus mochte ungefähr neunundzwanzig Jahre alt sein, als Johannes, zum Manne gereift, nun öffentlich auftrat und lehrte. Schon sein Aeußeres erregte Aufsehen. In einem Kleide von Kameelhaaren, um seine Lenden einen ledernen Gürtel, sah man ihn in freiwilliger Armuth längs dem Jordan predigen. Er nahm keine andere, als die Nahrung des dürftigsten Menschen: wilden Honig, oder die große Heuschrecke des Morgenlandes. Seine Reden über das herrschende Verderben des Zeitalters waren erschütternd. So hatte noch Keiner vor ihm gesprochen. Er redete ganz im Geiste der hohen Alten und Propheten; er forderte vollkommene Buße, das heißt, vollkommene Sinnesänderung; ohne diese sei für Israel kein Heil, keine Rettung vom Untergang. Er eiferte gegen den jüdischen Stolz, das Volk Gottes zu sein, und, in dieser Hochmüthigkeit für große Ahnen, deren Tugenden in schlaffer Weichlichkeit zu vergessen. Nehmet euch nicht vor, zu sagen, rief er, wir haben Abraham zum Vater! Thut rechtschaffene Früchte des geänderten Sinnes, oder der Buße, wenn ihr Rettung vom Verderben begehret, das unaufhaltsam einbricht. Es ist schon die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt. Welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in das Feuer geworfen! (Luk. 3, 7—9.)

Sein Wandel, seine Predigt bewogen den Wißbegierigen, wie den Neugierigen, zum Jordan zu reisen, den neuen Propheten zu hören. Geschreckt durch den Donner seiner Weissagungen fragte Mancher: Was soll ich denn thun? Er antwortete den Begüterten: Habet einen Ueberfluß für den Nothleidenden. Wer zween Röcke hat, gebe einen dem, der keinen besitzt. Er antwortete den öffentlichen Zöllnern und Einnehmern: Fordert nicht mehr, als gesetzlich angeordnet ist: Er antwortete den Kriegsleuten: Thut Niemandem unrechte Gewalt; raubet und plündert nicht, und lasset euch begnügen an eurem Solde!

Die Stimme des Gewissens in Vielen unterstützte die Wahrheit seines Mundes. Und wer von seinen Worten durchdrungen und gerührt den Entschluß faßte, das vorige Leben und den alten Sinn zu ändern, ließ sich von ihm durch die Taufe in den heiligen Bund der Frommen und Gott über Alles Liebenden einweihen.

Die Taufe, oder die äußerliche Waschung mit Wasser, war im ganzen Alterthume ein Sinnbild der frommen Reinigung und Weihe, eine Andeutung der Reinigung des Herzens. Man wusch sich, und enthielt sich aller Verunreinigung, ehe man ein Opfer brachte, oder ein Fest feierte. Pilatus wusch sich selbst die Hände vor dem Volke, nur um sinnbildlich zu bezeugen, daß er rein sein wolle von aller Schuld am Tode des unschuldig verurtheilten Jesus.

Viel Volks ward von Johannes im Jordan getauft. Die Zahl seiner Schüler ward groß, die ihm mit Liebe und Andacht anhingen, und seine heiligen Grundsätze in Wort und Uebung bekannten. So auch endlich entfernt von ihm blieben sie seiner Lehre getreu, verkündeten sie Andern, und bildeten damit eine Art neuer Glaubenspartei, die neben den Pharisäern, Sadducäern und Essäern bestand.

Es ist gewiß, daß Johannes in der Wahl seiner Schüler durchaus keine Rücksicht allein auf Juden nahm. Sein Wort galt Jedem. Er drang auf Besserung des Herzens bei Heiden, wie bei Juden. Sehr wahrscheinlich hörten ihn auch Fremdlinge, welche, wenn sie in ihre Heimath zurückgekehrt, seine edlen Grundsätze in ihren Familien, im Kreise ihrer Bekannten und Freunde ausbreiteten. So geschah, daß hin und wieder schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Anhänger von Johannes gesehen wurden, die eine der Lehre Jesu ähnliche Tugendlehre hatten, ohne noch von der Erscheinung des Weltheilandes zu wissen. So weiß man aus den Berichten von Reisenden, daß sie in Arabien, in Persien und andern Orten solche sogenannte St. Johanneschristen gefunden.

Viele Juden, die den Propheten am Jorden sahen und hörten, gingen in ihrer Ehrfurcht und Bewunderung so weit, daß sie ihn selbst für den verheißenen Christus oder Messias zu halten geneigt waren. Er bemerkte es, und säumte nicht, ihren Irrthum zu zerstören. Nein, sprach er, ein Höherer wird nach mir kommen, dem ich nicht genugsam bin, daß ich nur die Riemen seiner Schuhe auflöse. Ich taufe euch nur mit Wasser; er wird euch mit Feuer, das heißt, mit ungleich gewaltiger Kraft, in das Gottesreich einweihen, mit der Kraft des heiligen Geistes. Er ist's, der das Göttliche vom Irdischen sondern wird; dessen Offenbarung und Lehre auf ewig scheiden wird das Ewige vom Vergänglichen, die Erkenntniß des Gerechten vom Ungerechten, das Heilige vom Unheiligen. In seiner Hand ist die Wurfschaufel; er wird seine Tenne fegen, und wird den Waizen in seine Scheuer sammeln und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen! So sprach der Prophet am Jordan.

Er kannte ihn wohl, den wunderbaren göttlichen Freund seiner Jugend, auf welchen er hindeutete. Und nach Jahr und Tag erschien derselbe am Ufer des Jordans. Jesus war's, der Christus.

Demuthvoll forderte er auch die Taufe, in der er sich weihen wollte zu dem nun beginnenden hohen Werke seines Lebens. Johannes aber trat ehrfurchtvoll vor ihm zurück und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir? Doch Jesus beharrte, stieg in die Wellen des Jordans betend hinab, und Johannes ertheilte ihm die Taufe.

Es war ein großer, feierlicher Augenblick im Leben des Johannes, im Leben Jesu: ein feierlicher, ein entscheidender für die Welt. Von nun an schied Christus von der bisherigen, stillen, unbemerkten Lebensart ab, und griff in das Leben der Menschheit, in den Gang aller ihrer künftigen Schicksale, mit übermenschlicher Kraft und Selbstaufopferung ein. Von nun an kannte er kein Vaterhaus mehr auf Erden; das unendliche All des Weltgebäudes war das Haus seines Vaters. Von nun an hatte er keine Blutsverwandten mehr; alle von Gott erschaffenen Sterblichen, die da lebten, die noch geboren werden sollten, wurden seine Mitbrüder, seine Verwandten, seine Mitkinder Gottes. Er ward von diesem Augenblicke an durchdrungen für seinen göttlichen Beruf. Der Gottheit heiliger Geist durchdrang, verklärte, erhob ihn und erfüllte ihn mit dem unbesiegbaren Muthe gegen alle Verhängnisse, gegen den Zorn einer empörten Welt, gegen die Schrecken des Todes. Er stand von nun an erhaben über das Leben und dessen Reize und Qualen. Er war von nun an nur in Gott; nur

Gottes Geist ihn ihm, der Geist des Muthes und der Kraft, und zugleich der Sanftmuth, Reinheit und Liebe. Und so erkannte ihn Johannes als den, der mit dem heiligen Geiste taufen sollte; mit prophetischem Auge sah er den Geist, in dem Bilde des reinsten, sanftesten Geschöpfes, einer Taube, auf ihn herabfahren, und eine Stimme vom Himmel erklärte ihn für den geliebten Sohn Gottes, an welchem der Vater Wohlgefallen hatte.

Jesus trat aus dem Jordan. Sein Weg war nun der Weg der Welterlösung. Er sah seinen Freund Johannes nicht wieder. Dieser aber fuhr im Prophetenamte fort, auf Jesum tausendmal hinweisend. Er fuhr fort, gegen die Laster der Zeiten zu eifern. Ohne Menschenfurcht schalt er die Sünden der Hütten und Paläste, und die Ausschweifungen des Hofes. Zürnend hörte er Herodes Antipas, Vierfürst von Galiläa, Sohn jenes Herodes, welcher zur Zeit der Geburt Christi gelebt. Dieser elende, gewaltthätige Wüstling hatte sogar die Gemahlin seines eigenen Bruders verführt, sie ihm geraubt, sein eigenes rechtmäßiges Weib verstoßen, und sich mit der entführten Herodias verbunden. Johannes rügte diese Gräuel. Er ward gefänglich verhaftet. Herodias, rachsüchtig, wollte seinen Tod, und entlockte von ihrem Gemahl den Befehl dazu, als der elende Fürst einst an seinem Geburtstage, entzückt durch den Tanz ihrer Tochter, derselben Alles zu erfüllen versprach, was sie bitten würde. So starb der edle Johannes in einem Alter von noch nicht zweiunddreißig Jahren.

Doch er war nur der Vorläufer des Größern gewesen, dem er den Weg bereitet. Er hatte die Welt zur Reue und Sinnesänderung gerufen; aber Jesus zeigte ihr nur die Beschaffenheit des bessern Lebens, die Vereinigung mit Gott.

Wir haben Johannes den Täufer gehabt; wir haben Jesum, unsern Herrn und Seligmacher! Und wer sind wir gewesen? Wer sind wir geblieben? Wer sollen wir sein und werden?

Wie Jesus am Jordan sein neues Lebenswerk mit einem durch die Taufe gestärkten und geheiligten Sinne begann, so sollte ich nun auch meine Laufbahn eröffnen. Ein anderer Mensch sollte ich werden, um mir durch Kraft des Gemüths eine andere Welt, eine bessere Zukunft zu machen.—Oder soll die Stimme des Predigers fruchtlos für mich in der Wüste verhallt sein? Soll ich denn nicht endlich Theil am Erlösungswerk und Segen Jesu haben?

Ich war nie recht glücklich, weil ich nie recht Christ war. Vieles habe ich schon versucht, um mich zufrieden zu stellen. Mehrmals schon habe ich, überzeugt von der Fehlerhaftigkeit meines Verfahrens, einige Aenderungen in meiner Denkart und in meinem Betragen vorgenommen. Diese Aenderungen, so schwer mir auch der Entschluß dazu ward, hatten doch viele wohlthätige Folgen. Warum stehe ich an, jetzt einen neuen Schritt zu meiner Besserung zu thun, und mein inneres Glück zu vollenden, von dem alles äußerliche Glück abhängig ist?

Wohlan, ich will im Geiste mit Jesu in den Jordan treten und muthvoller und erhabener mit ihm aus demselben wieder ins Leben hervorgehen. Ich will von heute an nicht mehr hie und da besser scheinen, als ich bin; sondern lieber noch besser sein, als scheinen. Ich will meinen Hang zu manchen Eitelkeiten, meinen innern, trotzigen Hochmuth ablegen; duldend, liebreich gegen Jedermann, nur unerbittlich streng gegen mich selbst bei meinen allfälligen Fehlern sein.

Ich will meine kleinen Feindschaften und Zerwürfnisse überall endigen, und Frieden haben mit Bösen und Guten. Für mein Recht will ich männlich stehen, ohne Furcht, aber auch ohne allen Haß der Personen. Auf Geld und Gut will ich nicht mehr den unmäßigen Werth setzen, noch weniger auf ehrenvolle Auszeichnungen; sondern still für mich hinarbeiten, mit redlichem Erwerb genügsam sein, meine Pflicht thun, und allen stolzen Entwürfen entsagen. Thue ich meine Pflicht gütig gegen Jedermann, dann möge man mich doch verachten oder loben; ich weiß am besten, wessen ich werth bin. Der allwissende Gott und mein Gewissen werden mir Zeugniß geben.

Ja, bisher unterlag ich oft meinen heftigen Leidenschaften und den Urtheilen der Welt. Jetzt will ich mich selbst und die Welt besiegen. Genügsam in mir, will ich unabhängig von allem Aeußern werden. Es soll von jetzt an in meinem Lebenslaufe, in meinen Verhältnissen zu den Menschen, in meinem ganzen Sein eine neue Zeit beginnen.

O komm, heiliger Geist! der Du mild, rein, unschuldig, wie eine Taube, auf meinen Heiland herabkamst, ihn stärktest und verklärtest; heilige, stärke, verkläre auch mich in allem Guten, damit mein Leben werde gerecht, wohlthätig, der Liebe und Freude Gottes, der Liebe und Freude aller Edeln werth, wie das Leben Jesu, dessen andachtvolles Betrachten mein Irdisches veredeln, meinen Sinn läutern soll. Amen.

55.

Wie Jesus sein Zeitalter ansah.

Matth. 11, 16—19.

Umringt von sündigen Geschlechten,
Strahlt Jesus in des Lebens Nächten,
Dem Irrenden ein heil'ges Licht.
Mag ihn der Stolz der Welt verkennen,
Ihn Schwärmer oder Frevler nennen:
Er blickt auf Gott und wanket nicht.
Er kennt die schwachen Zeitgenossen!
Erhaben über ihren Spott,
Eilt er zum Ziele unverdrossen,
Und sieget, denn mit ihm ist Gott!

Er schaut durch aller Menschen Seelen,
Wenn sich in ihre tiefsten Höhlen
Die Bosheit flüchtet und versteckt.
Er ist der Herzen strengster Richter;
Das Herz gepries'ner Bösewichter
Liegt frei vor ihm und aufgedeckt.
Er will mehr bessern, als betrüben:
Thu' Buße, ruft er, glaub' an mich,
Und lerne Gott und Menschen lieben,
Gott über Alles, sie wie dich!

Als Jesus Christus aus den Wellen des Jordans gestiegen war, geweiht durch die Taufe und das Gebet voll Inbrunst zum ewigen Vater, erwartete Johannes, der ihn getauft hatte, vielleicht die außerordentlichsten Wirkungen vom Eintritt Jesu ins öffentliche Leben. Johannes kannte den göttlichen Geist, der den Messias erfüllte; er kannte das Ziel seiner Sendung auf Erden, und seinen Welt und Tod verachtenden Muth, der ihn begleitete. Davon hatte der Täufer vielmals und immer zu seinen eigenen Schülern mit prophetischer Begeisterung geredet; davon redete er ihnen und Allen noch, die zu ihm kamen. Auf ihn wies er sie hin; sich selbst nannte er nur den, welcher des Herrn Wege bereitete.—Es verflossen aber Tage, Wochen, Monde, und Johannes vernahm wenig von den Thaten Jesu, der in tiefer Stille wirkte.

Selbst nach längerer Zeit hoffte Johannes, und vergebens, auf die Wahrnehmung des Außerordentlichen, das er zu erwarten schien. Noch aus dem Gefängnisse, worin er schmachtete, sandte er zwei seiner Jünger zu Christus und ließ ihm sagen: Bist Du der, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? Christus aber machte die Abgeordneten zu Augenzeugen seines Lebens und Wirkens, und schickte sie dann zu ihrem Lehrer mit der Antwort zurück: Selig ist, der sich nicht an mir ärgert!

Christus hatte sich sogleich, nachdem er von Johannes getauft worden war, statt dessen hohen Erwartungen zu entsprechen, in die Einöde begeben. Da lebte er vierzig Tage lang verborgen. Warum er in diese Wüste ging, wissen wir nicht. Er ward daselbst versucht von dem Satan, und war bei den Thieren, und die Engel dieneten ihm. Der Evangelist Matthäus meldet umständlicher, auf welche Art Jesus versucht worden sei. In diesen Erzählungen herrscht für die Leser aus heutigen Tagen viel Unbegreifliches.

Man muß sich daher nicht wundern, wenn über dieses Alles von Neuern und Aeltern mancherlei Auslegungen gemacht worden sind, welche zuletzt doch Keinem ein Genüge leisten konnten. Einige nahmen die Erzählungen ganz in buchstäblichem Verstande, daß der Teufel Jesum wirklich auf die Zinne des Tempels von Jerusalem gestellt und ihn geheißen habe, sich unbeschädigt hinabzustürzen, um zu beweisen, er sei der Sohn Gottes; oder daß er ihn auf einen hohen Berg geführt, ihm die Reiche der Welt gezeigt und ihm den Besitz derselben versprochen habe, wenn Jesus niederfallen und ihn anbeten würde.

Dieses buchstäbliche Verstehen der Erzählung wollte Andern nicht der richtig aufgefaßte Sinn derselben scheinen. Theils war ihnen unglaublich, daß Gott jemals einem überirdischen bösen Wesen so viel Gewalt gestattet habe, den Gang der Natur zu unterbrechen, oder Jesum zur Sünde zu versuchen; theils schien ihnen die Art der Versuchung an sich, wenn man sie wörtlich für geschehen hielte, weder angemessen dem Fürsten des Bösen, welcher die Geisteshoheit des Messias kannte, noch angemessen der Würde Jesu Christi. Denn einer Versuchung solcher Art würde auch ein frommer und redlicher Mann unserer Tage mit stolzem Abscheu widerstanden haben, geschweige der Gottmensch Jesus. Darum hielten sie die Erzählung bald für eine bildliche Darstellung des Seelenkampfes Jesu vor dem Anfang seines Erlöserwerkes, und wie er nun den schweren Entschluß ergreifen mußte, allen Annehmlichkeiten des Lebens, allen Herrlichkeiten der Welt zu entsagen und Armuth, Verfolgung, Schmach und Tod zu erwarten; bald verstanden sie unter dem Bild des Versuchers Einladungen, die von den jüdischen Gottesgelehrten oder von den Großen des jüdischen Reichs an ihn gelangt waren, es mit ihnen zu halten.

Doch wer kann die Wahrheit aller solchen willkürlichen Auslegungen beweisen? oder wer möchte sie für glaubwürdig halten, auch wenn sie von den gelehrtesten Männern unserer oder alter Zeit herrühren sollten? Schweigend ehre ich das Wort der Evangelisten. Und ist es mir dunkel, so kann mich nur übermüthiger Selbstdünkel verleiten, sie als eine zwecklose Erdichtung zu verwerfen, oder ihr einen Sinn unterzulegen, den derjenige schwerlich hatte, der sie uns überlieferte. Jene Zeiten, als die Evangelisten schrieben, jene Gegenden, wo

sie schrieben, jene Menschen, für welche sie zunächst schrieben, die Denkart, die Vorstellungsweise, selbst die Sprache des damaligen Zeitalters, welche heute nicht mehr geredet wird, sind für uns viel zu entlegen und zu fremd geworden, als daß wir uns anmaßen könnten, Alles nach unsern Sitten, heutigen Begriffen und gegenwärtigen Sprachgebräuchen auszulegen. Zudem ist der Inhalt einer solchen Erzählung, und wie wir ihn nehmen, nichts Wesentliches, weder zu unserer Vorstellung vom Geiste Jesu, noch zu unserer eigenen Beseligung.

Aber gewiß ist, daß Christus aus seiner Eingezogenheit hervorging, und wie in den Schulen, auch öffentlich vor dem Volke lehrte vom Reiche Gottes, und zwar zu eben der Zeit, da Johannes selbst auf Befehl des Königs in den Kerker geschleppt worden war. Er verließ zu dem Ende seinen bisherigen Wohnort Nazareth und begab sich nach Kapernaum, einer Stadt im galiläischen Lande.

Die galiläische Provinz war zwar auch ein Theil des gelobten Landes und von Juden bewohnt, die Einwohnerschaft aber von den Israeliten wenig geachtet. Die Galiläer lebten in Nachbarschaft und häufigem Verkehr mit den Heiden. Sowohl dies, als ihre Unwissenheit und Armuth machte sie oft zum Gegenstand des Hohns ihrer übrigen Glaubensgenossen. Und doch waren sie es, zu welchen Jesus zuerst ging, in deren Städten und Dörfern er sein Lehramt begann.

Christus kannte sein Zeitalter, und geleitet von seiner Menschenkenntniß, machte er das verachtete Galiläa, wo es nicht an einfachen, unverdorbenen, rechtlichen Leuten fehlte, zum Schauplatz seiner Thaten. Er wollte von seinen Schülern einen durch die vermeinte Weisheit des damaligen Jahrhunderts unbestochenen Geist und ein durch die verderbten Sitten des Landes unvergiftetes Herz, noch empfänglich und offen für Wahrheit und schlichten Tugendsinn. Ein kindlicher Geist, ein kindliches Gemüth waren ihm die liebsten. Daher suchte er auch seine ersten Freunde und Schüler nicht unter den Vornehmen und Großen des Landes, nicht unter den Gelehrten der damaligen Zeit, sondern unter Leuten, welche durch ihre Herkunft, durch ihren Stand und Beruf am entferntesten vom Einflusse des Zeitgeistes geblieben waren, natürlich, wahrhaft, so viel als möglich von herrschenden Vorurtheilen frei.

Er kannte seine Zeitgenossen nur zu wohl. „Wem soll ich," sagte er einst, „dies heutige Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die an dem Markte sitzen, und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen. Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagten sie: er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Gesell! Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern! (Matth. 11, 17—19.)

Ungläubigkeit von der einen, Schwächlichkeit des Herzens und Geistes von der andern Seite, war der Grundzug in der Gemüthsart des Volkes, das ihn umgab. Er wußte nicht, was es wollte, noch weniger, was es selber sollte. Es forderte Zeichen und Wunder, und zweifelte oder vergaß nach gestellter Neugier. Es forderte einen Christus, aber wollte diesem den Weg vorzeichnen, welchen er

zu geben habe, statt von ihm den Weg der allgemeinen Rettung zu empfangen. Es sehnte sich nach Glück und Ruhm, und verlangte zum Messias einen Empörer. Niemand that ihm genug, weil Keiner that, was dem großen Haufen gefällig sein mochte, am wenigsten Jesus, und was Jesus forderte, übertraf alle Kräfte von Menschen, die bisher gewohnt gewesen waren, mehr für sinnliche Verhältnisse und thierische Bedürfnisse. als für das Höhere, Geistige und Göttliche zu leben.

Er fand beim leichtsinnigen Pöbel zwar schnellen Anhang, aber auch schnelle Verachtung. Dies Volk, allzu sehr in sein Sklaventhum versunken, wollte nur Glanz, Reichthum und Macht sehen, um zu glauben. Es konnte sich nicht einbilden, daß Einer, dessen Aeußerliches nichts versprach, etwas Erhabeneres sein oder leisten könnte. Erschien ein reicher Mann, so war es bereit, ihm zu dienen und zu schmeicheln; erschien ein Fürst, es kroch mit niederträchtiger Demuth vor ihm. Aber ob ein Jesus unter ihm stand, wohlthuend, menschenfreundlich, aufklärend; ein Jesus voller Heiligkeit, edler Anspruchlosigkeit und Weisheit — das war gleichgültig.

An andern Gebrechen kränkelte die sogenannte feinere und gebildetere Welt, deren Einsichten wohl reifer sein konnten, die Größe Jesu, die Unschuld und Majestät seines Wandels und seines Wortes zu erkennen. Allein hier herrschten vorgefaßte Meinungen; hier der Wahn und Geschmack des Jahrhunderts; hier der Alles neben sich geringschätzende Gelehrtenstolz. Was will dieser Galiläer mehr wissen, als wir Bewohner der Hauptstadt, als wir Schriftgelehrten? dachten sie. Ein Gottgesandter zur Rettung des menschlichen Geschlechts will er sein? So beweise er die Göttlichkeit seiner Sendung mit Wundern. „Meister, wir wollten gern ein Zeichen von Dir sehen."

Verhärtet in ihren Meinungen und gelehrten Vorurtheilen, war ihnen der ein unbedeutender Mensch, von dem sie sich nicht in Schulwitz und Spitzfindigkeit übertroffen sahen. Sie gaben sich kaum die Mühe, das Wort Jesu zu prüfen, oder ihn näher kennen zu lernen.

Eben so wenig würdigten ihn die Reichen und Vornehmen ihrer Aufmerksamkeit. Ihnen galt behagliches Wohlleben, Prunk und Wollüstelei mehr, als alle Weisheit, die ihnen Jesus bringen konnte. Sie hielten ihn allenfalls für einen eifrigen Sittenrichter und Tadler. Das waren sie beim gemeinen Mann schon gewohnt. Oder für einen gutmüthigen Schwärmer, durch den man sich aber keineswegs im Lebensgenusse müsse stören lassen. Und wenn noch Einer oder der Andere von ihnen sich die Mühe gab, anzuhören, was er eigentlich vom Menschen zur wahren Vollkommenheit begehre, und er dann sagte: „Gehöre weniger deinen irdischen Genüssen, als der Erkenntniß und Uebung des Göttlichen an! Hange nicht mit deiner Seele an dieser Pracht, an diesem Gelde, an diesem behaglichen Leben; sondern willst du vollkommen sein, werde dir alles dergleichen gering; gehe hin, verkaufe was du hast, mildere die allgemeine Noth damit, sammle dir statt dessen Schätze der Ewigkeit und folge mir nach!" — so lächelten sie wohl mitleidig auf ihn nieder, oder gingen niedergeschlagen von ihm weg, wie jener reiche Jüngling, der ihn gefragt hatte: Was fehlt mir denn noch? (Matth. 19, 20.)

So urtheilten die meisten der damaligen Menschen, die Jesum erblickten und nicht näher kannten. Weit schneidender war noch das Urtheil derer, die ihn von Kindheit auf gesehen hatten, die mit ihm erzogen waren. Sie erstaunten freilich über seine höhern Einsichten, aber eben dies verursachte ihnen unangenehme Empfindungen. Wie will der mehr sein, als wir? Ist er nicht Unsersgleichen, und er maßt sich an, unser Meister zu heißen? Woher kommen ihm solche Weisheit und Thaten? Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakob und Joses, und Simon und Judas? Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das Alles? (Matth. 13, 54—56.)

So wurde Jesus beurtheilt. Er wußte es. Er kannte sein Volk, er kannte sein Zeitalter. Doch dies machte ihn in seinem Gotteswerk nicht zweifelhaft. Er schritt muthig fort, und in vollkommener Uebereinstimmung seiner Ansicht des Zeitalters, jenes nichtswürdigen Stolzes, jener herrschenden Sucht nach Ansehen, Ehrenstellen, großem Vermögen und Wohlleben, jener Gleichgültigkeit gegen das Göttliche, jener Vorurtheile gegen Armuth und Herkunft, jener falschen Meinungen von dem, was für das jüdische Volk ein Messias sein müsse, erwählte er seine Jünger. Er wählte einfache, unverdorbene, schlichte Männer, in deren gesundem Körper ein gesunder Sinn wohnte.

Wir blicken vielleicht voll frommen Mitleidens auf jene Zeit hin, auf jene Gegenden und Menschen, die Jesum sahen, wie er noch unter den Kindern des Staubes wandelte, und die ihn so ganz, den Gottessohn, verkannten! Und der Gedanke wird in uns wach: Wir, hätten wir zu jener Zeit, in der Nähe Jesu, gelebt, wir hätten uns fest an ihn geschlossen, ihn nimmer wieder verlassen, Alles für seinen heiligen Umgang aufgeopfert. — Es hat wohl Mancher schon in seinem Herzen gesprochen: Offenbarer meines Gottes, Heiland meines Lebens, und hätte Dich die ganze Welt verkannt, ich doch würde Dich nicht verkannt haben! O mein Jesus, hätte ich Dich nur sehen, hätte ich nur glaubensvoll den Saum Deines Kleides berühren dürfen, wie hochbeseligt würde ich mich gefühlt haben! Hätte ich vor Dir im Staube knieen dürfen, den Dein Fußtritt geheiligt hatte; hätte ich an Deiner Seite wandeln können in der Reihe der auserwählten Jünger; hören können die heiligen, milden Lehren der Seligkeit von Dir: o das Glück der Engel würde dem meinigen nicht gleichgekommen sein!

Allerdings ist zu glauben, daß, wenn Jemand von den heut lebenden Verehrern Jesu, mit seiner ganzen Kenntniß von Jesu, in damaligen Zeiten gelebt hätte, er anbetend vor ihm niedergesunken, ihm bis in den Tod gefolgt sein würde. Doch hätte Einer von uns in jenen Tagen zu Jerusalem, Nazareth oder Kapernaum gelebt, ohne Christum anders als durch das allgemeine, von ihm gehende Gerücht zu kennen; Jeder noch dazu eingenommen von den allgemeinen Vorurtheilen jenes Jahrhunderts: wie würden wir wohl Jesum aufgenommen haben? — Verdammen wir ja nicht die blinden, ungerechten und verderbten Zeitgenossen des Welterlösers; wir laufen Gefahr, uns selber zu verdammen!

Und wenn ein frommer Mann heute unter uns erschiene, unschuldig in seinem Wandel, göttlichen Geistes voll, an höherer Weisheit reich, in seinen Lehren

erhaben, in seinen Thaten heilig, wie Jesus: wie würde ihn das heutige Zeitalter empfangen?

Und wenn er hinträte und spräche zu den Niedrigen im Volke: Entschlaget euch eurer viehischen Freuden; endet euer Zanken und Verleumden, euern Hang zum Schwelgen, Saufen und Müßiggehen; höret auf die Reichen zu beneiden, Euersgleichen zu betrügen und eure Obrigkeiten zu lästern; glaubet nicht, daß ihr den rohen, schlechten Wandel während einer Woche am Sonntag mit Gebet, Kirchengehen, mit Abendmahl und Messen wieder vor Gott gut machet, sondern folget mir nach in der Liebe zu Gott und euern Miterschaffenen! — wie Viele würden ihm nachfolgen?

Und wenn er hinträte zu den Reichen und Vornehmen und spräche: Wollet ihr Theilhaber des ewigen Lebens sein, so entbindet euer Gemüth von der unmäßigen Liebe des Prachtaufwandes und Wohllebens. Jaget nicht mehr nach Ehrenstellen, und stürzet nicht heimtückisch und lästernd den, der glücklicher als ihr vor euch emporstieg. Suchet es nicht Einer dem Andern an Ueppigkeit zuvorzuthun. Seid nicht Ehebrecher, nicht Hurer, nicht Verführer der Unschuld! Setzet Demuth an die Stelle des Hochmuths in eure Herzen, und drücket das Volk nicht. Verfolget Niemanden, weil er eurer Partei nicht angehört. Seid Alles, habet Alles, nicht für euch, sondern zum Wohlergehen Anderer! — wie Viele möchten diesem Lehrer folgen?

Und wenn er hinträte zu den Thronen, Fürsten und Obrigkeiten, und spräche: Ihr seid eifrig zu frommer Gleißnerei und Andacht, ihr trachtet in den Kirchen nach dem Himmel, aber euer Wandel ist Gott ein Gräuel. Euch mögen feile Sterbliche preisen, aber euer harret ein schweres Gericht, ihr Verworfenen. Mit welchem Leichtsinn habet ihr Kriege für euern Ehrgeiz geführt, und zahllose eurer Miterschaffenen in unaussprechlichen Jammer gestürzt! Warum pranget ihr mit Lobreden auf euch, und geltet nicht die Hälfte dessen, was ihr zu sein vorgebet? Warum unterdrückt ihr eure Unterthanen, störet ihre Freiheit des Geistes, raubet ihnen, für euer Wohlleben, in unmäßigen Steuern die Frucht ihrer sauern Arbeit? Warum lasset ihr den verdienstreichen Mann in der Dunkelheit, und erhebet den Günstling? — wahrlich, so heilig dieser Lehrer leben, so wahr er reden möchte: wer bürgt dafür, daß seine Freimüthigkeit und Wahrheit ihn nicht in den Kerker führen würde?

Und wenn er hinträte zu Bischöfen und Erzbischöfen, Priestern, Pfarrern und Gottesgelehrten der verschiedenen Kirchen unserer Tage, und spräche: Eure Wege sind nicht Gottes Wege, euer Sinn und Leben ist nicht Christi Sinn und Leben. Ihr heuchlerischen Verkünder des Heilandes seid nicht Nachfolger des Heilandes! Ueberall in euren Kirchen heißt es: Hier ist Christus! nur unsere Kirche macht selig, und unsere Lehre ist wahr! Aber käme Christus vom Himmel, er würde in euerm Munde und in euern Tempeln seine eigene Lehre nicht wieder erkennen! Wo ist die Weltverleugnung, ihr Prasser? Wo die Liebe der Menschheit, ihr Verfolger andersdenkender Mitchristen? Wo die Demuth vor Gott und Menschen, ihr stolzen Pharisäer? — — wahrlich, so heilig, so unschuldig das Leben des Gerechten wäre, der also redete: er würde als Feind des

Heiligthums geächtet werden, ungeachtet er nur Feind der Laster wäre, von welchen das Heiligthum entweiht wird.

Sind dies aber nicht die herrschenden Gebrechen unsers Zeitalters? Ist die Wahrheit frei? Heiliget nicht Gold und Rang manches offenbare Verbrechen, Ansehen der Person manchen offenbaren Betrug? Gilt Tugend so viel als Reichthum? Gilt Einfachheit und Unschuld so viel als Lust und Weltton? Soll ich noch von den vorgefaßten Meinungen der Kirchenparteien und ihrem gegenseitigen Hasse, soll ich noch von den Vorurtheilen der Menschen reden, die heutiges Tages neben aller Ungebundenheit der Sitten im Schwange gehen? Sehet umher, das Gemälde unsers Zeitalters ist noch nicht vollendet! Sehet umher auf die Thränen, auf die Blutströme leidender Völker: auf die bestochenen Richter; auf die betrügerischen Verwalter fremden Eigenthums; auf den geistlichen Stolz der Priester; auf den thörichten Eigendünkel der Schulweisen; auf die alles Menschliche verhöhnende Rohheit der Krieger; auf die wetteifernde Ueppigkeit aller Stände—vollendet ihr selbst das Bild unsers Zeitalters.

Und träte Jesus heute unter uns auf, er, der in Israel so wenig Glauben fand: wie vielen würde er in der Christenheit finden? Wer würde sich selbst verleugnen, und sein Kreuz auf sich nehmen? Wahrlich, in den Kirchen, worin sie ihn heute zu verehren glauben, würden sie ihn verdammen, und die vor ihm täglich knien, sie würden den Stab über ihn brechen.

O mein Heiland, hast Du vergebens gelehrt und gelebt, die Menschheit geliebt und geduldet? Tausende rühmen sich Deiner äußerlich, aber wer ist innerlich Dein?—Wo ist die Gemeinde der Heiligen, die sich die wahrhaft-christliche nennen darf?—Schweigend und traurig stehe ich im Geist unter Deinem Kreuze, o für mich, Heiland meiner Seele, hast Du nicht vergebens geblutet! Ich will in Wahrheit Dein Jünger sein, und Nachahmer Deiner göttlichen Vollkommenheit. Amen.

56.

Die zwölf Jünger Jesu.

Matth. 4, 19.

Er lehrt! Die in des Todes Schatten,
In finst'rer Nacht getappet hatten,
Seh'n staunensvoll ein neues Licht.
Die, welche seine Reden hören,
Verwundern sich ob seinen Lehren;

So lehrten Mosis Jünger nicht!
Sein Wort ist mächtig, ist ein Regen,
Der das verdorrte Land durchfleußt;
Und auch ein Hammer, der mit Schlägen
Die Felsen trifft und sie zerschmeißt.

Christus zog in stiller Demuth, lehrend und wohlthätig, in Galiläa umher. Was er sprach und wie er sprach, rührte alle Gemüther mit erschütternder Gewalt. So einfache und erhabene Wahrheiten hatte niemals einer der Propheten und Dolmetscher Gottes im Alterthum gesprochen; solche wunderbare Kraft in Wort und That hatte noch kein Sterblicher vor ihm gezeigt; und daneben verbreitete die Einfalt seiner Sitten, die Anspruchlosigkeit seines Betragens, eine Tugend, die sich für Andere hinopferte, einen wahrhaft göttlichen Glanz über sein ganzes Wesen. Jeder, auch der Aermste und Niedrigste, erkannte in ihm Seinesgleichen, und doch konnte Niemand die Majestät seines Geistes verkennen,

in der er über gemeine Sterbliche hervorragte. Man sah ihn mit Liebe an, aber auch mit Erstaunen; mit Vertrauen, aber auch mit Ehrfurcht. Viele im Volk fielen vor ihm nieder, und schrien und sprachen: Du bist Gottes Sohn!

Schon geraume Zeit hatte er gelehrt, in Schulen, auf öffentlichen Plätzen, in Städten und Einsamkeiten. Ihm folgte überall viel Volks. Doch war er lange ohne vertrautere Freunde und Schüler geblieben. Endlich wählte er sich auch diese, als bleibende Zeugen seiner Thaten; als Tiefer-Eingeweihte in seine Lehre; als Gehilfen in Verbreitung derselben; als treue Aufbewahrer und Fortpflanzer seiner Offenbarungen, wenn er einst die Welt verlassen würde.

Dazu erkor er arme, thätige und verständige junge Männer; Leute von Fähigkeit und unbefangenem Sinn, aber ohne alle Gelehrsamkeit. Er wollte das Gottesreich auf Erden stiften, nicht ein neues, weltliches Reich. Darum mußte er Personen wählen, deren Anhänglichkeit an ihn entschieden, deren Herz durch keinen Reichthum und Ehrgeiz an weltliche Verhältnisse besonders gefesselt, und deren Geist nicht durch erlernte fremde Ansichten, gelehrte Meinungen und Kenntnißstolz befangen war.

Es ist nicht von Allen bekannt, bei welchen Anlässen er sie zu sich rief. Aber gewiß kannten ihn die Meisten schon vorher, ehe sie in seine Jüngerschaft eintraten; und gewiß war er mit der Gemüthsart Aller vertraut, ehe er sie in seinen täglichen Umgang und Unterricht zog. Zuerst wählte er die zwölf Vertrautern; dann noch siebenzig andere Jünger. Ihre Zahl hatte vielleicht Beziehung auf die Verfassung des jüdischen Volks, auf die zwölf Stämme Israels.

Die ersten seiner täglichen Begleiter nahm er am See Genazareth zu sich. Hier war eines Tages eine Menge Volks versammelt, den Wunderthäter zu sehen, den Gottessohn zu hören. Um von Allen besser vernommen zu werden, bat er ein paar Fischer, die am Ufer ihre Netze reinigten, ihn ihrem Schiff etwas vom Lande abzufahren. Sie thaten es, und vom Schiffe aus predigte Jesus dem versammelten Volk.

Nachdem er geendigt hatte, schien er sich den freundlichen Fischern dankbar erweisen zu wollen, und sagte, sie sollten weiter hinaus in den See fahren mit ihrem Netze, und einen guten Zug Fische thun. Ungeachtet sie schon die ganze Nacht gearbeitet hatten, ohne etwas gefangen zu haben, gehorchten sie ihm doch auf sein Wort, und warfen noch einmal das Netz aus. Mit Erstaunen fanden sie schnell dasselbe so reich mit Fischen angefüllt, daß sie es ohne Gefahr nicht allein mehr hervorziehen konnten, ihren Gefährten, die in einem andern Schiff am Ufer geblieben waren, zuwinken mußten, um ihnen zu helfen, und mit der außerordentlichen Beute beide Schiffe anfüllten.

Nie, während ihres Lebens, war ihnen Aehnliches geschehen. Sie berührten das Ufer wieder; aber mit Grauen und Ehrfurcht sahen sie Jesum an. Einer von ihnen, Namens Simon, sank ihm zitternd zu Füßen und rief: „Herr, gehe von mir hinaus; ich bin Deiner Nähe unwürdig; ich bin ein sündiger Mensch.“ Die übrigen alle zeigten gleich Empfindung heiligen Schreckens und frommer Demüthigkeit. Solchen Sinn forderte Jesus von seinen künftigen Schülern; nur aus solcher Ehrfurcht, solchem Glauben, solcher Bescheidenheit konnte sich die treueste und reinste Liebe entfalten. Aber noch eine andere Prüfung gab er

ihnen. Er wandte sich zu Simon, und sprach: Folge mir; fürchte dich nicht; künftig sollst du Menschen fangen, und dem Reiche Gottes Seelen gewinnen. (Matth. 4, 19.) Und Simon, und sein Bruder Andreas, beide von Bethsaida gebürtig, desgleichen seine Freunde und Gefährten, Jakobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, vergaßen ihren kaum gewonnen Reichthum, und ihre Freude daran, und folgten dem Wunderbaren ergebungsvoll in stiller Zuversicht.

Keiner von ihnen allen zeigte so viel Lebhaftigkeit und Wärme des Gemüths, als Simon. In beständiger Regsamkeit, nichts mit Gleichgültigkeit behandelnd, in Allem immer zuerst und der Begeistertste, schien er derjenige zu werden, auf dessen Wirksamkeit Jesus seine größten Hoffnungen setzen sollte. Reizbar und von glühender Einbildungskraft, war dieser junge Mann sich selten selbst gleich, bald verzagt, bald kühn, bald Alles hoffend, bald an Allem verzweifelnd. Aber Christus, der Herzenskundige, wußte, daß Simon durch eben diese Lebendigkeit seines Wesens, bei höherer Ausbildung und reiferm Alter dereinst das dauerhafteste und stärkste Werkzeug zur Ausbreitung des göttlichen Reiches werden würde. Darum nannte er ihn seinen Fels, den Fels Gottes, welches in griechischer Sprache Petrus, oder in syrischer Kephas heißt. Und er war ein Gottesfels.

Obschon Petrus seine rasche Gemüthsart nie ganz ablegte, so lange er im Gefolge des göttlichen Erlösers lebte; noch in den letzten Zeiten desselben ernst betheuerte, fest in Noth und Tod an ihm zu halten; dann seinen Herrn und Meister mit dem Schwert in der Faust gegen die vertheidigen wollte, welche ihn gefangen zu nehmen kamen; und dann ihn wieder in übergroßer Furcht dreimal verleugnete: schien doch plötzlich ein anderer Geist über ihn gekommen zu sein, als Christus auf Erden vollendet hatte. Er war es, der an dem ewig denkwürdigen Tage der Pfingsten mit unerschrockener Beredsamkeit den Wiederauferstandenen predigte, daß sich in einem Tage dreitausend Menschen bekehrten; und rastlos, vor keinen Kerkern, vor keiner Verfolgung, vor keinem Qualentod zitternd, predigte er das Gotteswort in Asien wie in Europa, und stiftete christliche Gemeinden in beiden Welttheilen. Das Feuer seiner Einbildungskraft und die schöne Lebhaftigkeit seiner Gefühle schimmert auch aus den beiden Briefen hell hervor, die er an die Judenchristen in Asien schrieb. Unerschütterlich hielt er an seinem Jesus und dessen Offenbarung. Es ist der reinste Wiederklang seines Herzens, der treueste Zeuge seines Wesens, wenn er schrieb: Wir haben ein festes, prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen! (2. Petri 1, 19.)

Es geht eine ehrwürdige Sage, die aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche stammt, daß Petrus auch zu Rom gewesen sei, und hier eine fromme Gemeinde gestiftet habe. Diese Sage, wiewohl durch nichts Anderes erwiesen, ist nicht unwahrscheinlich; eben so jene, welche erzählt, er sei zu Rom, in der Verfolgung aller Christen, unter der Herrschaft des grausamen und elenden Kaisers Nero, ungefähr im sechsundsechszigsten Jahre nach Christi Geburt, gekreuzigt worden. Denn wie könnte man zweifeln, daß die ersten Christen nicht das

Schicksal der Jünger des Herrn ihren Nachkommen erzählt haben sollten, das Schicksal derer, welchen sie ihren Glauben, ihre Besserung, ihr höchstes Gut im Leben und im Tode dankten?

Einen ähnlichen Ausgang schreibt man auch dem Apostel Andreas zu, dem Bruder des Petrus; doch weiß von den Alten Keiner davon. Sein Leben, der ganze Kreis seiner Wirksamkeit, ist unbekannt geblieben; auch ist uns von ihm nichts Schriftliches aufbehalten worden.

Jakobus, genannt der Aeltere, des Zebedäus Sohn, ist uns in seinen Schicksalen leider nicht minder unbekannt geblieben. Nur die Apostelgeschichte meldet, daß er von allen zwölf Jüngern Jesu der erste gewesen sei, welcher die Märtyrerkrone empfangen habe, da ihn Herodes Agrippa in Judäa, kaum vierundvierzig Jahre nach Christi Geburt, mit dem Schwert hinrichten ließ.

Näher kennen wir aus hinterlassenen Schriften seinen Bruder, den Apostel und Evangelisten Johannes. Wen hätte Johannes nicht schon entzückt? Wen nicht seine stille Majestät gerührt, in der er redet, nicht seine gemüthliche Milde, das Zartgefühl, der Alles verklärende Reiz der Einbildungskraft und die Erhabenheit seines Ausdrucks? Er hatte das Höchste und Tiefste der Lehre Jesu und des Jesuslebens ergriffen und in dem Worte Liebe aufgefaßt. Ohne Liebe ist aller Glaube, alle Tugend todt. Er selbst athmete nur Liebe. Als ein Jüngling von ungefähr fünfundzwanzig Jahren kam er zu seinem göttlichen Freund und ward dessen Zögling und Vertrauter. Auch Jesus behandelte ihn mit besonderer Zärtlichkeit und Güte; Johannes war es, der im Kreise der Jünger an des Meisters Brust ruhen durfte; er war es, welchen der leidende Heiland in den Augenblicken der Todesangst am Oelberg bei sich zu haben wünschte; der allein von den Jüngern Christum zum Kreuze begleitete; dem dort der sterbende Welterlöser die trostlose Mutter empfahl.

Und der Geist der Liebe führte ihn hinaus in die Welt, das Wort der ewigen Barmherzigkeit zu verkünden. Die noch von ihm vorhandenen drei Briefe, seine Lebensbeschreibung Jesu, selbst das unsern Tagen dunkel gewordene Bild prophetischer Gesichte, welches wir unter dem Namen der Offenbarung St. Johannes kennen, bezeugen, wie er ohne Kunst, ohne Beredsamkeit, durch das Feuer seines Geistes, Geister erleuchtete und Herzen erwärmte. Muthig duldete er nachmals die schwerste Verfolgung, lebte eine Zeit lang als Verbannter auf der kleinen Insel Pathmos, und starb hochbetagt in der Stadt Ephesus. Es ist allerdings seiner würdig, zu glauben, was uns das Alterthum von seinen letzten Tagen überliefert hat, wie man den schwachen Greis hinaustragen mußte, daß ihn die Gläubigen sehen und hörten, und wie da seine Predigt nur in den Worten bestand: „Meine Kindlein, liebet euch unter einander; das ist das Gebot des Herrn, und wer es hält, der hat das ewige Leben!"

Philippus von Bethsaida war einer der Ersten von denen, welche Christus nach jenen zu sich berief, ein frommer, getreuer Diener seines Herrn. Nichts ist uns von ihm in Schriften aufbewahrt geblieben; nichts von seinen Begebenheiten aufgezeichnet, die er nachmals erlebt hat. Wohl aber erhielt sich die Sage unter den Gläubigen der ersten Jahrhunderte, er sei im hohen Alter von siebenundachtzig Jahren zu Hierapolis gesteinigt und gekreuzigt worden, um Jesu wil-

len. Er, der freudig einst zu Nathanael geeilt war, ihm zu verkünden, er habe den Messias gefunden, und Nathanael zu Jesum führte, hat während seines Lebens seinem Jesu, auch da derselbe nicht mehr im irdischen Leben wandelte, manche Seele zugeführt.

Dieselbe Dunkelheit herrscht über das spätere Schicksal des Jesusjüngers Bartholomäus. Eine gemeine Rede war von ihm in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche, er sei der Apostel der Inder gewesen. Auch Thomas, der Galiläer, soll predigend nachmals durch die Lande der Parther, Meder und Perser zu den Indern gedrungen sein. Wie sehr ist zu beklagen, daß wir von diesem frommen und liebenden Jünger Jesu nichts Schriftliches mehr besitzen; von ihm, der Christi Auferstehung so lange bezweifelte, bis er seine Finger in die Wundmale des wiederlebenden Gekreuzigten legen konnte, dann aber anbetend und bezwungen rief: Mein Herr, mein Gott!

Glücklicher preisen wir uns in Rücksicht des Apostels Matthäus oder Levi, welcher als Zöllner sein Amt aufgab und dem Messias glaubensvoll nachfolgte. Ob wir gleich von demjenigen nichts erfahren haben, was ihm nach der Zerstreuung der Jünger geschehen, besitzen wir doch von ihm eine Beschreibung von Jesu Thaten und Lehren, welche genauer, als jede andere, in die Einzelnheiten der Handlungen Jesu eindringt. Schmucklos und einfach erzählt er, was sein göttlicher Meister gelehrt und gelebt; immer zunächst für die Juden, zurückweisend auf das Alterthum, und wie sich alle Weissagungen desselben vom Messias in Jesu, dem Menschensohne, erfüllt hätten. Alles stellt er ohne Mühe, ohne Kunst, ohne Gelehrsamkeit, mit einer Ruhe und Ueberzeugung dar, wie sie des Augenzeugen würdig ist, der nur berichtet, was Andere sowohl als er selbst sahen und hörten. Ich habe in den Schriften anderer Männer, in den hinterlassenen Werken von Weisen verschiedener Nationen größere Beredsamkeit, mannigfaltigere Kenntniß, tiefern Scharfsinn, reichern Witz, größere Fülle der Einbildungskraft gefunden; aber nirgends solchen Reichthum göttlicher Weisheit und Offenbarung, solche Tiefe der Erkenntniß Gottes und des Weltalls, solche Fülle des Trostes und der Beseligung, als in der schlichten Darstellung des herrlichen Matthäus von den Reden und Thaten und Begebenheiten Jesu.

Ihm ein Herz- und Geisterverwandter war der jüngere Jakobus, dem seine Tugenden den Beinamen des Gerechten erwarben. Hier herrscht dieselbe Einfalt, dieselbe Ruhe, dieselbe tiefbegründete Sicherheit. Noch haben wir von ihm einen lehrreichen Brief, welchen er den Gläubigen seines Volks geschrieben hat und der uns von der Einfalt, Kraft und Klarheit seines Geistes ein köstliches Denkmal und Zeugniß ist. Er war es, der mit ungetrübtem Verstande das heilige Wort des Meisters auffaßte und es lauter wieder gab, wie er es empfangen, ohne allen Zusatz. Er meidet das trügliche Forschen um Geheimnisse des Glaubens; nimmt keine Rücksicht auf die Spitzfindigkeiten der Juden und ihre Fabeln, noch auf die gelehrten Träumereien heidnischer Weltweisheit. Aber Liebe, Demuth, ein gottergebenes Herz, Seelengröße im Leiden, Wahrhaftigkeit und stille Uebung eines frommen Sinnes, das ist's, was er predigt und fordert, gleichwie sein Jesus. Ihm war es nicht genug, daß man Christ hieß, daß man an Jesum glaubte und mit träger, thatenloser Andacht hoffte, durch das Ver-

dienst des Erlösers selig und vor Gott gerechtfertigt zu werden. Nein, er widerlegte diesen jüdischen Irrthum, der aus Mißverstand eines Paulinischen Wortes entstanden war, aufs kräftigste, wie ihn schon Jesus bestritten hatte, als er sprach: Nicht Alle, die zu mir Herr! Herr! sagen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun, werden ins Himmelreich eingehen. In diesem Geist redete auch Jakobus: Der Mensch wird durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein; denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt. (Jak. 2, 26.) Er soll im zweiundsechszigsten Jahre nach Christi Geburt den Märtyrertod gestorben, und zwar wegen seiner muthigen Verkündung des Heilandes zu Jerusalem im Aufstand erschlagen worden sein.

Niemand weiß von der Denkart und den Werken des Jesusjüngers Simon. Aber der Beiname des Eiferers, welcher ihm gegeben ward, deutet auf seinen Muth für das Heilige unter Juden und Heiden. Denselben Beinamen hat auch Judas Thaddäus getragen, der Bruder des letztgenannten Jakobus. Ueber seine Reisen durch Syrien und Arabien, wo er das Evangelium verkündigte, wie über seinen Tod, den er als heldenmüthiger Märtyrer gestorben sein soll, sind nur unzuverlässige und verworrene Sagen auf uns gekommen. Wie er aber den Namen des Eiferers wohl verdient, deutet uns selbst der kurze Brief noch an, welcher unter seinem Namen in den Büchern des neuen Bundes erhalten worden ist. Als er denselben schrieb, waren im Christenthum schon mancherlei Parteien und Sekten entstanden, welche die heilige Lehre des Erlösers geringer achteten, als jene unbescheidenen, vorwitzigen und spitzfindigen Untersuchungen über seine göttliche und menschliche Natur. Wider sie, wider ihre Entweihung des Heiligen zürnte er. Sie lästern, schrieb er, wovon sie nichts wissen und begreifen können; was sie aber natürlich erkennen, die Tugend Jesu und seine Anweisung zur Seligkeit, darinnen verderben sie, wie die unvernünftigen Thiere. Wehe ihnen! diese Unfläther prassen von euern Almosen ohne Scheu, weiden sich selbst; sie sind Wolken ohne Wasser, von dem Winde umhergetrieben; kahle, unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt; wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen; Irrsterne, welchen behalten ist das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit. (Jud. 10—13.)

Ein anderer Judas, genannt Ischarioth, war der Unglückseligste von der heiligen Schaar, welche der Messias um sich sammelte. Er war der Verräther seines göttlichen Freundes, geblendet von der Leidenschaft der Geldbegier.

Dies sind die ersten zwölf Auserwählten gewesen, mit denen sich der Messias umringte, in deren Brust er das himmlische Kleinod seiner Offenbarungen niederlegte. So verschieden sie auch Alle in Rücksicht ihrer Geistesanlagen und Gemüthseigenschaften waren, so abstechend der kalturtheilende Verstand eines Jakobus von dem hohen Geistesschwung eines Johannes, das leichtentflammbare Gefühl eines Petrus von dem bedächtig prüfenden Ernst eines Thomas sein möchte: Alle waren doch Eins im Wichtigsten, in der Liebe und Verehrung des Einzigen, dem sie nachfolgten.

Und Christus, der die Menschen und ihre Hoheit und ihre Schwäche so tief durchblickte, der überall und immer so zweckmäßig zu ihnen zu reden und sie zu

behandeln wußte, Christus hatte nicht vergebens diese Auswahl getroffen. Allen war von Gott ihr Loos gegeben, ihre Bahn vorgezeichnet, die sie einst wandeln sollten. Keiner stand in diesem heiligen Kreise vergebens; selbst Judas Ischarioth, der Unglückselige, nicht! Und wenn gleich uns die Thaten, Reden und Wirkungen vieler von diesen Aposteln unbekannt geblieben sind: sie haben ihr Lebenswerk, jeder in seiner Weise, jeder in seiner Gegend, vollbracht. Frage nicht: Aber warum ist davon keine Meldung bis zu uns gekommen? Warum höchstens nur eine dunkle Sage? — Kennst du die Absichten der ewigen Vorsehung? Siehe, Sterblicher, es schweben im unermeßlichen Raume der Himmel Weltkörper, größer, als derjenige, den du heute bewohnst; aber deine Väter wußten vom Dasein derselben nichts. Meinst du, daß Alles nur für deine Neugier vorhanden sei; daß in der Regierung des unendlichen Alls Zwecke herrschen, von denen der Mensch keine Ahnung haben kann? Im tiefen Abgrunde des Meeres bilden sich Pflanzen, es blühen Blumen hoch über den Wolken des Himmels auf unwirthbaren Felsgipfeln, die nie das Auge eines Sterblichen erblickt. Meinst du, sie wachsen und blühen zwecklos, wenn du sie nicht kennst? In der Haushaltung Gottes sind wir Sterbliche nicht die einzigen Kinder des Allvaters.

Glaubend, liebend, ehrfurchtvoll schmiege ich mich im Geiste an Dich, o mein Messias, Jesus! wie die ersten Deiner Jünger. Anbetend Gott in Dir, sinke ich, wie Petrus, zu Deinen Füßen. Auch mein Erbarmer, mein Lehrer bist Du, mein Seligmacher, mein Freund und Bruder. O zieh mich empor zu Dir, Dir nach, zu Gott dem ewigen Vater, daß ich der Freude theilhaftig werde, die auch mir bereitet ist vom Anbeginn der Dinge. Mein Geist verkläre sich in Dir, durch Dein Wort und in der Liebe zum Heiligen und Guten, und in der Verleugnung meiner irdischen Begierden. Sei Du mit mir, mein Heiland, bis ich einst dort mit Dir in Gott vereinigt werde. Amen.

57.

Wie Jesus gelehrt hat.

Luk. 4, 32.

Heil träufelte von Jesu Munde,
Und Tugend und der Ruf zum Bunde
An ein abtrünniges Geschlecht.
Der Weise lernt die Himmelswahrheit,
Im Geist des Himmels wird es Klarheit;
Gewaltig predigt er und recht.
Er schont euch nicht, getünchte Heuchler,
Sein Donnerwort wird euch Gericht,
Und ihr, der Hölle treuste Schmeichler,
Verstummt vor seinem Angesicht!

Kaum war Jesus öffentlich im Volke aufgetreten, so sah man ihn zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. Es war kein Mangel an gelehrten oder wohlredenden Männern im Lande, und doch achtete man weniger auf sie, als auf das Erscheinen Jesu. Auch konnte darin nichts Auffallendes sein, daß er ohne bleibenden Aufenthalt war, sondern lehrend von Ort zu Ort reisete. Viele jüdische Lehrer thaten dasselbe. Johannes der Täufer predigte auch im freien Felde, predigte mit ungemeiner Freimüthigkeit; griff ohne Schonung die Laster aller Stände, des Volks wie des königlichen Hofes, an; dennoch

erregte er nicht so großes Aufsehen. Christus hatte bald mehr Jünger und Anhänger, als Johannes der Täufer. Die Pharisäer erfuhren es schnell genug, besonders da er Galiläa verlassen und Judäa durchzogen hatte, wo das Gerücht von der Wunderkraft seines Wortes sich bald bis in die Hauptstadt verbreitete. Allein Christus selbst vermied geflissentlich lange Zeit alles zu große Geräusch. Er wollte nicht früher gegen die künftigen entschiedenen Feinde seiner Lehre auftreten, bis diese Lehre genugsam verbreitet sein würde. Darum zog er sich wieder aus Judäa zurück in das von Jerusalem entferntere Galiläa. Und doch konnte er es nicht ganz verhüten, daß der Ruf von seiner Verkündung des Gottesreiches nicht weit umher erschollen wäre. Man kam; man hörte ihn und ließ sich durch das Sinnbild der Taufe in die Zahl seiner Bekenner und Nachfolger einweihen. Er zwar selber taufte nicht, sondern ließ dies durch seine ihn begleitenden Jünger verrichten. (Joh. 4, 2.)

Woher entstand nun das große Aufsehen und die allgemeine Bewegung im Volke seinetwillen? Woher die Bestürzung der Schriftgelehrten? Hier war ein Anderer, als Johannes der Täufer; hier ein Anderer, als der Weiseste und Gerechteste von Jerusalem! Was er sprach, erregte das Entsetzen Vieler, die Bewunderung Aller: denn seine Rede war gewaltig. (Luk. 4, 32.)

Wohl mußte sie Entsetzen oder Verwunderung erregen, denn was er sprach, hatte vor ihm noch Niemand gesprochen so lange die Welt gestanden war. Mit wahrhaft göttlichen Offenbarungen erleuchtete er den Geist seiner Zuhörer. Er zuerst, Keiner vor ihm, enthüllte das Verhältniß der Gottheit zum Menschengeschlechte und zum Weltall. Er zuerst, Keiner vor ihm, enthüllte das Verhältniß des menschlichen Geschlechts zu sich selber und zur Ewigkeit. Er zuerst, Keiner vor ihm, entfaltete das Geheimniß des Gottähnlichwerdens für unsere Geister. Und was bisher nur Ahnung und dunkles, gelehrtes Forschen der größten menschlichen Weisen unter den verschiedensten Völkern gewesen, was in ihren Schulen als ein wissenschaftliches Heiligthum verborgen gehalten war, dem man sich nur durch anhaltendes, jahrelanges Nachdenken annähern konnte: das Alles, das Erhabenste des menschlichen Wissens, trug er mit wundervollem Lichte dem gemeinen Manne vor, und die Unmündigen wußten mehr, als vormals die Weisesten im Lande. So galt im buchstäblichen Sinne des Wortes von seinem Vortrag, was die Evangelisten von ihm sagten: seine Rede war gewaltig.

Nicht darin nur, was er lehrte, war er gewaltig, sondern auch in der Art und Weise, wie er lehrte und das Göttliche zum Menschen brachte.

Mochten die Pharisäer, wenn sie Almosen vertheilen wollten, es durch Posaunen und Ausrufer verkünden lassen; mochten sie sich an die Straßenecken hinstellen, wenn sie beten wollten; mochten sie mit Gepränge lehren und zum Volke reden — Christus war ein Anderer; sein Glanz die tiefste Bescheidenheit. So forderte er es auch von allen seinen Jüngern und Nachfolgern. Nie sah man ihn von einem blendenden Zeremoniel umgeben, nie in geräuschvollem, äußerlichem Prunk. Er trat nicht als ein Fürst auf, in kostbarem Gewande, forderte keine Bedienung; sondern durch sich selbst wollte er ehrwürdig sein, nicht durch erborgte Flitterpracht. Ueberzeugen wollte er durch die Macht der Wahrheit;

nicht die Einbildungskraft des großen Haufens berauschen und die Augen der Menge blenden. Von Herz zu Herz sprach er, als Geist zu Geistern. Was hatte äußerliches, hochmüthiges, eitles Gepränge dabei zu schaffen? Er wollte belehren, nicht gebieten und herrschen; er wollte bessern, nicht gefallen. Was göttlich ist, das ist wohl durch sich selber herrlich und hat keines Hilfsmittels vonnöthen, das vom Irdischen erborgt ist. Darum war seine Rede gewaltig durch eine himmlische Bescheidenheit, in der er das Allerhöchste kund gethan hat.

Und der Zweck seiner Sendung und sein Lehramt war ihm Hauptsache des Lebens; alles Uebrige nur ein Nebending. So forderte er es auch von seinen Jüngern und Nachfolgern, Seelen zu retten und zu Gott zu führen, war ihm wichtiger, als jede andere Angelegenheit des Lebens. Er wollte nicht Geld damit gewinnen, nicht höhere Stellen erwerben, nicht Lob und Beifall um sich erzwingen. Die Herrlichkeit des Gotteswortes an sich selbst war ihm größer, als Alles, was Menschen ihm schaffen konnten. Darum, weil er nicht war, wie die Schriftgelehrten, weil er nicht war, wie der gemeine, verächtliche Haufe der Priester und sogenannten Diener Gottes, die nicht Gott, sondern nur ihrem Ehrgeize, ihrem Priesterstolze, ihrem behaglichen Wohlleben im Hause dienten — darum lehrte er auch gewaltiglich, nicht wie die Schriftgelehrten. (Mark. 1, 22.) Die Lehre derselben mußte wohl ohne Kraft bleiben, da man wahrnahm, wie sie nicht das Amt um der Lehre willen, sondern die Lehre um des Amtes willen übernahmen; weniger sich darum bekümmerten, ob sie Herzen besserten, sondern ob sie ihre Einkünfte besserten. Was sollte das Volk von einer Religion halten, wenn diese selbst bei den Lehrern nur bloße Geschäfts- und Erwerbssache war? Anders mußte das Gotteswort von Jesu Munde tönen, wenn Jedermann gewahr ward, wie sein ganzes Leben und inneres Wesen damit zusammenhing; wie er nur dafür allein athmete; wie alles Uebrige ihm daneben wie elender Tand erschien. Nur das, wovon wir erfüllt und begeistert sind, macht uns mächtig, Andere damit zu erfüllen und zu begeistern.

Christus, im unbeschränkten Vertrauen auf die Macht himmlischer Wahrheiten, die er den Menschen brachte, kannte doch die Menschen zu wohl, denen er sie brachte. Darum war ihm nicht genug, das heilige Wort auszusprechen; viel kam ihm darauf an, wie er es aussprach. Er predigte mit sorgfältiger Umsicht und Klugheit. Im Anfang schonte er lange Zeit die Nationalvorurtheile der Juden. Er kannte ihren Haß gegen die Heiden, ihre eingewurzelte Verachtung der Samariter. Und da er nun einmal die Verkündung des Evangeliums zuerst bei den Juden beginnen wollte, mied er es, sich und die Seinigen ihnen anstößig zu zeigen. Daher rieth er im Anfang selbst mit seinen Jüngern, als er sie zur Predigt seiner Lehre aussandte, nur allein in jüdische Gemeinden zu gehen. Gehet nicht, sagte er, auf der Heiden Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel. (Matth. 10, 5. 6.) Erst als er sein großes Werk hinlänglich gesichert sah, griff er in Wort und That auch dieses Vorurtheil, wie manches andere, an, welches der Ausbreitung des Evangeliums nachtheilig sein konnte, und zeigte, daß der Samariter Gott angenehmer durch seine Tugend, als der Jude durch seinen Tempeldienst sein könne.

Er donnerte oft gegen die Gebrechen seines Volkes und seines Zeitalters— aber er ehrte die Personen und Stände. Er schalt die Scheinheiligkeit und das Prunktreiben der Priester, Altardiener, Pharisäer und Schriftgelehrten; aber nie machte er den ganzen Priesterstand, nie eine weltliche oder geistliche Obrigkeit verächtlich. Der Stand war seiner Achtung, der fehlbare Mensch darin seines Mitleids werth; nur die Laster der Stände fanden an ihm den unversöhnbaren Feind.

Er lehrte gewaltig, und darum sprach er, wenn er zu den Juden redete, in ihrer Vorstellungsart und in ihrem Sprachgebrauch. Darum soll man keineswegs glauben, daß er selbst alle ihre Vorstellungen hatte oder billigte. Hätte er zu den Römern und Griechen geredet, oder andern heidnischen Völkern, die nichts von Moses, nichts von Teufeln und Engeln wußten, er würde anders und in der ihnen verständlichen Weise geredet haben. An die ganze Reihe ihrer herrschenden Begriffe knüpfte er die neuen an, welche er ihnen brachte. So wollte es die Vorsehung des ewigen Vaters. Darum waren in diesem Volke die Weissagungen von Erscheinung eines Gottgesandten geschehen, daß sie in ihm erfüllt werden sollten. So verkündigte er sich als den verheißenen Messias, und er war es, aber nicht in den groben, irdischen, beschränkten Sinne, wie sich die Juden den Messias dachten. Sie nannten ihren Messias einen Sohn Gottes; auch Jesus nannte sich den Sohn des ewigen Vaters, aber nicht in dem groben, irdischen Sinne, wie der vom Weibe geborne Sohn einen irdischen Vater hat. Sie erwarteten, der Messias solle ein König der Juden sein; so nannte sich Jesus, und er war es, aber nicht in der gemeinen irdischen Bedeutung des Wortes. Ich bin, sprach er zu Pilatus, der Juden König. Mein Reich aber ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen. Ich bin ein König der Juden. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. (Joh. 18, 36. 37.

Gemäß der Vorstellungsart der Juden und ihrem biblischen Sprachgebrauch wandte er Vieles davon zur Bezeichnung der neuen Verhältnisse an, in welche er das menschliche Geschlecht zur Gottheit stellte. Jene priesterlichen Gebräuche, jene Opferungen, die Moses eingeführt hatte, als der Kindheit ungebildeter Völker angemessen, waren schon von den weisesten Männern des Alterthums unwerth befunden worden. Schon David, schon Jesaias hatten gelehrt, daß nicht Thieropfer und Lammesblut am Altar Gottes gefallen können, sondern ein heiliger Sinn, ein rechtschaffener Wandel sei mehr denn jedes Opfer für den Herrn. So lehrte auch Jesus. Die Juden glaubten, daß durch das Blut des jährlichen Versöhnungsopfers ihre Sünden getilgt und Gottes Zorn abgewendet würde. Aber schon Jesaias weissagte von einer höhern Versöhnung durch das Leiden und den Tod des sich für sein Volk hingebenden frommen Dulders, welcher durch seine Gerechtigkeit Viele gerecht mache. Denn nichts versöhnt und rechtfertigt mehr, als der heilbringende, fruchtbare Tod, der für die Wahrheit gelitten wird, und derselbe durch den Glauben den Sieg verschafft: denn die Wahr-

heit macht frei, frei von Irrthum, Sünde und Tod; und die gläubige Gemeinschaft mit dem Gerechten macht selbst gerecht. In diesem Sinne sagte Jesus, daß er sein Blut hingebe, zum Lösegeld für Viele, und daß er es vergiße zur Vergebung der Sünden. Johannes der Täufer nannte ihn das Lamm, welches die Sünden der Welt trägt. Der Apostel Paulus verglich ihn mit dem Osterlamm, und schrieb seinem Tod eine versöhnende Kraft zu, wenn man an ihn und die durch ihn geoffenbarte Gnade Gottes glaube. In einem Briefe an die Hebräer wird der Tod Jesu als das letzte Opfer und er selbst als der ewige Hohepriester, der sich selbst geopfert habe, dargestellt; und man sieht in diesem Briefe deutlich die Absicht des heiligen Verfassers, die Juden von ihren sinnlichen Opfervorstellungen zu den höhern geistigen Begriffen der Reinigung und Vollendung durch Leiden und aufopfernden Gehorsam zu erheben. So wie aber Jesus Christus das Irdische des mosaischen Priesterthums, Opferwesens und Versöhnungsblutes in sich und für seine Jünger vergeistigt hatte, so verkörperten nachmals die Menschen wieder aus Mißverstand alles durch ihn bildlich und geistig Gewordene. Es schien, als wäre ihnen die Lehre des Heilandes, wie er sie dem menschlichen Geschlechte gebracht, nicht göttlich, nicht erhaben, nicht wunderbar genug. Darum wollten sie es besser machen, als Jesus Christus selbst, und *verfielen in Zwietracht mit ihrer eigenen Vernunft*; verdunkelten das Lichtvolle; zogen die Vorstellung von der Majestät Gottes in das Irdische nieder, und bildeten neue Kirchen, neue Christenthümer.

Viele Dinge, die in den Tagen Jesu waren, sind auch noch in unsern Tagen. Er aber nannte und behandelte sie *in der Vorstellungsart der Juden*. Wir thun dies nicht, und thun wohl daran. Noch heutiges Tages findet man Nervenkrankheiten, die mit außerordentlichen Handlungen und Wirkungen des Kranken verbunden sind. Zur Zeit des Erlösers glaubte man solche Kranke vom Teufel besessen; die Kranken selbst erklärten sich für Besessene, weil dieser Begriff damals allgemein herrschend war. In spätern Zeiten nannte man eben solche Personen Hexen, oder vom Teufel Geplagte, oder mit ihm im Bunde Lebende; ja diese selbst, nach den zu ihrer Zeit herrschenden Vorstellungen, konnte sich ihren Zustand nicht anders erklären, als durch teuflische Einwirkung; sie selbst sagten oft vor dem weltlichen Richterstuhl aus, daß sie mit dem Satan im Bündniß wären, ihm ihre Seelen verschrieben hätten. In unsern Tagen ist auch diese aus Unwissenheit entstandene Vorstellung verschwunden. Wir kennen die schauderhaften, oft unglücklichen Erscheinungen, die bei Menschen stattfinden, welche mit Nervenübeln gewisser Art behaftet sind.

Jesus aber, indem er jene Kranken heilte, bediente sich des *Sprachgebrauchs seiner Tage*: er trieb Teufel aus. Ist es nun weniger wunderbar, wenn der Heiland durch ein bloßes Wort, durch einen Hauch seines Athems, durch ein Auflegen seiner Hand die schwierigsten aller Krankheiten vernichtete; oder gehört weniger Geisteskraft dazu, einen Blinden durch bloßes Berühren sehend, einen Lahmen gehend zu machen, als Teufel auszutreiben?

Oder meinet ihr, es sei unwürdig, von Jesu zu glauben, daß er den Sprachgebrauch derer annahm, zu denen er sprach? Glaubet ihr, er sei deswegen ein Täuscher des Volks gewesen? ——Wir wissen in unsern Zeiten sehr wohl, daß

die Erde sich um die feststehende Sonne bewege; und doch ist es üblich zu sagen, die Sonne geht am Himmel auf und nieder. Ist derjenige ein Täuscher des Volks, welcher die Sprache des Landes redet? Nein, eben dadurch ward der Welterlöser wirksam und mächtig, daß er von dem Göttlichen und Höchsten in der kindlichen Vorstellungsart und in der beschränkten Sprache des Volks zu reden wußte.

Immer machte er seinen Vortrag den Zeiten, den Gelegenheiten, den Zuhörern angemessen. Vom Geringen schwang er sich zu dem Erhabensten auf; vom Irdischen zum Himmlischen; vom Körperlichen zum Geistigen. Wie überraschend und schön bewies er dies, als er einst, müde von der Reise, sich an den Brunnen setzte, nahe bei Sichar, dem Dörflein, welches Jakobus vor Zeiten seinem Sohn Joseph gegeben! Dies lag jetzt im samaritischen Gebiete. Ein Weib kam zum Brunnen, Wasser zu schöpfen. Er bat es um einen Trunk. Die Samariterin, welche wohl wußte, wie jeder Jude sich verunreinigt wähnte, von einem Samariter etwas anzunehmen, verwunderte sich, daß er als Jude von einem samaritischen Weibe zu trinken begehre. In diesem Gespräch sagte er: Wüßtest du, wer den Trunk von dir begehrte, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Sie verstand ihn nicht. Wer das Wasser, fuhr er fort, aus diesem Brunnen trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten. Und so spann er vermittelst dieses Bildes eine Unterhaltung von heiligern Dingen an. Sie erkannte in ihm ein höheres Wesen. Er sagte ihr das Geheimste ihres eigenen Lebens. Sie verehrte ihn als einen Propheten; sie sprach von der Trennung der Juden, wie Gott im Tempel zu Jerusalem, und der Samariter, die ihn auf dem Berge Garizim verehren. Weib, glaube mir, erwiederte Christus, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Denn Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 5—24.)

So redete Jesus zum Volke: so wußte er unbedeutende Anlässe zu den wichtigsten zu machen, und geringe Umstände gaben ihm Stoff zur Entwicklung der höchsten Wahrheiten.

Die bildliche Sprache, von jeher und noch zu unserer Zeit im ganzen Morgenlande üblich, war es auch bei den Juden. Daher redete Jesus auch gern zum Volke in Gleichnissen. Nicht nur machte er dadurch gewisse höhere Begriffe anschaulicher für den ungeübten Verstand des Volkes, sondern auch dem Gedächtnisse bleibender. Leicht geht ein einfacher Gedanke, so sehr er durch seine Wahrheit dem Verstande entsprechen mag, wieder verloren; nicht sobald eine bildliche Darstellung desselben, wenn sie aus dem gemeinen Leben hervorgehoben ist.

Und darin bestand die wunderbare Macht der Rede Jesu Christi, daß sich das Alltäglichste des Lebens am meisten zum Bild- und Erinnerungsmittel der höchsten und beseligendsten Wahrheiten erhob. So ward durch ihn alles Irdische endlich zum Vorbilde des Ueberirdischen; jeder seiner Jünger wandelte in einer

durch das Wort des Meisters verklärten Welt. Das Senfkörnlein mahnte an die nahe große Verbreitung des Evangeliums über den Erdboden; eine Hochzeit an das Schicksal seiner Lehre; ein unfruchtbarer Feigenbaum an das Loos derer, die ihre Frömmigkeit nicht durch gute Werke beweisen; ein ungerathener Sohn an die ewige Barmherzigkeit Gottes; ein Reicher oder ein Bettler an das veränderte Schicksal der Menschen im künftigen Leben. Und besonders vereinte er Alles, um die liebevolle Erinnerung und Treue seiner Jünger und ersten Bekenner fest an sich zu knüpfen, auch wenn er nicht mehr in ihrer Mitte sein würde. Nur in der unwandelbaren Liebe zu ihm konnten und sollten sie seine Gebote halten; gleichwie ein gutes Kind, aus zärtlicher Anhänglichkeit am Vater, dessen Wünsche am liebsten erfüllt; und die Wünsche eines guten Vaters sind ja nur des Kindes eigenes Glück. So mußte ein Wasserquell, ein Hirt, ein Lamm, ein Weinstock, ein Eckstein, die täglichen Bedürfnisse des Lebens, der Wein, das Brod—Alles mußte die lieblichen Jesusjünger wieder an ihren göttlichen Freund erinnern. Darum blieb sein Wort unvergänglich in Aller Gedächtniß; denn seine Rede war gewaltig.

Und wie sich, mein Jesus, Deine Jünger in der treuen Liebe zu Dir heiligten und veredelten, will auch ich mich, Dich liebend, heiligen und verklären. Wie könnte ich Dich lieben, ohne Deine Gebote zu halten? Dich lieben, heißt Deine Lehren erfüllen. Du bist ein Geist, und im Geiste hange ich an Dir mit unaussprechlicher zärtlicher Ehrfurcht und Treue. Dein Leben auf Erden, je länger ich es betrachte, begeistert mich zu immer größerer Liebe und Verehrung Gottes. Denn Gott selbst sprach durch Dich; Du warst in Gott, Gott in Dir! Alles für das sündige Geschlecht der Sterblichen. Alles auch für mich! Gelobet und gepriesen seist Du in Ewigkeit. Amen.

58.
Was hat Jesus gelehrt?

Marc. 13, 31.

Sammelt Schätze, häufet Gold,
Strebt nach Kronen, wenn ihr wollt:
Gold besiegt nicht jede Noth!
Kronen trösten nicht im Tod!

Nicht was Kluges ihr versteht,
Kirche nicht, und nicht Gebet,
Opfer nicht, und nicht Altar,
Schirmt vor ewiger Gefahr.

Eins nur rettet hier und dort:
Heiligkeit durch Jesu Wort!
Himmelssinn und Engelsthat
Ist des ew'gen Glückes Saat.

So hat Jesus mich belehrt:
Heil dem Sünder, der ihn hört!
Dem nur fließet Jesu Blut,
Der, was Jesus lehrte, thut.

Ja, der Messias redete gewaltiglich. Demungeachtet war die Klugheit, Vorsicht und Gewandtheit, und die eigenthümliche, seltene Gabe, mit welcher er das Dunkelste lichtvoll darstellen, das Höchste auch dem Unmündigen anschaulich machen konnte, keineswegs allein hinreichend, seinem Worte ewige Dauer zu verschaffen. Das Alles war nur Mittel, dem Worte erst Eingang und Aufnahme zu bereiten.

Auch wohl an andern Menschen sind große Rednereigenschaften bewundert

worden, mit denen sie mächtig auf das Volk einwirkten. Allein ihr Werk war vorübergehend; ihr Wort verlor mit veränderten Zeitumständen allen Werth; höchstens schätzte man nachher noch die Kunst, mit der sie gesprochen und für ihre Sache gesiegt hatten. Es hat Personen gegeben, die durch ihre Menschenkenntniß, ihre Art mit den Leuten umzugehen, ihre richtige Beurtheilung der Umstände, ganze Nationen in gährende Bewegung versetzen konnten. Doch weder ihre Thaten noch Zwecke waren von Dauer.

Jesus Christus hingegen war im Stande, mit hoher Gewißheit vorauszusagen: Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen. (Mark. 13, 31.) Solches vermochte kein Anderer unter den Sterblichen von sich und seinem eigenen Werk zu sagen. Es hat zwar auch andere Religionsstifter gegeben, welche mit großer Klugheit eine neue Lehre predigten, die sie dem Geiste des Volkes und der Zeiten annehmlich zu machen, oder mit scharfsinniger Benutzung äußerlicher Anlässe über große Länder und Völker auszubreiten wußten. Die Lehre Mahomets ist neben der christlichen noch in drei Welttheilen sehr verbreitet, in Asien und Afrika heutiges Tages sogar noch gemeiner, als die christliche Religion. Und doch kann und wird der mahomedanische Glaube nicht von ewiger Dauer sein, so wenig als es der jüdische sein wird und es der heidnische war.

Alle andern Religionsarten, welche neben dem Christenthum bestehen, werden nur bei unwissenden, ganz oder halb barbarischen Völkern in der Welt gefunden, deren Vernunft nicht zu einer höheren Vollkommenheit entwickelt ist. Solche Völker, die noch mehr oder minder thierisch sind, und denen das, was den Sinnen wohlthut, das Liebste ist, werden an Religionen Gefallen finden, die ihren sinnlichen Begierden, ihren Leidenschaften, ihrer Einbildungskraft schmeicheln. Allein je mehr die Aufklärung des Geistes in jenen Ländern zunimmt, je verachtungswürdiger und lächerlicher muß ihnen der bisherige rohe Glaube vorkommen. Daher suchen die Priester solcher Völker das Licht der Wissenschaft und besserer Kenntniß so lange als möglich von ihren Gegenden abzuhalten. Sie sehen voraus, ihre Tempel werden leer werden, ihre Altäre zerfallen, der Glaube an das wahrhafte Wort Jesu wird überhand nehmen, je mehr die Völker selber denken lernen, und das Sklavenjoch der Unwissenheit und blinden Gewohnheit abwerfen.

Hingegen die christliche Lehre wird mit der wachsenden Aufklärung der Nationen immer tiefere Wurzeln schlagen, immer erhabener, wahrheitreicher, tröstender und göttlicher erscheinen. Sie ist der Glaube der allergebildetsten Völker des Erdballs; sie ist mit der höhern Bildung, Einsicht und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes Eins und unzertrennbar. Und eben das beweiset ihre Göttlichkeit. Wäre ihre Dauer, ihr Werth mit den größern Einsichten und Entwicklungen des menschlichen Geschlechts unverträglich: so würde sie nichts weniger als göttlich und Frucht der höchsten Weisheit zu nennen sein; sondern es müßte noch eine bessere geben, als sie ist.

An dem, was Jesus Christus gelehrt hat, ist noch nichts geändert, noch nichts gebessert worden. Jede vermeinte Verbesserung war Verschlimmerung, war Menschenwerk; jeder neu gemachte Zusatz ein unwesentlicher Ueberfluß. Das

verging wieder mit der Zeit; aber was Jesus selbst gelehrt hat, verging nie, und blieb ewig dasselbe, wie ein Gesetzbuch der Natur und Vernunft. Daher stimmen alle christlichen Religionsparteien in der wahren Lehre Jesu zusammen, aber nicht in der Lehre der Menschen von Jesu, nicht in den kirchlichen Gebräuchen und Meinungen. Gegen Alles, was göttlich ist, kann durchaus kein vernünftiger Widerspruch gedenkbar sein; aber wo Widerspruch und andere Meinung möglich ist, da ist Menschliches vorhanden, das der Veränderung unterworfen ist, wie alles Irdische

Diejenigen haben also eine unrichtige Vorstellung von der wahren und alleinseligmachenden Religion, welche sich einbilden, Wissenschaften und größere Volksaufklärung seien ihr verderblich. Nein, Gottes Wort bleibet ewiglich, und kann nur durch Wachsthum menschlicher Einsicht gewinnen; aber auch nur durch Versinken der Völker in Unwissenheit und Barbarei verdunkelt werden, nie ganz verlöschen. Je mehr die Völker in Erkenntniß wachsen, je mehr werden sie sich einander in religiösen Ueberzeugungen nähern. Die rechtschaffensten und gebildetsten Personen unter den Katholiken, Reformirten, Lutheranern, Griechen und andern Kirchenparteien stimmen wesentlicher in den Grundwahrheiten des Christenthums zusammen, als man glauben sollte. Sie sind im strengen Sinne des Worts nicht so sehr Griechen, Lutheraner, Reformirte oder Katholiken, als vielmehr Christen. Sie sind nicht Paulisch, nicht Kephisch, nicht Apollisch, sondern Christisch. (1. Kor. 3, 3—7.) Das Juden- und Heidenthum, wie die Lehre der Mahomedaner, muß nothwendig mit der Zeit zerfallen, je heller der Verstand der Menschen wird. Und in der That sind jetzt schon viele aufgeklärte, weise Juden von innen wahrhafte Christen, ob sie gleich noch die äußern Gebräuche ihrer alten Religionsgenossen mitmachen. Sie haben die Lehre Jesu angenommen im Herzen, wiewohl sie nicht den besonderen kirchlichen Gebräuchen und Lehrsätzen der Protestanten oder Griechen oder Katholiken beistimmen mögen.

So wie eine höhere Ausbildung des menschlichen Geistes die Glieder aller Religionsparteien endlich immer näher zum wahren Glauben zusammenführt, und um Jesum versammelt: so ist es nur die Unwissenheit und Barbarei, welche die Menschen in religiösen Dingen von einander entfernt, verschiedene Meinungen und Kirchenparteien hervorbringt. In den rohesten und wildesten Zeitaltern sind über das Religiöse die zahlreichsten Spaltungen entstanden. Sie sind nicht zu vermeiden, so wenig als eine Verschiedenheit der Aufklärung und Bildung bei den Nationen zu vermeiden ist. Mannigfaltigkeit der kirchlichen Gebräuche und Gottesverehrungsarten ist nicht zu vermeiden, so wenig eine Verschiedenheit der Himmelsstriche oder Verschiedenheit in den Gemüthsarten der Völker zu vermeiden ist. Nicht im Irdischen kann Dauer und Einklang sein; aber im Göttlichen ist Einklang des Ganzen. Es wird eine Zeit kommen, da die Religionsparteien von selbst aussterben, und Alles sich in Einem auflöset und vereinigt, in einem Glauben, in einer Lehre, und das ist Glauben und Lehre Jesu Christi. Das ist die Zeit, die geweissaget, aber noch fern ist, wo Alles ein Hirt und eine Heerde werden

wird! Denn Himmel und Erde werden vergehen; aber das Wort des Hochgelobten wird und kann nie vergehen.

So will ich denn auch hier nicht fragen: Was lehrt diese oder jene Kirche? sondern ich will fragen: Was lehrte Jesus? — Was die Kirche lehrt, ist vielleicht den Zeitaltern und Zuständen einzelner Nationen angemessen. Aber was Jesus lehrte, was wahrhaft göttlich ist, das muß allen Zeitaltern, allen Zuständen, allen Nationen angemessen sein, so wahr Gott ewig und unveränderlich und der Vater und Herr aller Nationen ist.

Ich frage: Was hat Jesus gelehrt? Was ist sein Eigenthümliches, das vor ihm kein Anderer in dieser Wahrheit und Klarheit gelehrt hat; nach ihm kein Anderer besser, übereinstimmender mit Allem, was sein soll und ist, gelehrt hat, noch jemals erhabener lehren wird und kann? Was ist das, welches, obschon Himmel und Erde vergehen werden, unvergänglich bleiben muß?

Es ist Jesu Offenbarung von der Gottheit und ihrem Verhältniß zum All der erschaffenen Wesen; es ist die Offenbarung vom Werth und Wesen der menschlichen Geister und deren Verhältniß zur Gottheit und zum All der erschaffenen Dinge. Darum wird mit Recht von Christo gesagt: Er zündete der Welt ein Licht an; er sei das Licht der Welt. Denn er erleuchtete das Weltganze, und ließ uns selbst unsere Stellung in demselben erkennen, da vorher die Menschheit in Finsterniß lag und ihre eigene Bedeutung nicht wußte.

Christus offenbarte uns die Gottheit und ihr Verhältniß zum All der erschaffenen Wesen. Er offenbarte uns, daß nicht mehrere Götter wären, wie das Heidenthum fabelte, sondern nur ein einziges höchstes Wesen, der Quell der Vollkommenheit, walte im unendlichen Weltganzen. Dieses höchste Wesen sei nicht irdisch, daher nicht veränderlich oder vergänglich, oder aus dem Irdischen hervorgegangen, sondern ein Geist, Alles durchdringend und belebend mit seiner Gnade. In ihm leben und weben und sind wir; er in uns. Er sei nicht auf einen einzigen Ort beschränkt; daher überall zu verehren und anzubeten, nicht vorzugsweise in einem besondern Tempel. Als Geist sei er nur im Geiste zu verehren, und vom Geiste aus; nicht wie irdische Personen mit Geschenken, nicht mit Opfern und dergleichen mehr. Er sei der einzige, der lebendige Gott, das heißt, sich selbst bewußt, in höchster Weisheit und Vollkommenheit das Weiseste und Vollkommenste hervorbringend; denn Zufall, Ohngefähr sind die Götter des Wahnsinns, innere Unmöglichkeiten und noch weniger bedeutend, als Menschenwitz. Er ist ein Gott des Lebens, nicht der Todten.

Und dieser unendliche, das Unendliche beherrschende Geist ist die ewige Liebe. Sein Gebot ist die Seligkeit alles von ihm Erschaffenen. Er wacht über die Gesammtheit der sichtbaren und unsichtbaren Naturen. Vor ihm schweben in den grenzenlosen Himmelsräumen die Welten, deren Mannigfaltigkeit und Wunderbarkeiten kein Sterblicher zählt, noch ahnet; und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen. Alle Haare unseres Hauptes sind gezählt. Das Größte, das Kleinste, das Höchste, das Niedrigste, das Wichtigste, das Geringste, Alles liegt umfangen von seiner ewigen Liebe.

Und wie er der Erhabenste ist von dem, was ist: so ist er auch Allem das

Nächste, das Verwandteste! Denn es ist nichts, was nicht aus ihm wäre. So ist er also aller Dinge Vater. Er ist der majestätische Herr der Welt, sie sein Eigenthum und Werk; er ist der Vater der Geister, aller Menschen Vater. Er hat keine auserwählte Lieblingswelt, kein auserwähltes Lieblingsvolk. Er ist der Gott aller Welten, der Vater aller Völker. Denn er hat sie alle erschaffen, und besitzt nicht die thörichte oder ungerechte Schwäche von Menschen, die Vorliebe und Vorhaß, Schooßkinder und Stiefkinder haben können.

Er ist Vater! — Die Geister sollen zum allerhöchsten Geist, wie Kinder zum Vater, beten. In diesem natürlichen, einzig möglichen, folglich allein wahren Verhältnisse dachten sich vor Christi Geburt auch die Weisesten der Menschen nicht die Gottheit, so erhaben auch die Vorstellungen Einzelner von derselben sein mochten. Sie konnten mit Schaudern und Ehrfurcht an den Majestätischen denken, mit Zittern zu ihm beten. Aber wir haben durch Christum einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir zu dem allmächtigen Gebieter der Himmel und Erde rufen können: Abba, lieber Vater!

Als Vater hat sich Gott selbst in der Natur dem Geschlecht der Menschen geoffenbaret; und doch verstanden sie ihn nicht. Sie verehrten mit Beben den Weltschöpfer. Sie gedachten seiner ewigen Liebe nicht. Sie dachten sich Gott viel zu menschlich und irdisch, wie ein König etwa, der nach seinen Launen schafft und zerstört, ohne Gnade, bloß nach Eingebung seiner Begierden. Christus zeigte uns Gott erst göttlicher.

Zu Gott, dem Vater, beten wir durch Christum, das heißt, durch Christum sind wir erst dahin gelangt, den majestätischen Schöpfer als unsern Vater zu erkennen und zu lieben. Erst durch Christum ist uns der Gedanke an Gott trostvoll, beruhigend und uns selbst erhebend geworden. Erst durch Christum sind alle Menschen sich als Kinder eines Vaters bekannt geworden, folglich auch sich unter einander zu Schwestern und Brüdern geworden. Alle Völker, alle Religionsverwandte, die Genossen aller Stände, Obrigkeiten und Unterthanen, Könige und Bettler, sind in Gott verbrüdert durch Christum und seine Offenbarung.

Wer kann, ohne Wahnsinn an die Stelle der Vernunft zu setzen, die Wahrheit und Klarheit dieses Verhältnisses leugnen? — Du sagst, dies hätte endlich auch wohl der menschliche Geist entdecken mögen. Aber warum vergingen Jahrtausende ohne diese Entdeckung? Und war es nicht Gottes Werk, daß sich um Jesu und in Jesu Alles vereinigen mußte, daß er Alles in wunderbarer Vollendung gab? Wie sich Gott, unser Vater, durch die Natur als den Schöpfer offenbarte: so offenbarte er sich durch Jesum als die ewige Liebe. Gott sprach aus Christo und allen ihn umgebenden Verumständungen zum Menschengeschlecht. Dann wird von Christo mit Recht gesagt: Die Fülle der Gottheit war in ihm; darum ist er als der Sohn Gottes auch der Mittler zwischen Gottheit und Menschheit; darum beten wir Gott in Christo an, in welchem und durch welchen er sich uns verherrlichte. Darum ist Gott der Vater Jesu Christi; darum nennt uns Christi seine Brüder und Schwestern, weil wir Alle Gottes Kinder sind.

Wir sind es. Unser Vater ist Gott; unser Wohnhaus ist nicht die Erde,

sondern die Ewigkeit. Wir sind mit der ganzen Unendlichkeit verwandt, weil Gott unser Vater ist. Auch ich kann nun sagen: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! (Joh. 14, 2.) Ich bin nicht bloß für die wenigen Athemzüge auf Erden geschaffen; Gott lebt ewig, und so auch ich in Gott. Es vergeht nichts. Das Irdische verwandelt nur seine Formen, aber es vergeht nicht, und um so weniger mein Geist aus Gott. Er ist zu höheren Vollendungen vorhanden; aber er muß sich selber vollenden. Er muß sich vom Irdischen zum Göttlichen aufschwingen, das heißt: sich heiligen. Dazu verleiht der Vater der Seligkeiten Kraft: das ist sein heiliger Geist, durch welchen wir vollkommen werden. So hat uns Christus die Gottheit in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum All der erschaffenen Wesen und folglich auch insbesondere zum menschlichen Geschlecht, offenbart.

Gleichermaßen hat uns Christus eine Offenbarung gegeben vom Werth und Wesen des menschlichen Geistes und vom Verhältniß desselben zur Gottheit und zum Weltall. Er lehrte uns unsern Werth kennen: wir sind Kinder, Söhne, Töchter Gottes. Er lehrte uns unser Wesen kennen: wir sind Geister, unvergänglich, dem ewigen Vater angehörend, ewig fortwährend, ewig wirkend. Wir haben eine herrlichere Bestimmung, als hier mit den Thieren des Feldes zu entstehen und zu vergehen — Vollendung in der Ewigkeit, Vereinigung mit Gott, Annäherung zum Allerheiligsten.

Dazu wies uns Jesus Christus den Weg. Seine Tugendlehre ist der Weg der Wahrheit und des Lebens. So wie er uns unsern Standpunkt im Weltall zu Gott zeigte, offenbarte er uns auch, was wir zu thun haben, würdige Söhne und Töchter Gottes zu sein und die Seligkeiten zu gewinnen, deren unsere Geister fähig sind. Darum sagte Christus: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. (Joh. 5, 24.) Und todt ist, wer, fern vom Göttlichen, sich im Todten, Irdischen, Bewußtlosen, Vergänglichen verliert, wie das Thier. Er hat das Leben einer Pflanze, die auch im Irdischen schwelgt; er hat das Leben eines Thieres, das sich auch am Sinnengenuß und Gefühl ergötzt; aber das Leben des Geistes selbst fehlt, denn er kann nur im Erkennen und Ueben göttlicher Dinge leben. So hat uns die Stimme Jesu von den Todten erweckt, indem sie unsern Geist zum wahren Leben rief.

Was lehrt uns Jesus über unser wahres Verhältniß zu Gott und dem Weltall? — Er lehrt: weil Gott ein Geist ist, müssen wir uns ihm nur als Geister nahen; weil unser Vater im Himmel vollkommen ist, müssen wir als seine Kinder auch trachten, vollkommen zu werden. Selig sind nur, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Worin besteht nun die Vollkommenheit, in der wir uns Gott nähern? oder die Reinheit, in der wir würdig werden, Gott zu schauen? Darin, daß wir unsere Anhänglichkeit an das Irdische schwächen; daß wir uns reinigen von denjenigen unmäßigen und gefährlichen Begierden, deren Zweck zuletzt immer eine sinnliche Lust ist. Durch die Tugend nähern wir uns Gott.

Freilich auch andere Weisen haben dieses oder doch Aehnliches schon gelehrt,

die von Christo nichts gewußt haben. Aber Christus drängte die ganze Tugend- und Vollkommenheitslehre der Menschheit in ein einziges Wort und Gefühl zusammen: in Liebe.

Gott ist die ewige Liebe: so soll ihm der menschliche Geist in Liebe gleich werden. Wie Gott uns geliebt hat und liebt, so sollen wir ihn wieder lieben; Gott über Alles, den Miterschaffenen wie uns selber; das ist das höchste Gebot!

Es ist wahr, auch andere Weisen haben zur Tugend schöne Vorschriften gegeben, selbst die Heiden. Es ist wahr, auch die Heiden haben edle Handlungen vollbracht, durch welche selbst sein wollende Christen beschämt werden. Aber wer nennt mir den Heiden, welcher einer christlichen Tugend fähig war? Nicht in dem, was gethan worden, liegt die Reinheit und Aechtheit und Größe der Tugend, sondern in ihren Quellen, in den hohen Beweggründen, warum etwas gethan wurde.

Wer um der Ehre willen handelt, kann Vortreffliches vollbringen; aber wer sagt, daß er ein Tugendhafter sei? Er hat einen irdischen, niedrigen Beweggrund, so wie der, welcher um eines andern Gewinnes willen Gutes und Nützliches thut. Beide haben ihren Lohn dahin, sobald sie Ehre oder Gewinn davon tragen. Die Heiden verrichteten bewundernswürdige Dinge aus Nationalstolz und Vaterlandsliebe. Die Ursache ihrer großen Thaten war eben so irdisch, wie der Zweck derselben. Das war nicht christliche Tugend. Aus Liebe zum Nachruhm bewiesen sie oft eine erstaunenswerthe Seelengröße; aber ihre Absicht war, wie ihr Beweggrund, unrein und irdisch. Die gleichen Thaten können oft sehr verschiedenen Ursachen ihr Dasein danken. Sie sind es nicht, die dem Geiste seinen höchsten Werth geben; die Würde der Handlung beruht in ihrer höhern Triebfeder.

Darin liegt (oft bei einerlei That) der Unterschied heidnischer und christlicher Tugend, daß jene in Ursprung und Zweck durchaus irdisch, diese hingegen göttlich ist. Der durch Christum geheiligte Geist erblickt in der Gottheit den Vater; in den Mitmenschen die Mitkinder; in der Ewigkeit die Heimath; in Allem, was lebt, die große Gottesfamilie. Im Entzücken der göttlichen Vollkommenheit liebt er den Vater; darum kann er nicht anders, als das Gute und Vollkommene lieben und üben. Er umfaßt mit Liebe seine Familie, seine Mitkinder Gottes; darum kann er nicht anders, als ihnen wohlthun, mit ihnen theilen, sich für sie opfern. Er ist ein Kind Gottes, er kennt seinen eigenen Werth, und aus Achtung gegen denselben kann er nicht schlecht handeln. Nicht das Wissen, nicht das Glauben macht es aus, sondern die Liebe. Und hätte ich alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht: so wäre ich nichts! Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte die Liebe nicht: so wäre es mir nichts nütze. (1. Kor. 13, 2. 3.)

Das ist die Offenbarung, die wir von Gott, seinem Reiche und über uns selbst haben durch Jesum, den Gott gesandt hat, Geister selig zu machen!

Das ist die große Gemeinschaft der Heiligen und alles Heiligen, was Jesus stiftete.

Das ist das Reich Gottes, welches er verkündet; das das Himmelreich, in welches wir eingehen sollen Alle durch Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland. Amen.

59.

Die Wunder des Messias.

Luk. 6, 19.

Er lehrt. Und wo er lehrt, begleiten
Ihn Wunderthaten, und verbreiten
Den Ruhm des Herrn von Land zu Land.
Der Taube höret Jesu Worte,
Des gold'nen Lichts verschloss'ne Pforte
Thut Blinden auf die Jesushand.
Er speiset wunderbar die Armen;
Heilt Leidender Gebrechlichkeit;
Sein ganzes Leben ist Erbarmen,
Und Wohlthun seine Seligkeit.

Jesus Christus — indem er heilig, wie außer ihm Keiner, auf Erden wandelte und lehrte, und mit hoher Kraft und Einsicht vom Weltganzen, von der Gottheit und dem innern Verband des gesammten Geisterreichs sprach, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Menschensohn es vermochte — hatte wohl hinlänglich die Göttlichkeit seiner Sendung beurkundet, und daß er nicht bloß aus sich kam, oder mit irdischen Zwecken.

In der That ist es seltsam genug, wenn es in neuern Zeiten Menschen gab, und geehrte, scharfsinnige, einsichtvolle Menschen, die sich einbildeten, die Lehre von der göttlichen Sendung Jesu könne wohl ein Vorurtheil oder Aberglaube sein. Sie wollten sich, auf den bloßen Gedanken hin, und weil es ihrem Verstande unwürdig schien, von solchem Vorurtheile befleckt zu sein, davon reinigen. Sie suchten Alles hervor, was Scharfsinn und Witz erfinden konnten, um dagegen zu sprechen. Sie fühlten aber in dem Augenblicke nicht, daß Alles, was sie sagten, neuer Beweis von der Erhabenheit Jesu war. Denn so vortrefflich sie von der Majestät Gottes, vom Verhältniß der Gottheit zur Welt, von der Unvergänglichkeit der Geister, von dem, was diese aus sich vermögen, von den Kräften der Vernunft und den ewigen Gesetzen der Pflichten redeten: mit einem Worte, ihre reinsten und tiefsten Kenntnisse von göttlichen Dingen, Alles waren sie doch den Offenbarungen und Lehren *dessen* schuldig, Alles wußten sie nur durch den *Einzigen*, gegen welchen sie behaupten wollten, die Fülle der Gottheit sei nicht in ihm gewesen. Sie waren in seiner Lehre von erster Jugend an erzogen. Was sie von Göttlichem wußten, schien ihnen daher so einfach und natürlich, als hätten sie Alles aus sich selbst geschöpft, und doch stammte es allein von *ihm* ab. Hätte kein Christus gelebt, ihre Einsicht würde schwerlich größer gewesen sein, als die Einsicht der Weisesten unter den Heiden des Alterthums. So glichen sie Blindgebornen, welche durch eines Arztes Kunst sehend wurden und nun behaupten: sie könnten sehen, auch ohne des Arztes Hilfe. Es ist aber nicht die Frage, ob sie jetzt ohne des Arztes Hilfe ihr Gesicht gebrauchen können, sondern ob sie ohne seinen Beistand dazu gelangt sein würden, es gebrauchen zu können. Eben jene scharfsinnigen Zweifler an der Göttlichkeit der Sendung Jesu würden die ersten Verherrlicher und Verkünder derselben geworden sein, hätten sie nicht mehr als das aufgeklärteste Heidenthum von der gött-

lichen Haushaltung im Reiche der Geister gewußt und ihr erstes Licht plötzlich aus den Worten des Welterleuchters empfangen.

Nicht mit seinem überirdischen Geisteslichte, nicht mit seinem fast überirdischen Tugendmuth allein stellte sich Jesus denen, die mit ihm lebten, als den Gottgesandten dar. Er ging und verrichtete vor ihnen Wunderthaten, die kein gemeiner Sterblicher verrichten konnte. Er heilte Kranke, gab den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Blindgebornen das Gesicht, den Gelähmten den freien Gebrauch ihrer Gliedmaßen; die Aussätzigen machte er von ihren fürchterlichen Leiden frei, und von den Besessenen, wie die Evangelien sprechen, trieb er Teufel aus. Er that Wunder. *Alles Volk begehrte ihn anzurühren; es ging eine Kraft von ihm und heilte sie alle.* (Luk. 6, 19.)

Daß Jesus Wunderdinge that, war durchaus nothwendig für seine Zeitgenossen, um ihnen seine messianische Würde zweifelloser zu machen. Es lag schon in der unter den Juden herrschenden Vorstellung vom Messias, daß derselbe als ein Ausfluß der Gottheit, mit himmlischen, wunderbaren Eigenschaften ausgerüstet sein würde. Der Glaube, die Zuversicht Israels, mußte damit erweckt werden.

Die Wunder Jesu geschahen also lediglich zunächst für seine Zeitgenossen; nicht unmittelbar für uns, die Jahrtausende nach ihm leben, und keine Augenzeugen seiner Verrichtungen sein können. Daß er Blinde sehend, Taube hörend machte, kam jenen *damals Lebenden* zu statten; *sie* wurden dadurch bewegt, weil sie das, wovon sie Zeugen waren, nicht hinwegleugnen konnten. Für uns mußten *andere* Wunder gethan werden, deren Augenzeugen wir noch heutigen Tages sind, und deren Wahrheit wir eben so wenig hinwegzuzweifeln vermögend sind.

Hätte Christus zu seiner Zeit auch keine außerordentlichen Thaten verrichtet, oder wäre uns in den Evangelien auch nichts davon gemeldet worden: wir hätten dennoch in den Wundern, die bis auf diesen Augenblick fortdauern, die unverkennbarsten Bürgen für die Göttlichkeit seiner Sendung.

Ein bis auf den heutigen Augenblick dauerndes Wunder ist das Göttliche seiner Lehre selbst, welches uns das ganze Räthsel unseres Daseins auflöset. Jahrtausende schon lebt das menschliche Geschlecht, zahllose Weise und große Geister haben in diesen Zeitaltern unter den aufgeklärtesten Völkern gelebt: und doch war Keiner, der uns dies überirdische Licht in geistigen Dingen gegeben, wie *Er allein* es gab! Wo ist einer von unsern gelehrtesten und scharfsinnigsten Männern, der seine Erkenntniß der Pflichten, die Verhältnisse der Welt und der Gottheit zu ihr, unsers Geistes zum großen All, vertauschen möchte mit der Erkenntniß eines Moses, oder David, oder Salomon, oder Sokrates? Wodurch sind wir aber in Erkenntniß des Göttlichen und des Höchsten, was der menschliche Geist erwerben und sein kann, gelangt, daß wir nun die Weisesten unter den ehemaligen Weisen darin übertreffen? Nicht durch unsere eigene Kraft, sondern durch den Unterricht, welchen wir erhalten haben. Nicht durch das stufenweise Fortschreiten der Völker in Erfindungen und Erfahrungen: denn nach Christo ist kein Anderer gekommen, der in diesem Gebiete des höhern Glaubens

und Wissens Höheres gedacht und gelehrt hätte. Von ihm allein also schreibt sich die höhere Ansicht der Natur, des Geistes, der Gottheit und unserer innern Würde her. Er gab Alles, was er gab, in einer so wunderbaren Vollendung, daß kein Zusatz mehr übrig blieb. — Wer war denn dieser Einzige, von dessen Tagen an sich die ganze geistige höhere Ausbildung des Menschengeschlechtes herzählte? War er der Gewöhnlichen Einer: warum stand in der ganzen Weltgeschichte keiner der Gewöhnlichen, wie er war, vor, oder neben, oder nach ihm? Warum fehlte er unter Griechen und Römern, die in den Wissenschaften weiter vorgeschritten waren, als die Juden? Warum stand er seitdem nicht in Indien, oder andern Weltgegenden, warum nicht unter Arabern oder Türken auf? Was ist das Schönste, das Wahrste, was Mahomed in seinem Religionsgebäude hat? Ist es nicht das, was er darin von der Lehre Jesu behielt, und sind das Uebrige nicht Irrthümer und Einbildungen, deren sich der unbefangene Verstand des gebildeten Menschen schämt?

Dies Vollkommene, in sich Vollendete der Lehre Jesu vom Heiligsten und Höchsten der menschlichen Angelegenheiten ist das eine Wunder, das wahrhaft Unbegreifliche, was bis zu unsern Zeiten von der Göttlichkeit seiner Sendung zeugt. Er steht für uns da unvergleichbar mit allen Sterblichen, einzig in seiner Art. Es ist zu keiner Zeit, in keinem Volke, in keiner Weltgegend ein Anderer gekommen, der etwas Vollkommenes, wie er, oder Besseres, wenn es möglich wäre, oder, unbekannt mit ihm und seiner Predigt, das Gleiche, wie er, erfunden hätte.

Ein anderes, bleibendes, für ihn zeugendes Wunder ist der Zusammenklang aller Weltschicksale, das Zusammenspielen aller Völkerbegebenheiten, nur ihn, diesen Einzigen und sein Wort, hervorzuheben. Es ward sein Erscheinen der Mittelpunkt aller Ereignisse in der Weltgeschichte. Dafür mußten die Alten weissagen; dafür die Römer mühsam eine halbe Welt erobern; dafür sich die bürgerlichen Unruhen in Italien beenden; dafür Friede und einerlei Gesetz die damals bekannten Völker beherrschen. Und als Alles vorbereitet war, kam er; im gewähltesten Augenblick; kein Jahr zu früh, kein Jahr zu spät. Es war unvermeidlich; seine Lehre mußte nothwendig über die ganze Erde verbreitet werden; die Altäre des Heidenthums mußten nothwendig stürzen. Wer die Geschichte des christlichen Glaubens kennt, die Verfolgungen und Triumphe desselben, muß mit Anbetung oder schauderndem Erstaunen bekennen: Diese Religion sollte das höchste Gut und Wissen des menschlichen Geschlechts werden! Das ist der mit leserlicher Schrift im Buch der Weltgeschichte ausgedrückte, unverkennbare Wille der Verhängnisse. Dies Alles ist eine große, weltbekannte Thatsache. Sie läßt sich nicht hinwegzweifeln. Sie ist das Wunder, welches bis auf unsern Tag von der Göttlichkeit der Sendung Jesu zeugt. Oder willst du das Alles für eine erstaunenswürdige Frucht glücklicher Zufälle, für Werk eines Ohngefährs halten? Wohl, so heißt dein Gott selbst Ohngefähr; dies Ohngefähr ist allmächtig, allweise, voll Güte und Gnade.

Die Menschen, welche zur Zeit Christi lebten, konnten aber, da er nie lange an einem und demselben Orte wohnte, weder den ganzen Zusammenhang seines Lehrgebäudes so übersehen, wie wir, die wir es nicht stückweise, sondern in Vollen-

dung erhalten haben; noch konnten sie voraussehen, daß und wie sich die Offenbarung, welche er von himmlischen und geistigen Dingen brachte, über die ganze Welt verbreiten werde. Was mithin für uns allein nur Zeugniß von seiner göttlichen Sendung geworden, das konnte es unmöglich für die Zeitgenossen des Messias sein. Für sie mußten andere Wunder geschehen, die ihre Aufmerksamkeit erweckten und ihren Glauben fesselten.

Was vor ihren Augen geschah, diente aber eben so wenig denen zur Ueberzeugung, die etwa ein Menschenalter, oder ein Jahrhundert nach ihnen lebten, als uns, die wir Jahrtausende nach ihnen kamen. Es war nur zunächst für die Zeitgenossen. Für alle Andern aber, welche um ein Menschenalter später kamen, folglich Jesum nicht persönlich gekannt hatten, ging dies Zeugniß seiner messianischen Würde verloren. Eben so wenig konnte ihnen damals schon, wo das junge Christenthum noch im Entstehen, und das zur Ausbreitung desselben hilfreiche Weltschicksal (sowohl was vorausging, als was folgte) wenig oder gar nicht bekannt war, dasjenige als wundervolle Bürgschaft gelten, was sich uns Späterlebenden als solche aufdringt. Ihnen mußte Jesus seine göttliche Sendung auf eine andere Weise darthun, selbst auf die Gefahr hin, wenn sie ihn nicht in der Herrlichkeit seiner Offenbarungen als den Auserwählten Gottes erkennen sollten. Er sorgte auch für sie. Es geschah durch Weissagungen, die zu ihrer Zeit in Erfüllung gehen sollten. Er weissagte aber mit allen Nebenumständen den Untergang und die Zerstörung Jerusalems, und des durch seine Herrlichkeit im ganzen Morgenlande berühmten Tempels. Er weissagte die Auflösung und Zerstreuung des ganzen jüdischen Volkes.

Diese Dinge gehörten zur Zeit, da er lebte, zu den unglaublichen Dingen. Aber sie wurden von seinen Jüngern und Lebensgenossen aufgezeichnet; sie waren bekannt unter den Juden und Christen, ehe sie geschahen. Und was er vorausverkündet hatte, als er über Jerusalems Zukunft weinte, ging in schauderhafte Erfüllung.

Aber auch diese schrecklichen Prophezeiungen konnten denen, welche sie hörten, nichts Ueberzeugendes von der Hoheit seines Wesens sein. Sie hatten Recht, zu sagen: Wer weiß, ob dies Alles geschehen wird? Ueber die Wahrheit der Vorherkündigungen können nur diejenigen richten, welche die Erfüllung derselben erleben. Jesus mußte demnach die Göttlichkeit seiner Sendung und seine höhere Kraft denen, die mit ihm lebten, auf eine andere Weise darthun, als denen, die lange nach ihm geboren wurden. Und er that dies auf eine seiner Würde, seiner Menschenliebe angemessene Art. Er machte die Kranken gesund, Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein. Wohlthun ist göttlich! Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm, und die heilte sie Alle.

Ungeachtet die Wunder, welche Jesus seinen Zeitgenossen gethan, für uns nicht unmittelbar geschehen sind, und wir ganz andere Urkunden für die Göttlichkeit seiner Sendung in der göttlichen Vollkommenheit seiner Lehre selbst, wie in deren Verbreitung über die Welt, oder in Erfüllung seiner Weissagungen haben, — noch wandelt das zerstreute Volk Israels vor unsern Augen! — ungeachtet die Wunderthaten, welche er im Leben verrichtete, von den Evangelisten

hätten aufgezeichnet bleiben können, ohne daß wir deswegen Ursache gehabt hätten, seine Aussendung von Gott zu bezweifeln: haben doch die Erzählungen davon immer die Aufmerksamkeit der Freunde und Gegner des Evangeliums sehr beschäftigt. Immer behandelt der Vorwitz der Sterblichen das am liebsten, wovon er am wenigsten begreift. Ich bin überzeugt, und die Evangelisten sagen es selbst, es sind von ihnen gewiß nicht alle außerordentlichen Thaten Jesu aufgezeichnet, die er gethan. Sie mehren und mindern die Wahrheit seines Wortes und die Hoheit seines Berufes nicht. Sie sind überhaupt nicht *für uns*, sondern für *unmittelbare Zeitgenossen*, zum Behufe jener Zeit, geschehen.

Es sind ihrer Viele gewesen, welche sich ein Geschäft daraus machten, alle Wunderthaten Jesu zu *bezweifeln*, oder sie auf eine *natürliche Art* zu erklären. Sie meinten, sich dadurch, wie Andere, von Vorurtheilen zu säubern und den Ruhm großer Aufklärung zu gewinnen. Es sind wieder Andere gewesen, die hingegen eine besondere Angelegenheit daraus machten, die Wunderverrichtungen Jesu als *wahre Wunder* zu beweisen und die Zweifel als Irrthümer zu widerlegen. Weder die Einen, noch die Andern scheinen mir ein wesentliches Verdienst um die Menschheit zu haben; auch zeigte es sich, daß die Einen wie die Andern und alle ihre Streitschriften vergessen werden. Denn *göttliche* Wunder bedürfen wohl schwerlich der Beihilfe eines Menschen, um für Wunder zu gelten.

Was Jesus vor seinen Zeitgenossen that, war Wunder für sie und *sollte es für sie* sein. Die Gelehrten unter den Juden wollten auch zweifeln; aber sie konnten schlechterdings nicht hinwegleugnen, wovon sie mit Erstaunen Augenzeugen waren, sondern sie behaupteten nur: Christus verrichte solche Thaten mit Hilfe des Teufels. Daß Jesus Dinge bewirkt habe, welche über alle Fassungskraft und Kunst derer hinweggingen, die solche sahen, ist gewiß. Daß sie jederzeit einen wohlthuenden, menschenfreundlichen Zweck hatten, ist gewiß. Wer dies leugnen will, muß die Redlichkeit und schlichte Wahrheitsliebe der Evangelisten und Apostel hinwegleugnen. Mir ist aber viel Wunderbareres in dem enthalten, was sie von der Lehre Jesu Christi erzählen, als von seinen schnellen Heilungen unheilbar erklärter Kranken, oder in andern seiner Thaten.

Es ist möglich, daß uns Manches in den Verrichtungen des Heilandes wunderhaft erscheint, was es vielleicht nicht an sich, sondern durch die morgenländische Darstellungsart der Sache ward. Denn wir finden zum Beispiel Manches, das uns außerordentlich zu sein scheint, während sich doch keiner von den Augenzeugen im Geringsten verwunderte. So heilte er die verdorrte Hand eines Menschen. Er sprach: Strecke aus deine Hand! Der Kranke that es. Da ward ihm, heißt es, seine Hand wieder zurecht gebracht, gesund, wie die andere. (Luk. 6, 10.) Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten äußerten darüber kein Erstaunen. Sie geriethen nur in Zorn, daß er an einem Sabbath heilte, wo jedes Geschäft und Arbeiten untersagt war. Ein Wunder hingegen durch ein bloßes Wort ist keine Arbeit.

Bei dem Allen verrichtete er unleugbare Dinge, die unbegreiflich bleiben. Alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm.

Diejenigen, welche solche Wunder auf eine *natürliche Weise* zu erklären

sich unterfangen, müssen doch alle verborgenen Kräfte schon kennen, welche Gott in die Natur gelegt hat. Wer aber kennt sie? Und wer sie nicht kennt, kann er aus dem und mit dem, was ihm unbekannt ist, eine Thatsache erklären?

Zweifler, und wenn ich dir zugebe, was Jesus Wunderbares vollbrachte, sei ganz natürlich zugegangen; sei weder übernatürlich, noch widernatürlich, noch unnatürlich gewesen; sei vollkommen nach den Gesetzen und mit den Kräften der Natur übereinstimmend: was ist damit gewonnen? was verloren? Wenn der ungeheure Erdball, den du bewohnst, frei im leeren weiten Himmelsraum umherschwebt, wie eine leichte Feder, so ist dies naturgemäß. Aber ist es darum weniger ein Wunder des Allmächtigen? Kennst du die Kraft, welche es vermag? Bist du fähig, dies Wunder mit Gewißheit zu erklären?

Es liegen in der menschlichen Natur gewiß merkwürdige Kräfte verborgen. Aber nicht alle Menschen haben dergleichen Kräfte im gleichen Maße. Selten erheben sie sich über das Gewöhnliche. Wir erblicken hin und wieder zerstreut Spuren derselben. Sie erregen unser Erstaunen, wie alles Ungewöhnliche. Wir halten uns, aus Furcht, leichtgläubig zu heißen, berechtigt, die Wirkungen solcher Kräfte zu bezweifeln, bis wir sie als Augenzeugen anerkennen müssen; bis wir überzeugt sind, die, welche mit solchen Eigenschaften wirken, sind weder Betrüger, noch Betrogene. Es gibt Menschen, die durch ihre eigenthümliche Empfindsamkeit tief im Schooße der Erde verborgene Quellen wahrnehmen. Es gibt Menschen, welche in einem Zustand der Entzückung wirklich das Künftige erahnen. Es gibt Menschen, welche in einer seltsamen Nerven- und Seelenäußerung, wenn ich so sagen darf, zumal in Krankheitsumständen, ihr eigenes Inneres und dessen Mängel erblicken. Es gibt Menschen, die, zumal im Zustande des Nachtwandelns, mit verschlossenen äußern Sinnen unglaubliche Dinge thun und wissen, die sie wachend nicht verrichten und wissen können. Es gibt Thiere, die eben so auffallende Eigenschaften haben; die wochenlang vorher die Witterung, welche kommen soll, empfinden und sich darauf vorbereiten; oder ohne Kenntniß der Länder die weitesten Reisen auf den nächsten Wegen dahin nehmen, wohin sie müssen und wollen. Alle diese außerordentlichen Eigenschaften, welche wir zerstreut erblicken, sind naturgemäß. Sind sie deswegen weniger wunderbar, oder dem menschlichen Verstande begreiflicher?

Zweifler, dies Alles leugnest du nicht, weil die Erfahrungen deinen Zweifel besiegen; du bezweifelst nicht, daß mancher Mensch eine größere Kraft in sich habe, durch seine Berührungen Nervenleiden zu mindern, als ein anderer; oder daß ein Mensch höhern, weiterblickendern Geist empfangen habe, als der andere. Dies Alles ist naturgemäß, dir unerklärlich, und Alles Gottes Kraft.

Wie nun, wenn durch göttliche Kräfte der Natur, welche unsere Erfahrungen überschreiten, in einem Auserwählten das Höchste vereint war, um dessen Dasein die Begebenheiten der Welt, die Schicksale der Jahrhunderte sich sammelten, wie zerstreute Strahlen in einem Brennpunkt; Zweifler, wenn dir das einstimmige Zeugniß des Alterthums sagt: dieser Auserwählte war Jesus Christus, der Erleuchter der Gotteswelt! was vermagst du an seinen Kräften und Thaten zu deuteln? Ist ein Verein der hohen Gotteskraft in diesem Einzigen wunderbarer, als sein erhabener Geist, dem an innerer Vollendung und Stärke

kein Anderer vor ihm und nach ihm gleich kam? oder wunderbarer, als die Ordnung der Weltereignisse um sein Erscheinen auf Erden? oder wunderbarer, als die Wirkung von den Worten dieses in Demuth lebenden Einzigen auf die Schicksale der größten Nationen in nachfolgenden Jahrtausenden? — Wo ist das Unwahrscheinliche, daß das Volk begehrte, ihn anzurühren? Wo ist das Unmögliche, daß eine Kraft von ihm ausging und heilte?

Gott hatte ihn auserkoren, der ewige Vater, ihn, den heiligen Sohn, und wohnte in ihm und offenbarte sich durch ihn in dem menschlichen Geschlechte. In ihm war die Macht Gottes und das Leben, und das Leben ward das Licht der Menschen. (Joh. 1, 5.) Darum glaube ich, Heiland, an Dich; in Dir ist mir der Allerhöchste erschienen zur Offenbarung und Seligkeit. Aus Deinem Munde kam mir Gottes Wort. Du selbst sprachst: Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will dessen Willen thun, der wird inne werden, daß diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede. (Joh. 7, 16. 17.) Ich will Deinen heiligen Willen vollziehen; es ist der Wille meines Vaters im Himmel. Amen.

60.

Von Jesu häuslichem und bürgerlichem Leben.

Joh. 5, 41.

Messias Jesus, Fürst der Geister,
Du sanfter Menschenfreund,
Du, nur der Sünde Feind,
Mein Heiland, Herr und Meister!

Ich will in heiliger Betrachtung
Dein stilles Wandeln seh'n.
Wie groß warst Du und schön,
Umgeben von Verachtung!

Voll frommen Kindersinns, unschuldig,
Kam Dir kein Weiser gleich;
In edler Armuth reich,
Trugst Du Dein Loos geduldig.

Du fordertest nichts an dem Leben,
Ihm gabst Du Alles hin;
Das Kreuz ward Dein Gewinn,
Ein Dornkranz Dir gegeben.

Und doch, wie warst Du zu beneiden!
Gott liebte segnend Dich.
O Jesu, laß auch mich
Eingeh'n in Deine Freuden!

Jener Einzige, welcher, mit wahrhaft göttlichem Geiste, mit den seltensten Eigenschaften ausgerüstet, das größte aller Werke unternahm, die je unternommen wurden, — mit dessen Erscheinen die ganze Geschichte der Menschheit eine andere Gestalt gewann, und für dessen hohen Zweck die ewige Vorsehung ganzen Nationen ihr besonderes Loos warf, — dieser Einzige war schlicht und anspruchslos; von geringen Vermögensumständen; in seinem Aeußerlichen ohne besondere Auszeichnung; in seinem Umgange wie in seinem Häuslichen äußerst einfach. Niemand hielt ihn für etwas Ungewöhnliches. Jeder behandelte ihn wie Einen Seinesgleichen. Auch begehrte er nichts Anderes. „Ich nehme nicht Ehre von Menschen!" sagte er. (Joh. 5, 41.) Ging er allein, kein Mensch beachtete ihn. Der Ruf von ihm war größer, als er selber zu sein schien. Daher, wenn sich die Menge der Neugierigen sammelte, ihn zu sehen, von dem man so viel hörte, war man verwundert, einen ganz andern Mann zu erblicken, als man zu

finden erwartet hatte. Er konnte oft mitten durch seine Verfolger, oder durch das Gedränge des Volks hingehen, ohne daß man auf ihn Acht gab, wenn man ihn nicht schon vorher persönlich kannte.

So wenig kommt in den göttlichen Rathschlüssen dasjenige in Anschlag, was die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, für bedeutend zu halten pflegen. Da war kein Gepränge, kein glänzender Aufwand, keine Gönnerschaft der Großen, kein bequemes Auskommen, kein Leben in Prachthäusern. Worauf Menschen am meisten sehen, was sie am begierigsten suchen, das Alles fehlte. Der stille, bescheidene Sinn, der in Jesu wohnte, sprach sich in seinem ganzen Aeußerlichen aus.

Es ist äußerst anziehend, Jesum in seinem bürgerlichen und häuslichen Leben zu beobachten. Eben in diesen Kleinigkeiten offenbart sich das Gemüth oft am bestimmtesten und klarsten. Das Reinmenschliche, was wir an Jesu bemerken, führt in uns, oder uns ihm gleichsam näher, als wir ihm gewöhnlich in der Betrachtung seiner Geisteshoheit stehen. Wir erkennen in ihm unsern Bruder; wir fühlen uns ihm verwandter, und gewinnen dabei mehr Vertrauen auf uns selber, ihm der hohen Denkart ähnlich werden zu können.

Man sieht es wohl, daß Maria, seine Mutter, immer von ihm außerordentliche Erwartungen hatte, ohne eigentlich doch sich deutlich bewußt zu sein, was er der Welt leisten wolle. Ihr war es nicht entgangen, daß er an Wahrheit und Einsichten und besondern Kräften andern Menschen überlegen war. Sie schien, ehe er öffentlich auftrat, recht sehnsuchtvoll den Augenblick zu wünschen; und als er endlich vom Jordan zurückgekommen war, wo ihn Johannes getauft hatte, und er schon die ersten seiner Schüler angenommen hatte, glaubte sie, er müsse sich nun allem Volk in der ganzen Größe eines höhern Wesens zeigen. Deswegen, da sie mit ihm zu Kana in Galiläa zur Hochzeit eingeladen war, und es an Wein gebrach, glaubte sie, es sei genug, sich an ihn zu wenden; er werde schon Rath schaffen. Sie munterte ihn auf, und sagtr: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus schien unzufrieden mit dieser Aufforderung. Wozu das? sprach er: Was willst du? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Doch erfüllte er den Wunsch der Mutter, aber mit äußerst sorgfältiger Vermeidung alles Aufsehens, daß weder Bräutigam, noch Speisemeister, noch Gäste wußten, woher das wunderbare Geschenk des köstlichen Weins kam, welches die Heiterkeit aller Anwesenden erhöhen sollte.

Eben so scheinen auch seine übrigen Verwandten nichts Gemeines von ihm erwartet zu haben. Ohne Zweifel hatte er sich, während er noch bei ihnen im Hause der Eltern wohnte, in der Familie zuweilen über sein Vorhaben und den künftigen Lebensplan geäußert. Doch sein schlichtes, stilles, eingezogenes Leben machte sie immer wieder zweifelhaft; noch mehr, als er von ihnen ging, sein Lehramt antrat, und sich nur in den entfernten, kleinen Städten und Dorfschaften Galiläa's aufhielt, von woher man wenig über ihn vernahm. Darum wurden sie zuletzt ungeduldig und ungläubig. Nach Jerusalem, in die große Hauptstadt, zum Lauberhüttenfest des jüdischen Volks, sollte er gehen und sich zeigen; aber nicht in der Verborgenheit und Ferne stehen. (Joh. 7, 3—5.) Christus hingegen blieb sich selber getreu. Er wollte kein Geräusch machen. Die

Klugheit verbot es. Er sah sein Loos vorher, wenn er als Neuerer von Schriftgelehrten und Pharisäern geächtet werden würde. Zeit dazu war es, das Aeußerste zu wagen, wenn er im Stillen den unzerstörbaren Grund seines Werkes gelegt und vollendet hatte. Denn für sich selber fürchtete er nichts, wohl aber für das Gelingen seines großen Beginnens. Nur für dies wollte er leben. Darum entrann er seinen Verfolgern oft, und gab sich ihnen nicht preis, wenn sie ihm nachstellten. Nachdem ihm aber das Lebenswerk gelungen war, galt ihm das Leben selbst nicht mehr hoch; er gab es mit ruhiger Furchtlosigkeit den Verfolgern hin. Mit seinem Blute sollte und mußte das Ganze besiegelt und geheiligt werden.

Er besaß, seit er sich einmal von der Heimath seiner Familie getrennt hatte, keinen bleibenden Aufenthalt mehr, sondern befand sich fast immer auf Reisen. So einfach, wie seine Denkart, war auch seine Lebensart. Um Geld war es ihm nirgends zu thun. Seinen Durst stillte das Wasser der Quellen und Brunnen; seinen Hunger stillte oft das kärglichste Mahl. Zu solcher Entsagung gewöhnte er auch seine Schüler. Ihnen fehlte es nicht selten am unentbehrlichsten Brod. Als sie eines Tages durch die Saatfelder mit ihm gingen und hungerten, rauften sie Aehren aus, und aßen. So wir Nahrung und Bekleidung haben, lasset uns genügen! sagte er zu ihnen. Er wollte sie früh und standhaft zu allen Entbehrungen gewöhnen, denn er wußte, welchen Bestimmungen er sie weihte. Nur durch Strenge gegen sich selber und Abhärtung konnten sie einst Helden Gottes in den Stürmen der Welt werden; und ohne Scheu der Mühseligkeiten, unabhängig von selbstgeschaffenen Bedürfnissen, frei die Verkünder eines verfolgten Evangeliums sein.

Aus eben diesem Grunde machte er an diejenigen, welche ihm nachfolgen wollten, die Forderung, sich streng zu prüfen, ob sie der von ihm zur Bedingung gemachten Entsagung fähig seien. Ihm in Vollführung seines Plans zu folgen, dazu gehörte höherer Muth und stärkere Enthaltsamkeit, als zur Lebensart oder zum Wagstück eines Kriegers. Denn, gleich dem Krieger, heute zu darben, um morgen schwelgen zu können, oder unerschrocken und wild gegen die Todesgefahr zu gehen, ist nichts Großes. Tausende und wieder Tausende haben dazu Muth und finden daran Vergnügen. Aber ein ganzes Leben voller Aufopferungen vor sich zu sehen, ein Leben voller Armuth, Verkanntheit, Entehrung und Schrecken; ein Leben ohne Erquickung, ohne Sicherheit, nur mit Aussicht auf Kerker und Tod; und für das Alles nichts zu haben, als ein frohes Bewußtsein: das verlangt eine Entschlossenheit höherer Art. Diese Entschlossenheit hatte der reiche Jüngling nicht, welcher gern des Messias Jünger geworden wäre, aber betrübt davon schlich, als er hörte, er müsse seine Güter verkaufen, sein Vermögen den Nothleidenden austheilen, wenn er in die Gesellschaft Jesu aufgenommen sein wolle. Auch eben deswegen warnte Jesus den Schriftgelehrten, der, durch seine Lehre bewegt, in schöner Begeisterung rief: Meister, ich will Dir folgen, wo Du hingehst. Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. (Matth. 8, 20.)

Das Wenige, was seine treuen Begleiter und Schüler mit ihrer Hände Arbeit

gewannen, oder was dankbare Menschen ihm, als ihrem Lehrer und Arzte, zuweilen reichten, mußte ihm und den Seinigen zum Unterhalte hinreichen. Er führte mit seinen Jüngern gleichsam eine gemeinsame Haushaltung; was der Eine hatte und empfing, gehörte Allen an. Was ihnen an Geld gegeben ward, nahmen sie an. Einer von ihnen führte für Alle die Kasse. Dies Geschäft besorgte lange Zeit Judas, der Sohn Simons Ischarioths, dessen Neigung zur haushälterischen Spärlichkeit nachher in leidenschaftlichen Geiz entartet ist. (Joh. 12, 6.) Aus diesen Einnahmen wurden die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Familie bestritten.

Sie waren, wie gesagt, klein. Christus selbst war rein, doch schmucklos in seinen Gewändern. Als er gefangen genommen und vor Gericht geführt ward, trug er über sein Untergewand nach morgenländischer Sitte einen weiten Rock, der, ungenäht, von oben an durch und durch gewirkt war. Dies gab den Anlaß, daß die Kriegsknechte, welche sich in seine Kleider theilten, das Loos um den Rock zogen, wem er zum Eigenthum werden sollte.

Man hat wohl noch verschiedene Nachrichten über die Person Jesu, außer denen, die uns in den vier Evangelien aufbewahrt worden sind. Allein man darf sie keineswegs für zuverlässig halten. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Jesu erschienen verschiedene Beschreibungen von seiner Gestalt, von seiner Art zu leben. Auch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß unter den ersten Christen darüber vielerlei Sagen gingen, die jetzt verloren sind. Denn wem hätte nicht Alles wichtig sein sollen, was die Person des großen, göttlichen Glaubensstifters anging? Wer hätte nicht auch von seinem äußerlichen Wesen die geringsten Umstände gern erzählen gehört? Dergleichen Erzählungen waren vielleicht mehrere zerstreut vorhanden. Es fanden sich auch Leute, die aus übergroßer Dienstgefälligkeit, oder um damit die Gläubigen zu erbauen, oder um die Ungläubigen anzulocken, solche Sagen niederschrieben und wohl gar mit ihren eigenen Einfällen und Zusätzen verschönern wollten. So kam Wahrheit und Erdichtung zusammen, und mit Recht wurden dergleichen Mährchen, deren Falschheit sich aus sich selbst ergab, von den damaligen Zeitgenossen wenig geschätzt, sondern verworfen. So wies man einen erdichteten, amtlichen Bericht des Landpflegers Pontius Pilatus an den römischen Kaiser Tiberius über Jesu Tod und Auferstehung vor; den Bericht über die Gestalt des Erlösers, wie er von mittlerer Größe war, blassen Angesichts, sein Haupthaar braun, nach nazarenischem Gebrauch gescheitelt, wie man ihn habe selten lachen, öfters wehmüthig gesehen. So wußte man von einem Briefwechsel Jesu Christi, den er mit Abgar, Fürst von Edessa, geführt hatte, um ihn von einer langwierigen Krankheit zu heilen; Christus aber hätte dies abgelehnt und ihm sein Bildniß zugesandt. Alle diese und andere Nachrichten von Jesu, so wie Angaben und Abbildungen seiner Person findet man in den Schriften der ersten dreihundert Jahre der christlichen Kirche nirgends bemerkt; erst im vierten Jahrhundert und in den nachfolgenden Zeiten trieb man damit Spiel und sogenannten frommen Betrug. Christus hat von sich kein Bildniß hinterlassen. Wie leicht wäre ihm dies gewesen, und zu einer Zeit, wo an trefflichen Künstlern nirgens Mangel war! Er kannte der Menschen Schwächen, und wollte im Geist und in der

Wahrheit verehrt sein, nicht in todten Bildern, welche leicht zu Aberglauben und Mißbrauch aller Arten Anlaß geben konnten. Er war über die gemeine Eitelkeit gemeiner Sterblichen erhaben. „Ich nehme nicht Ehre von Menschen!" sagte er.

Indem er sorgfältig den kleinsten Umstand vermied, der ihn und seine wahren Absichten hätte verdächtig machen, oder den Argwohn der Großen reizen können, sah man ihn überall zuerst sich der römischen, weltlichen und jüdischen geistlichen Obrigkeit unterthänig beweisen. Nie, so laut er auch die Gebrechen der Zeit tadelte, erhob er seine Stimme gegen die bestehenden Obrigkeiten. Nirgends war dies gefährlicher, als bei einem ohnehin zu Meutereien geneigten Volke, wie damals das jüdische; für Niemanden folgenreicher, als für ihn, den von der einen Seite das Volk gern zum Anführer ausgerufen, von der andern die Feindschaft der jüdischen Priester gern verdammenswerth gefunden hätte.

So gewissenhaft er aber auch die mosaischen Ordnungen beobachtete, entband er sich doch von vielen kleinen Nebendingen, welche nicht sowohl Vorschriften Mosis, als die Erfindungen späterer Zeit waren.

Diese Nebendinge, diese kirchlichen Vorschriften und Gebräuche, von denen Moses nichts gelehrt, waren für die Priester, Schriftgelehrten und Pharisäer aber Hauptsachen; diesen Leuten war es leichter, äußere Verrichtungen in und außer dem Tempel mit Strenge zu beobachten, als ihren Lebenswandel zu bessern, redlich und leidenschaftslos zu handeln, und Gott, nach Vorschrift Mosis und der Propheten, mit heiligen Thaten zu dienen.

Warum übertreten deine Jünger die Vorschriften der Aeltesten? sagten sie zu ihm: Warum waschen sie ihre Hände nicht, wenn sie Brod essen? — Christus erwiederte diese Vorwürfe mit der für sie erschütternden Gegenfrage: Warum übertretet ihr denn Gottes Gesetz um eurer Vorschriften willen? Gott hat geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren. Ihr aber lehret: Wer seinen Eltern das Nothwendige entzieht, und zum Vater oder Mutter spricht: Wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer! der thut wohl. Ihr Heuchler, es hat wohl von euch Jesaias geweissagt: dies Volk naht sich zu mir mit seinem Munde, aber ihr Herz ist fern von mir. Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nur Menschengebote sind. (Matth. 15, 2—9.) Ein andermal glaubten sie ihm nicht minder großen und gegründeten Vorwurf damit zu machen, daß sie ihn einen Entweiher des Sabbaths hießen, weil er sich am Sabbath mit seinen Jüngern Arbeit erlaube, oder esse. Er entgegnete ihnen: der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen. (Mark. 2, 27.) Lebte Jesus in unsern heutigen Tagen, wie Vielen würde er auch jetzt begegnen, die jenen elenden Heuchlern gleichen; die jede Bosheit verzeihen, aber die Versäumung irgend einer Anordnung der Kirche zur großen Sünde erheben; die sich kein Gewissen daraus machen, die Armen ungerecht zu drücken, und ihr Vermögen auf unerlaubte Weise zu vergrößern, aber dagegen ein sündentilgendes Verdienst beim Himmel zu erlangen glauben, wenn sie die Kirche durch Geschenke bereichern, und große Gaben auf den Altar legen.

Christus schonte gern unschädlicher Vorurtheile, oder die nicht ganz unmittelbar verderblichen Einfluß auf gottgefällige Denkungsart hatten. Dagegen setzte

er sich muthig über alle Urtheile und Vorurtheile der Menge hinweg, wenn es darauf ankam, menschlich, gerecht und edel zu sein. Jeder Jude war auf sein Jerusalem, auf seinen Tempel, auf seine Propheten stolz; stolz darauf, zum Volke zu gehören. Mit Verachtung blickte er auf die samaritischen Halbjuden, mit Abscheu auf die Heiden, auf die von heidnischen Fürsten verordneten Einnehmer und Zöllner. Schon durch entfernten Umgang mit ihnen glaubte er sich zu besudeln. Ganz anders Jesus. Auch die Verachteten waren Menschen. Auch sie sollten von ihren Sünden bekehrt werden. Er sah und ehrte den guten Willen des Zachäus, des Obersten der Zöllner; kehrte bei ihm ein, wohnte bei ihm, aß an seinem Tische, so sehr ihm dies auch von allen denen verargt werden mochte, die dergleichen Gemeinschaft für einen Juden unanständig, mit der Würde eines Propheten oder Messias aber in offenem Widerspruch fanden. Er gab damit seinen Jüngern das Beispiel, wie sie einst sich gegen Heiden zu betragen hätten, wenn er vollendet haben würde.

Nicht mit äußerlicher Frömmigkeit prangte er viel. Er sonderte sich nicht von den sogenannten Weltkindern im Umgange ab. Er aß, er trank mit ihnen, mochte auch der Frömmler über ihn die Achsel zucken und rufen: Sehet, er will ein Heiliger sein, und sitzt mit Sündern zu Tische! Er ist ein Schwelger, ein Prasser, ein Weinsäufer! — Er weigerte sich keineswegs, Theilnehmer fröhlicher Gesellschaften zu sein, an heitern Gastmählern seinen Platz einzunehmen, und die Freude derer zu beleben, die mit ihm waren. Das that er am Tage zu Kana; er that es, als ihm Levis, der Zöllner, ein großes Mahl anrichtete, wozu der Gäste viele geladen waren: da zog er sich keineswegs zurück; er that es, als ihm zu Bethanien, während er mit seinen Freunden saß, Maria mit köstlichen Oelen das Haar salbte.

Hingegen innere Frömmigkeit war es, was er von Allen, die ihm anhingen, forderte; und er selber war darin das ehrwürdigste, unbescholtenste Muster Aller. Dieser fromme Sinn äußerte sich gegen Gott in stillen Unterhaltungen mit demselben, in demüthiger Verehrung der Rathschlüsse Gottes; in andachtvollen Gebeten; gegen Menschen in Wohlthun und Liebe. — Gebet und Liebe, dies war das beständige Tagewerk seines Lebens! Gebet und Liebe, mit diesen beiden Worten läßt sich sein ganzes häusliches und öffentliches Thun beschreiben. Wer betete so inbrünstig, weise und ergeben in den Willen Gottes, wie Jesus? Wer liebte so treu, so uneigennützig, so sich selber um Anderer willen vergessend, wie Jesus?

Er liebte; auch sein Herz machte zarte Unterschiede unter den Personen. Er war ein göttlicher Mensch im höchsten, im schönsten Sinne des Wortes. Freund und Helfer und Diener war er jedem seiner Mitmenschen, dem Edeln wie dem Sünder; aber nicht Alle waren seine Vertrauten, und nur an Wenigen hing er mit der zärtlichsten Zuneigung. Zu diesen Wenigen gehörte Lazarus, im Flecken Bethania, bei dem und dessen Schwestern er oft Obdach nahm, und den er aus dem Todesschlaf und von den Banden des Grabes wieder ins Leben rief. Auch Johannes unter seinen Jüngern schien seinem Herzen näher zu stehen, denn Jeder von den Andern. Er behandelte ihn immer mit ausgezeichneter Huld, und noch vom Kreuze herab als sein anderes Ich. — Doch nie ward er von

diesen schönen Empfindungen des Herzens zur Unbilligkeit gegen Andere, oder zu einer Schwachheit gegen die Geliebten verleitet. Der hohe Geist und das reine, sanfte Gemüth des Johannes war es, was Jesum für ihn einnahm. Denn das Edle fühlt sich zum Edeln hingezogen; die Unschuld liebend zur Unschuld. Darum war Christus auch der zärtlichste Freund der Kinder. Gern sammelte er sie um sich, die noch wahrhaft und natürlich waren, oder unverdorben von den Vorurtheilen, Thorheiten und Leidenschaften der Erwachsenen. Wer gedenkt nicht des schönen Wortes, welches er einst über die harmlose, reine Jugend aussprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich. Und wenn ihr nicht werdet, wie diese, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.

Und Liebe forderte er von Allen wieder, die ihn umgaben. Liebe, Freundschaft und gegenseitige Gefälligkeit unterhielt er beständig unter den Seinigen. Er selbst, der Meister, wusch seinen Schülern einst, nach morgenländischer Sitte, die Füße, so sehr sie sich auch weigerten, diesen Dienst von ihm anzunehmen. Er that es aber, nicht einer eiteln Feierlichkeit wegen, nicht um etwa Beweise seiner Demüthigkeit abzulegen, die er schon herrlicher dargethan hatte: sondern um sie damit zu ermuntern, eine beständige Gleichheit unter sich zu bewahren, und Einer dem Andern dienstfertig zu bleiben. „Ihr heißet mich Herr und Meister, und saget recht daran," sprach er zu ihnen: „denn ich bin es auch. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen. Und ich sage euch nun, ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet." (Joh. 13, 13. 14. 34. 35.)

Wie ehrwürdig erscheint mir Jesus überall, wie ganz eigenthümlich in seiner schönen, selbstständigen Denkart, die ihn so scharf auszeichnet! — Warum könnte denn auch ich nicht in meinen häuslichen Verhältnissen so einfach und edel handeln wie er? Ich habe keine so hohen Bestimmungen, ich habe nicht Ursache, Hab und Gut und Alles zu verlieren, wie er, seinem himmlischen Berufe gemäß. Aber auch ich habe die kleinen Tagesvorfälle, die Menschen mit ihren gemischten Gemüthsarten um mich her, wie er; ich habe die Anlässe zum Wohlthun, wie er, habe Freunde und Geliebte, wie er — die Welt ist noch dieselbe, wie er sie sah — was hindert mich, Dein ergebenes Kind, o Gott, mein Vater, zu sein, wie er es war? Ach, Dein heiliger Geist, der ihn erfüllte, begeistere auch mich, und stärke mich zu allem Heiligen und Guten. Amen.

61.

Was sich von Jesu die Jünger dachten.

Lukas 7, 23.

Eilt, Sterbliche, ins Gottesreich,
Eilt, Jesu zu begegnen!
Empfangt den König: er will euch
Beglücken, will euch segnen.
Wer (fragt ihr) ist der Herr? — Der Sohn
Der Gottheit ist es, uns vom Thron
Der Gnade zugesendet.

Eilt freudig in das Gottesreich,
Kommt, eilt ihm zu begegnen!
Empfangt den Retter: er will euch
Mit seinem Himmel segnen!
Wer (fragt ihr) dieser Retter sei?
Er, dessen Liebe, ewig neu,
Entsündigt und beseligt.

In der hohen Einfalt, in jener stillen Anspruchlosigkeit, mit welcher Jesus Christus auftrat und lebte und lehrte, konnte es nicht fehlen, daß er lange verborgen und unbeachtet blieb. Dies war sein Wille. Wie ein Samenkorn in den Erdboden fällt, ungesehen vom Auge der Menschen, und unter der Erde sich der Keim unbemerkt aufschließt, seine zarten Wurzeln ausbreitet, seine kleinen Zweige im Schatten des Grases und unter höhern Gesträuchen versteckt emporhebt, bis der Stamm festgewurzelt den Stürmen trotzt und zur weitschattenden, majestätischen Eiche wird: so die Lehre Jesu vom Reich Gottes.

Allerdings zwar machten seine Thaten Aufsehen, doch immer nur ein sehr vorübergehendes. Ueberhaupt war schon der bloße Name Messias, und daß man ihn irgend einer Person beilegte, hinreichend, das jüdische Volk in Gährung zu setzen, und seine Neugier, Erwartung und Empörungslust zu reizen. Oft versammelte es sich in Menge um Jesum, plötzlich und hochbegeistert. Aber ebenso plötzlich und erkaltet verlor es sich wieder von ihm. Ein Wirbelwind schien die leichte Spreu zusammenzuwehen, und wieder aus einander zu blasen. Man fand in diesem Messias durchaus nicht, was Alt und Jung suchte und hoffte.

Selbst diejenigen, die ihn näher kannten, wurden irre an ihm. Für einen Christus, der er sein wollte, schien er seinen Blutsverwandten viel zu furchtsam, schüchtern und zaudernd. Nach ihrer Meinung mußte der Wiederhersteller des Davidischen Königsthrones, der Ueberwinder des ganzen römischen Reichs, nicht in Einsamkeit umherziehen. „Mache dich auf von dannen!" sagten sie zu ihm: „und gehe in Judäam, auf daß auch Deine Jünger sehen die Werke, die Du thust. Niemand thut etwas im Verborgenen, wenn er will frei offenbar sein. Thust Du solches, so offenbare Dich vor der Welt!" — Er, weiser, als sie, wies ihre Zumuthungen ungefähr ebenso zurück, wie er einst den fragenden Zweiflern antwortete, welche Johannes der Täufer an ihn gesandt hatte: Selig ist der, der sich nicht ärgert an mir! (Luk. 7, 23.) Selig, wer mir glaubt, und nicht irre wird an meinem Thun und Lassen! Daher glaubten auch seine Brüder nicht an ihn. (Joh. 7, 5.)

Auch seine Jünger, die doch beständige Augenzeugen seiner Lehre und Werke waren, blieben lange ungewiß, was sie von ihm halten sollten. Sie liebten ihn — wer hätte ihn nicht lieben sollen! — sie glaubten ihm aus Liebe und Zuversicht, und doch hatten sie von ihm ganz verschiedene, oft sehr unrichtige Vorstellungen. Auch ihnen war er ein Anderer, als sie dachten, daß er sein sollte.

Zuversicht und Glauben hatte er den ersten, die er in seine Gesellschaft aufnahm, durch wunderbare Thaten eingeflößt, die vor ihren Augen geschahen. Petrus und Andreas, Jakob und Johannes, die Kinder Zebedäi, hatten sich auf diese Weise an ihn angeschlossen. Einige derselben kannten ihn schon durch die Predigten des Täufers am Jordan. Als dieser auf Jesum ehrfurchtvoll hinwies, und rief: Siehe, das ist Gottes Lamm! verließen sie den Jordan, um mit Jesu zu leben. Ebenso wurden die Andern gewonnen. Jeder ermunterte seine Freunde, dem Heiligen nachzufolgen, wie Philippus seinem Freunde Nathanael that. Wir haben ihn gefunden (sprach Philippus), von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geredet haben; es ist Jesus, der Sohn Josephs, von Nazareth. Bei der Nennung dieses elenden Städtchens mochte Nathanael

mißtrauisch werden. Was kann auch von Nazareth Gutes kommen? sagte er. Komm und siehe selbst! erwiederte Philippus. Nathanael that es, und ward Jesu Jünger. (Joh. 1, 46.)

In der Geschichte und den Briefen der Apostel wird dieses Nathanaels weiter nicht gedacht. Es ist von einigen Alten vermuthet worden, er sei derselbe gewesen, welcher auch Bartholomäus genannt worden ist. Es mag sein, daß ihm der Meister einen andern Namen gegeben, wie er dem Simon gethan, der die Benennung Petrus erhielt. Auch ist möglich, daß Nathanael zwar Jesu Schüler, aber nicht in seinem beständigen Gefolge blieb, wie deren mehrere gewesen sind; doch war er noch von denen, die Jesum auch nach der Auferstehung gesehen haben.

Je länger die Jünger mit ihrem großen Lehrer waren, und seine unbegreiflichen Thaten zu bewundern Gelegenheit hatten, je fester wurde ihr Vertrauen zu ihm. Man denke sich gute, einfache, ungelehrte, ja unwissende Männer, die aus ihrer bisherigen schlichten, einförmigen Lebensweise herausgerissen, plötzlich ohne Vaterland und Heimath, ohne Verwandte, ohne ihre alten Beschäftigungen, immer nur auf Reisen, und von dem Einzigen abhängig waren, dem sie sich gewidmet hatten. Man denke sich diese Männer von der Weisheit und den hohen Tugenden des Einzigen täglich gerührt, oft durch seine Wunderhandlungen überrascht. Man denke sich ihre geheime Zufriedenheit, ihren Stolz, dem Manne anzugehören, der sich selbst den Messias nannte, und welcher, nach der Vorstellung jedes Juden, Stifter eines ungeheuern, königlichen Weltreichs werden sollte. Alles vereinigte sich, sie mit Treue an ihn zu fesseln. Aber nun die Einfachheit seiner Sitten, die Dürftigkeit seiner Lebensart, die Aengstlichkeit, mit der er Volksaufläufen auswich, mußte ihnen im offenen Widerspruch mit seiner Würde zu stehen scheinen. Seine Vergeistigung des mosaischen Gottesdienstes, wie die Vorstellung des Messias, mußte ihnen lange unverständlich und nicht immer genugthuend sein. Sie erwarteten, er werde, von Jehova plötzlich mit überirdischer Macht ausgerüstet, früher oder später mit königlicher Gewalt auftreten, sie zu den ersten Staatswürden des Reichs erheben. Statt dessen fehlte ihm und ihnen oft das nöthige Brod, ihren Hunger zu stillen. Er heilte zwar Kranke auf eine wunderbare Art; er trieb Teufel aus. Doch fanden sie, daß er nicht allein es sei, der solches vermöge. Sie erblickten eines Tages einen Mann, der ebenfalls im Namen Gottes Teufel austrieb, und doch nicht zu ihnen gehörte. Johannes hatte geglaubt, diese Macht über die Teufel sei nur dem Messias gegeben, und die Jünger sämmtlich hielten dafür, man müsse solches jedem Andern verbieten. Jesus aber sprach: Wehret ihm nicht, denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns. (Luk. 9, 49. 50.)

Dies Alles mußte sie mehr oder weniger in ihren Ansichten schwankend machen. Seine Worte wurden immer dunkler, weil er sich beharrlich als den verheißenen Messias, und Gott als seinen ewigen Vater darstellte, ohne die messianische Majestät in vollem Glanze zu offenbaren.

Wenn ihr mich kennet, sagte er eines Tages zu ihnen, so kenntet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennt ihr auch ihn und habt ihn gesehen. Philippus unter den Jüngern griff dieses Wort sogleich begierig auf und sagte:

„Herr, zeige uns Deinen Vater, so genüget uns!" Schon diese rasche Einfrage läßt die geheime Sehnsucht durchblicken, welche in den Jüngern lebte, endlich einmal ganz von der überirdischen Hoheit des künftigen Königs von Israel überzeugt zu werden. Jesus ward traurig über die falsche Vorstellungsart, die noch immer unter seinen Vertrautesten herrschte. „Ich bin schon lange bei euch, sagte er, und du kennst mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst, oder aus eigener Erfindung. Der Vater aber, der in mir wohnet, Gott, thut die Werke." (Joh. 14, 7—10.)

Am unzweideutigsten offenbarte sich die Meinung der Jünger von Jesu, als einst die Mutter der Kinder Zebedäi, des Jakobus und Johannes, beide an ihrer Seite, zu ihm trat, zu seinen Füßen niederfiel. Sie bat aus mütterlicher Zärtlichkeit, Christus möchte diesen beiden die höchsten Staatswürden im zu erwartenden messianischen Weltreiche gewähren, oder, wie sie sich nach morgenländischer Sitte ausdrückte: „Laß beide sitzen in Deinem Reiche, Einen zu Deiner Rechten, den Andern zu Deiner Linken." (Matth. 20, 21.) Die zehn andern Jünger, als sie dies Verlangen hörten, wurden eifersüchtig und unwillig. Sie glaubten darauf so große Ansprüche zu haben, als die beiden andern Söhne Zebedäi. Jesus hingegen erwiderte: Ihr wisset Alle nicht, was ihr bittet. Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, diese Belohnung der Verdienste um Ausbreitung des Reiches Gottes, steht mir nicht zu, sondern wird werden, denen es bereitet ist, von meinem Vater. Weltliche Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. Ich aber bin nicht gekommen, mir dienen zu lassen, sondern Andern zu dienen, und mein Leben zu geben zu einer Erlösung für Viele. Wer will unter euch der Vornehmste sein, der sei der Andern Diener!

Man bemerkt von der einen Seite in diesen Aeußerungen Jesu eine offene Widerlegung aller und jeder weltlichen Erwartungen von seinem Reiche und seiner messianischen Würde. Er kennt kein anderes, als das unsichtbare, um Gott versammelte Geisterreich. Er kennt in demselben keine andere Hoheit, als die der demuthvollen Tugend, der Liebe und des Gottähnlichwerdens. Von der andern Seite aber bemerkt man ebenso deutlich, wie beharrlich und fest Jesus den Gedanken des Messiasthums, das sich in seiner Person erfüllte, aufrecht gehalten wissen wollte. Denn er war es, in welchem sich alle prophetischen Stimmen und Bilder der jüdischen Vorwelt vereinten. Ließ er von dieser Vorwelt ab, so sah Israel nicht mehr auf ihn; so hoffte es noch auf einen Andern; so war seiner Wirksamkeit das wesentlichste aller Mittel, und ihm selbst die Zuversicht der Jünger entrissen. Nur als Messias füllte er den ganzen Gedankenkreis und die Hoffnung der israelitischen Welt aus. Daß man ihn nicht für einen weltlichen Herrscher halte, daß man Alles, was er in Beziehung auf das Messianische redete, in höherer, geistiger Bedeutung auffasse; dies mußte er dem Erfolg seiner Erklärungen, den fernern Erfahrungen seiner Vertrauten, und dem Ausgang seines Lebens überlassen.

Welches Loos die Jünger dereinst im neuen Gottesreich haben sollten, welches

Amt sie bekleiden würden, darauf bereitete er sie thätig vor, als er ihnen Anweisung und Kraft gegeben, dieselben heilbringenden Wunder zu thun, wie er selbst, die Kranken gesund, die Aussätzigen rein zu machen, die Todten aufzuwecken und die Teufel auszutreiben. Er sandte sie, sowie die übrigen siebenzig Jünger aus, seine Lehre zu verkündigen und zu predigen, daß er der Messias sei. Noch waren die eigentlichen Juden es, denen sie vorzüglich predigen sollten. Er rieth ihnen ab, bei den Heiden und Samaritern zu lehren, um den jüdischen Nationalstolz und das jüdische Vorurtheil auf keine Art zu beleidigen. Er ermahnte sie, frei von allem Eigennutz, und im vollsten Vertrauen auf ihren Vater im Himmel, von Ort zu Ort zu gehen, kein Geld zu sich zu nehmen, keine Tasche zur Wegfahrt zu tragen; wohl aber in dem Hause, wo sie freundlich aufgenommen würden, zu bleiben, zu essen und zu trinken. Denn ein Arbeiter sei seines Lohnes werth. Er ermahnte sie, freimüthig, ohne Menschenfurcht, das Evangelium, das heißt, die frohe Botschaft vom Gottesreiche, zu verkündigen. Denn, sagte er, es sind nicht eure Worte, die ihr redet, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. Er verhehlte ihnen nicht, daß sie Gefahr laufen würden, verfolgt zu werden; daß man sie vor die Obrigkeit führen, sie mißhandeln würde. Inzwischen sollten sie der ewigen Vorsehung muthig vertrauen, ohne deren Willen ihnen nichts Böses widerfahren könne. Alle Haare ihres Hauptes wären gezählt. So sende er sie, fügte er hinzu, in die verdorbene Menschenwelt hinaus, wie Schafe unter die Wölfe. Muthwillig sollten sie sich in keine Gefahr stürzen, nichts weniger als mit Vorwitz und Schwärmerei sich ein Verderben zuziehen; sondern unter den Menschen klug sein, wie die Schlangen, dabei aber ohne Falsch, wie die Tauben. Wäre die eine Stadt ihre Verfolgerin, sollten sie in eine andere ziehen.

Sie gingen; es war ihr erster Versuch, in die Fußstapfen des göttlichen Lehrers zu treten. Und alle kehrten nachmals freudig zu ihm zurück. Was ihnen von ihrem Geschäft das Angenehmste gewesen zu sein scheint, war vielleicht nicht so sehr die Entfaltung der heiligen Wahrheit, die sie von ihm über das Verhältniß der Welt zur Gottheit, und über die Vollendung der Menschheit für das Ewige vernommen hatten, als vielmehr die glückliche Wirkung der ihnen verliehenen Anweisung und Macht, Besessene zu heilen. Denn das war das Erste, was sie bei ihrer Rückkehr sogleich erzählten. Sie kamen mit Freuden, heißt es im Evang. Luk. 10, 17. und sprachen: „Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in Deinem Namen!“

Dies Hangen an dem, was sinnlich in die Augen fiel, verrieth, wie sie noch nicht ganz in den Sinn und Geist des Messias eingedrungen waren. Auch offenbarte sich (je mehr sie von dem alten Vorurtheil nach und nach zurückkamen, Jesus werde Stifter einer weltlichen Monarchie sein), daß sie an Muth, Vertrauen und Anhänglichkeit verloren. So lange sie jenes Vorurtheil nicht aufgegeben hatten, waren sie furchtlos. Sie glaubten, ihnen könnte nichts Uebels begegnen und der werde in allen Fällen ihr Retter sein, der den stürmischen Meereswellen Ruhe geboten. Als sie aber endlich erkannten, was der Zweck von der göttlichen Sendung Jesu sei, und wie sehr und wie lange sie sich selber darüber getäuscht hatten: verschwand ihr Muth. Nur bloß ihren eigenen

Kräften gegen den Widerspruch einer feindseligen Welt überlassen, hielten sie sich für allzu ohnmächtig. Ihre Liebe zwar blieb dem heiligen Lehrer und Meister getreu, aber nicht ganz ihre Zuversicht. Und Einer von ihnen, da er in Jesu nichts Anderes, als einen gewöhnlichen Menschen zu finden glaubte, verlor sogar die Liebe. Er ging hin, ließ sich bestechen, verrieth den Freund seines Lebens. Einige mochten vielleicht bis zum letzten Augenblick noch hoffen, Gott werde zur Rettung des verrathenen Jesu ein schreckhaftes Wunder thun. Als sie ihn aber wehrlos, hilflos, von gemeinen Kriegsknechten umringt und gehalten, weggeschleppt werden sahen, und er weder sich, noch sie schützte, standen sie völlig enttäuscht und in stummer Verzweiflung da. Angst und Furcht ergriff sie. Und die Jünger verließen ihn alle und flohen, sagt der Evangelist Markus (14, 50) selber. Keiner hatte mehr Muth, sich frei zu ihm zu bekennen; noch weniger so viel Kraft und Besonnenheit, öffentlich für ihn das Wort gegen seine Ankläger zu nehmen.

Dies niedergeschlagene, erschrockene Wesen der Jünger Jesu muß allerdings das Erstaunen jedes Unbefangenen erregen. Treue Freunde haben ja für einen Freund, der weit weniger als Jesus der Göttliche war, schon in der Noth mehr gethan, als hier geschah. Der Eine verrieth ihn, die Andern verließen ihn. Wie viele rührende Beispiele haben wir nicht dagegen von andern Personen, welche sich freiwillig und aus Liebe für einen unglücklichen Geliebten in Gefahr begaben, seine Fürsprecher wurden, wenigstens für ihn baten! Keiner sprach, Keiner bat für Jesum. Sie verließen ihn Alle und flohen, so groß war ihre Bestürzung, ihre Hoffnungslosigkeit, wie ehemals ihre Hoffnungen überspannt waren.

Dies war die Wirkung von der völligen Enttäuschung und der gänzlichen Vernichtung eines Vorurtheils, dem sie noch immer nicht ganz und bis zur letzten Stunde nicht entsagt hatten. Nun aber war es durchaus vernichtet, und damit standen sie, sich selber fremd geworden, gleichsam in eine andere Welt hingeschleudert. Denn was sie für durchaus unmöglich gehalten hatten, war geschehen.

Tadeln möchte ich aber die Jünger Jesu nicht zu hart, wenn ich bedenke, daß ihre Vorstellung vom Wesen und der Hoheit des Messias eine Meinung war, die damals ganz Israel beherrschte, und seit Jahrhunderten von Vätern auf Kinder und Kindeskinder fortgeerbt und ausgebildet war; wenn ich bedenke, wie außerordentlich groß die Gewalt jedes Vorurtheils ist.

Alles, was ich ohne hinlänglich überzeugende Beweise für wahr annehme und ohne weitere Prüfung der Richtigkeit glaube, ist Vorurtheil. Es ist Vorurtheil, die Sache mag an sich selbst nun wahr oder falsch sein. Mache ich eine vorgefaßte Meinung zum Grundsatz meiner Denkungsart, zur Richtschnur meiner Handlungsweise, wird sie durch Gewohnheit gleichsam ein Bestandtheil meines Gemüths: so ist sie einer der gefährlichsten Fehler des Verstandes, eine wahre Krankheit der Urtheilskraft und schwer auszurotten. Denn wer sie ausrotten will, muß zugleich alle übrigen Begriffe, Urtheile, Vorstellungen und Ansichten, die seit Jahr und Tag damit bei mir verknüpft waren, vertilgen. Er vernichtet damit meine bisherige ganze oder theilweise Anschauung der Welt.

Man kann sich daraus erklären, mit wie vielen Schwierigkeiten die Hinwegräumung der Vorurtheile bei einem ganzen Volke, oder bei einzelnen Menschen verbunden ist; man kann sich zugleich daraus erklären, mit welcher hartnäckigen Beharrlichkeit gewisse Personen an ihren Vorurtheilen festzuhalten pflegen, auch selbst dann, wenn sie von der Falschheit derselben vollkommen überzeugt sind. Immer bleibt noch von der alten Meinung etwas hangen. Man kann daraus zugleich schließen, wie nachtheilig eine gewaltsame, plötzliche Zerstörung aller Vorurtheile bei denen sein kann, die solche einmal angenommen und zu ihrem Gemüthseigenthum gemacht haben.

Christus war daher in Behandlung der jüdischen Vorurtheile ungemein behutsam und glimpflich. Er hütete sich wohl, diejenigen mit Härte anzugreifen, deren Wirkungen nicht offenbar schädlichen Einfluß auf die Gesinnungen und Handlungsweise der Menschen hatten. So etwas ist besser der Zeit, den Umständen und einer allmäligen Aufklärung des Verstandes überlassen.

Wir müssen es uns nicht verhehlen, daß auch heutiges Tages beim Volke, besonders bei der unwissenden Menge, die zum Selbstdenken und Prüfen entweder zu träge oder unbeholfen ist, der größte Theil der Weisheit in Vorurtheilen besteht. Auf Vorurtheilen dieser Art beruht oft die Sittlichkeit des großen Haufens, seine Ehrfurcht vor Gesetz und Obrigkeit, ja oft seine ganze Religiosität. Man hat die traurigen Wirkungen erfahren, welche der unbesonnene Eifer stürmischer Aufklärer hervorbrachte, wenn sie Alles, was durch Alterthum ehrwürdig geworden war, ohne Verschonen niederrissen. Die Scheu vor dem Gesetze, die Heiligkeit der Eide, der Gehorsam gegen Vorgesetzte, die Achtung fremden Eigenthums verschwand, und ein roher, ungebundener, lastervoller Geist that sich auf und herrschte über Trümmern, Blut und Thränen.

Ehret unschädliche, oder wohl gar der Menschheit wohlthätige Vorurtheile, nicht weil sie an sich ehrenwerth sind, sondern um der Gefahr willen, die ihrer allzu plötzlichen Vernichtung folgt. Wer sich als Feind der Vorurtheile zeigen will, lasse sie unmittelbar verschont, aber bringe durch verständigen Unterricht in Schulen, Kirchen und Schriften bessere Begriffe ins Volk und überzeuge durch Anleitung zum Prüfen des Wahren und Falschen.

Im Grunde, fast Alles, was wir lernen, glauben oder für wahr annehmen, ist anfangs Vorurtheil; denn wir nehmen es in jüngern, wie in ältern Jahren meistens auf Treu und Glauben Anderer an, denen wir Kenntniß der Sache zutrauen. Alles selber zu prüfen, haben wir weder immer Gelegenheit, noch Einsicht. Deswegen sollen wir beim ersten Unterricht der Kinder mit der gewissenhaftesten Sorgfalt darüber wachen, daß sie von Allem das *Richtige* und *Wahre* vernehmen. Um so sicherer machen wir sie gegen nachfolgende Irrthümer. Ein reiner, geläuterter Verstand wird sich allezeit gegen das Falsche und Zweideutige sträuben. Ruht unser Vorurtheil auf einer Wahrheit, so ist es kein Irrthum, sondern nur eine uns selbst noch verborgene Quelle der Weisheit.

Die reinsten, beseligendsten Wahrheiten für das gesammte Menschengeschlecht liegen aber in Deiner Offenbarung und Lehre, o mein Jesus und Seligmacher. Ach, so lange Du lebtest, hat wohl Mancher sich an Dir geärgert, weil ihn seine

Vorurtheile blendeten. Erst als Du vollendet hattest, erschien Dein Geist, Dein Werk in höchster Klarheit. Deine Jünger, als sie Dich am Tage Deines Leidens verließen und flohen, sie hatten Dich noch nicht in Deiner Vollendung erkannt. Nachmals ward ihnen dies schöne Loos, und sie verließen Dich nicht wieder. Auch ich, o eingeborner, hoher Sohn Gottes, der auch mein Vater ist, erblicke Dich in Deiner Vollendung. Könnte ich Dich je verlassen? — Nein, o nein! Heilige Du mich immer mehr in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

62.

Christus und das jüdische Volk.

Matth. 10, 22.

Wie stehst du, Israel, verblendet!
Er, welchen dir Jehova sendet,
Er wird mit Schmach von dir entehrt.
Heut' singest du ihm Siegespsalmen,
Und hältst ihn morgen, statt der Palmen,
Der blut'gen Dornenkrone werth!

Ein Volk, gereift zu seinem Falle,
Verschmäht der Vorwelt Weisen alle,
Und lohnt, wer Tugend lehrt, mit Spott.
Ihm gelten nur der Wollust Künste,
List und Betrug sind ihm Verdienste,
Und schnöder Reichthum ist sein Gott.

Es erfüllt mich in der Betrachtung des Lebens Jesu mit Wehmuth, Grausen und Bewunderung, wenn ich ihn mir mit dem warmen, für das Theuerste der Menschheit begeisterten Herzen, mit der Heiligkeit seines außerordentlichen Unternehmens, vorstelle; und ihn dann mir denke, wie er verkannt und mißverstanden, von Wenigen nur geschätzt, einsam dastand, von empörten Leidenschaften der Welt bedroht; und er unter allen Stürmen ruhig, ernst, sein göttliches Ziel standhaft bis zum letzten Augenblick verfolgend! Wer von allen Sterblichen, die sich jemals einem großen Werk weiheten, hat für die Welt so Großes begonnen und vollbracht, oder so Edles? Und wer von allen sah sich mit so abschreckenden Schwierigkeiten umgeben, als Jesus Christus? Dennoch verzagte er keinen Augenblick. Das Wort des Trostes, welches er seinen Schülern gab: Wer aber bis an das Ende beharret, der wird selig! (Matth. 10, 22) tröstete und erhob auch ihn.

Das war vielleicht von Allem das Betrübendste für ihn, daß ihn seine eigenen Freunde und Schüler, von ihren eingewurzelten Vorurtheilen geblendet, nicht ganz begreifen wollten oder konnten. Viele von denen, die ihm anfangs mit großer Begierde und schöner Begeisterung anhingen; viele von den siebenzig Jüngern, die er sogar schon angefangen hatte als seine Gehilfen zu gebrauchen und auszusenden, erkalteten wieder. Ihre Hoffnung war, ihn einst in weltlicher Hoheit zu erblicken und sich als seine angesehensten, obersten Räthe und Statthalter. Da er ihnen nun diesen Irrthum mit Ernst entriß; da er ihnen nun deutlich sagte: sie müßten sein Reich nicht irdisch, sondern auf eine geistige Weise nehmen; da er ihnen erklärte: „die Worte, die ich rede, sind Geist, sind Leben; der Geist ist's, der da lebendig macht; das Fleisch, das Irdische ist kein nütze!" fielen sie ab von ihm. Von dem an, wird in der heiligen Schrift gesagt, gingen seiner Jünger viele hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. (Joh. 6, 66.)

Dieser Abfall mußte ihm sehr schmerzlich sein. Wehmuthvoll wandte er sich zu den noch übrigen Zwölfen, seinen Vertrautesten, und sprach: Wollet ihr auch weggehen? Der feurige Petrus aber antwortete im Namen Aller: Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Wankten diejenigen schon, welche ihn doch viel näher kannten: was war vom Volke zu hoffen, welches ihn nur von Zeit zu Zeit sah und hörte?

In der That waren die Urtheile des Volks über Jesum lange Zeit sehr verworren. Weder seine Lehren, noch seine Wunderwerke, am wenigsten seine Tugenden, machten einen bleibenden Eindruck. Und wie konnte es anders sein? Dies Volk war in allgemeine Verderbtheit versunken; nur Wenige in demselben hatten den sittlichen Muth, sich über die Vorurtheile, Gebrechen und Laster des Zeitalters zu erheben.

Es war ein Volk, ohne innere Kraft zur Selbstständigkeit, und doch immer nach Selbstständigkeit und Ansehen und Rang neben andern Nationen begierig. Es war stolz auf seine Vorwelt, auf den Ruhm seines Alterthums, ohne doch die Tugenden desselben zu besitzen. Es sah mit verächtlichem Blicke auf andere Nationen hin, hielt sich für das auserwählte Volk Gottes, und bemerkte in diesem Nationalstolze nicht, wie tief es hinter andern Nationen, sowohl an Tapferkeit, an innerer Ordnung und Zucht, als in Künsten und Wissenschaften zurückgeblieben war.

Hier sah man die öffentliche Erziehung durchaus versäumt; in den Schulen hatten nur die Kinder der Vornehmen Zutritt, und auch diese wurden mit allem Andern, nur nicht mit dem beschäftigt, was wesentlich zur Veredlung des Menschen und des Volks gehört. Dem gemeinen Mann ließ man seine Vorurtheile, seinen Aberglauben, und dieser war daher gegen alles Bessere unempfänglich, in seinen falschen Begriffen verhärtet; verabscheute die Erkenntniß und Einführung des Nützlichern und Wahren als schädliche Neuerung, und Priester, Pharisäer und Beamte bestärkten es geflissentlich in diesem Sinne, weil das mit ihrem Vortheile zusammenhing. — Hier sah man Reichthum und Ueppigkeit in übermäßiger Fülle auf der einen und die größte Armuth und Noth auf der andern Seite. Die weltliche und geistliche Obrigkeit, Landpfleger und Hohepriester bekümmerten sich wenig um das Glück der Untergebenen und sorgten nur für ihre Einkünfte. Man schrieb Steuern und Abgaben aus; jeder der Beamten suchte dabei seinen Gewinnst; übrigens ließ man dem Volke seine alten Gebräuche, mochten sie auch noch so verderblich sein, und damit glaubte man genug gethan zu haben. Aus Leidenschaft und Privathaß einen Unschuldigen bis auf den Tod zu verfolgen, das war den selbstsüchtigen Gewalthabern, den bestechlichen Richtern nichts Bedenkliches. Einen Jesus zum Kreuz zu verdammen, machten sie sich kein Gewissen; aber einen bekannten Meuterer oder Mörder, einen Barnabas, dem Volke freizugeben und zu begnadigen, weil es ein alter Brauch, eine Gewohnheit des Festes war, das schien ihnen ganz löblich. — Hier sah man in Selbstsucht schon das Staatsganze aufgelöset; neidisch Familie gegen Familie; eifersüchtig und stolz Stadt gegen Stadt; höhnend Provinz gegen Provinz; Juda gegen Galiläa, Galiläa gegen

Samaria, Samaria gegen beide; die Gesammtheit nur noch locker durch Furcht vor der Einmischung und Gewaltthat einer fremden Macht, der römischen, zusammengehalten. Man empfand wohl die Schlechtigkeit des allgemeinen Zustandes, aber zurückzukehren zur Eintracht und Sittenstrenge, zum Gemeinsinn und frommen Muth der Vorwelt, hatte Niemand Entschlossenheit und Tugend genug. Lieber erwartete man vom Unmöglichen alles Mögliche: einen Messias, der Alles ohne Mühe bloß durch Wunder und Zeichen verwandeln und bessern sollte.

Wenn ein Land reif ist zu seinem Untergange, dann drängen sich Heuchler in das Amt der Lehrer, die ihren Nutzen, nicht des Volkes Besserung, suchen. Dann werden Gebräuche und Menschensatzungen vorgezogen den göttlichen Wahrheiten; dann wird von Schwärmern die Vernunft geächtet und verschrien, die Aufklärung zum Staatsverbrechen, Freimüthigkeit des Todes werth. Dann wird der Verstand mit Trugschlüssen verwirrt, und das Laster des Gewalthabers, und die Falschheit der Beamten, und die freche Heuchelei der Priester findet ihre beredten Vertheidiger. Dann sind Reichthum, Herkunft und Rang öffentliche Verdienste; Armuth und Gönnerlosigkeit öffentliche Schande; Ehrlichkeit, Scham und Religiosität eine lächerliche Albernheit; Schlauheit, feiner Ton und schlüpfriger Sinn die wahre Weisheit. Dann hat man verächtliche Tugenden und liebenswürdige Laster. Dann sitzen Ehebrecher, Betrüger, Verschwörer und Verräther hochgeachtet über Ihresleichen zu Gericht. Dann ruft Alles: Friede, Friede, Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Eintracht! Aber Unfriede, Ungerechtigkeit, Eigennutz und Parteisinn herrschen von innen. Alles ist auf den Schein berechnet; an der Wahrheit liegt den Wenigsten. Dem Machthaber gilt Alles zum Ruhm, und zu Allem hat er Recht; dem Unterdrückten gilt Alles zur Schmach, ist Alles Verbrechen. Das jüdische Volk war zum Untergange reif. Despotismus herrschte neben Zügellosigkeit im Volke, Ueppigkeit neben Elend, Aberglauben neben Rohheit, Ahnenstolz neben Sittenverderbtheit, Haß gegen die Obrigkeit neben knechtischer Feigheit und Empörungsbegier — Liebe nirgends.

Das Volk konnte nur durch Verjüngung seiner Kraft, durch Wiederherstellung seiner Tugenden wieder groß werden. Der Messias war erschienen. Er bot das einzig wahre Rettungsmittel. Aber die Einen verlachten ihn als einen gutmüthigen Schwärmer, die Andern haßten ihn, weil er die Schändlichkeit entblößte; die Gelindern nannten ihn einen frommen, wohlwollenden Mann, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Nur der hielt zu ihm, der einen Nutzen von ihm hoffte. Daß er ein Retter sei, wie er nothwendig war, glaubte Keiner.

Als er das erstemal nach Jerusalem kam — schon war längst der Ruf seiner Werke vor ihm hergegangen — war ein großes Gemurmel von ihm im Volke. Etliche sprachen: Er ist fromm. Die Andern aber sprachen: Nein, sondern er verführt das Volk. Niemand aber redete frei von ihm, aus Furcht vor einander. (Joh. 7, 12. 13.)

Wenn er ihre Kranken, ihre Blinden, ihre Besessenen, ihre Aussätzigen heilte: dann schollen Lobeserhebungen überall, dann hieß er der Messias, dann jauchzte ihm Jeder Beifall. Aber waren die Wohlthaten vollbracht, zog Jeder heim,

ungerührt durch die Lehren des Heiligen, und er und sein Thun ward vergessen. Der Undank ist immer im Gefolge des Eigennutzes. Die Gergesener baten ihn, nachdem er zwei Besessene in ihrer Gegend geheilt hatte, und ihre Säue ins Wasser gestürzt waren, sich von ihren Grenzen zu entfernen. Nur Christus blieb sich selber gleich. Wer beharret bis ans Ende, der wird selig! Ihn kränkte der Wankelmuth der Menschen nicht; ihn freuten ebenso wenig die unzuverlässigen Schmeicheleien, mit welchen man ihn oft begrüßte; er ging auf sein Ziel hin, mit unverwandten Blicken auf Gott, den ewigen Vater; und seine Liebe zur Menschheit konnte der Undank derselben nicht vertilgen. Er wußte sehr gut, was der aufruhrlustige, gegen Gesetz und Obrigkeit widerspenstige Pöbel von ihm wünschte; aber dies konnte er nicht wollen. So lange er seine Offenbarungen und Lehren noch nicht fest und klar genug im Herzen seiner vertrautesten Zöglinge fand, trug er deswegen sogar Bedenken, sich öffentlich als den von Israel erwarteten Messias anzukündigen. Er sah die gefährlichen Wirkungen, welche dieser Name für die öffentliche Ruhe, oder für seine eigene Freiheit und Sicherheit haben könne.

Er forschte von Zeit zu Zeit nach der Meinung, die man im Lande von ihm hege. Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? fragte er eines Tages seine Jünger, da er mit ihnen am Fuße des Gebirges Libanon in Galiläa ohnweit der Stadt Cäsarea Philippi war, die in der Nähe von den Jordanquellen lag. Sie antworteten: Etliche sagen, Du seiest Johannes der Täufer; die Andern, Du seiest Elias; Etliche, Du seiest ein Jeremias oder sonst der Propheten einer. Jesus schien mit dieser Meinung des Volkes zufrieden zu sein; gern wollte er so angesehen sein, wie diese Sittenverbesserer und Lehrer von Gott. Er wollte diese Meinung erst herrschender werden lassen, damit man ihn desto richtiger begriff, welcher Christus oder Messias er sein wolle; nicht Gründer eines weltlichen Thrones, sondern eines von allem Irdischen freien Gottesreichs. Er begnügte sich, wenn er nur von denen erkannt würde, die seine Geweihten und Erwählten waren. Deswegen setzte er sogleich die Frage hinzu: Und wer sagt denn ihr, daß ich sei? Petrus sprach: Du bis Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Er belobte die Ueberzeugung des Jüngers; aber daneben verbot er Allen, daß sie Niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ oder Messias wäre. (Matth. 16, 20.)

Diese Behutsamkeit und Vorsicht in der Vollführung seiner großen Entwürfe sicherten ihm das Gelingen derselben. Erst wenn der feste Grund zu dem göttlichen Bau gelegt sein würde, welcher alle damaligen Reiche der Welt und alle Jahrtausende überleben sollte: dann erst war es Zeit, dem Urtheile der Welt, dem Zorn der selbstsüchtigen Priester und Pharisäer, Trotz zu bieten, und sein Wort mit dem Tode zu bekräftigen.

In diesem Sinne antwortete er seinen Anverwandten, welche ihn ermunterten, öffentlich als der längstverheißene, als der Retter von Israel, in Jerusalem und an einem der volkreichsten Feste aufzutreten. Meine Zeit ist noch nicht hier, sagte er zu ihnen, eure Zeit ist allewege. Die Welt kann euch nicht hassen — denn ihr gehet mit ihr, ihr seid wie sie; — mich aber hasset sie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind. (Joh. 7, 6. 7.)

Er irrte nicht. Seine Feinde wurden bald aufmerksam und rege; denn des Aufsehens war zu viel von ihm. Wie konnten die geheilten Kranken schweigen, denen er ihre Genesung gab? Wie konnten die Tausende schweigen, denen er den Unterschied seiner Lehre vom bürgerlichen Gesetz Mosis predigte, oder die er in der Wüste speisete? Wie konnte die Neugier schweigen, welche nach dem Wunderthäter um so eifriger forschte, je emsiger er sich zu verbergen trachtete; wie konnten die schweigen, welche ihn gehört, ihn gesehen hatten, und mit dem ersten Entzücken und Erstaunen Gott gepriesen hatten, der einem Menschen solche Macht gegeben? (Matth. 9, 8.) Alles im Volk redete von ihm; die Priester und Hohenpriester, die Schriftgelehrten, die Pharisäer wurden am ersten argwöhnisch; denn ihren Sitten, ihrer Heuchelei, ihrem Ansehen im Volk galt der Krieg zunächst, welchen Jesus mit dem Verderben der Welt führen wollte. Harmloser sah und in stolzer Sicherheit die weltliche Regierung der Unterkönige und römischen Statthalter dem Treiben im Volke zu. So lange keine Beweise des Aufstandes, oder verletzter bürgerlicher Gesetze vorhanden waren, blieben sie unbekümmert.

Und Niemand weniger, als Jesus, war genigt, diese gesetzliche Ordnung zu unterbrechen. Als mehr denn fünftausend Mann, die er einst in der Einöde am Meere gespeiset hatte, Weiber und Kinder ungerechnet, ihn zum König von Judäa ausriefen, und sprachen: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll! und sie sich Alle ungestüm herbeidrängten, ihn zu umringen, ihn zu zwingen, an ihre Spitze zu treten und sich mit dem Schwert in der Faust den Weg zum Davidischen Thron über die Leichname der Römer zu bahnen, entwich er einsam ins Gebirg und vereitelte ihr wildes Beginnen.

Und in demselben Volke, welches ihm die Krone des Reichs zudachte, standen ebenso behend wieder Tausende auf, ihn zu tödten, sobald er ihnen nur eine zweideutige Achtung gegen ihre Vorfahren zu äußern schien. Mehr denn einmal hoben sie im Grimme Steine auf, daß sie ihn würfen. Mühsam verbarg er sich dann vor ihrem Zorn und entrann. Ihre Liebe war ihm so furchtbar, wie ihr Haß. Er wollte weder ihre Gunst auf solche Art gewinnen, wie sie sie ihm anboten; noch war er ihrer Feindschaft schuldig, mit der sie ihn verfolgten. Immer und überall verkannt, hörte er aber dennoch nicht auf, zu sein, der er war, liebend, segnend, wohlthuend. Gleichmuth verließ ihn nie. Wer bis an das Ende beharret, der wird selig!

Die Gleichmüthigkeit Jesu Christi in allen Wechseln des Glücks und der Volksgunst ist einer der schönsten und wahrhaft göttlichen Züge seines Lebens. Er bewahrte sie bis an sein Ende. Stets erschien er, als der Sehende unter den Blinden, als der Nüchterne unter den Berauschten, als der Großmüthige unter den Irrenden. Er war und blieb der große Feind des Irrthums und der Sünde, aber der Vertheidiger und Freund der Menschheit. Großmüthig konnte er noch vom Kreuze herab beten: Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!

Diese Erhabenheit der Gesinnung wird an ihm ewig bewundernswürdig bleiben. Wir wissen aus den von den Evangelisten uns überlieferten Lebensbeschreibungen, daß Jesus eines ungemein zartfühlenden Gemüthes war, daß

seine Empfindungen laut wurden in den Aufwallungen der Freude, wie des Unwillens. Aber auch darin erschien er stets groß, weil sie immer aus den edelsten oder gerechtesten Ursachen hervorgingen. Ein Jesus konnte sich nicht über Geringeres freuen, als über das Gelingen seines Erlöserwerkes. Ruhm und Reichthum, Kronen und Lobreden, und was wohl den gemeinen Haufen ergötzt, lagen seinem himmlischen Sinn zu tief. Ein Jesus konnte über nichts Anderes in Unwillen gerathen, als über den beharrlichen Trotz eigennütziger Heuchelei, über den Stolz des Verbrechens, mit welchem es die Tugend verdammt und den Verstand des Volkes blendet. Ein Jesus konnte um nichts Geringeres Thränen vergießen, als um die Sünde der Welt.

Er zitterte zuweilen, aber nie für sein Leben, sondern für Gottes Sache und der Menschheit Heil. Mit Gelassenheit ließ er sich verhöhnen und verfluchen; kaltblütig, oder mit Widerwillen hörte er des Volkes Beifalljauchzen. Er war, weil er göttlich gesinnt war, und seines Gottes und der Ewigkeit gewiß, erhaben über jedes Schicksal; größer, als jede Gefahr dieser Welt, aber auch größer, als Alles, was die Welt ihm Erfreuliches und Köstliches bieten konnte. In dieser geistigen Vereinigung mit Gott, in dieser Geringschätzung dessen, was das Zeitliche Vorübergehendes hat, konnte er mit Seelengröße und beseligendem Bewußtsein sprechen: Ich und der Vater sind Eins.

Aber diese Sprache war den Juden, wie Sprache aus einer andern Welt. Sie begriffen den hohen geistigen Sinn seiner Worte nicht. Sie nahmen Alles sinnlich, in der allgemeinen Buchstäblichkeit. Sie wußten es nicht zu deuten, daß er sich selbst öfters und wiederholt des Menschen Sohn hieß. Sie hoben Steine auf, daß sie ihn steinigten. Ich habe euch, sagte Jesus mit jener fast überirdischen Gelassenheit und Würde, ich habe euch so viele gute Werke erzeiget von meinem Vater: um welches Werk unter denselbigen steiniget ihr mich nun? — Diese Furchtlosigkeit und Geistesgegenwart machte die rohen Haufen bestürzt. Sie mäßigten einen Augenblick lang ihren Zorn. Um des guten Werkes willen steinigen wir Dich nicht, riefen sie, sondern der Gotteslästerung willen, und daß Du ein Mensch bist, und machst Dich selbst zu einem Gott! — Wie? erwiederte Jesus, sanft sie von ihrem Mißverständniß zurückführend; Assaph in euern Psalmen sagt: Gott steht in der Gemeine Gottes und ist Richter unter den Göttern. Ich habe wohl gesagt: Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten. (Ps. 82, 1. 6.) So Assaph nun diejenigen Personen Götter und Söhne des Höchsten nennt, zu welchen das Wort Gottes geschah (und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden), was sprechet ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, weil ich euch sage: Ich bin Gottes Sohn? Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht. Thue ich sie aber, so glaubet, daß der Vater in mir ist und ich in ihm. (Joh. 10, 30—38.)

Wie er der Gottessohn sei, wie er sich seine Gemeinschaft mit dem ewigen Vater dachte, wie er Weltheiland und Mittler werden wollte, das verstanden die Alles nur auf fleischliche, irdische Art ins Weltliche hinausdeutenden Juden nicht. Aber er dagegen mochte nicht verstehen, wie sie ihn zum Heiland Israels haben wollten.

Also standen Christus und das jüdische Volk in weiter Trennung von einander. Und doch in eben diesem Volke wollte der große Welterlöser sein Werk, wie er es begonnen hatte, vollbringen. Ob man ihn hasse oder preise; ob Priester, Pharisäer und Schriftgelehrte ihn verdammten; ob sie ihm täglich Fallstricke legten, um Ursache, oder auch nur einen Scheingrund zur Klage vor der bürgerlichen Obrigkeit gegen ihn zu finden; ob er endlich das hilflose Opfer werden würde: das änderte in seiner Gesinnung und Handlungsart nichts. Wer bis an das Ende beharret, der wird selig!

63.

Der Einzug Jesu in Jerusalem.

Matth. 21, 1—13.

Nein, nie will ich dem Lob vertrau'n,
Das feile Schmeichler lügen;
Nein, nie auf Menschenworte bau'n,
Die in der Luft verfliegen.

Wie schwach, wie thöricht müßt' ich sein,
Bei Menschen Ruhm zu suchen,
Die heut' ihr Hosianna schrein,
Und morgen uns verfluchen!

Still wandeln will ich meine Bahn,
Im Guten nie ermüden;
Sieht Gott mein Thun nur gnädig an,
So hab' ich Himmelsfrieden.

Ungefähr drei Jahre lang hatte Christus seine Lehre verkündigt, als er der beruhigenden Ueberzeugung voll war, sie könne nie wieder aus dem Gemüth der Sterblichen vertilgt werden. Nichts blieb ihm übrig, als den letzten, Alles vollendenden Schritt zu thun für die Welterlösung. Und dieser letzte Schritt war der Gang nach Jerusalem, dort öffentlich auszusprechen vor allem Volk, was er bisher in den entferntern Gegenden, mit Vermeidung alles Geräusches, gepredigt hatte. Dieser letzte Schritt war der Schritt zum Tode, welchen er mit unzweifelhafter Gewißheit von den Händen seiner unversöhnbaren Feinde erwarten mußte. Und er nahm den großen Entschluß. Voll des Göttlichen, war ihm das irdische Leben nur ein Spiel.

Er that den letzten Schritt. So wichtig es ihm bisher gewesen sein mußte, sein Wort in verborgener Stille ungehindert auszubreiten, eben so wichtig war es endlich, sich selber einmal öffentlich dazu zu bekennen; sich öffentlich zu zeigen vor der ganzen Nation, deren ein großer Theil aus allen Landesgegenden zum Opferfest in Jerusalem versammelt zu sein pflegte. Man hatte zwar viel von ihm gesprochen; aber nur hier und da und einzeln. Man hatte gesprochen und vergessen. Es mußte ein großer, bleibender Eindruck geschehen, der in der ganzen Nation zum öffentlichen Gespräch ward und die Augen aller Welt auf ihn richtete und nach Menschenaltern noch im Andenken stand. Hätte er sich niemals so gezeigt: was würde die Welt vom Muth der Tugend geurtheilt haben, die er gepredigt hatte? Wie leicht wäre es in spätern Zeitaltern dem feindseligen Zweifel geworden, sogar die Frage aufzuwerfen: ob überhaupt nur ein Jesus Messias gelebt hätte; ob sein wundervolles Dasein nicht vielleicht nur Erdichtung derer gewesen, die eine neue Religion hätten stiften wollen?

Er that den letzten Schritt. Er mußte ihn thun, und sich ohne Furcht als den längst verheißenen Messias vor der Nation bekennen, damit ihr keine Erwartung eines andern bliebe, der noch kommen solle. Denn ihn selbst, da er in so anspruchloser Bescheidenheit bald unter Juden, bald unter den verachteten Galiläern, sogar bei den Samaritern wandelte, hielt man schon nicht mehr für den eigentlichen Messias. Höchstens galt er noch für einen frommen Lehrer. Man hieß ihn etwa den Propheten von Nazareth aus Galiläa. (Matth. 21, 11.) Das sollte nicht sein. Er war gekommen, das ganze mosaische Gesetz und die ganze Reihe der Weissagungen des Alterthums in seinem Dasein zu erfüllen. Er war gekommen, dem ganzen Volk als der Christus zu gelten; als der Mittler zwischen Gottheit und Menschheit; als der Urheber eines neuen Bundes. Wäre er nicht so dem Volke erschienen, so würde dieses ihn, auch nach seinem Tode, nur höchstens als den galiläischen Propheten geschätzt haben, aber seine messianische Würde wäre Allen verdächtig oder unglaubhaft geblieben.

Er that den letzten Schritt; er durfte ihn nicht unterlassen. Er mußte seinen Feinden furchtlos unter die Augen treten. Er mußte sie vor allem Volk in ihrer Scheinheiligkeit entlarven. Er mußte das Verderbniß der mosaischen Religion, die Entweihung des Tempels, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Verbesserung, laut machen. Christus und Moses konnten nicht neben einander bestehen. Das Reich des mosaischen Gesetzes war dem Ende nahe; das Reich des Messias sollte beginnen, in welchem die Reinigung des Herzens an die Stelle äußerlicher Waschungen, und das Sichgottweihen an die Stelle der Opfer trat. Der Anfang zu der großen Umwälzung der Dinge mußte einmal mit der öffentlichen That gemacht werden. Wer sollte ihn machen, wenn der Messias selbst ihn nicht unternommen hätte?

So mußte er den großen Schritt thun, um seinen Jüngern, um allen seinen künftigen Bekennern in feierlicher Thatsache zu beurkunden, was sein Wille sei; um ihnen einen Heldenmuth einzuflößen durch sein Beispiel, zu welchem er bisher durch die Worte oft genug begeistert hatte; einen Heldenmuth, welcher, Gott vertrauend, den Tod für das Göttliche und die Wahrheit nicht scheute. Jesus mußte den Welterlösertod sterben, ohne welchen sein Evangelium keinen Glanz empfangen, sein Leben keine Beseligung für uns sein konnte. Erst in seinem Blute, das er vergoß, erwuchs seiner Lehre die heilige Kraft für jedes Herz; darum ward mit Recht gesagt, sein Blut reinige uns von Sünden, und erwerbe uns Vergebung derselben, insofern wir Buße thun, das heißt, den thierischen Erdensinn von uns abthun, und uns in und durch Jesu Lehre und Wahrheit heiligen.—Er mußte den Tod des Welterlösers sterben, für unser Heil und die Verherrlichung Gottes.

Das Alles sah Jesus vorher, ehe er sich zum letzten und schwersten Schritt entschloß. Er erkannte es, während er ihn vollbrachte. Schaudernd sprach er: „O wie ist meine Seele betrübt! Und was soll sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde; doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verkläre Deinen Namen!“ So sprach er. Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe ihn verklärt, und will ihn abermals verklären. Das Volk, welches dabei stand,

und zuhörte, sprach: Es donnerte. Die Andern sagten: Es redete ein Engel mit ihm. (Joh. 12, 27—29.)

Das Opferfest war nahe. Alles eilte von nah und fern gen Jerusalem zu den Opfern im Tempel. Auch Jesus, begleitet von seinen Jüngern, reisete dahin, sich selbst zum großen Opfer für die Sünden der Welt darzubringen. Er hatte kurz vorher in Bethanien seinen Freund Lazarus wieder ins Leben zurückgerufen, den man schon ins Erdbegräbniß beigesetzt hatte. Das Gerücht von dieser That beschäftigte noch ganz Jerusalem. Viel Volks war hinaus nach Bethanien gegangen, nicht um Jesu willen allein, sondern auch den Lazarus zu sehen. (Joh. 12, 9.) Als nun bekannt ward, der Wunderthäter selbst sei im Begriff, zum großen Feste in die Hauptstadt des Reichs zu kommen, war Jedermann in großen Erwartungen. Nur die Hohenpriester, die Schriftgelehrten, die Pharisäer wurden wegen der Auftritte unruhig, welche sie zu befürchten hatten. Das Volk aber, neugierig, den vielbesprochenen Propheten von Nazareth aus Galiläa zu sehen, so nannte man ihn noch allgemein, drängte sich in großen Haufen hinaus vor die Thore, und ging ihm auf dem Wege nach Bethanien entgegen, sobald man den Tag seiner Ankunft erfuhr.

Er kam daher, so prunklos und bescheiden, wie er immer gelebt hatte, umgeben von seinen zwölf Jüngern; er selbst reitend auf einer Eselin. Die Größe seines Ruhms und die edle Einfalt seines Wesens rührte das Gemüth der zahllosen Zuschauer. Viele riefen ihm ihren lauten Beifall zu; bald ward Alles von allgemeiner Begeisterung ergriffen. Er ist der Messias! schrie die Menge; Hosianna! Hosianna! gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, ein König von Israel! — Berauscht von Freude, Bewunderung und großen Hoffnungen, drängte sich nun Jeder hinzu, ihn zu sehen, zu berühren. Viele breiteten ihre Kleider über den Weg, ihm ihre Demuth, Unterwerfung, Ehrfurcht und Liebe zu bezeugen. Andere bestreuten ihm den Pfad mit grünen Blättern und Zweigen. Alle waren in einem wilden Taumel des Vergnügens.

Und wie die Jünger so durch die jauchzenden Reihen hinwandelten, wurden auch sie von der allgemeinen Begeisterung ergriffen. Sie stimmten in den Jubel des Volks ein. Sie zweifelten nicht länger am nahen Anfang des messianischen Reichs. Sie fingen an mit lauter Stimme Gott zu loben, und alle Thaten zu erzählen und zu preisen, die sie gesehen hatten. „Gelobt sei, der da kommt (jauchzten sie) ein König, im Namen des Herrn! Friede sei im Himmel und Ehre in der Höhe!“ (Luk. 19, 37. 38.) Die Pharisäer, welche sich mit im Haufen des Volks befanden, tadelten das Betragen seiner Begleiter. Meister, sagten sie zu Jesu, strafe doch deine Jünger! Er antwortete: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“

Er selbst ritt still und sinnig des Weges fort. Ihn berauschte die öffentliche Freude nicht; nicht das Jauchzen der Tausende; nicht die königliche Ehre, die man ihm erwies. Wie konnte ihn das erfreuen? Dafür hatte er nicht gearbeitet. Man ehrte ihn für das, was er nicht wollte, und dachte nicht an das, was der Zweck seiner göttlichen Sendung eigentlich war. Er kannte die Schwächen seines Volks, und den Wankelmuth der Menge. — Wohl mögen sich Personen ohne Menschenkenntniß, Personen von der allerthörichtsten Eitelkeit geblendet, sehr

an öffentlichen Beifallsbezeugungen ergötzen. Ihre kleinliche Eigenliebe flüstert ihnen dann dabei zu: „Man läßt jetzt deinen Diensten Gerechtigkeit widerfahren! Man erkennt endlich allgemein deinen Werth. Dein Ansehen, dein Ruhm ist nun für immer gegründet. Rührender, schöner kann sich die Liebe und das Zutrauen der Menschen nicht aussprechen. Es sind nur Böswillige, nur Neider, nur schlechte Leute, die nicht in deine feierliche Verehrung einstimmen!" — So denken die blöden Thoren, und täuschen sich in ihren Einbildungen. Sie erwägen nicht, daß die Wenigsten aus reiner Liebe, die Meisten aber aus allerlei eigennützigen Hoffnungen, aus Parteigeist, aus Trotz gegen Andere, aus bloßem Muthwillen sogar, mitjubeln. Sie erwägen nicht, daß von Tausenden jeder seine Nebenabsicht hat, und sich aus eigenen Vortheilen mehr macht, als aus der Person des Hochgefeierten. Sie erwägen nicht, daß der unbedeutendste widerwärtige Umstand eintreten kann, und die Tausende den vorher Hochgepriesenen seinem Schicksal ganz lachend überlassen.

Jesus blieb gleichgültig. Er verachtete den Wahn der blinden Menge. So ritt er in edler Demuth hin, und wohlbewußt, wie sehr man ihn verkenne.— Hier ward weder jener selbstgenügsame Stolz der Thoren gesehen, welche die Huldigungen und Beifallsbezeugungen des großen Haufens wie eine Art geleisteter Schuldigkeit annehmen; noch jene Ziererei eines gekitzelten Hochmuths, der sich gern hinter Bescheidenheit verkriechen möchte, und um so lächerlicher dasteht, weil Jeder die Ziererei durchschaut. Er war rein und wahrhaft. Wer er sei, wußte er selbst und der Allwissende, aber nicht der jauchzende Pöbel.

So nahte er sich Jerusalems Thoren. Die uralte, berühmte königliche Stadt breitete sich in ihrer Pracht vor seinen Blicken aus, am Fuße und auf den Höhen der Hügel mit ihren Palästen. Auf dem erhabensten der Hügel stieg die Burg Sion empor, die Stadt Davids genannt. Auf Moriah erhob sich majestätisch der Tempel in glänzender Pracht; gegenüber die Burg Antonia. Rings um die Stadt ragten von den hohen Mauern bei hundert Thürme. — Der Anblick dieser alten Größe und Herrlichkeit erfüllte das Herz des Messias mit edler Wehmuth. Während seine Jünger jauchzten und fröhlich waren, traten Thränen in seine Augen. „Ach Jerusalem! Jerusalem!" seufzte er, „wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen." (Luk. 19, 41. 42.) Die unverhohlenen Wünsche und Hoffnungen des empörungslustigen Volkes, das ihn umschwärmte, ihn als den König Israels behandelte, mußten nothwendig diese schwermüthigen Gefühle in ihm erregen. Er sah voraus, daß früher oder später irgend ein ehrgeiziger Schlaukopf die meuterische Stimmung der Nation benutzen würde, sich einen Namen zu machen. Aber eben so gewiß sah er voraus, welchen schrecklichen Ausgang ein Aufruhr gegen Rom nehmen würde, bei der überlegenen Macht dieses Reiches und bei der Schwärmerei, Hartnäckigkeit und stolzen Heidenverachtung der Juden. Ihm waren die Thaten Roms und die Kriegskunst Roms so wenig unbekannt, als die Verwahrlosung des jüdischen Volkes in Waffenübungen. Er sah die Zeit kommen, entfernt war sie nicht, da Judäa, müde des fremden Joches, zum Schwert greifen würde; da es, von römischen Heeren überschwemmt, nothwendig unterliegen müßte. Er sah die Zeit, da die

Feinde sich um die prächtige Hauptstadt hinlagern, ihre Wagenburg schlagen, sie ängstigen und belagern würden; wie dann weder die verzweiflungsvolle Tapferkeit, noch die dreifachen Ringmauern mit den neunzig Thürmen, noch die Stärke der Burgen Sion und Antonia, noch die Heiligkeit des berühmten Tempels retten könnten. Er sah diese Mauern, diese Burgen, diese prachtvollen Wohnungen und den Tempel selbst in Schutt und Asche versunken. Und heute noch jauchzte das Volk um ihn her. Es jauchzte mit blinder Freude dem schrecklichsten Untergange entgegen. Das erfüllte den Menschenfreund mit Wehmuth, sein Auge mit Thränen. Wenig um sich selbst bekümmert, wenig um das Hosiannageschrei der lärmenden, freudebetrunkenen Haufen, wenig um das schwarze Schicksal bekümmert, welches ihn in wenigen Tagen treffen sollte, war er nur mit dem Weh und Wohl anderer Menschen beschäftigt.

Dieser schöne Zug in der Denkart Jesu, welchen wir so oft im Laufe seines Lebens wahrzunehmen Gelegenheit haben, zeigt, welche fast überirdische Hoheit in ihm lag. Wo ist der, welcher ihm je darin gleich kam, und schwermüthig über den Wahnsinn und die Verderbtheit einer Nation trauerte, die ihn mit Frohlocken zum Thron emporzuheben bereit gewesen wäre? Wo ist der, welcher seinen eigenen nahen Tod mit Gewißheit vorhersah, und denselben über alles Unglück vergaß, das Andern bevorstand?

Aber gerade dieser hohe Sinn ist der ächte Christussinn, den wir uns zu eigen machen sollen, und wer dessen nicht fähig ist, sondern sein eigenes, eitles Selbst und seine kleinen Vortheile oder Nachtheile bei allen Vorfällen zuerst ins Auge faßt, der ist noch nicht in Jesu. Des wahren Christen Wandel ist im Himmel, wie Christi Wandel war; das heißt: in der höchsten, sich selbst vergessenden Liebe der Menschheit, in der Harmlosigkeit um alles Irdische, nur in dem göttlichen Gedanken an das Gute!—Ich weiß es wohl, so tief ist das heutige Menschengeschlecht im Schlamm der Selbstsucht versunken, daß fast Keiner den Andern einer solchen überirdischen Größe und Uneigennützigkeit fähig hält. Aber glaubet: was Einer gern denkt, das ist er selbst. Glaubet, daß ein solcher Alles sein möge; aber er ist ohne Weisheit, so klug er auch zu sein meint; er ist ohne Gemüthshoheit, so vornehm er sich auch dünken möge; er ist kein Christ, so fleißig er auch zur Kirche läuft oder betet; er ist unzufrieden, unruhig, unglücklich, so viel er auch lächle, und seinen Zustand preise.

Jesus war selig, auch in seinen Thränen über Jerusalem. Denn der ist wohl glücklich zu preisen, welcher eigene Noth nicht empfindet, und von fremden Elend gerührt wird. Selbst in den Thränen der Liebe und Wehmuth liegt Seligkeit; aber sie wird nur von hohen, göttlichen Gemüthern empfunden; oder von schwachen Menschen auch, doch nur in den schönsten und höchsten Augenblicken ihres Daseins.

Umringt vom Gewühl des Volkes zog Jesus in Jerusalem ein und durch die lärmenden Straßen. Und die ganze Stadt regte sich und sprach: Wer ist der? Und Alles rief: Das ist Jesus, der Prophet von Nazareth aus Galiläa! (Matth. 21, 11.) So ging der große Zug zum Tempel.

Schon oft war Christus hier im Tempel gewesen. Schon oft hatte er hier die Käufer und Verkäufer, die Geldwechsler, die Taubenkrämer gesehen, die da zur

Bequemlichkeit der vielen Reisenden und Fremden saßen, welche Opfer bringen wollten. Allerdings war diese Krämerei in der Nähe, ja unter dem Dache des Tempels, eine Entweihung der heiligen Stätte. Woher der ungestörte Sinn an das Himmlische, an Besserung des Gemüths, wenn uns die irdische Gemeinheit bis in den Tempel nicht von den Augen flieht; wenn sich da Menschen neben Menschen zeigen, die von der Andacht und Frömmigkeit Anderer mit Begierde ihren Geldgewinn treiben wollen, und mit dem Heiligen ein Handwerk treiben, das sie nährt? Schon oft hatte Christus diesen Unfug gesehen; aber nie gewagt, ihn öffentlich anzugreifen, weil er mit Fleiß jedes Geräusch und Aufsehen mied. Nun aber konnte und wollte er es nicht länger meiden. Es war die Zeit, da er frei sprach, und den Mißbräuchen und Verirrungen öffentlichen Krieg erklärte. Zuallererst griff er diejenigen an, welche von allen die gröbsten waren, am meisten ins Auge fielen, und von keinem Unbefangenen gebilligt werden konnten. Er predigte dagegen, und mahnte mit lauter Stimme an das Gebot Gottes durch den Mund der Propheten: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht! So trieb er alle Verkäufer und Käufer aus dem Tempel. Umgestoßen wurden der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer.

In übeln erfundenen Bildern, die man zuweilen sogar in Kirchen zur Schau hängt, wird Jesus nicht selten voller Unwürdigkeit dargestellt, wie er mit knotigem Stabe oder mit Geißeln die Krämer verjagt. Wenn Jesus sie austrieb: mußte Er es denn darum sein, der Hand anlegte gegen die Menge? War sein Wink nicht schon genug, daß die begeisterten Volkshaufen, die ihn begleitet hatten, das Werk vollzogen? Darum war es nicht minder Er, der es gethan hatte. Nie würde man, ohne sein Wort, den hundertjährigen Mißbrauch bemerkt oder angetastet haben. Ueberhaupt tragen geschmacklose Bilder leider sehr viel zu unwürdigen Vorstellungen bei, die heutiges Tages noch im Volk von der Person des Erlösers gemein sind. Wie gut wäre es, wenn man sie, gleich wie andere thörichte Darstellungen aus der heiligen Geschichte, vermeiden oder entfernen könnte; wie z. B. die Darstellung Gottes, des Unendlichen, des Allmächtigen, in der Gestalt eines langbärtigen, von Altersschwäche gedrückten Greises; oder die Abbildung der Teufel, welche nie ein Sterblicher gesehen, in scheußlichen, ekelhaften Ungeheuern. Wahrlich, du sollst dir kein irdisches Bild von Gott machen; schon Moses verbot es, zur Verhütung des Aberglaubens und der Abgötterei!—Wenn aber der gemeine, übel belehrte Haufe des Volkes noch in unsern Tagen die rohesten Vorstellungen von der Gottheit oder von den Freuden der Seligkeit hat; wenn er mit den Anschauungen, die man ihm von überirdischen Gegenständen macht, wahrhaft heidnische Begriffe und Abgötterei treibende Andacht verbindet: wer ist anzuklagen? Sind es nicht die, welche dem Volk vorgesetzt sind? nicht die, welche den Kirchen vorstehen, und durch Gewohnheit gegen das Anstößige gleichgültig geworden sind, so wie gegen des getäuschten Volkes elende Vorstellungsart göttlicher Sachen? Fürwahr, sind unsere Tempel Gottes nicht mehr von Käufern und Verkäufern, Geldwechslern und Taubenkrämern zu reinigen: sie sind es oft von weit unanständigern und

schändlichern Dingen. Mein Haus soll ein Bethaus sein, und nicht eine Mördergrube des gesunden Menschenverstandes und erhabener Gefühle.

Nachdem Christus den Tempel von seinen Unwürdigkeiten befreit hatte, that er das Göttliche, ihn gleichsam neu zu weihen. Er heilte die Blinden und Lahmen, welche zu ihm dahin gebracht wurden; er verkündigte die Macht und Heiligkeit und Gnade seines himmlischen Vaters in neuen Wundern. Und staunend umgab ihn das neugierige Volk, und frohlockte laut, und auch die Kinder im Tempel jauchzten und schrien: Hosianna, dem Sohn Davids! — „Hörst Du auch, was diese sagen?" riefen die Hohenpriester und Schriftgelehrten ihm zu. Jesus erwiederte ihnen das Wort des prophetischen Psalms: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast Du Lob zugerichtet! — Er lehrte fort, ununterbrochen, und that die Werke seines Vaters. Aber keiner von den Priestern wagte Gewalt wider ihn: denn sie fürchteten sich vor dem Volke, welches in diesem Augenblicke Jesum mit Vorliebe und schwindelnden Erwartungen umringte.

Christus kannte diese Erwartungen; er wollte sie keineswegs erfüllen. Sein Reich war nicht von dieser Welt. Er entfernte sich, verließ sogar die geräuschvolle Stadt, und begab sich wieder zu seinen Freunden im stillen Bethanien, ohnweit Jerusalem. Gern hätten seine Feinde gesehen, daß er die Stimmung des Volkes benutzt und einigen Anlaß zu öffentlichen Unruhen gegeben hätte. Dann war die Anklage vor weltlicher Obrigkeit bereit. Es geschah nicht. Täglich lehrte er im Tempel, und täglich sah sich die Volksmenge in ihren verbrecherischen Hoffnungen von ihm getäuscht. Da verflog der erste Rausch der Schwärmerei. Mißvergnügt und kalt wandte sich der Pöbel von ihm hinweg. Dieser Augenblick war es, welchem Pharisäer, Priester und Hoheprieſter längst mit Sehnsucht entgegengesehen hatten. Leicht ward ihnen nun, den rohen Haufen wieder an sich zu ziehen und gegen den aufzuwiegeln, welcher sich Messias und Sohn Davids und König Israels nennen zu lassen wagte, ohne die Tausende der Nation gegen Rom zu bewaffnen, oder himmlische Heerschaaren um sich her zu versammeln. Welch ein Messias, der nicht Muth hatte, sich an der Spitze des jüdischen Volkes wieder aufzuwerfen, und der keine andern Wunder zu thun wußte, als Kranke zu heilen, Leidende zu beglücken! Das Volk fiel von ihm ab und vergaß ihn ebenso schnell, als es ihn aufgenommen hatte. Aber seine Feinde vergaßen ihn nicht. Im Finstern schlich ihm ihre Rache nach, und er fiel als ein Opfer derselben. So war es der Rathschluß des Höchsten. So forderte es das Heil des menschlichen Geschlechts.

64.

Die Weissagungen des Messias.

Luk. 24, 19.

Du wurdest, Salem, nicht bekehrt
Von Deines Christus Zähren.
Wie wardst du, Sünderin, zerstört!
So kann der Herr zerstören!
Prophetenmörderin,
Dein Glanz ist hin,
In Schutt und Staub,
Der Heiden Raub.
Gott hat gerichtet.

Erzittre, Welt, es ist auch dir
Des Warners Stimm' erklungen,
Der Schulden Lohn gedroht auch dir
In seinen Weissagungen.
Verhöhne lächelnd sie,
Spät oder früh
Schlägt Gottes Hand
Der Frevler Land.
Gott ist der Richter.

Wenn der feinste Menschenkenner oder der geistvollste unter allen Dichtern, die jemals lebten, den Vorsatz gefaßt hätte, das Urbild eines großen Weisen darzustellen, der seiner immer selbst würdig gethan, und im Größten wie im Kleinsten mit einer Sicherheit, Folgerichtigkeit und Uebereinstimmung in seinem ganzen Wesen gehandelt hätte, daß Alles von der ersten bis zur letzten seiner Stunden in wunderbarem Einklang geblieben wäre: er hätte kein vollendeteres Urbild darstellen können, als die einfachen, ungelehrten, in der Schriftstellerkunst sehr unerfahrenen Evangelisten in ihren Lebensbeschreibungen von Jesu lieferten. Und diese Männer, kaum der Sprache recht mächtig, in der sie schrieben, erzählten nur ganz schlicht und einfältig, was sie wußten, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie mit einander in ihren Berichten zusammenstimmen würden, ohne daß Einer von der Arbeit des Andern wissen mochte; ohne allen Vorsatz, ein wunderbares Urbild von der Größe des menschlichen Geistes schaffen zu wollen.

Ich lese mit stillem, ehrfurchtvollem Vergnügen die Lebensgeschichten des göttlichen Sohnes, und lese sie wieder; und immer wieder entdecke ich neue Züge von einer Weisheit und Seelengröße, die über alles Irdische hervorglänzen. Daß er in menschlicher Gestalt hienieden wandelte, eben dies machte ihn um so wundervoller. So war nie Einer vor ihm, nie Einer nach ihm. In ihm war die Fülle der Gottheit. Auch seine Jünger auf dem Wege nach Emmaus sagten von ihm: Er war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk. (Luk. 24, 19.)

Er war sich durchaus selbst gleich; keine seiner Thaten im Widerspruch mit seinen Ueberzeugungen. Nie sah man ihn um das, was er zu sagen oder was er zu thun hatte, in Zweifel. Er konnte nicht anders, als wie er wirklich that. Alles ging aus der reinen Tiefe seines Innern hervor. Sein Inneres aber war Jedem offenbar. Da lag nur ein einziger Grundsatz, ein einziges Gefühl: Liebe Gott und das Göttliche über Alles, den Menschen wie dich selbst. Wandle im Ewigen über dem Irdischen.

Darum war sein Geist mit der Gottheit immer Eins. Ich und der Vater sind Eins! sagte er selbst. Darum waren ihm Lebensnoth und Lebensanmuth Nebensachen. Er litt Schmerz, ohne ihn zu fliehen; und genoß Freuden, ohne sie zu suchen. Er kannte die Vergänglichkeit beider. Und weder das Eine noch das Andere war bedeutend genug, auch nur ein einziges Mal deswegen von seinen Grundsätzen abzuweichen. Sein Wandel war im Himmel; das heißt, in dem, was ewig ist. Nichts opferte er dem Reiz des flüchtigen Augenblicks. Die Gegenwart schien er nur als eine reife Frucht des Vergangenen zu nehmen; als Ernte dessen, was man gesäet hatte; oder als den Schlüssel der Zukunft. Was du säest, wirst du ernten. Er schien für sich selber gar nicht da zu sein, sondern allein für Andere. Er forderte nichts, er wollte nur geben. Aus Liebe für die Menschheit achtete er die Opferung seines Lebens gering. Was war ihm ein Tropfen Zeit gegen das Unendliche der Ewigkeit?

Bei dieser Ansicht des Lebens, bei dieser Klarheit seines Innern, bei dieser Festigkeit und Unabhängigkeit seiner Ueberzeugungen, stand er zu jeder Zeit frei und groß da. Was auch geschehen mochte, es überwältigte ihn nichts. Mit Zuversicht auf Gottes Vorsehung sah er unverzagt auf die Verhängnisse der

Zukunft; und die Ereignisse der Gegenwart konnten ihn nicht betrüben. Er beurtheilte sie, wie wenn sie ihm nicht angehörten. Sie verwirrten seinen Blick nicht. Daher täuschte er sich auch in Beurtheilung der Zukunft nicht. Was er voraussagte, ging in Erfüllung. Nie sind Weissagungen bestimmter ausgedrückt, bestimmter wahr geworden, als die seinigen. Wahrlich, er war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk.

Er sprach von zukünftigen Dingen mit der Sicherheit, wie von vergangenen. Er sprach von ihnen, ohne Gelegenheit dazu aufzusuchen, oder mit Prophezeiungen Aufsehen zu erregen und die Würde eines gottbegeisterten Sehers annehmen zu wollen. Was geschehen müsse, schien ihm so natürlich aus der Verknüpfung der Dinge hervorspringen zu müssen, wie alles Andere, was schon geschehen war. Was er weissagte, hörte man an; wer konnte wissen, ob es geschehen würde? Man schrieb es auf, und überließ der Zukunft zu entscheiden, wie viel Wahres daran sein möge. Die Evangelisten hatten die Geschichte seines Lebens und seine gelegentlichen Vorherverkündungen aufgezeichnet. Sie waren gestorben. Das Verheißene geschah. Erst wir, in spätern Jahrhunderten, sind die Zeugen der Erfüllung.

Mancher andere Lehrer und Weise der Vorwelt versprach sich eine Unvergänglichkeit seiner Werke. Seine Schriften wurden von Fürsten und Völkern gepriesen. Heute sind sie verloren und vergessen. Sage mir, wer hat die Pyramiden Egyptens gebaut? Gewaltige der Erde müssen es gewesen sein. Das Gedächtniß ihrer Thaten ist verschwunden; wir wissen nicht einmal mehr den Namen ihrer Thaten.

Christus wandelte einsam unter einem verachteten Volke; ward der Lehrer einiger armen Hirten, Fischer und geringen Handwerker. Keine Könige und Fürsten wußten von ihm. Die Gelehrten sahen mit Stolz auf ihn herab. Und doch sagte er voraus, wie sein Wort sich über den ganzen Weltkreis verbreiten werde. Es ist einem Senfkörnlein gleich, sagte er, welches ein Mensch nahm, und warf es in seinen Garten; und es wuchs und ward ein großer Baum, und die Vögel des Himmels wohnten unter seinen Zweigen. (Luk. 13, 19.) Himmel und Erde, sagte er, werden vergehen, aber mein Wort wird bleiben! — Die Evangelisten, welche die Aeußerungen Jesu vor achtzehnhundert Jahren aufgezeichnet hatten, thaten es ohne Hoffnung, die Erfüllung derselben zu sehen. Sie starben. Ihr Staub ist längst verweht. Das Reich Isral ging unter. Es verging die Herrlichkeit Roms. Es vergingen die gewaltigsten Staaten. Alles ward anders. Aber Jesu Lehre verging nicht. Sie dehnte sich über alle Welttheile aus, und Nationen wohnen beglückt im Segen derselben. Wir sind Zeugen der Erfüllung. Und dauert das Leben des menschlichen Geschlechts noch viele Jahrtausende fort: die Lehre Jesu wird fortdauern, ausgebreiteter, reiner, herrlicher, denn jetzt. Sie wird fortdauern, so lange noch eine Vernunft auf Erden den Gedanken des Göttlichen fassen kann. Unserer Urenkel Enkel werden in einem spätern Jahrtausend die Weissagung des Messias von dem Gottesreich noch glänzender erfüllt sehen, als wir, und sie mit höherer Begeisterung verherrlichen, als wir, die wir zum Theil noch im Schlamm der Thierheit in Barbarei und Halbheidenthum versunken liegen.

Die Verfolgungen, welche den Bekennern der heiligen Wahrheit bevorstanden, erkannte der Messias so klar, als wir sie jetzt aus der Geschichte der Vergangenheit kennen. Er brachte etwas in die Welt, welches sich mit den bisherigen Elementen derselben nicht vereinbaren ließ. Ein Glaube an den einzigen lebendigen Gott mußte im Widerstreit mit dem Aberglauben des Götzendienstes stehen. Die Lehre von der Heiligkeit und Weltverleugnung konnte sich nicht mit dem Hang der Völker paaren, in Lebenswollüsten das höchste Gut zu suchen. Die Lehre der Liebe zur Gottheit und Menschheit, als Quell aller Tugend, konnte sich nicht paaren mit der Liebe derer, welche die Liebe des Vaterlandes oder des Nachruhms, oder die Furcht vor dem Zorne des Himmels, oder das Wohlsein auf Erden zur Grundlage der sittlichen Ordnung machen wollten. Was hatte das Ewige mit dem Vergänglichen gemein? Wie konnte das Göttliche und Thierische Eins werden?

Jesus Messias sah daher die ungeheuern Gährungen mit Bestimmtheit voraus, welche sein Wort, das er vom Himmlischen brachte, im Irdischen erzeugen müsse. Er sprach davon öfters zu seinen Jüngern. Sie selbst schon bereitete er auf den großen Kampf vor, den sie zu bestehen haben würden. Ihr sollt nicht wähnen, sagte er, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. (Matth. 10, 34.) Buchstäblich ward, was er sagte, erfüllt. Aber die grausamsten Verfolgungen des Christenthums wurden nur Verbreiterinnen desselben. So tragen die fürchterlichsten Stürme auf ihren Flügeln den Samen nützlicher Pflanzen in unwirthbare Einöden, und verwandeln dieselbe in grüne Auen.

Wir wissen aus den Geschichten der Vergangenheit, welche Kriege und Zerstörungen um des christlichen Glaubens willen geschahen. Wir wissen, wie oft Bruder gegen Bruder, Volk gegen Volk deshalb mit Flamme und Eisen gewüthet. Selbst die Jünger des Messias, welche seine Weissagung anhörten, erlebten deren Inerfüllunggehen nicht. Allein er verkündete ihnen ebenfalls ihr Loos. Es traf nur zu früh, nur zu schrecklich ein. Die Menschen werden euch verstoßen und verachten, sagte er. Sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen; zum Zeugniß über sie und über die Heiden. (Matth. 10, 17.) Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran. (Joh. 16, 2.)

Diese Aussichten hatte Jesus für seine Lehre, für seine Bekenner. Aber so weich und zartfühlend, so menschenfreundlich er auch war, machte ihm doch das Alles kein Grauen. Für die Wahrheit leiden und bluten war ihm nichts Großes, nur eine einfache Pflicht. Für das Glück der Menschheit, für die Vollendung und Seligkeit der Geister das Leben aufopfern, war kein Unglück. Was liegt am Tode des Leibes? Wem Alles gehört, was kümmert den der Verlust des Kleinsten? Wer Gott hat, fragt der nach dem Staube? Wer die

Ewigkeit vor sich sieht, dem kann es gleich heißen, ob er auf Erden, oder vor Gott verklärt, in bessern Welten lebe. So dachte Jesus. In dieser hohen Sinnesart erzog er seine Jünger. Er, der so gerne die Thräne jedes Leidenden trocknete, lehrte als Nothwendigkeit den künftigen Schmerz der Welt um seines Evangeliums willen. Völker mußten verderben, Throne stürzen — mit Ruhe sah Christus in diese Zukunft, wie er mit Ruhe in sein eigenes, finsteres Schicksal hinaussah.

Zu den nicht minder merkwürdigen Weissagungen Jesu Christi gehört seine Verkündigung von der Zerstörung Jerusalems und der Auflösung des jüdischen Volkes. Er sprach sie mit der erschütternden Gewalt eines der ersten Propheten des Alterthums, warnend, mahnend, und vergebens! Aber er wußte, wie ungläubig aller Pöbel ist gegen mißfällige Wahrheiten; wie leichtgläubig für schmeichelnde Lügen! Wie herrliche Thaten hatte er vor den Augen Galiläas gethan; wie wenig vermochte er zur Besserung dieses in Gemeinheit verlorenen Volkes! Wehe dir, Chorazin! rief er betrübt und unwillig; wehe dir, Bethsaida! denn wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, die bei euch geschehen sind: sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche gesessen und Buße gethan! Doch es wird Tyrus und Sidon erträglicher gehen am Gericht, denn euch. Und du, Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden.

Er verkündete Jerusalems Untergang. Wie hätte der stolze Jude an das Wort der Weissagung, an die Vernichtung der heiligen Stadt, an das Ende des israelitischen Reichs, an die Auflösung und Verschwindung des Volkes Jehova's glauben können? Alles das waren den Israeliten Unmöglichkeiten. Wer dergleichen verkündete, schien ihnen wahnsinnig.

Für den Messias aber lag in dem Allen, was er Furchtbares meldete, so wenig Zweifel, daß er genau voraussagte, das damals für unmöglich Gehaltene sei nicht mehr weit entfernt. Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe. Und so ward es. Mehrere von den damaligen Zeitgenossen und Altersgenossen Jesu lebten noch, als Jerusalem durch Titus und die römischen Heere in Schutthaufen verwandelt ward. Von den ersten Jüngern des Herrn lebte Johannes noch. Das Alles geschah nur dreißig und etliche Jahre, nachdem es Christus angekündigt hatte.

Er sagte das ganze Betragen des jüdischen Volks voraus, welches zum Untergang hinführen müsse. Dieser stolze, empörungslustige Sinn, diese Hartnäckigkeit der Vorurtheile, dieser blinde Aberglaube, welcher das Volk auszeichnete, mußte ihn zum Verderben gereichen. Er sah die Zeiten des Aufruhrs voraus, und wie Ehrgeizige die Begierde und den Wahn des großen Haufens schmeicheln, und sich an die Spitze des Aufstandes stellen würden mit dem Namen des Messias. Es werden sich erheben falsche Christen und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder thun, daß sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre. (Mark. 13, 22 ff.) Diese Erscheinung der Volksbetrüger, der Aftermessiasse, machte Jesus seinen Jüngern zum Vorboten und Kennzeichen des herannahenden unermeßlichen Unglücks. Und so war es. Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heere, so merket, daß herbeigekommen

ist ihre Verwüstung. Alsdann, wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge; und wer mitten darin ist, der weiche heraus; und wer auf dem Lande ist, der komme nicht hinein!

Am auffallendsten unter den Umständen, welche Jesus ankündigte, und welche der Verwüstung der uralten herrlichen Stadt folgen sollten, ist die Zerstreuung des jüdischen Volkes. Die Juden hatten sich unter der römischen Herrschaft beträchtlich vermehrt. Ihre Anzahl stieg über sechs Millionen. Und sie werden fallen, sprach der Messias, durch die Schärfe des Schwertes, und gefangen geführt unter alle Völker. Und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird. (Luk. 21, 24.) So ward es.

Auch als die Hauptstadt schon in Trümmern lag, dauerte der hartnäckige Empörungsgeist der Juden gegen die Römer fort. Immer ein neuer Messias nach dem andern that sich auf. Da ward ihr Schicksal vollendet. Aus dem Vaterlande vertrieben, sah man sie gefangen hinausgeschleppt unter alle Völker. Auf den Märkten von Gaza und Terebinth wurden sie in dem gleichen Preise verkauft, wie die Pferde. Die Nation, aufgelöset, ward nie wieder ein Ganzes. So traf das schreckliche Wort im 5. B. Mos. 28, 64 ff. ein: Der Herr wird dich zerstreuen unter allen Völkern von einem Ende der Welt bis ans andere. Dazu wirst du unter denselben kein bleibendes Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben; der Herr wird dir dabei ein bebend Herz geben, und verschmachtete Augen und eine verdorrte Seele.

Seit jener Zeit blieb Jerusalem, zertreten von den Heiden, den Römern, bis daß auch die Zeit von diesen erfüllt, die römische Weltherrschaft ebenfalls zertrümmert ward, und Jerusalem sich elend aus dem Schutt der Zerstörung wieder zum schaurigen Denkmal göttlicher Gerichte emporhob. — Noch in dieser Stunde, seit mehr denn anderthalb Jahrtausenden, sehen wir das jüdische Volk armselig, verachtet, ohne Vaterland unter allen Himmelsstrichen, bei allen Nationen umherziehen. Noch dauert es in immerwährender Zerstreuung fort, und heute noch durch seinen Aberglauben und seine Unwissenheit ein Gespött der Welt, wie es solches vor achtzehn Jahrhunderten bei den Römern war. Die Unglücklichen, welche die prophetischen Warnungen Jesus des Messias verachteten, seine heilige Lehre, seine hohe Offenbarung von sich wiesen, ihn und seine ersten Bekenner mit ausgelassener Wuth verfolgten, fanden nachher nur erst einige Ruhe unter dem Schutze derer, die Jesu Menschenliebe großmüthig auch gegen Jesu Verächter üben lernten.

Hell, wie die nothwendigen Erscheinungen der entfernten Zukunft, erkannte Christus auch den unvermeidlichen Ausgang seines eigenen Lebens. Er spielte oft in Gesprächen mit den Jüngern auf seine ihm bevorstehenden Leiden, selbst auf seine Hinrichtung an. Je näher der schreckenvolle Tag kam, je deutlicher äußerte er sich darüber. Schon lange zuvor, ehe er nach Jerusalem ging, um sein Schicksal an ihm sich erfüllen zu lassen, sprach er: Des Menschen Sohn muß noch viel leiden, und verworfen werden von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden, und am dritten Tage auferstehen. Diese Rede wiederholte er öfters. Die Jünger nicht nur, auch die Juden, auch die Priester wußten dieses Wort.

Uns muß eine solche Vorauserkennung seines eigenen Schicksals eben so schauderhaft als unbegreiflich scheinen. Dem Welterlöser war sie nicht schauderhaft. Er kannte den blinden Haß und Zorn der Priester, den blutdürstigen Stolz der Pharisäer, den Leichtsinn des Volks, die schlaffe Gerechtigkeitspflege der römischen Beamten, und kannte neben allem diesen seine Pflicht und den göttlichen Zweck seiner Sendung. Er wich dem Grimm der Priester, dem Blutdurst der Pharisäer nicht aus; er ging ihm vielmehr im heitern Gefühl seiner Unschuld und dem beruhigenden Vertrauen auf Gottes Fügungen unverzagt entgegen. Er zweifelte an dem Ausgang seines Schicksals nicht.

Uns mag dies Vorauserkennen desselben unbegreiflich scheinen. Ich weiß, viele Kurzsichtige sind gewesen, welche es gänzlich leugnen wollten und daran ungläubig wurden. Aber leugnen konnten sie doch nicht, daß er Jerusalems, daß er des israelitischen Volkes letzte Bestimmungen, daß er das Schicksal seiner Jünger und seiner Lehre in spätern Jahrhunderten voraussah. Denn was er in dieser Hinsicht geweissagt hatte, war längst, ehe es geschah, aufgezeichnet und konnte nicht erst betrügerischer Weise hintennach eingeschoben werden.

Zu allen Zeiten hat es Seher der Zukunft gegeben, die mit wunderbarem Scharfblick, der Tausenden mangelt, aus den Zeichen der Gegenwart im schnellen Ueberschauen der Folgen und Verknüpfungen der Ereignisse das Zukünftige, wie in einem Spiegel, vor sich sahen. Niemand leugnet dies. Es gibt gewisse Zustände des erhöhten Seelenvermögens, da der Geist, gleichsam seines göttlichen Wesens und Ursprungs mächtiger als sonst, ohne Gegenwart ist, und in der Vergangenheit und Zukunft zugleich sieht. Da sieht er, was noch nicht ist, wie schon vorhanden. Diesen Zustand der Entzückung — auch bei Sterbenden wird er häufig gefunden, wenn ihr Geist schon halb von den Fesseln des Leibes abgelöset ist — können wir uns nicht erklären, und doch bezeugen vielfache Erfahrungen sein Dasein. Wir sind gezwungen, ihn zu glauben. Wer hat die Tiefen und Geheimnisse der menschlichen Natur durchdrungen? Warum nun, Zweifler, willst du an Jesu nicht erkennen, was du gemeinen Sterblichen nicht abzuleugnen wagst? Hast du die Tiefen und Geheimnisse der Natur dessen durchschaut, der, von Gott erkoren, im Verbande der außerordentlichsten Weltbegebenheiten wie Keiner vor und nach ihm stand? dessen, der, wie Keiner vor und nach ihm, die Verbindungen und Verhältnisse der Gottheit, des Geisterreichs und des Weltalls offenbarte, das Höchste erreichte, das Heiligste erkannte und in seinem Leben vollendet darstellte? Ist dieses Alles dir begreiflicher? und ist es minder schwer und wunderbar? Leugne, wenn du kannst, was da ist — was geschehen ist; was dir die Weltgeschichte nennt, und wovon die heutige Bildungsstufe der Völker die anschauliche Frucht ist!

Noch heute, o Messias, wunderbarer, Gottgesandter, Sohn des ewigen Vaters, heute noch stehen die Zeugen Deines Daseins, Deiner Liebe, Deiner Weisheit um mich her, und ich wandle in der Welt, wo Du einst wandeltest, umringt von der Erfüllung Deiner Weissagungen! Noch heute lese ich, höre ich Dein heiliges Wort, dies Unvergängliche, welches alles Irdische überlebt! Und sehe noch heute die zerstreuten, unglückseligen Nachkommen Israels, verwahrloset, in Vorurtheilen verhärtet, unwissend, nur auf Geld, auf Fristung des ärmlichen,

verächtlichen Lebens, auf Befriedigung des gemeinsten Bedürfnisses oder sinnlichen Genusses erpicht; sehe sie, die meisten in kläglicher Halbbildung, und die Unterrichtetsten von ihnen, die Weisesten von ihnen, ihren Stolz darin finden, am Rande des Heidenthums, der todten Abgötterei, des todten Vernunfttraums zu schwärmen; Wenige nur mit Deinem Heiligthum vertraut, Dich ehrend, Dein Wort ergreifend, sich durch dasselbe in Hoffnung, Glauben und Wandel verklärend.

Das Alles redet von Dir; redet von Gott, Deinem Vater, der auch mein Vater ist, und den Du mir offenbaret hast, herrlicher, als ihn die Vorwelt, als ihn ein anderer erleuchteter Geist gekannt hat. Deine Weisheit ist meine Weisheit geworden, Dein Gebet mein Gebet, Deine Tugend — o möchte sie die meinige werden, daß ich Deine Seligkeit hier und dort empfände. Amen.

65.

Jesus vor seinem Tode das letztemal unter den Jüngern.

Joh. 13, 1.

Wie vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
Wie entflieht das Traumbild eitler Pracht;
Wie versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier im Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Himmel uns verhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen!
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Wie unterhielt sich der Messias mit seinen Auserwählten so oft von künftigen Dingen, als da er bald aus ihren Armen gerissen werden sollte. Denn bei der Trennung zärtlicher Herzen hat nur die Zukunft Trost übrig; das Vergangene ist verloren, und der Rückblick auf die glückseligen Stunden ist gerade der schmerzlichste. Eine schöne Vergangenheit ist wie ein entblätterter Rosenstrauch im Herbste. Die Blumen sind abgefallen; er hat nur noch seine Dornen behalten. Wie Christus hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende, erzählte von ihm sein Jünger Johannes. (13, 1.)

Mit zarter, schüchterner Schonung wollte er sie auf das Schreckenvolle vorbereiten, was in wenigen Tagen und Stunden unverhinderlich eintreten sollte. Er erinnerte sie daran, doch behutsam, in dunkeln Bildern. Sie verstanden ihn nie ganz. Zwar ihr Herz ward von bangen Ahnungen bewegt; doch mit unbeweglichem Zutrauen, mit einem Glauben an ihn, den kein Schicksal vernichten konnte, schmiegten sie sich an ihn; durch ihn hofften sie Schutz gegen alles Widerwärtige zu genießen. Wie sollten sie an der Seite dessen verzagen, der Gottes lieber Sohn war?

Und wie oft er auch von der Trennung redete, immer fügte er die Hoffnung naher Wiedervereinigung hinzu, damit sie beruhigt werden möchten. Und es beruhigte sie. Denn was er in höherer, geistiger Bedeutung sprach, das nahmen sie ganz irdisch. Wenn er von seinem Hingang zum Vater erzählte,

erschreckte sie das wenig. Sie meinten bei sich, wie dies aus ihren Reden erhellte, das sei nur der glänzende Anfang seiner messianischen Herrlichkeit Sprach er von seinem Wiederkommen und vom Beginn des großen Gottesreichs auf Erden, so stellten sie sich darunter nicht den Ursprung des Christenthums in Gemeinden, nicht die Verbreitung der Religion, nicht die Versammlung veredelter Geister um Gott vor, sondern, den jüdischen Vorurtheilen gemäß, den Anfang einer weltlichen Hoheit des Messias. Und sie dachten nicht daran, daß er ihnen vielmals gesagt hatte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Fürsten mögen irdisch herrschen; ich werde geistig herrschen. Ich werde von euch genommen werden; über ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen und bei euch haben; ich kehre zu meinem Vater zurück; ich gehe dahin, wohin ihr jetzt nicht gehen könnt, aber ihr werdet mir hernachmals folgen. So sprach er von seinem leiblichen Tode. Oft setzte er inzwischen hinzu: Bin ich auch von euch genommen, ich werde dennoch bei euch sein, bei euch bis ans Ende eurer Tage. Bin ich auch von euch genommen, ich werde desto herrlicher wieder erscheinen, und zwar allen Geistern auf Erden in der allgemeinen Offenbarung meiner Lehre, in der Offenbarung meines überirdischen Reichs.

Den wahren Anfang dieses unsichtbaren Reiches setzte er in die Zeiten kurz nach der Zerstörung Jerusalems und Zerstreuung des jüdischen Volkes. Denn war der Tempel vernichtet, so endete damit der ächte mosaische Gottesdienst, welcher an diesen Tempel gebunden war. Hatte das jüdische Volk, hinweggeschleppt unter alle fremden Nationen, kein Vaterland mehr, so war die falsche Hoffnung auf einen irdischen Messias vernichtet. Dann mußte man es allgemein erkennen, daß kein Anderer der Christus oder Messias sei, als Jesus von Nazareth. Dann konnte an die Stelle des untergegangenen mosaischen Gottesdienstes nur Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit treten, wie Jesus gelehrt und der Samariterin einst vorausgesagt hatte.

Ich werde irdisch von euch genommen; herrlicher werde ich dem Geiste nach wieder zu euch kommen, und mein unsichtbares Reich wird sein von einem Ende der Welt bis zum andern. Das war es, was er ihnen in mancherlei Bildern und Gleichnissen verkündete. Und welches wird das Zeichen sein Deiner Zukunft und der Welt Ende? fragten ihn die Jünger. (Matth. 24, 3.) Er antwortete: Es werden einst viele falsche Messias aufstehen und das Volk zum Aufruhr verführen. Hütet euch, den ehrgeizigen Betrügern zu glauben. Empörungen und Kriege werden folgen. Dann wird das Ende kommen.

Der Jude hielt sein Volk für das auserwählte Gottes, sein Land für das von Gott den Vätern verheißene und ewig bestimmte. Der Jude kannte keine andere Welt, als die seinige. Daher dachte man mit der Zukunft des Messias und dem Aufhören des bisherigen Zustandes der Dinge das Ende der Welt verbunden, und jenes wie dieses stellte man sich ganz sinnlich vor. Auf diese Art muß die Frage der Jünger verstanden werden. Jesu Antwort bezieht sich allerdings auf den Untergang des jüdischen Staates; aber ein solches Ende der Welt, wie die Jünger erwarteten, weissagte er nicht. Ob er gleich auf den Sieg des Reiches Gottes in der Ewigkeit oder seine Zukunft zum Gericht hindeutet: so scheint er doch zunächst die Verbreitung seiner Kirche im Auge zu

haben, welche bald nach der Zerstörung Jerusalems erfolgen sollte. Denn er setzt ausdrücklich hinzu: Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies Alles geschehen.

Die Jünger hatten aber dies nach jüdischen Volksbegriffen, ganz irdisch, verstanden. Auch lange nachher noch dachten sie so. Und weil Jesus von seinem Jünger Johannes gesagt hatte: Er wird auf Erden bleiben, bis ich komme, — das heißt, er wird die Zerstörung Jerusalems und die Verbreitung meines unsichtbaren Reiches erleben, — so ging unter allen die Rede: Dieser Jünger stirbt nicht. — Johannes selbst aber hatte seinen Freund besser verstanden. Darum schrieb er nachmals selbst: Jesus sprach nicht zu ihm: Er stirbt nicht, sondern, so er lebt, bis ich komme, was gehet es dich an? (Joh. 21, 22. 23.) Jesus schilderte den Untergang Jerusalems, und den damit verbundenen Aufgang des unsichtbaren Gottesreiches mit den glänzenden Farben und Bildern, wie die Propheten des Alterthums zu reden gewohnt waren. Er hatte dazu seine vielfachen Beweggründe. Er sprach, wie es seinem Zweck und der Natur der Jünger gemäß war. Er sagte ihnen, daß er nur bildlich oder sprichwörtlich zu ihnen redete. Es kommt aber die Zeit, sagte er, daß ich nicht mehr durch Sprichwort zu euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. (Joh. 16, 25.) Und diese Zeit kam, da er von ihnen genommen ward; da sie seine Lehre allen Völkern verkündeten; da sie nun erst sahen, was er unter den Bildern verstanden hatte, zumal jene, welche Jerusalems Zerstörung überlebt und die allgemeine Verbreitung des Christenreichs über den Erdboden noch als Augenzeugen zu sehen das Glück hatten.

Das erste Mißverständniß der Jünger und die rohe jüdische Vorstellung von einem irdischen Reich des Messias, von einer leiblichen Herrschaft desselben auf Erden (als wenn solches Prunken gleich irdischen Königen etwas Vorzügliches wäre!) erneuerte sich in spätern Jahrhunderten noch bei vielen sinnlich denkenden, unwissenden Christen, die in Jesu Geist nicht eindrangen. Diese durch ihre Einbildungen bethörten Schwärmer nahmen, was Christus in Sprichwort und Sinnbild gesprochen, wieder buchstäblich; träumten, Jesus werde in der That auf Nebeln oder Wolken sitzend zur Erde niederfahren; Engel würden, gleich irdischen Tonkünstlern, auf Posaunen blasen; die Völker der Erde würden, wie vor einer weltlichen Obrigkeit, dastehen und ihre richterlichen Urtheile anhören müssen. Dann werde eine tausendjährige Alleinherrschaft Jesu, ganz nach Art unserer Kaiser und Könige, auf Erden sein und das Leben der Gläubigen eine Kette von Lustbarkeiten und ununterbrochenen Freuden werden. Manche dieser Schwärmer bestimmten sogar Zeit und Stunde, wann diese Freuden- und Schreckenszeit beginnen werde; da doch Jesus selbst, wenn er von der Zerstörung Jerusalems und dem Ende der mosaischen Welt sprach, bescheiden erklärte: Von dem Tage und der Stunde weiß Niemand; auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein mein Vater. (Matth. 24, 36.) Aber was maßt sich nicht der Eigendünkel sich selbst betrügender Schwärmerei an!

Christus zeigte seinen Geliebten ihre und seine Zukunft nur in ungewissen Dämmerungen von fern, genug, um sie auf das Schwerste, so sie zu tragen

haben würden, vorzubereiten; genug, um sie in ihren Leidensstunden hoffnungsvoll aufzurichten. So redet ein vorsichtiger, zärtlicher Vater mit seinen Kindern, denen er nicht Alles sagen will, was er weiß, und die er doch durch sein Wort stark machen möchte, daß ihnen nichts allzu überraschend komme. Er wußte gar wohl, wenn sich die Verhängnisse über ihn erfüllten, würden sie darin den Schlüssel zu den Räthseln, die Auslegung seiner Bildnisse erkennen, dann aber auch noch weit fester an ihm halten in treuer Liebe und sich seiner Verheißungen freuen.

Gutmüthig, in kindlicher Unschuld, hörten sie seine Reden an. Keiner war von großer Betrübniß ergriffen, denn Keiner verstand ihn ganz. Nur dunkle Ahnungen zogen über ihre Seelen hinweg. Sie schlossen sich enger und liebender an ihn. Sie fürchteten ein Etwas, und kannten es doch nicht; sie verloren den Muth nicht, denn er war ja noch bei ihnen. Mit stillem Vertrauen umringten sie ihn, wie unmündige, harmlose Kinder, die nicht wissen, was Tod ist, einen Vater umgeben, der den Tod in seinen Gliedern fühlt, und die Geliebten noch einmal mit Worten segnet, deren vollen Sinn sie erst dann verstehen, wenn er nicht mehr bei ihnen ist.

Der Augenblick der Trennung war nahe. Christus sammelte seine Auserwählten noch einmal um sich her. Wie er immer die Seinen geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende. Er genoß in ihrer Mitte das letzte Abendessen. Ein höherer Ernst, eine tiefere Wehmuth beherrschte ihn. Aber was sein Herz bewegte, verbarg er ihnen. Er wußte, sein Verräther, der ihn schon verkauft hatte, war unter ihnen. Er bemerkte es laut. Er sagte, der ist's, dem ich diesen Bissen gebe. Aber näher erklärte sich Jesus über den Ungerathenen nicht, der beschämt unter den Uebrigen saß. Und diese hörten es, ohne das Schrecklichste zu argwohnen. Einer solchen Abscheulichkeit, die Judas zum Theil schon begangen hatte, zum Theil noch begehen wollte, hielten sie in ihrem reinen Gemüthe keinen Sterblichen fähig. Sie glaubten, Jesus habe wohl sonst Ursache, über das Betragen des Judas mißvergnügt zu sein. Sie schwiegen, und wollten ihrem Mitjünger eine größere Beschämung ersparen. Jesus aber sagte zu dem heuchlerischen, frechen Bösewicht: Was du thust, das thue nur bald. Judas ging. Die Uebrigen glaubten, weil Judas die gemeinschaftliche Kasse führte, er habe noch Aufträge des Meisters auszurichten; vielleicht eine Spende für die Armen, oder Einkauf für das Osterfest zu besorgen. Jesus hingegen sehnte sich, von der Gegenwart dieses Elenden befreit zu sein, damit er sich ungestört den Eingebungen des Herzens überlassen, und die letzten seiner freien Augenblicke ganz denen weihen konnte, die er bis ans Ende liebte.

Vergesset meiner nicht! das war schon seine Bitte während des Nachtessens an sie gewesen. Vergesset meiner nicht, wenn ich von euch genommen bin. Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide. Nehmet dies Brod; das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Und so oft ihr euer Mahl haltet, und das Brod esset, thuet es im Andenken an mich. Nehmet diesen Kelch Weins, das ist der Kelch, das der neue Bund der Menschheit mit Gott, statt des vergangenen alten Bundes, den Moses zwischen den Nachkommen Israels und Jehova errichtete. Das ist ein Bund, nicht geweiht

mit thierischem Opferblut, sondern in meinem Blut, das für euch vergossen wird. Auch ich bin, menschlicher Weise zu reden, ein Opfer, wie es einst Moses für die Sünden des israelitischen Volkes dem Jehova brachte. Aber ich werde wegen der Irrthümer und Sünden der ganzen Menschheit geopfert. An meinem Blute werden nicht bloß die Nachkommen Israels Theil haben, sondern alle diejenigen, welche an mich und meine Lehre glauben, und nicht bloß die da glauben, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, den Willen Gottes, welchen ich auf Erden verkündigt habe.

Eine feierliche und rührende Stille herrschte unter den elf Jüngern. Nie vergaßen sie nachmals diesen letzten Abend, welchen Jesus vor seinem Tode mit ihnen in gewohnter Vertraulichkeit verlebte. Sie begingen noch oft das Abendmahl in dem Geiste, wie es Jesus angeordnet hatte, seiner Liebe und Welterlösung zum Gedächtniß. — Und wie er hier mit der schönen sinnbildlichen Handlung ihnen sein Andenken theuer zu erhalten, und ihre Liebe ewig an sich zu binden suchte: so nahm er, nachdem er vom Abendmahl aufgestanden war, eine zweite, ähnliche Handlung vor, durch die er sie erinnerte, nach seinem Tode auch unter sich eine gegenseitige Liebe zu bewahren. Er, der Vater, der Lehrer, der Meister, wusch allen seinen Untergebenen, Schülern, Kindern, die Füße. Petrus wollte dies nicht gestatten, und sagte: Nimmermehr! es steht eher mir zu, Dir die Füße zu waschen. Christus erwiederte: Warum ich dies thue, wirst du hernach erfahren. Und sobald Jesus die Handlung vollbracht hatte, erklärte er sie. Ich habe euch hiermit ein Beispiel gegeben, sagte er, daß ihr thuet unter euch, wie ich euch gethan habe. Ich, euer Haupt und Meister, war hier euer Diener. Nun so diene Einer von Euch dem Andern künftig; Einer erhebe sich nicht über den Andern. Ihr sollt Brüder sein. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch in Zukunft unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. (Joh. 13, 4 ff.) Und wer mich liebt, der wird mein Wort halten.

Nach Vollendung dieser beiden feierlichen Handlungen, eingesetzt zur Bewahrung ihrer Liebe gegen ihn sowohl, als unter sich, gab er ihnen seine letzten, väterlichen Lehren; beruhigte er sie noch einmal über seinen bevorstehenden Hingang zum Vater; ermahnte er sie noch einmal zur Standhaftigkeit und Geduld in Trübsalen; betete er noch einmal für sie Alle segnend, herzlich, inbrünstig zu Gott, — — dann ging er hinaus in die Stille des Gartens am Kidron; in die Einsamkeit, wo er sich oft mit seinen Jüngern zu versammeln gewohnt gewesen. Er trat hinaus in die schauervollste Nacht seines Lebens, aus welcher keine Rückkehr mehr zur Freude war. Er trat hinaus; der Gang zum Tode sollte beginnen. Er begann ihn in der vollen Kraft des Lebens, in einem blühenden Alter von kaum sechsunddreißig Jahren. Er allein trug alle Bitterkeit des Scheidens. Seine Jünger ahneten nicht, was er litt, und wie seine Seele betrübt war. Ach, wie mit ganz andern Empfindungen würden sie ihn zum Kidron begleitet haben, hätten sie gewußt, daß sie ihn dahin zum letztenmal auf Erden begleiten würden.

So rührend, wie die harmlose Unbefangenheit und kindliche Ruhe der Jünger war, so bewundernswürdig ist der Heldenmuth Jesu in jenen Augenblicken, da er vor seinem Tode den letzten Abend mit den Geliebten seines Herzens

zubrachte. Er, wie ein zärtlicher Vater, der der Kinder so lange als möglich schont, nahm allein alles Grauenvolle dieses Abends über sich. Wie ruhig behauptete er sich in seiner Würde! Wie überdacht und besonnen waren alle Vorbereitungen, die er noch zu treffen hatte, ehe er von den Auserwählten seiner Seele schied! — Wie entschlossen ging er nach Gethsemane in die Todesangst, da seinen Schmerz vor Gott auszuweinen! Wie er hatte geliebt die Seinen, die mit ihm in der Welt waren, so liebte er sie bis an's Ende. Das Leben hatte keinen Werth für ihn; aber die Liebe behielt den ihrigen bis zu seinem Tode.

Mein letzter Abend, den ich unter den Meinigen leben werde, — wird er sein, wie der Abend Jesu? Und wenn sich nun mein Stündlein verkündet, und die Theuern, an denen mein Herz hängt, mich bang umgeben: werde ich die ruhige Heiterkeit meines Jesu haben?

Früh oder spät kommt die Scheidestunde zu mir. Warum wende ich doch meine Augen von ihr so furchtsam hinweg? Was bleibt denn hienieden? Warum will ich mich so gern selber täuschen, als dauere das um mich her noch lange Zeit? Auch mein letzter Abend wird dämmern!

Daß sich doch der Mensch so gern betrügt, und die Wahrheit von sich abhält! Aber freilich, würde er sich mit der Wahrheit Eins machen, sein ganzes Leben müßte eine andere Gestalt gewinnen. Dann würde er weniger an den vergänglichen Dingen hängen, die ihn heute noch so lebhaft beschäftigen, als wäre nichts Wichtigeres zwischen Erde und Himmel. Er würde mit weniger Leidenschaft Vermögen, Ehre, Vergnügungen, Bequemlichkeiten suchen; er würde mit weniger Leidenschaftlichkeit diejenigen schmähen, hassen, verfolgen, von denen er sich beleidigt fühlt. Er würde bei jedem Unglück sprechen: Ist's auch der Mühe werth, mich über den Verlust von Dingen zu betrüben, die mir doch nie bleiben?

Und warum spricht er nicht so? Warum liebt und haßt er so leidenschaftlich, was keine solche Liebe, keinen solchen Haß verdient? Die meisten Menschen leben in einem wahren Rausch, der sie betäubt und verblendet. Sie verkennen das Wirkliche und halten sich nur am Scheinbaren, das vorübergeht. Darum findet man bei ihnen so äußerst selten den erhabenen Gleichmuth Jesu, der ihm unter dem Volksjubel beim Einzug in Jerusalem, wie am letzten Abend unter den Jüngern, so göttlich wohl stand. Auch er liebte, und liebte die mit ihm waren, bis ans Ende. Aber dieser Empfindung überließ er sich mit keiner Unmäßigkeit. Er sah in seinen Jüngern vergängliche Wesen. Er wußte, und es blieb ihm immer gegenwärtig: Sie bleiben dir nicht! Ihr Geist, ihr Unsterbliches, war ihm das Theuerste; dies war das Bleibende, und konnte nie von ihm getrennt werden. Darum war ein irdisches Scheiden nicht sein höchster Schmerz.

O mein Herz, und warum hängst du so fest an dieser Welt? warum so heftig und fest an denen, die dir theuer sind? Es kommt ein stiller Abend, und du wirst von Allem, was dir dein Gott im Irdischen verliehen, nichts behalten; nichts als was an sich unsterblich ist. — Was berechtigt dich zu andern Hoffnungen? was ist auf Erden beständig? Ein Frühling um den andern verblüht, und das Leben ist vollendet, wenn man kaum seinen Anfang wahrgenommen hat. Wie unter dem Hauch der Zeit die hohen Gebirge verwittern, die Staaten

der Völker sich auflösen, die Paläste der Vornehmen, wie die Hütten der Dürftigkeit zerfallen: so alles Lebendige, wie das Todte. Die Blume des Feldes ist abgewelkt; der stärkste Mann stürzt von der Krankheit getroffen. Der Greis schläft entkräftet ein; der Säugling erstarrt in der Wiege. Siehe, der Staub, welchen der Wind längs dem Wege hinwirbelt, er ist Asche verstorbenener Pflanzen, verweseter Thiere, gewesener Menschen. Neue Pflanzen, Thiere und Menschen umkleiden sich wieder mit diesem Staube, den sie abermals an die Erde zurückgeben. Warum trachtest du mit entzückter Begier nach dem Genuß großen Gutes und Glanzes? Die Reichthümer der Erde wandeln von Hand zu Hand; der Todte läßt sie dem Lebenden; Keiner behält sie lange; Alle freuen sich daran, als wären sie ihr ewiges Gut, und Alle verlieren sie wieder aus der vom Tode erstarrten Hand. Warum geizest du so lüstern nach Namen, Ruhm, Ansehen, Einfluß? Du haschest nach den Farben eines Regenbogens. Was dir in einer gewissen Ferne schon lächelt, ist in der Nähe ein Nichts. Du stirbst und bist vergessen. Was ist allen Erobern und Helden, was den mächtigsten Herrschern, was den größten Gelehrten und Künstlern von ihrem Ruhm geblieben? Man gedenkt ihrer nicht. Andere stehen einen Augenblick lang an ihrer Stätte, um bald wieder von Andern verdrängt zu werden. Der unbekannte dürftige Taglöhner bessert sein Haus mit dem zertrümmerten Marmor, aus welchem sich weiland Mächtige auf Erden Denkmäler bauen ließen, die ewig dauern sollten. Nichts bleibt, auch die Freundschaft der Liebenden nicht auf Erden. Die Herzen, welche zärtlich für einander schlugen, bricht der Tod.

O mein Herz, entfessele dich vom Vergänglichen, und vergiß nicht, in der Freude wie im Schmerz, beide fliegen eilig vorüber! Nichts ist ewig, als das Geistige. Darum verzage nicht, Liebender, wenn du von Geliebten scheidest; der Geist des Geliebten bleibt dir. Christus schied ruhig von seinen Jüngern; ihr Geist blieb ihm. Ihre Körper waren Staub, dem Staube bestimmt, und die süßen Gewohnheiten des Umgangs und des Lebens sollen uns nur als vorüberwandelnde Frühlingstage unseres irdischen Daseins ergötzen.

Ich werde sterben. Es muß im Tode etwas Erhabenes und Süßes sein, was nur Sterbende kennen, und Gesunde und Lebende nicht wissen. Wenn mit der Entbindung des Geistes vom Körper der Tod sich äußert, wird man gewahr, wie die Gefühle der Sterblichen schweigen, und keine Trauer um Vergängliches bleibt, sondern ihr Geist in stillem Entzücken sich zu Höherm erhebt, und die Weinenden zu trösten strebt.

Warum sollte ich an meinen Tod zu denken scheuen, wenn es ein so liebliches Gefühl ist? O nein, er wird mir süß sein, durch Dich, mein Heiland. Mit Ruhe werde ich das Vergängliche von mir abfallen sehen. Mit Ruhe werde ich selbst von meinen Geliebtesten hienieden Abschied nehmen. Sie können mir nicht genommen werden; was ewig ist, das Geistige, ist in Ewigkeit.

Auch ich, Jesus, bin Dein Jünger; auch ich will mein Glück im Unwandelbaren suchen, wie Du es gewonnen. O bleibe Du mir in Deiner Liebe, wie Du die Jünger liebtest, die mit Dir in der Welt waren, bis ans Ende. Amen.

66.

Christus und seine Richter.

Joh. 18, 1–40.

Dich schelten sie, o Menschenfreund,
Der oft bei fremder Noth geweint,
Der nie gesündigt, nie gefehlt,
Du wirst den Mördern beigezählt.

Dich aber schreckt nicht Schmach und Tod,
Du bist mit Gott; mit Dir ist Gott!
Durch Noth und Tod nur schöner, geht
Der stillen Unschuld Majestät.

Ueberseh ich die ganze Verflechtung der Weltbegebenheiten, in welchen der Weltheiland als die edelste Blüthe des Himmels auf Erden hervorging; denke ich daran, wie auf seinem königlichen Thron ein Herodes vor dem göttlichen Kinde zitterte, und Gott es vor den Dolchen des Tyrannen rettete; gedenke ich des menschenfreundlichen Wandels Jesu, der, gleichsam ohne Bedürfniß, wie ein Gott, nur für das Bedürfniß der leidenden Menschheit athmete; betrachte ich die Tiefe und Klarheit seiner himmlischen Offenbarungen; oder die Einfalt und unvergängliche Wahrheit seiner Wege, die er den Kindern des Staubes zu Gott wies; oder die Wunder und Zeichen, mit denen er Galiläa erfüllte und Judäa——mit verstummender Ehrfurcht muß ich anbetend zu Gott emporblicken, der sich in ihm uns offenbarte.—Aber sehe ich nun diesen Hochgelobten vor seinem Richter stehen, die Unschuld beurtheilt von Verbrechern; ihn, ohne Haß und Groll, den Groll und Haß empörender Ungerechtigkeiten dulden; ihn voll göttlicher Ruhe hinwanken zum Todeshügel, weinend nicht über sein Schicksal, sondern über die rettungslose Verblendung Jerusalems——welche Fülle göttlicher Kraft und göttlichen Sinnes in menschlicher Gestalt!—

Schon ehe er gerichtet worden, hatte man ihn verdammt. Der Tod war ihm zugeschworen, es fehlte nur noch an einem Grund, ihn des Todes schuldig zu finden. Die Richter saßen bereit, nur war kein Ankläger vorhanden.

Christus war noch bei seinen Geliebten im stillen Bethanien: da schon versammelten sich die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Aeltesten im Volk, in dem Palaste des Hohenpriesters, der hieß Kajaphas, und hielten Rath, wie sie Jesum mit List griffen und tödteten. Fast schien es unbegreiflich, warum man so empört wider Jesum war. Wen hatte er denn beleidigt, daß man so blutige Rache nehmen wollte? Er hatte Niemand getödtet, aber Todte vom Todesschlafe erweckt; er hatte Keinem eine Thräne erpreßt, aber sie von der Wange manches Weinenden abgetrocknet. Welches war denn sein Verbrechen? Er hatte einen erhabenern Glauben verkündet, als Moses; aber nicht die Ordnungen Mosis, nicht das Heiligthum des Gesetzes angegriffen, sondern mit Sorgfalt geehrt. Er hatte gesagt, daß er der Messias sei, der Längstersehnte und Verheißene; aber niemals das Wort gegen jüdische und römische Hoheit, oder gegen geistliche und weltliche Obrigkeit geführt. Vielmehr mahnte er zum Gehorsam überall; und vermied des Volkes aufrührerische Bewegungen. — Was hatte man wider ihn? Warum so unversöhnbare Erbitterung?

Die Frage ist keineswegs schwierig zu beantworten. Wer die Menschen des heutigen Tages kennt, findet in ihrer Schlechtigkeit die Auflösung zum Räthsel von der Schlechtigkeit der ehemaligen. Sieh nur um dich her. Es ist noch in

unsern Zeiten so gar selten nicht, daß man wohl an Andern lieber große Fehler mit Schonung duldet und verzeiht, als große Tugenden, große Eigenschaften, große Verdienste. Man hört auch noch in unsern Zeiten keinem verachtungswürdigen Menschen so viel Böses nachgeredet, so viel Verdächtiges ihm nacherzählt, als einem edeln, kräftigen, ausgezeichneten Mann, dessen Werth zu laut anerkannt werden dürfte. Wie demüthigend ist die Gegenwart eines großen Mannes für den Hochmuth kleinlicher Leute! wie beschämend eine tadellose Tugend für schuldbewußte Herzen!—Sieh um dich her. Es ist ja auch in unsern Tagen so gar selten nicht, daß man es keineswegs unanständig findet, mit Menschen von schändlichen Leidenschaften und Grundsätzen guter Freund zu sein, wenn sie nur zur rechten Partei gehören; aber die redlichsten Leute bis aufs Blut zu verfolgen, wenn sie nur von einer entgegengesetzten Ueberzeugung sind. Es ist nichts Unerhörtes, daß man einen Mörder begnadigen und einen Unschuldigen verdammen kann, dem man seine Meinung in kirlichen oder bürgerlichen Sachen zum Verbrechen macht. Mehr als das, was noch heute geschieht, geschah auch zu Jesu Zeiten nicht. Den Mörder Barnabas ließ man los, aber über Christum rief man das Kreuzige!

Er war zu groß und achtungswürdig, das war sein Verbrechen. Er hatte des Guten zu viel gethan, sein Ansehen stieg im Volk. Alles bewunderte, Alles lobte ihn. Wie hätte dies der Hochmuth derer gelassen ertragen können, die sich durch ihre Geburt, ihre Aemter, über ihn erhaben meinten! Jeder Beifall, der ihm ungeheuchelt zu Theil ward, galt ihnen wie ein Raub an den ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen. Er mußte bestraft werden; er mußte fallen. Das Volk sollte keine andere Tugend ehren, als die Herkunft, den Reichthum, den hohen Stand.

Er war zu weise, zu edel und zu wahr! Wie hätten Menschen, von eigenem Werth eingenommen, wie hätten mattherzige Heuchler solchen Frevel verzeihen können? Wer war denn dieser Nazaräer, daß er sich unterfing, heller zu sehen, als ein Bürger von Jerusalem; oder es wagte, weiser zu sein, als ein Hoherpriester, oder ein Schriftgelehrter von Amts wegen? Es hieß wohl, er sei demüthig. Aber dieser Demüthige, warum verstand er nicht die Kunst zu schmeicheln, und die Albernheiten der Machthaber zu preisen? Darum mußte er den Zorn der Mächtigen empfinden, den er nicht fürchten wollte. Er wagte es sogar, Wahrheit zu sagen. Gräuels genug! Man kann süße Lügen belohnen; aber wer die Gebrechen des Zeitalters mit ihrem wahren Namen nennt; den heiligen Schein um das Haupt des Heuchlers vertilgt; dem tückischen Bösewicht, welcher die Glückseligkeit des Volks zerstört für seinen Eigennutz, wegreißt vom Antlitz die freundliche Larve—das ist Todesverbrechen!—Es ist wahr: Jesus ehrte Mosen und die Propheten. Aber Mißbräuche nannte er Mißbräuche. Er wagte es, anderer Meinung zu sein, als Pharisäer und Sadducäer. Er ließ das Heilige unangetastet, aber nicht das, was der Priester Vortheil war. Er war ein Feind der Priester, folglich ein Feind des Altars, folglich ein Feind Jehova's. So urtheilten sie. So fanden sie ihn des Todes würdig. Ehrgeiz, Heuchelei, Meinungsstolz und Eigennutz traten in Verschwörung gegen die Majestät der Tugend, der Wahrheit und Gemeinnützigkeit.

Aber doch wagten sie keinen öffentlichen Schritt gegen ihn; denn es war kein Ankläger wider ihn vorhanden. Den Schein der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit wollte man doch behaupten. Denn wenn die Großen jemals anfangen würden, auch den Schein des Rechts eben so entbehrlich zu finden, wie das Recht selbst: so wären sie es, welche den Völkern Beispiel gäben und Aufmunterung, wider sie selbst offenes Unrecht zu begehen. Darum beriethen sich Hohepriester, Schriftgelehrte und Aelteste des Volks, erst falsche Ankläger und Zeugen aufzutreiben, dann den Verhaßten durch List in ihre Gewalt zu bekommen. Sie gingen schüchtern zu Werk. Nicht seine Unschuld schreckte sie: o sie hätten derselben öffentlich gehöhnt. Nicht ihr böses Gewissen machte sie beben. Fragt doch den Mann von Welt, der nichts als seinen Nutzen und seine Ehre kennt, was Gewissen sei.—Nein, sie waren des Volkes wegen besorgt, das auf Jesum viel zu halten schien. „Ja nicht auf das Fest," sprachen Einige, „auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk!"

Falsche Zeugen waren bald gefunden und unterrichtet. Die Niederträchtigen finden überall leicht Ihresgleichen. Wer selbst schlecht ist, weiß die Schwächen und Leidenschaften Anderer am feinsten aufzuspüren und zu seinen Absichten zu benutzen. Daher kommt es, daß ein Bösewicht, oft für die verderblichste Sache, glücklicher fortschreitet und größern Anhang findet, als der Redlichste, der da glaubt, seine gute Sache werde für sich selber reden.

Nachdem Alles bereitet war, Ankläger, Zeugen, Richter bereit standen, den göttlichen Menschenfreund aufzuopfern, fehlte er selbst noch. Wo ihn finden, der keine bleibende Stätte hatte, und oft nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte? Am Tage war es nicht rathsam, ihn aus der Mitte eines Volks herauszureißen, das mit Rührung und Erstaunen Zeuge seiner wohlthätigen Wunder war, oder seine Ermahnungen zur Liebe, zur Gottesfurcht und Heiligkeit hörte. Es war nothwendig, seinen nächtlichen Aufenthalt auszuspähen. Den konnte Niemand besser wissen, als einer seiner Jünger. Man wandte sich deswegen an Judas. Eine Schmeichelei, eine Belohnung mit Geld gewann ihnen den Beistand dieses Elenden. Gold und Schmeichelei, was ist gemeinen Seelen nicht feil dafür? Wie manche Unschuld ist dafür in der Welt nicht schon verkauft worden! Sehr wahrscheinlich hatte man den feilen Jünger nicht einmal in das Geheimniß des Mörderplans eingeweiht; ihm vielleicht wohl gar gesagt, diese geheime Verhaftung sei zum Besten Jesu; man wolle ihn vor größern Nachstellungen in Sicherheit setzen. Von Anklage, von Gericht, von Verurtheilung sei durchaus keine Rede. So ließ sich Judas von betrügerischen Vorspiegelungen verführen. Er glaubte gern, was man sagte; sein Geiz machte ihn leichtgläubig, wie das die Wirkung jeder Leidenschaft ist. Er nahm das Geld, und stellte sich an die Spitze der Kriegsknechte, denen sowohl der Aufenthalt als die Person Jesu Christi unbekannt war.

Daß Judas nie geglaubt hatte, es sei auf das Leben seines Meisters abgesehen, erhellt daraus, daß er in schreckliche Verzweiflung gerieth, als er diese Folgen seines Schrittes erblickte. Es gereute ihn, den Aufenthalt Jesu blutdürstigen Feinden verrathen zu haben; er lief hin, brachte Hohenpriestern und Aeltesten das Geld wieder, und schrie: Er ist unschuldig! Ich habe übel gethan, daß

ich unschuldig Blut verrathen habe. Sie aber erwiederten vornehm kalt: was geht uns das an? Sie wiesen ihn als ein benutztes, jetzt entbehrlich gewordenes Werkzeug ab, und er — da er Alles verloren, sich betrogen sah auf fürchterliche Weise, sich gemißbraucht sah zum Untergang und Tode des zärtlichsten seiner Freunde, zum Tode seines Lehrers, seines Vaters,—er konnte das Schrecklichste nicht ertragen. Im Schmerz und Wahnsinn lief er hin, und gab sich selber den Tod.

Man schildert den unglücklichen Judas gewöhnlich als den verruchtesten der Menschen. Aber die heilige Schrift selbst spricht von ihm: da er sah, daß Jesus verdammt ward zum Tode, gereute es ihn, was er gethan. Viele Verbrecher haben gelebt, und mögen noch heute leben, auf deren Gewissen Blutschulden lasten! Verbrecher, die noch vor dem Volke als rechtliche Männer stehen, während sie aus Haß und Rache Unschuldige in Kerker und Tod gebracht, oder aus Wollust Jungfrauen zum Opfer ihrer Geilheit, zur Schmach ihrer Familie, zum Spott ihrer Gespielinnen, zu Kindesmörderinnen gemacht und zum Hochgericht geschickt haben!—Sie leben, sie lachen, verzehren ruhig ihr Brod; lassen sich in ihren Ehrenstellen huldigen. Und ihr Verbrechen? Sie denken kaum daran; sie halten es für einen feinen Streich; oder glauben, sich gut aus einer bedenklichen Sache herausgezogen zu haben; oder sie haben es schon vergessen. Es gereute sie nicht. Wie steht Judas neben diesen?

Die Kriegsknechte kamen. Der feile Jünger hatte ihnen den Aufenthalt Jesu in Gethsemane entdeckt. Sie fanden ihn. Aber wie? — Im Gebet zu Gott. Harmlos, ohne Besorgniß, lagen seine übrigen Schüler in der Stille der Nacht dem Schlummer hingegeben. Das war der Verbrecher, den sie zum Richtplatz schleppen sollten. Jesus hörte sie, erkannte sie, und ging ihnen entgegen. Was hat die Unschuld zu fürchten? Die Krieger erstaunten, ihn selber daher treten zu sehen. So tritt kein Sünder daher. Judas küßte ihn, damit sie ihn kennen sollten. Sie zweifelten noch. Da sprach er selbst: Ich bin's.—Alle erschraken, wichen zurück, von abergläubigem Schrecken überwältigt; denn sie wußten, er könne Zeichen und Wunder thun. Seine Furchtlosigkeit machte ihnen Grauen. Er konnte, wäre er sich einer Schuld bewußt gewesen, noch diesen Augenblick, begünstigt von der Nacht und Einsamkeit, entrinnen. Er blieb. Ihr seid ausgegangen, sagte er, als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fangen. Bin ich doch täglich gesessen bei euch, und habe gelehrt im Tempel, und ihr habt mich nicht ergriffen!—Seine eilf Jünger, vom ersten Erstaunen genesen, wollten ihn mit den Waffen in der Faust befreien, da die Kriegsknechte Hand an ihn zu legen wagten. Der feurige Petrus von allen zuerst zuckte das Schwert. Jesus verhinderte Gefecht und Widerstand. Nicht mit dem Schwerte wollte er siegen, sondern mit der Wahrheit. Sehen wollte er seine Ankläger, seine Richter; und sie sollten seine Unschuld sehen. So mußte er wollen. Vor öffentlichen Richterstühlen, im Angesicht der Obrigkeiten, im Angesicht des ganzen Volkes mußte gesagt werden, ob er eines Vergehens schuldig sei. Er war es sich, er war es seinen Bekennern, er war es künftigen Jahrhunderten schuldig, sich keiner Untersuchung listig oder gewaltsam zu entziehen, die gegen sein Betragen verhängt war. Besser in jedem Fall, er werde unschuldig verdammt, als

er mache seine Unschuld durch irgend eine Feigheit verdächtig. So dachte Jesus. Daher verschmähte er die leichtesten Mittel zur Flucht, die sich ihm darboten. Er ging mit den Kriegsknechten, gebunden wie ein Missethäter.

Vom Entsetzen über das Unerwartete ergriffen, sahen ihm die Jünger schaudernd nach. Er, der Messias, der Hochgelobte, der Herrliche Gottes, der vom ganzen Alterthum Verheißene, der Erlöser Israels, der Wunderthäter — er, der gekommen war, ein ewiges Reich zu stiften: er ward dahin geschleppt von gemeinen Schergen, hilflos, gefangen, gebunden! Was ihnen das Unmöglichste unter dem Himmel geschienen, sahen sie vor ihren Augen geschehen. Die Himmel zerrissen nicht, die Erde spaltete sich nicht unter den Füßen der frevelnden Rotte, die Berge bebten nicht, und der Messias ward wie ein ohnmächtiger Missethäter weggeschleppt aus ihrer Mitte. Das war der schreckenvolle Augenblick, da sie sich selber fremd wurden, weil ihr altes, großes Vorurtheil von der messianischen Würde, von der irdischen Hoheit des Christus auf immer vernichtet ward. Was sie von ihm geglaubt und erwartet hatten, das war er nicht. Oft hatte er es ihnen gesagt; nie hatten sie ihn ganz verstanden, ganz verstehen wollen; sie hatten seine Worte immer in einem ihnen angenehmen Sinn ausgelegt. Sie hatten sich Jahre lang freiwillig und gern getäuscht. Nun lag alle Täuschung zerrissen. Sie wußten nicht mehr, an was sich halten. Angst und Schrecken kam über sie. Betäubung und Furcht lähmte ihre Besinnung. Sie flohen aus einander. Sie konnten von Allem, was geschehen war, nichts begreifen. War er ein Schuldiger, so mußten sie Mitschuldige sein.

Ruhig ging Jesus unterdessen hin, wo ihn die Hohenpriester, die Hauptleute des Tempels, die Aeltesten richten wollten. Bis sie Alle versammelt waren, blieb er dem Spott seiner Wächter preisgegeben. Das ist des feigen Pöbels Art, übermüthig zu sein, wenn die Furcht verschwunden ist. Sie bedeckten dem gefesselten Jesus die Augen, schlugen ihn ins Angesicht und fragten ihn dann: Weissage, Prophet, wer ist es, der dich schlug? — Unter diesen Mißhandlungen des erhabenen Menschenfreundes verstrich die Nacht. Der Morgen kam; mit ihm die Versammlung der Richter. Es erschienen die Ankläger, die falschen Zeugen. Jesus trat vor den Rath. Das Verhör begann.

Aber die Anklagen der Ankläger vernichteten sich von selbst, und die Zeugnisse der Zeugen durften vor der horchenden Menge kaum laut geschehen, da Tausende das volle Gegentheil zu bezeugen fähig waren. Ihm zu beweisen, er habe Aufruhr gegen Rom stiften wollen, fehlte es Allen an Muth und Kraft. Jerusalem, Judäa und Galiläa hatten gesehen, wie er das meutereisüchtige Volk mit Verachtung abgewiesen; hatten gehört, wie er sprach: Ich bin ein König, aber ein König und Stifter eines unsichtbaren Reichs, des Reichs der Wahrheit. Der Hohepriester fragte Jesum daher über seine Lehre und seine Jünger. Christus, in hoher Besonnenheit, sah die eiteln Mühen seiner Feinde, ihn zum Verbrecher zu stempeln. „Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt!" sagte er, „ich habe gelehrt in der Schule und im Tempel, da alle Juden zusammenkamen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du nun mich darum? Wo sind Ankläger? Frage doch die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe; siehe, dieselbigen wissen, was ich gesagt habe." So, im

hellen Bewußtsein der Unschuld, antwortete Jesus. Einer der Knechte, die dabei standen, gab darauf Jesu einen Backenstreich, und schrie, voll trotzigen Hochmuths gegen einen Unterdrückten, voll knechtischer Heuchelei und Demüthigkeit gegen seine Obern: Heißt das einem Hohenpriester antworten? Der edle Jesus, nie solcher Beschimpfung gewohnt und würdig, verlor auch unter allen Niederträchtigkeiten, die ihn umringten, seine erhabene Gelassenheit nicht. Konnte ihn die freche Grobheit eines solchen Elenden entehren? Er wandte sich mit Ruhe gegen ihn und sprach: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?

Die gemißhandelte Majestät des Weisen steht nur erhabener unter den Freveln thierisch-roher Bosheit. Hannas, der Hohepriester, fühlte die Hoheit und Ueberlegenheit Jesu, den er verdammen sollte, und bewundern mußte. Er ließ ihn zu Kajaphas, dem Hohenpriester, führen. Auch dieser konnte keine Schuld auf ihn bringen. Es blieb nichts übrig, als ihn bei den Römern zu verdächtigen. Man schleppte ihn zum Landpfleger Roms, Pilatus. Man sagte, dieser Jesus nennt sich den Christus oder Messias, das heißt, den Gottessohn, den König Israels: Ist er das, so erklärt er damit Roms Hoheit über Judäa gebrochen; so will er Vertreibung der Römer; so will er Aufruhr und Krieg. Diese boshaft dumme Folgenmacherei ist immer die letzte Zuflucht gemeiner Seelen, wenn sie den Schuldlosen mit Gewalt schuldig machen wollen und keine Ursache finden können. Was sie nicht finden, erfinden sie endlich; und sie glauben Recht zu haben, wenn sie das Ziel ihres Hasses nur auf irgend eine Weise erreichen.

Der Landpfleger, ein unbefangener Mann, bemerkte bald, daß Jesus durchaus an keiner aufrührerischen Bewegung Theil gehabt, noch danach verlangte. Jesus erklärte ihm sogar, inwiefern er sich Messias und König genannt habe. „Ich will," sprach er, „keine irdische Hoheit. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, ich hätte Diener, die darob kämpften. Ich bin aber in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der versteht mich." Pilatus, welcher die Unschuld des Verklagten keinen Augenblick bezweifelte, wollte es doch auch nicht mit den jüdischen Obrigkeiten verderben. Er hatte daher nicht den Muth, weder Jesum loszusprechen, noch ihn zu verurtheilen. Er benutzte den Umstand, daß Jesus von Galiläa war, folglich unter die Gerichtsbarkeit des Vierfürsten Herodes Antipas gehörte, der sich eben damals in Jerusalem befand. Er schickte ihn zu diesem. Herodes, der schon viel von Jesu hatte reden hören, ließ ihn zu sich kommen und hoffte, Jesus solle ihm Zeichen und Wunder machen. Christus antwortete ihm nichts darauf. Der Vierfürst fand nun den Propheten von Nazareth lächerlich, verspottete ihn mit seinen Höflingen, ließ ihm ein weißes Kleid anlegen, und ohne in Untersuchung über die Rechtlichkeit der Anklagen einzutreten, schickte er ihn zum römischen Landpfleger zurück! — Welche Richter, welche Obrigkeiten! Unschuld, Ehre und Leben ihrer Unterthanen war ihnen ein Spiel, eine Nebensache.

Pilatus erkannte die Unschuld Jesu. Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht, als der das Volk abwende, sagte er zu den Hohenpriestern, Obersten

und zu dem Volke: Ich habe ihn vor euch verhört, ich finde an ihm keine Sache, der ihr ihn beschuldigt. Ich habe ihn zu Herodes gesandt, und siehe, man hat nichts auf ihn gebracht, das des Todes werth sei!

Es war umsonst. Man forderte Jesu Blut und Tod. Mehrmals weigerte sich der Römer, das Todesurtheil auszusprechen, wo nichts Strafwürdiges erkannt worden war. Hohepriester, Schriftgelehrte und schaulustiger Pöbel schrien dringender. Niemand in der ganzen Menge erhob sich und sprach für den Unschuldigen, der zum Opfer des wildesten Hasses ausersehen dastand. Wo waren seine Schüler, daß nicht Einer den Muth hatte, für ihn zu zeugen? Ach, selbst ein Petrus hatte ihn im ersten Schrecken verleugnet! Wo sind die Taubgebornen, denen er Gehör und Sprache wieder gegeben, wo sind sie geblieben? Hier war ihres Heilandes Verdammung zu hören, hier die Sprache der Dankbarkeit zu führen. Wo sind die Blinden geblieben, denen er die Augen geöffnet? Hier konnten sie den mißhandelten Wohlthäter, von seinen Todfeinden umringt, dem Verderben hingeopfert sehen. All ihr Unglücklichen, all ihr Leidenden, denen er Trost und Hilfe gebracht: wer von euch bringt ihm Trost und Hilfe? Auch du, Jüngling, fehltest, den er vor Nains Thoren aus den Armen des Todes wieder erweckt in die Arme der entzückten, zitternden Mutter legte! Die Tausende des ihn segnenden Volkes, das er in Wüsten speisete — sie schwiegen! Keiner erhob die dankbare, fürbittende Stimme für Jesum; Keiner die des donnernden Vorwurfes gegen seine Verdammer, denen ein heiliges Leben, wie das seinige, zu viel war.

„Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten!" rief der geschmeidige, feige Volksschmeichler von Rom, und sprach Jesu Todesurtheil, und gab den Mörder und Aufrührer Barnabas frei. Pilatus dachte, ganz im ruchlosen Geiste mancher sogenannten Großen der Welt: Was mag am Leben eines unbeutenden Menschen gelegen sein? — Der stirbt, und wird vergessen! Es rechnet mir's Niemand nach. — O, längst vermoderter Bösewicht, aber die Jahrtausende rechneten dir's im langen Fluche deines Namens nach. Der Richter der Lebendigen und Todten rechneten dir's nach. Du bist schuldig geblieben am Blut dieses Gerechten.

Es schrie das frevelnde Volk Israels: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder! — Volk Israels, es ist über dich gekommen und deine Kinder! Denn wo Verbrechen solcher Art ohne Scheu und Grauen vollbracht werden dürfen, ist der Untergang des Landes gewiß. Jerusalem ging unter in Blut und Flammen.

67.
Der Tod auf Golgatha.

Luk. 23, 26—56.

Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm vom Gottesthrone,
Bringe mir die helle Siegeskrone;
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit deiner Palme zu.

Wohnt' ich doch, von diesem Erdenhimmel
Schon entfernt, in euerm Freudenhimmel;
Ihr Verklärten, kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

Der ganze Lebenslauf Jesu Christi ist reich an Zügen göttlicher Eigenschaften und Vollkommenheiten. Er hatte zwar die Hülle eines Sterblichen, und so auch Empfänglichkeit für Anmuth des Lebens, wie die Empfindlichkeit für das Trübselige in demselben. Aber er war ein ganz Anderer, und schien selbst dem damaligen rohen Haufen ein Geist aus andern Sternen, ein Wesen göttlicher Art zu sein, indem er die menschliche Natur so erhaben über alles Irdische zeigte und gleichsam höher stand, als das Leben. Das Geheimniß dieser Erhabenheit ist uns aber keineswegs verborgen geblieben, sondern wir finden es in seinem herrlichen Lebenswandel erklärt. Der Genuß des Lebens gehörte ihm nur zu den bloßen Nebendingen des menschlichen Daseins; er kannte in den Beschäftigungen und Thaten eines liebenden Geistes einen weit höhern und beseligenden Genuß. Das Sinnlich-Behagliche hatte keinen Reiz für ihn. Dem Verlassenen zu helfen, dem Nothleidenden beizustehen, den Kranken zu heilen, den Hungernden zu speisen, dies waren seine edelsten Vergnügungen im Leben. Aeußerliche Unannehmlichkeiten, körperliche Entbehrungen waren für ihn unbedeutend. Er zog vor, in der Hütte der Armuth einzukehren und nicht in stolzen Palästen zu wohnen. *Vieles haben* war für ihn kein Reichthum, sondern *genug haben* durch Genügsamkeit. Ruhm, Ehre vor den Leuten galt ihm wie Tand großer Kinder, die sich an Kleinigkeiten ergötzen, denen sie selbst Bedeutungen geben. Nichts Zweideutigeres, als das Lob im Urtheil der Menschen!

So hatte sich Christus also von jeher losgebunden von Dingen, an welchen der niedrige Mensch gewöhnlich sehr fest gebunden ist. Daher mußte seine Beurtheilung vom Werth der Dinge eine ganz andere sein, als die gewöhnliche, welche durch bloße Gewohnheit, durch Vorurtheil, durch thierische Verzärtelung erzeugt ist. Die Juden mochten ihn vielleicht für einen Schwärmer halten, weil sie ihn schlechterdings, bei ihrer sinnlichen Versunkenheit, nicht in seiner Erhabenheit begreifen konnten. Er dagen betrachtete seine meisten Zeitgenossen wie entmenschte Menschen, die das Göttliche in ihrer Thierheit erstickt, den ganzen Zweck ihres Daseins mit ihrem eigenen Werth verkannt haben und in kläglichem Wahnsinn lebten.

Darum folglich war der Lebenslauf Christi nicht der Lebenslauf eines gewöhnlichen Menschen, sondern der eines Wesens höherer Art gewesen. Sein Tod mußte mithin auch anders, wie der Tod gewöhnlicher Menschen sein. Er starb, wenn ich sagen darf, göttlich, wie er göttlich gelebt hatte.

Das Todesurtheil war über ihn gesprochen, und zwar von demjenigen Richter, der dreimal feierlich erklärt hatte, Christus habe durchaus nichts verbrochen. Jesus hörte die feierliche Erklärung über die Unschuld seines Lebens; das ganze Volk, die ganze Welt vernahm sie. Dies war die höchste Genugthuung, welche Jesus von irdischen Richtern erfahren konnte. Er ward also zum Tode verurtheilt, nicht eines Vergehens wegen, sondern weil Ehrgeiz, Eigennutz und Meinungshaß sein Blut forderten. Der feige Pilatus opferte ihn auf.

Jesus sprach kein Wort gegen die Ungerechtigkeit, welche sich selbst schreiend genug anklagte. Er machte Niemandem Vorwürfe. Er sah, daß er als Opfer einer blutdürstigen Rotte fallen müsse. Er hatte kein Verbrechen begangen; seine Ankläger, seine Richter waren die strafbaren Verbrecher! Er stand im Gefühl seiner Unschuld erhabener, als sie. Sollte er sich vor ihnen demüthigen? Sollte er das Leben von ihnen als eine Gnade fordern, welches sie ihm als Recht zu verweigern rasend genug waren? Er sprach kein Wort. Er ging zum Tode, welcher der Welt eine größere Wohlthat werden sollte, als ein verlängertes Leben vielleicht hätte sein können; denn die große Aufgabe seines Lebens hatte er erfüllt. Was er der Menschheit gegeben, konnte ihr nun nicht wieder entrissen werden.

Er ging, zwar an körperlichen Kräften sehr erschöpft. Eine grauenvoll durchwachte Nacht, ein Umherschleppen von Straße zu Straße, von Behörde zu Behörde, eine Mißhandlung seines Leibes schmählicher als die andere, halb verblutet und von schmerzenden Wunden bedeckt — Alles mußte seine Kraft lähmen. Er stürzte unter dem Holz des Kreuzes halb ohnmächtig hin, das man ihm aufbürden wollte, damit er es selber zur Richtstätte schleppe. Die unmenschliche Grausamkeit rührte selbst das Herz vieler zum Schauspiel mitlaufender, neugieriger Menschen; noch mehr rührte der Gedanke, daß dieser leidende Jesus nichts Uebels gethan, daß er in Judäa und Galiläa der allgemeine Menschenfreund gewesen, daß ihn die Tugend nach Golgatha führe, wohin sonst nur das Verbrechen führte. Mit thränenvollen Augen folgten ihm viele Weiber, mitleidig und demüthig.

Jesus behielt, auch in der Erschöpfung seiner Kräfte, die Geistesgegenwart und Gleichmüthigkeit voriger Zeiten. Es ist im Gefühl der Unschuld etwas Himmlisches, das uns über Alles mächtig macht. Seine Schmerzen vergaß er über die Verworfenheit und Rohheit der Zeitgenossen. Sie waren beklagenswürdiger, als er. „Ihr Töchter von Jerusalem," sprach er, „weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!"

Der grausame Spott, der ekelhafte Pöbelwitz des rohen Haufens verfolgte ihn bis auf die Höhe von Golgatha; verfolgte ihn, bis er, an's Kreuz geschlagen, zwischen andern Missethätern hing; verfolgte ihn bis zu seinen letzten Athemzügen. Der Spott und Afterwitz der unwissenden, ihn verkennenden Menge konnte ihn nicht verwunden. Wen wird es beleidigen, wenn er vom Wahnwitz gescholten, oder im Rausch des Trunkenboldes gelästert wird? Er bedauerte die blinde Menschheit; er betete für sie das erhabenste der Gebete, welches je von der Erde zum Himmel sich erhob: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

In dieser Gemüthsstimmung erblickte er unter dem Kreuze diejenigen Personen, welche seinem Herzen auf Erden immer am meisten gegolten hatten. Er sah seine Mutter, die treue, die zärtliche; sah ihre Schwester; sah die Freundin Maria Magdalena, und seinen Geliebten, den sanften Jünger Johannes. Schmerzvoll gebeugt, in Thränen zerfließend, jammernd standen Alle da. Wer kannte sein Herz, des besten Schicksals würdig, besser, als eben diese Personen es kannten und liebten? Sie waren nun ohne Trost.

Gewiß, die Wuth blutdürstiger und stolzer Feinde, der Hohn eines herzlosen Pöbels war zu verachten, und nicht fähig, das hohe Gemüth Jesu zu kränken. Allein der Anblick aller Geliebten plötzlich, und in dem Augenblick, da mit dem Hauch des Lebens Alles verloren werden sollte; der Anblick des Schönsten auf Erden, indem es verschwinden muß — dies war erschütternd. Nicht die Geißelwunden, nicht die Dornenkrone, nicht die spöttische Ueberschrift am Kreuz, nicht der Schwamm mit Essig und Galle, waren so harte Prüfungen der Standhaftigkeit eines zartfühlenden Gemüthes. Was bei diesem Anblick in Jesu vorging, wissen wir nicht. Er mochte vielleicht bewegt sein; aber nur wie ein seiner Ewigkeit bewußter Geist bewegt werden kann, der gewiß ist, daß das Edle und Göttliche unverloren ist, auch beim Tode des Leibes. Was haben Staub und Erde mit dem Unsterblichen zu schaffen? Was kann aus dem Schöpfungsall Gottes Heiliges und Schönes verloren gehen? Wer hat gesagt, daß der Tod die Kinder Gottes aus dem Wohnhause ihres himmlischen Vaters verstoße? Jesus blieb gelassen. Warum hätte er um das klagen sollen, was ihm nie entrissen ward? Nur ein stilles Mitleiden empfand er gegen die alternde Mutter. Siehe, Maria, sagte er, mit einem Blick der sterbenden Augen auf Johannes: Das ist dein Sohn nun! Und zu Johannes: Das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich, das heilige Vermächtniß ehrend. So hatte Jesus auch die letzte Sorge des Lebens abgethan, und dankbar seiner verlassenen, betagten Mutter eine Stütze im Alter gegeben.

Dann seufzte er, zufrieden mit dem kurzen, doch segenvollen, thatenvollen Leben: Es ist vollbracht! und neigte das Haupt und verschied. Abends kamen die Kriegsknechte, um den Tod der gekreuzigten Menschen zu beschleunigen, indem sie denselben die Gebeine zerschmetterten. Noch lebten die beiden andern Missethäter; Jesus, verblutet und erschöpft, hatte den Geist aufgegeben. Einer der Krieger stieß ihm noch den Speer in die Rippen. Das Blut war schon geronnen. Johannes, der Jünger, war noch Augenzeuge dieses Umstandes, den er beschrieben. Als er nun alles Leben aus Jesu entflohen sah, wandte auch er sich weinend von Golgatha hinweg.

Joseph von Arimathia, ein heimlicher Anhänger Jesu, ein Mitglied des Raths, vielleicht der einzige, welcher in der wüthenden Versammlung der jüdischen Volksobern für Christi Unschuld gesprochen hatte, erbat sich vom römischen Landpfleger den Leichnam seines verstorbenen Freundes. Er wollte wenigstens den noch im Tode ehren, den er im Leben nicht hatte retten können. Er legte den Leichnam, eingehüllt in Linnentücher und Spezereien, in eins der benachbarten Felsgewölbe, die der reichen Juden Erbbegräbniß zu sein pflegten.

So vollendete Christus sein Leben, hingeopfert durch die sündige Menschheit für die Sünden derselben. Und in Betrachtung seines Heldentodes, wäre mir auch sein übriges Leben unbekannt, würde ich ebenfalls rufen müssen, wie der Hauptmann des Kriegsvolks, der ihn sterben sah: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!

Ich bin der Lehrling dieses Gekreuzigten; ich bin der Nachfolger dieses Göttlichen, im Leben wie im Tode. Das Licht seiner Weisheit hat ja auch mich

erleuchtet, der Geist seiner Herrlichkeit auch mich begeistert. Wird man einst über meinem erblaßten Leichnam auch sprechen: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen?

Der Tod auf Golgatha war der glänzende Ausgang eines glänzenden Lebens. Was ist glänzender, als eine nie entweihte Tugend? Es sind viele Menschen unter großen Qualen freudig gestorben. Seelenstärke vermag wunderbar viel über körperliches Leiden; nur Weichlinge unterliegen diesem. Aber mit solchem Gleimuth, mit so hoher Würde starb kein Anderer, wie Christus. Entschlossen, ja mit erhabenem Entzücken gingen Andere in den Tod für Wahrheit, Recht, Volksglück und Vaterland. Sie starben eines beneidenswürdigen Todes. Aber für eine so heilige Sache blutete kein Menschensohn sein Leben aus, wie Jesus. Er starb unserer Irrthümer und Sünden willen, von denen er uns befreien und aus deren Elend er uns zu Gott führen wollte. Er starb der himmlischen, ewig bleibenden Offenbarungen willen, die er dem menschlichen Geschlecht über die allerhöchsten Angelegenheiten des Lebens brachte. Das bessere Leben gab er der Welt; sie gab ihm dafür den Tod. Er starb seiner Tugenden willen. Wer möchte sich nicht einen Tod wünschen, wie der Tod dieses Gerechten auf Golgatha war?

Und wie wird einst *mein* Tod sein? wie meine Sterbestunde?

Ich habe mir ja wohl oft schon einen fröhlichen Festtag vorgestellt, den ich ungeduldig erwartete, und mich im Geist in seine Mitte versetzt, und voraus das Vergnügen genossen, das ich empfinden würde. Ich pflege auch lange voraus schon an diese oder jene mir bevorstehende wichtige Handlung zu denken, und wie ich mich dabei betragen werde, oder wie Andere dabei sein werden. Warum sollte ich mir nicht auch einen meiner allerwichtigsten Augenblicke, meinen letzten, vorstellen? Es schlägt manche Hoffnung und Furcht fehl; aber die Todesstunde erscheint mir gewiß. Ich bereite mich auf manche Kleinigkeiten vor: warum nicht auf diese feierliche Zeit?

Freilich weiß ich nicht, wann sie kommt; *aber sie kommt!* Es ist möglich, daß ich noch Jahrzehnde lebe; es ist auch möglich, daß ich eher geendet habe, als das gegenwärtige Jahr. Aber gewiß ist, daß man in einem Jahrhundert schon nichts mehr von mir weiß; daß mein Leib, den ich heute noch mit Sorgfalt pflege und schmücke, dann längst schon vermodert ist. Wo bin ich dann? Die Todesstunde, welche ich jetzt mit heimlichem Grauen erwarte, ist dann schon vorüber. Wie wird sie sein?

Ich sehe über das *Wie* nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit vor mir. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß ich plötzlich das Leben verliere, als daß es mir langsam durch eine Krankheit entzogen wird. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß mein Leben durch irgend einen Unfall verunglückt, als daß ich auf meinem Bette, umringt von Verwandten und Bekannten, in allen Vorempfindungen der Auflösung den Geist aufgebe. Es kann sein, die letzten Stunden sind der Raub einer schmerzhaften Krankheit; es kann sein, sie sind ein mildes Auslöschen meines Lebens. So viel ist gewiß: mag eine Krankheit noch so schmerzlich sein, so ist eigentlich *sie* allein nur das Schmerzliche. Der Tod aber ist immerdar sanft, denn er ist das Ende alles Leidens.

Mag dem auch sein, wie ihm wolle, und ich jählings oder langsam von der Welt genommen werden: einmal geschieht es! Möchte mein Tod sein, wie der des Göttlichen auf Golgatha! Wer will sterben können im Bewußtsein der Seligkeit, muß leben können wie Jesus.

In den letzten Augenblicken ist es die schlechteste und übelgewählteste Zeit, sich auf den Tod zu bereiten. Es gibt keine Vorbereitung mehr, wenn die Sache selbst schon geschieht. Das Leben muß die Vorbereitung auf den Tod sein; kein Gebet in der Angst, kein Almosen mit sterbender Hand gespendet; kein Gelübde der Besserung, keine Reue veredelt plötzlich den Geist zu einer Vollkommenheit, der er im Laufe vieler Jahre nicht theilhaftig sein mochte. Selig sind nur die Todten, die in dem Herrn sterben, das heißt, im heiligen Sinne Jesu. Sie ruhen von ihrer Lebensarbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. (Offenb. 14, 13.) Wem aber keine Werke folgen, oder nur klagende Schatten seiner Sünden?!

Es gibt eine gewisse Frömmigkeit, ich möchte sagen ruchloser, gottesspötterischer Art, die immerdar hinsündigt, den Nächsten haßt, betrügt, belügt, verleumdet, mißhandelt, beneidet, sich selbst gute Tage macht, das Alles für kleine menschliche Schwachheiten hält, fleißig an Christum glaubt, in die Kirche läuft, die heiligen Handlungen mitmacht, und sich übrigens wegen der Sterbestunde und der Ewigkeit auf das Verdienst Jesu, oder die Fürbitte von Heiligen verläßt. Das sind die Elenden, welche Jesus nicht kennt; weil sie zwar immer Herr, Herr! rufen, aber nicht den Willen des Vaters im Himmel thun; nicht vollkommen werden mögen, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Auf Erden wollen sie leben, wie es ihnen behagt. Sie nehmen sich keine Schändlichkeit übel. In der Todesstunde, glauben sie, können sie jählings durch Reue Alles ausgleichen; das Blut Jesu reinige sie auf der Stelle von allen Sünden; der Glaube allein werde sie selig machen. — Das ist Verspottung Gottes, das Verhöhnung Jesu Christi, bis zur letzten Stunde!

Es gibt eine andere Art Menschen, die in Rücksicht ihrer künftigen Todesstunde sehr vornehm thun; darüber artige Scherze sagen; die Sache als Kleinigkeit behandeln möchten. Sie möchten sich darüber gleichsam betäuben; den Tod nicht sehen, bis er da ist; und wenn er kommt, sich ihm, weil es nicht zu ändern ist, in dumpfer Verzweiflung hingeben. Warum das? Weil sie unglücklich sind und verwirrten Gemüths. Sie haben Zweck und Bedeutung ihres Lebens verloren; und dagegen Unsinn und Widerspruch in ihrer Vernunft und ein finsteres Räthsel im Weltall gefunden. Denn sie sind wieder da, wo die Menschen waren, ehe ein Jesus Christus gelebt, gelehrt und für das Heiligste der Menschheit geblutet hatte. Sie sind durchaus wieder in das schwankende Heidenthum zurückgekehrt, was sie Naturreligion nennen. Sie wollen sich glauben machen, Jesus habe höchstens auch eine Naturreligion gepredigt. Aber sie kennen weder Jesum noch die heiligen Tiefen seiner vermeinten Naturreligion. Sie halten das für Christenthum, was ihnen von menschlichen Meinungen und kirchlichen Gebräuchen gegeben worden, die ihnen kein Genüge thaten. Der wahre Jesus ist ihnen so dunkel geworden, wie der wahre, lebendige Gott, wie das All des Seins, wie ihr eigener Geist.

Mit Abscheu sehen die christlichen Frömmler, die sich glaubensvoll nennen, aber arm an Früchten des Glaubens, nämlich an guten Werken, sind, auf die sogenannten Aufgeklärten. Und diese blicken mit verächtlichem Mitleiden auf jene, als auf verkehrte, blinde Wesen. Im Grunde haben beide viel Wahres in den Vorwürfen, die sie sich gegenseitig machen. Aber beide haben Jesum Christum nie gekannt. Ihr Sterben wird nicht sein, wie sein Sterben auf Golgatha.

Nur wer ihn ganz erkannt hat, der wird recht an ihn glauben; und nur wer recht an Jesum glaubt, wird recht in seinem Geiste leben; wer recht in seinem Geiste lebt, der wird seine Werke thun; wer seine Werke thut, der hat die Liebe, wie er, die heitere Zuversicht auf Gott, wie er, die Erhabenheit über das Schicksal, wie er, die Uebereinstimmung seines Innern mit den Ordnungen der Natur, wie er, die richtige Würdigung vergänglicher Dinge, wie er, das Festhalten des Himmlischen und Ewigen und Beseligenden, wie er, — der darf sich einer süßen, verklärenden Sterbestunde erfreuen, wie die Stunde auf Golgatha war.

Ja, auch mir wird die seligste aller Lebensstunden, die letzte aller mühsamen, die erste aller freudigen erscheinen, da ich aufgelöset werde und hingehe zum Vater. Sonst zitterte ich heimlich davor; nun nicht mehr, seit ich weiß, wer mein Heiland ist, wodurch er es ist und wie ich durch ihn eines schönern Lebens fähig geworden bin. Er ist der Gottessohn! Heil mir, daß ich ihn habe! Durch ihn habe ich das wahre, höhere Leben, das stille Wirken in Gott. Und wenn ich oft noch dem Einfluß verbotener Neigungen, sündlicher Aufwallungen und Gewohnheiten, ungeachtet meines Ankämpfens dagegen, unterliege: Gott sieht meinen Kampf! Ich getröste mich der Gnade des Welterbarmers.

Wenn sie nun kömmt, die letzte meiner Stunden, die erhabenste und erhebendste, die Stunde der Verklärung — dann, Tod auf Golgatha, Tod meines Jesu, sei mir gegrüßt! Löse, mir bewußt oder unbewußt, die irdischen Fesseln meines unsterblichen Geistes, daß er aufschwebe in die Herrlichkeit, die auf Erden ohne Vorstellung und Namen ist. Was Gott dort gibt, kann wohl nichts Geringeres, nichts Unvollkommeneres sein, als was er mir schon hier gab. Und wie schön ist Alles, was er hier gegeben! Ach Gott! Gott! welcher Seligkeiten ist nicht der Geist fähig, der Dir zum Bilde erschaffen ist.

Komm, du letzte, du schönste meiner Stunden, dich fürchte ich nicht mehr. Ich habe Jesum leben sehen, ich sah ihn auf Golgatha sterben; o da lernte ich leben und sterben. Da lernte ich das Wort verstehen: Wer in Jesu lebt, der stirbt der Welt täglich; und wer so stirbt, hat unvergängliches Leben und sieht den Tod nicht. Sterben heißt für den Geist: die Neigungen, Gewohnheiten und Begierden des Leibes für das Irdische und Vergängliche verlieren. Wer nur Gott und das Göttliche in der Menschheit über Alles liebt, und daher die Anhänglichkeit an die Welt und ihre Vergänglichkeiten in sich täglich mehr schwächt, nichts mehr übermäßig liebt, nichts übermäßig haßt, was vom Staube kommt — der stirbt täglich. Er hat in seiner letzten Stunde wenig, wovon er sich ungern trennt; desto mehr, was ihn Besseres erwartet. Er sieht den Tod nicht, sondern zwischen dem Hier und Dort ist ein ununterbrochener Zusammenhang des Seins.

Und wenn meine Geisteshülle bricht, meine Glieder erstarren, mein Angesicht erblaßt, meine Augen euch nicht mehr erkennen, ihr meine Bekannten, meine Geliebten auf Erden! warum weinet ihr? Ich fühle Himmelsruhe, Nähe des Allerheiligsten. Ihr werdet das einst empfinden, wie ich. Warum weinet ihr über die Verwandlung meines Leibes? Hätten wir einander schon auf Erden als Kinder mit Inbrunst geliebt, und wären als Kinder von einander getrennt worden, mit der Verheißung, uns nach wenigen Jahren im Alter und in der Gestalt männlicher Vollkommenheit wieder zu haben: was hätten wir daran verloren, wenn wir uns nicht in der Kindergestalt wieder erblickt hätten? So ist's im Hingang zu Gott. Als Kinder trennen wir uns hier; in größerer Vollkommenheit erwachsen, erkennen wir uns dort mit Entzücken wieder.

O ihr Geister meiner vorausgegangenen Lieben, und ihr Geister der zurückbleibenden Geliebten, die Kette zwischen uns ist ungebrochen. Wer kann das Band Gottes brechen? Ich schwebe auf der Geisterbahn zwischen euch; Allen nahe.

Heilige mich, mein Vater, in Deiner Wahrheit; läutere mich in Deiner Liebe; verkläre mich in Deiner Herrlichkeit, daß mein Leben Freude, mein Sterben Seligkeit werde. Amen.

68.
Die Auferstehung.

Joh. 20, 1—18.

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmet,
Und alle Sinne sich im Schwindel dreh'n:
So will ich meine Hände falten,
An Dich, mein Gott, mich sinkend halten,
Und glaubensvoll auf Dich nur seh'n.

Ich will, was Jesus offenbarte,
Und fest und treu mein Herz bewahrte:
Euch lieben, Tugend! Ewigkeit!
Und wenn des Weltbau's Angel sinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer geh'n.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken,
Gewiß, in himmlischem Entzücken,
Des ew'gen Tages Morgenlicht.
Dann tauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wo mir hehr und leise
Mein Vater „Sei willkommen!" spricht.

Auf Golgatha hatte der Messias sein Welterlöserwerk vollendet. Er sprach es mit den Worten aus: Es ist vollbracht!

Und es war vollbracht. Seine Offenbarung, seine Lehre des Heils war der Menschheit nun als ein ewiges Geschenk verliehen, ihr unentreißbar. Sie wußte nun den Weg zum wahren Gott, den Weg zur Selbstvollendung. Sie kannte ihre höchsten Bestimmungen. Es war vollbracht; für Sünder die Beseligung erworben, auch wenn Jesus, der Gekreuzigte, nie wieder erschienen und sein Leichnam im Grabe geblieben wäre.

Aber neue unerklärliche Begebenheiten ereigneten sich nach seinem Begräbniß. Das Wunderbare, mit welchem die Gottheit sein ganzes Leben umgeben hatte, umgab auch sein Grab. Jesus hatte seine irdische Laufbahn noch nicht vollen-

det. Was er oft dunkel angedeutet, und keiner seiner Jünger und Freunde ganz verstanden hatte, geschah. Es geschah das Außerordentlichste, das Erfreulichste, was kein Sterblicher, was keiner von Jesu Verehrern, keiner von den blutdürstigen Feinden des Messias erwartet hatte.

An der Sabbathe einem bereiteten sich die Freundinnen Jesu, des Gekreuzigten, seinen Leichnam, der nur für einstweilen wegen des Sabbaths, an dem jede Arbeit untersagt war, ins Grab beigesetzt worden, vorzubereiten, wie er der Erde übergeben werden sollte. Sie hatten nach der Sitte des Landes Salben und Spezereien zugerichtet, die geliebte Asche des Unvergeßlichen damit zu umhüllen, und der Verwesung lange zu entziehen.

In der Morgenstille, früher als die Uebrigen, kam Maria Magdalena zum Grabe. Sie wußte, daß ein Felsstein vor die Oeffnung des noch ganz neuen Begräbnisses gewälzt war, um Jedem den Eingang zu verschließen. Dies war nicht nur der wilden Thiere wegen geschehen, oder des Volkes wegen, das wohl aus Neugier hätte dahingehen können, sondern auch der Jünger Jesu willen. Die Hohenpriester fürchteten, diese möchten den Leichnam ihres gekreuzigten Meisters heimlich entführen, und dann im Volke ausstreuen, der Messias, der Gestorbene, sei nicht gestorben, sondern lebe noch und werde das Volk Israels retten. Darum hatten die Hohenpriester nicht nur das Felsgewölbe verschließen lassen, sondern auch bei dem Landpfleger Pontius Pilatus bewirkt, daß er von der in Jerusalem befindlichen Besatzung einige Kriegsknechte vor das Grab stellte, um es bewachen zu lassen.

Maria Magdalena, unbekümmert um diese Anstalten alle, eilte dennoch dahin. Ihre zärtliche Ungeduld, die Leiche des heiligen Freundes, des unschuldig Hingerichteten, noch einmal zu sehen, vergaß den Stein und die Kriegsknechte. Es that ihr schon wohl, nur in der Nähe der theuern Asche des Hochgeliebten verweilen zu können.

Sie kam dahin. Mit Erstaunen und Freude sah sie nicht nur keine Kriegsknechte, sondern auch das Grab offen, den Stein hinweggewälzt. Ihre übrigen Freundinnen waren noch weit hinter ihr zurückgeblieben. Sie erwartete dieselben nicht, sondern eilte mit beflügelten Schritten zum Grabe in das offene Felsgewölbe hinein. Aber er war verschwunden, den sie suchte. Noch lagen die Linnentücher da, in welche der entseelte Leichnam gehüllt gewesen; und das Schweißtuch, das Jesu um das Haupt gebunden gewesen war, lag beiseite an einem besondern Orte zusammengewickelt. Erschrocken sah sie diese Veränderung. Sie mußte glauben, daß der Leichnam ihres Freundes schon, vielleicht durch Joseph von Arimathia, hinweggeführt und beerdigt worden war.

Allein eine neue Erscheinung vermehrte ihre Bestürzung. Ein unbekannter Jüngling, der ein langes weißes Kleid an hatte, saß zur rechten Hand unter dem Felsen. Zittern und Entsetzen kam sie an. Den sie erblickte, erschien ihr als ein höheres, überirdisches Wesen. Noch mehr mußte ihr das Wort, das er sprach, diesen Glauben bestätigen. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, sagte er: er ist auferstanden und nicht hier. Sehet da die Stätte, wo sie ihn hinlegten. Gehet aber hin, und saget es seinen Jüngern, daß er vor

euch hingehen wird in das Land Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

Das Wort des Unbekannten füllte die Brust Maria Magdalenens mit heiligem Entsetzen, mit Lust vermischtem Grauen. Er ist nicht todt, der Gestorbene, er lebt noch! Und wer diese Worte voll unbegreiflichen Sinnes spricht, wer ist er? Ein gewöhnlicher Sterblicher ist er nicht. Er muß ein Bote Gottes sein!

Als einen solchen betrachteten ihn auch nachmals die Jünger Jesu, und die Lebensbeschreiber des Heilandes. Der Evangelist Markus (16, 5) nennt ihn bloß einen Jüngling in einem langen, weißen Kleide. Lukas (24, 4) berichtet, es seien zwei Männer mit glänzenden Kleidern gewesen, die zu den Suchenden traten. Johannes (20, 12) nennt dieselben Engel, welches ursprünglich in griechischer Sprache Boten, Verkündiger und Abgeordnete der Gottheit bedeutet. So nennen auch die Psalmen zuweilen den Sturmwind, den Blitz und Donner, die Engel und Boten Jehova's. Noch feierlicher beschreibt, mit prachtvollen, bilderreichen Ausdrücken des Morgenlandes, der Evangelist Matthäus (28, 23) die Erscheinung. Er sagt nicht nur, daß ein Engel den Stein von der Grabesthür hinweggewälzt habe; sondern, siehe, sagte er, es geschah ein großes Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein von der Thüre und setzte sich darauf. Und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß, als der Schnee.

So verschieden auch die Evangelisten im Bericht sind von denjenigen Umständen, welche das Verschwinden Jesu aus dem Grabe begleiteten, so stimmen sie doch alle darin zusammen, daß die Auferstehung des Messias den Suchenden durch ein unbekanntes Wesen angezeigt, und ihnen die Reise nach Galiläa empfohlen wurde, wo sie den Hochgeliebten wieder erblicken würden. Die Abweichungen der Lebensbeschreiber Jesu in ihren Erzählungen beruhen meistens nur auf sehr unwesentlichen Nebendingen. Und gerade diese Verschiedenheit des Berichts wird zu einem neuen Beweise der Glaubwürdigkeit dessen, was sie melden. Man erkennt daraus, daß Einer unabhängig vom Andern das aufschrieb, was er wußte; daß Keiner sich nach den Erzählungen des Andern richtete, oder Abrede mit ihm genommen, oder auch nur gewußt hätte, was derselbe aufgezeichnet habe. Ein Jeder meldete dasjenige am umständlichsten, was er entweder unmittelbar selbst gesehen und gehört, oder was er von Augenzeugen erfahren hatte.

Schaudernd war Maria Magdalena aus dem Felsengewölbe zurückgetreten, nur in der Meinung, man habe den Leichnam ihres göttlichen Freundes genommen und anderswohin gethan. Wie konnte sie das Unglaublichste glauben, daß er in Galiläa wandeln werde, gleich andern Lebendigen? Ihre übrigen Freundinnen waren herbeigekommen. Auch Petrus, der Jünger des Herrn, kam nun, und mit ihm der sanfte Johannes. Ach, rief Maria Magdalena ihnen entgegen, sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben! — Erstaunt hörten diese das Geschehene. Der liebende, zärtliche Johannes, schneller noch als der feurige Petrus, eilte zum Grabe. Furchtsam und grauenvoll blieb er vor der Wohnung der Todten stehen, und wagte keinen Schritt hinein, sondern warf nur einen ängstlichen Blick dahin, wo er statt des Leichnams die zurückgebliebenen Linnentücher sah. Muthiger, und

entschlossen, volle Ueberzeugung zu erhalten, kam Petrus nach, und ging ins Gewölbe der Grabeshöhle hinein. Nun folgte auch Johannes nach. Sie fanden Alles, wie ihnen Maria Magdalena schon angezeigt hatte. Erstaunt, wie vorher die Weiber, verließen sie das leere Grab, wo sie auch eine Erscheinung gehabt, wie Maria.

Diese allein blieb einsam zurück an der Stätte, wo sie vergebens gehofft, die theuern Ueberreste des Angebeteten noch einmal und zum letztenmal zu sehen und zu segnen. Sie weinte laut in der Einsamkeit des Morgens durch den Garten, welcher das Begräbniß umgab. Plötzlich erblickte sie nicht fern von sich einen Mann, welchen sie für den Gärtner hielt. Was weinest du? sagte er zu ihr; wem suchest du? — Herr, rief sie ihm zu, hast du vielleicht Jesum weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? Sie schluchzte. Ihr Gedanke allein war Jesus. Sie achtete des Mannes kaum.

Als er ihr aber, statt der Antwort, bloß rief: „Maria!" drang ein heiliger Schauer durch ihr Gebein. Denn das war die Stimme Jesu selbst; das war der ihr wohlbekannte Ton, mit welchem er ihren Namen einst zu nennen pflegte. Sie zitterte voll Entsetzens und Entzückens. Sie wandte sich um, ihn zu betrachten, der, in ungewohntes Gewand gehüllt, ihr anfangs unkenntlich gewesen. Sie erkannte ihn. Jesus war es, der Gekreuzigte, der Verstorbene, der Begrabene! Er war es selbst! Sie eilte ihm entgegen, mit Sehnsucht, Verehrung und Grauen; breitete ihre Arme aus, anbetend die Knie des Göttlichen zu umfangen. Er wies sie zurück. Rühre mich nicht an! rief er ihr zu; erst dort werden wir einander gehören und bleiben, wo keine Trennung mehr ist. Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott!

So sprach Jesus. Im ersten Augenblicke des Wiedersehens verkündigte er wieder seinen Abschied von der Erde. Er war ins Leben zurückgekehrt, und doch schien er nun allen irdischen Verbindungen wie abgestorben. Alle diese ehemaligen traulichen Verhältnisse sollten nicht mehr stattfinden. Er hielt die fromme Jüngerin von sich entfernt. Sie durfte ihn nicht einmal berühren. Es war Jesus, und doch nicht mehr Jesus ganz, wie er vor seinem Tode gewesen. Er hatte etwas Fremdartiges, Majestätisches, Höheres in seinem Wesen. Er schien dem Irdischen nur wenig mehr anzugehören. Die Jüngerin bebte zurück. Er war es! — Sie eilte zu den weggegangenen Jüngern. Sie verkündigte, was ihr geschehen. Ich habe ihn gesehen, rief sie den Verwunderten freudig zu, ich habe den Herrn gesehen, und solches hat er zu mir gesagt.

Die Nachricht von seiner Befreiung aus dem Grabe hatte sich schnell genug in Jerusalem verbreitet. Die römischen Kriegsknechte, welche mit Genehmigung des Landpflegers vor das Grab gestellt worden waren, waren früher noch, als der Tag, in die Stadt und zu den Hohenpriestern geeilt, um da zu berichten: der Gekreuzigte, den sie hätten bewachen sollen, sei nicht mehr im Grabe, und der Stein von der Todtenhöhle hinweggewälzt.

Das war es gewesen, was die Hohenpriester, was die Aeltesten, was alle Gegner des Messias Jesus gefürchtet hatten. Dies zu verhüten, hatten sie die

Wache vor dem Grabe ausgewirkt und bestellt. Sie hörten den Bericht der Wächter, der ihnen allzuwunderbar klang und von der abergläubigen Furcht der Leute noch mehr ausgeschmückt schien. Sie bildeten sich fest ein, so sehr auch die Kriegsknechte leugnen mochten, diese hätten in der Nacht sich sorglos vom Schlafe überwältigen lassen, und während ihres Schlafes wären die Jünger gekommen und hätten den Leichnam entwendet, um im Volke ausstreuen zu können, Jesus von Nazareth sei von den Todten auferstanden.

Die Begebenheit erregte Besorgniß bei den Hohenpriestern. Sie durften nicht wohl zu lassen, daß die römischen Soldaten selber von Jesu Auferstehen wunderhafte Nachricht ausbreiteten, vielleicht nur erfunden, um ihre Unachtsamkeit zu entschuldigen und sich vor der Strafe ihrer Hauptleute zu sichern. Sie redeten ihnen zu, lieber ohne Umstände zu sagen, sie wären des Nachts von Müdigkeit überfallen worden; dies hätten die Jünger wahrgenommen, und den Leichnam des Todten gestohlen, dieweil sie schliefen. Die Hohenpriester gaben den Soldaten Geld, damit sie dieser Aussage treu blieben, und übernahmen es, falls der Landpfleger das Geschehene erfahren sollte, sich für sie bei ihm zu verwenden, seinen Zorn zu stillen, und zu schaffen, daß sie vor aller Strafe sicher blieben.

Bald war es in Jerusalem und überall bekannt, der Leichnam des Gekreuzigten sei des Nachts heimlich von seinen ehemaligen Anhängern entführt. Die Meisten glaubten das, und, setzt Matthäus (28, 15) treulich hinzu, solches ist eine gemeine Rede geworden bei den Juden, bis auf den heutigen Tag.

Diese Reden der Juden, noch lange nach jener Zeit, da sich das Ereigniß zugetragen, beweisen, wenn es nicht schon die schlichte Redlichkeit, Treue und Glaubwürdigkeit, so wie die Uebereinstimmung in den Erzählungen der Jünger genugsam bewiese, daß Jesus wirklich das Grab wieder verlassen habe.

Es sind unter frühern und spätern Christen und Schriftauslegern viele gewesen, welche die Auferstehung Jesu haben bezweifeln wollen. Dahin gehören nicht nur diejenigen, welche Alles, was sie nicht begreiflich machen und mit dem gewöhnlichen Gange der Natur vereinigen können, in unsern Tagen unter Erdichtung und Mährchen versetzt haben; sondern auch Personen, die schon zur Zeit der Apostel lebten und die Thatsache leugneten. Ihnen schien die Heimkehr eines Todten in das Reich der Lebendigen unmöglich. Dergleichen Zweifler befanden sich auch in der griechischen Stadt Korinth; Paulus, der Apostel, der Eingeweihte Jesu, der mit den übrigen Jüngern vertrauten Umgang gepflogen, der Viele kannte, die Jesum wieder nach seinem Tode auf Golgatha abermals im Leben gesehen, widerlegte die fruchtlose Zweifelsucht mit Nachdruck. Er konnte es um so mehr, da Jesus nicht bloß von seinen Freundinnen und vertrautesten Schülern, sondern auch von einer großen Menge anderer Leute, nach der Kreuzigung wieder lebend erblickt worden war. So nun aber, schrieb Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther (15, 12), Christus gepredigt wird, daß er sei von den Todten auferstanden: wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung sei nichts: so ist auch Christus nicht auferstanden. Er ist gesehen worden von Kephas, darnach von den Zwölfen. Darnach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch viele leben; etliche aber sind entschlafen.

Christus war auferstanden; war wieder unter den Lebendigen lebend. Welchen Grund hätten wir, mit den Jesu feindseligen Juden zu glauben, sein Leichnam wäre von den Jüngern aus dem Grabe gestohlen? Etwa um vorgeben zu können, Christus sei lebendig geworden? — Welchen Vortheil hätten sie davon gehabt, eine Lüge auszusprengen, da man selbst die Wahrheit höchst unglaublich gefunden haben würde und finden mußte? Wie gefährlich muß ihnen unter ihrem hohen Zweck, die Offenbarung und Lehre Jesu auszubreiten, eine Erdichtung werden, da sich leicht unter ihnen selber noch einmal hätte ein verrätherischer Judas, oder vielmehr ein sehr rechtlich gesinnter, treuer Zeuge der Wahrheit finden können, der den frommen Betrug entlarvte? In dem Augenblicke, da die Lüge von irgend einem redlichen Schüler Jesu, den man zum Mitbetrüger hätte machen wollen, verworfen worden wäre, würden alle übrigen Schüler des Meisters ihre Glaubwürdigkeit verloren und sie damit dem Evangelium selbst geschadet haben.

Kennt man aber die Lehre und den Geist Christi, kennt man den reinen Sinn, das heilige Streben der Wahrheit, das treuherzige, schmucklose Wesen in den Jüngern: wie ließe sich eine der gröbsten Unwahrheiten mit ihrer Denkart vereinigen? Solche war ihrem Gemüth eben so wenig angemessen, als ihrer Klugheit.

Christus war siegreich den Banden des Todes entronnen, noch einmal ins Reich des irdischen Lebens zurückgekehrt. Diese von allzu viel damals lebenden Zeitgenossen gekannte und erfahrene und feierlich bezeugte Thatsache war oft der Annahme und Glaubwürdigkeit des Evangeliums, als es unter Juden und Heiden gepredigt ward, sehr nachtheilig. Oft wollte man von Leuten, wenn sie ihre Predigt von Jesu damit begannen, nichts mehr weiter hören. Man hielt sie für Schwärmer, lächelte und ging davon. Menschliche Klugheit hätte weit eher gerathen, der Auferstehung Jesu wenig oder gar nicht zu gedenken. Allein es war den Jüngern durchaus nicht um die gewöhnlichen Mittel der Weltklugheit, sondern lediglich um Wahrheit zu thun. Und sie konnten und wollten nichts Anderes, als das bezeugen, was sie wußten, dessen Zeuge sie Alle waren, was Alle sagten, Jeder in seiner Art, ohne deswegen mit einander Verabredungen getroffen zu haben. Wozu Verabredungen, da sie nachher in die verschiedensten und entlegensten Weltgegenden sich zerstreuten und nachher nicht Alle wieder zusammenkamen? Noch mehr, wenn sie einzeln zusammentrafen, wenn sie vielleicht in Manchem verschiedener Meinung sein konnten: niemals waren sie über den Punkt der Auferstehung Jesu getrennter Meinung. Denn dies war geschehen. Sie hatten ihren göttlichen Freund, nachdem er gestorben und begraben war, wieder im Leben gesehen und gesprochen. Erst später hatte er die Welt auf immer verlassen.

Es war also den Jüngern mühevoller, die Wahrheit glaubwürdig zu machen, als wenn sie die Auferstehung ihres Meisters, von der sie überzeugt waren, ganz verschwiegen hätten. Welcher Vortheil hätte ihnen oder dem Evangelium aus einer bloßen Erdichtung entspringen können? Mußten sie nicht, so oft sie vom Wiedererstandenen erzählten und schrieben, bei ihrem zarten Wahrheitsgefühl, bei ihrer gemüthlichen Frömmigkeit erröthen, wenn es falsch gewesen wäre, was

sie erzählten? Mußten sie nicht unaufhörlich vor Verrath zittern? Wann blieb jemals eine noch so tief verborgen gehaltene Wahrheit Geheimniß? Und endlich, ward denn die Lehre Jesu Christi dadurch glaubwürdiger, mit den Ordnungen Gottes in der Natur und Vernunft übereinstimmender, wahrer, wenn man eine Wiederkehr Jesu ins Leben nach seinem Kreuzestode dazu dichtete? Mit nichten.

Er hatte das Grab verlassen. Er lebte wieder. Es ist nicht hinwegzuleugnen. Mehr Umstände, als ich hier nennen könnte, zeugen dafür. Selbst endlich die Zweifelsüchtigsten unter den neuern, sogenannten Helldenkenden und Aufgeklärten fühlten, daß sich so einstimmigen Zeugnissen nicht widersprechen und das in ihren hinterlassenen Schriften geoffenbarte Gemüth der Jünger Jesu zur Betrügerei nicht herablästern lasse, ohne seinen eigenen, richtigen Verstand zu lästern. Er hatte das Grab verlassen. Er lebte. Aber wie und auf welche Weise dies Leben und Wiederauferstehen gewesen, darüber machte man nun allerlei Vermuthungen. Schon in ältern Zeiten gab es Leute, welche die mährchenhafte Erfindung hervorbrachten: Christus sei nicht selbst, sondern nur ein ihm gleichscheinender Leib gekreuzigt und begraben worden. In neuern Zeiten wollte man wahrscheinlich machen, Jesus sei am Kreuze nur in einen Scheintod versunken, ohnmächtigleblos und früh genug durch Joseph von Arimathia vom Kreuze genommen worden, begünstigt durch den Landpfleger, der ohnehin Jesu Tod nicht gewollt habe, da er ihn keiner solchen Strafe schuldig gefunden. So wäre der Gekreuzigte, nach dem Tode, wieder durch die zärtliche Sorgfalt seiner Freunde ins Leben zurückgerufen und gerettet worden, ohne daß selbst seine unmittelbaren Schüler anfangs darum gewußt. Denn die Sache hätte, aus Furcht vor den Juden, Geheimniß bleiben und nicht Kunde mehrerer Personen sein müssen.

So künstlich alle diese und andere Vermuthungen über die Rückkehr Jesu ins irdische Leben, alle Erklärungen des Wunderbaren in seiner Auferstehung sein mögen: was erklären sie mir? Was gewähren sie mir, alle Vermuthungen, die eben darum keine Wahrheiten sind, weil sie Vermuthungen ewiglich bleiben müssen? Das weiß ich, er fühlte am Kreuze den Tod, und empfahl sterbend seine Mutter dem treuen Jünger Johannes. Das weiß ich, er rief: Es ist vollbracht! Das weiß ich, Wasser und Blut floß aus seiner vom Todesspeer durchstochenen Seite. Das weiß ich, am dritten Tage lebte er wieder, auferstanden vom Todtenlager des Grabes, seinen Freunden erscheinend. Hier ist kein Vermuthen, kein Erklären, kein Entwundern. Ich schweige zu dem, was mir nach den Einsichten des Verstandes dunkel ist. Wer könnte die Räthsel jener Vergangenheit lösen? Aber ich theile das schaurige Entzücken der Jünger und Jüngerinnen Jesu! Ich verehre die Fügungen Gottes, des Vaters, des ewigen Weltordners! Christus ist erstanden! Und die Weissagung des Alterthums erfüllt sich auch hier wunderbar: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß Dein Heiliger verwese. (Ps. 10, 10.)

Es ist wahrlich sträflich, die Auferstehung Jesu zu leugnen, weil, wer sie leugnet, damit die fromme und edle Menge der Jünger Jesu, der Evangelisten und Apostel, dieser ehrwürdigen und einfachen Zeugen Gottes, Lügen straft und

sie geradezu als Betrüger der Welt, als Verbrecher aufstellt. Wer die Auferstehung Jesu leugnet, behauptet damit, daß Alles, was so viele von einander unabhängige, tugendhafte Personen über die Heimkehr des gestorbenen Weltheilandes ins Leben, und über seine nachherigen Thaten und Lehren erzählten, ein absichtlich von ihnen erdichtetes Mährchen sei. Wahrlich, ist es Sünde, lebende Personen, deren Frömmigkeit anerkannt ist, als Betrüger zu verleumden: so ist es auch Sünde, dergleichen gegen Verstorbene zu thun. Und du, der denjenigen für einen Bösewicht hält, welcher spottend die Redlichkeit deines Gemüths verlästert, oder auch nur verdächtigt: wie magst du dir erlauben, von jenen Hochehrwürdigen eine der schamlosesten Niederträchtigkeiten zu behaupten?

Es ist sträflich, die Auferstehung Jesu zu leugnen. Denn wer da sagt, die Jünger, die Evangelisten, alle Apostel haben gelogen in dem, was sie vom Wiederkommen Jesu ins Leben und von seinen nachmaligen Handlungen und Reden berichteten: macht damit auch alles Uebrige verdächtig, was sie von Jesu vorherigen Thaten, Schicksalen und Lehren niederschrieben. Konnten sie uns in einem Theile täuschen wollen, so konnten sie es ebenfalls in allem Andern; so ist das ganze Leben, so ist die ganze Lehre Jesu, so ist der ganze Zweck seiner Sendung eine Fabel, verdächtig und ungewiß; so steht Jedem frei, sich aus Leben und Lehre Jesu herauszunehmen, was ihm eben nach seinem Temperament und Sinn wohlgefällt; so kann sich Jeder selbst Religionen nach seiner Einbildung machen, und das aus der Lehre Jesu als Erdichtung, Uebertreibung wegwerfen, was ihm in seinen lasterhaften Neigungen allzu ernst und bindend vorkommt. Darum sagte Paulus mit hohem Recht zu seinen Korinthern: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube (eure Religion) eitel; so seid ihr noch in euern Sünden. (1. Kor. 15, 17.)

Darum also müssen wir diejenigen, welche sich das Wunder der messianischen Auferstehung nur nach ihrer Meinung begreiflicher erklären wollen, scharf von denjenigen unterscheiden, welche die Auferstehung Jesu überhaupt frech ableugnen. Denn sie sind ganz verschieden. Und wenn die Einen nur in ihren Meinungen und Muthmaßungen irren, irren die Andern in ihrem Herzen und freveln am schönsten Heiligthum des menschlichen Geschlechts.

Zwar Christus hat nach seiner Auferstehung den Kreis seiner früher verkündigten Offenbarungen und Lehren nicht mehr erweitert, nur bestätigt; es ist wahr, er hatte den Zweck seiner göttlichen Sendung mit seinem Tode auf Golgatha erfüllt. Sein Wort: Es ist vollbracht! war der Schluß des großen Werkes. Doch war sein Wiederkommen aus dem Grabe von den segenvollsten Wirkungen und für das Glück der Menschheit und die Begründung seiner Lehre nicht minder nothwenig, als sein Tod.

Zunächst ward diese Wiederkunft dem jüdischen Volke wichtig, in welchem die ersten Gläubigen gebildet werden sollten. Alle Weissagungen ihrer heiligen Bücher vom Messias waren bisher erfüllt, nun auch diejenigen, welche seine Auferstehung berührten. Er war also auch in diesem Betrachte der Verheißene, der Sohn Jehova's, der Christus, der König, welcher erwartet worden, dessen Wesenheit aber, so wie der Zweck seiner Sendung von den auf ein weltliches Reich erpichten Juden immerdar mißkannt wurde. Daher legten die Apostel

auch in ihren Reden und Briefen an die bekehrten Juden ein so schweres Gewicht auf die Lehre von der Auferstehung Jesu, als des bisherigen Messias.

Von der andern Seite entzündete die Wiederkehr des verstorbenen Jesus in allen seinen Jüngern eine neue Freudigkeit, einen neuen Glauben, einen neuen Muth. Sie waren nach seiner Gefangennehmung aus einander geflüchtet, fast alle in ihre ersten Heimathen zurückgegangen, in trostloser Wehmuth und Bestürzung. Ihre Vorstellung von der überirdischen Macht Jesu war durch seine Verhaftung und Hinrichtung zerrissen, ihr Lieblingstraum von naher Errichtung des großen Weltreichs vernichtet. Sie wußten nicht mehr, wie sie sich in sich selber zurechtfinden sollten. Sie verstanden nun erst, und zu spät, was er von seinem Königthume gesagt hatte. Aber in dumpfer Niedergeschlagenheit lebten sie. Nun kam das Unerwartete. Er verließ lebendig sein Grab!

Wer schildert das namenlose Entzücken der Trauernden, ihren Geliebten wieder zu erblicken? Wer kann aber auch schildern die Kraft des unzerstörbaren Glaubens, welche durch diese Wiedererscheinung Jesu an seine Göttlichkeit in allen Verzagten auflebte? Nun erkannten sie, unzweifelhafter als je zuvor, dieser sei der Hochgelobte, der Auserwählte, der Messias Gottes, und kein Anderer als Er könne es sein! Und mit dem zur Unerschütterlichkeit erwachsenen Glauben an ihn, erwuchs ihrer Aller Muth, dem Hochheiligen nicht nur nachzufolgen im Wandel, sondern auch im Tode; nicht Kerker und Schwert und Kreuz mehr zu fürchten; kein Jerusalem, kein Golgatha, keine Hohenpriester, keinen Pilatus, keinen Herodes Antipas. Denn sie sahen, mit ihm war Gott, in ihm Gott, er in Gott; sie sahen, so werde Gott mit ihnen sein, wenn sie Welt und Leben verachten um des Göttlichen willen.

Nicht nur zunächst den Juden, oder den unmittelbaren Jüngern Jesu, sondern unmittelbar durch sie ward die Auferstehung des Herrn allen spätern Bekennern eine der wichtigsten und trostreichsten Begebenheiten. Er hatte Unsterblichkeit und ewiges Leben gelehrt. Jetzt ward Er, der Gestorbene, der Neulebende, das herrliche Vorbild dessen, was unsere höchsten Erwartungen, was die Sehnsucht der gesammten Menschheit erfüllt. Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen! sagte Paulus (1. Kor. 15, 19. 20.): Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen.

Mit der geschichtlichen Erzählung von der Auferstehung Jesu verknüpfte sich in allen Bekennern Jesu die *Aussicht ins ewige Sein*. Unsterblichkeit ward von nun an die Losung aller Christen, und Viele, die sich vom Juden- und Heidenthum zur Lehre des Erlösers bekehrten, wurden sogar über den Gräbern der Todten getauft, gleichsam zur Unsterblichkeit geweiht. (1. Kor. 15, 29.)

Was wir in unserm üblichen Sprachgebrauch *Unsterblichkeit der Seele* nennen, hieß in der Sprache der damaligen Zeit *Auferstehung vom Tode*. Beides ist gleichbedeutend. Schon die Sekte der Pharisäer glaubte und lehrte die Auferstehung, aber verstand sie ganz gröblich vom irdischen Körper, der in die Erde zur Vermoderung eingescharrt wird. Daher wollten auch die Sadducäer nichts davon wissen und machten diese Meinung lächerlich, wie wir im Ev. Luk. (20, 27—33) sehen. Jesus Christus aber widerlegte die Spitzfindig-

keit der Sadducäer eben so sehr, als die grobe Vorstellung der Pharisäer vom Wiederaufstehen des vermoderten, gebrechlichen Körpers aus dem Grabe. Wie sollte nichtiger Staub, der da verweset und nach Jahrtausenden schon in allen Winden verweht, in allen Elementen aufgelöset ist, wieder aus demselben Grabe hervorsteigen, worin er vor Jahrtausenden gelegt ward und längst nicht mehr ist! — Daher sprach Jesus auch selten anders als bildlich vom Auferstehen aus dem Grabe, vielmehr nannte er es die Auferstehung von den Todten, das heißt, das Nichtbleiben im Todten des Irdischen. Er nannte es geradezu Unsterblichkeit. Die Kinder dieser Welt, sagte er, freien und lassen sich freien. Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, das ist die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien noch sich freien lassen (oder sie haben nichts Körperlich-Irdisches mehr an sich). Denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich (also nicht sterblichen Menschengestalten) und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung.

Vollkommen in diesem reinern und edlern Sinn erklärte auch Paulus, der geistreiche Apostel, die Auferstehung. Er nimmt Tod und Nichtauferstehen und Unsterblichkeit und Auferstehung für gleichbedeutend. Er drückt sich bestimmt und fest gegen allen Mißverstand dessen aus, was man noch jetzt im gemeinen Leben wohl Auferstehung zu heißen pflegt. Möchte aber Jemand fragen, schreibt er (Kor. 15, 35—50): Wie werden die Todten auferstehen? und mit welcherlei Leib werden sie kommen? Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und was du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll; sondern ein bloßes Korn, nämlich Waizen oder der andern eins. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen der Samenkörnlein seinen eigenen Leib.

Es ist ein liebliches Gleichniß, welches Paulus gibt, um seine Vorstellung von der Auferstehung oder der Fortdauer nach dem Tode zu bezeichnen. Er vergleicht den Todten mit einer Saat, die in die Erde geworfen wird. Das Saatkörnlein ist's nicht, was wieder hervorsteigen und werden soll, sondern etwas Anderes. Der Same vermodert im Boden und wird Erde. Gleichermaßen auch der menschliche Leichnam. Der Same ersteht nicht wieder; eben so wenig der verwesete, begrabene Leichnam. Aber aus dem Saatkorn steigt das Lebendige, das an sich Unsichtbare, über die Erde hervor, nimmt einen ganz andern Leib an, eine ganz andere Gestalt, als das Körnlein; empfängt Blätter, Stengel, Zweige, Blüthen, wie das kleine Saatkorn nicht hatte, und wird hiermit schöner, als das Verwesete je gewesen. Eben so der unsterbliche Mensch. Von der Todesstunde an wird sein Körper ein unwiederbringlicher Raub der Würmer und Fäulniß, während das Lebende, oder, wie es Jesus nennt, was hinfort nicht sterben kann, der Geist des aufgelöseten Menschen, eine andere Hülle und Gestaltung annimmt, edler, schöner, als der irdische Leib gewesen.

Es wird gesäet verweslich, sagt der Apostel; was aufersteht, ist das Unverwesliche. Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistiger Leib. Davon

sage ich aber, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben· auch wird das Verwesliche nicht ererben das Unverwesliche. Wie kann deutlicher und heller von dem geredet werden, was der Auferstehung sich zu erfreuen habe? Nicht also unser Leib wird auferstehen und in jenem Leben fortdauern, sondern das Unverwesliche, Nichtirdische, der Geist.

Auch er wird wieder eine neue Hülle empfahen, wie er vorher den irdischen Körper hatte, ein Werkzeug, um sich mittelst desselben mit dem ihn umgebenden All der Dinge in Verbindung zu setzen. Aber frage und forsche nicht: Wie kann und wird das neue Gewand des Geistes sein? Alles in der Natur ist anders und verschieden, und nicht das Gleiche! sagt Paulus. Es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen, eine andere die irdischen. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den andern an Klarheit. Also wird es im Künftigen sein. Hat man einen natürlichen, irdischen Leib, so hat man auch einen geistigen. Der erste Mensch, Adam, ist gemacht in das irdische Leben; Christus aber, gleichsam ein anderer Adam, ein Erstgeborner Gottes in der geistigen Welt, ist gemacht in das geistige Leben. Wie wir von Adam, dem Stammvater des Menschengeschlechts, Fleisch und Blut, das Verwesliche erbten, so erbten wir von Christo das Göttliche und Vollkommene, die Seligkeit des Ewigen.

Es hat uns Jesus nicht offenbart, wie die Verwandlungen im Tode sein werden. Alles Forschen der Menschen darüber ist fruchtloses, träumerisches Muthmaßen. Auch sehe ich sehr wohl ein, daß es uns Sterblichen unmöglich zu offenbaren war und ist, weil wir, um zu verstehen, was wir sein werden, schon das sein müßten, was wir erst noch werden sollen. Wer kann dem Blindgeborenen die Pracht der sichtbaren Welt, der Erde und ihres Frühlingsschmuckes, des Himmels und seiner Sterne offenbaren? Es fehlt ihm der Sinn dafür. Um diese Pracht zu erkennen, müßte er schon sehend sein.

Herrlich ist jetzt schon der Leib des Menschen. Und so schwer und gebrechlich auch dies Werkzeug ist, mit welchem ich an die Erde gefesselt bin, so mächtig und reich macht es doch hier meinen unsterblichen Geist. Ich kann mich nicht schnell, wie der Gedanke, von einem Ende der Welt zum andern schwingen, und Vieles bleibt mir Geheimniß. Aber doch bin ich durch diesen Leib schon jetzt mit einem unermeßlichen Theil der ewigen Schöpfung eng verbunden. Ich rühre mit meiner Hand die unsichtbare Wärme der Körper hinein; mit dem Auge rühre ich an die Milliarden Meilen weit entfernten Sterne. Mit dem Ohr erfasse ich den Gang des Sturmes und die süßen Gefühlserklärungen der lebendigen Wesen; mit dem Geruch empfinde ich die unberührbaren Stoffe und Elemente der Luft; mit der Zunge entdecke ich Eigenschaften, die an den Körpern kein Auge, kein Ohr wahrnimmt; durch die Sprache vermählen Geister ihre Wirksamkeit. Herrlich ist schon jetzt der Leib des Menschen; wie wird einst der Verklärte sein!

So unnütz alles Vermuthen und Träumen derer ist, die vom Zustand des Geistes im künftigen Dasein reden wollen: so unnütz ist es, über den Anfang des neuen Lebens zu klügeln, und darüber zu hadern, ob der Geist sogleich zu

Gott genommen werde, oder bis zum unvermutheten Auferstehungstage an einem besondern Orte verbleibe. Christus sprach allezeit nur in Bildern, wenn er von Auferstehung und vom Weltgerichtstage redete. Diese Bilder haben wir keinen Grund im strengsten Wortverstande zu nehmen. Vor seinem Tode sagte Jesus zu einem seiner Mitgekreuzigten: Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein! — Ein Beweis, daß der Messias von keinem Zwischenzustande der abgeschiedenen Seelen wissen wollte.

Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen das Unsterbliche: dann wird erfüllt werden das Wort, das geschrieben steht: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn, Jesum Christum.

69.

Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung.

Erster Theil.

Lukas 24, 13—40.

Auf den Glauben folgt das Schau'n,
Ja, es werden Gottes Frommen,
Alle, welche ihm vertrau'n,
Einst zum Schauen Gottes kommen.
Dunkel ist mein Angesicht,
Aber droben strahlet Licht.
Und ein Strahl vom heil'gen Lichte
Leuchtet durch die Seele mir,
Jesus kam, nicht zum Gerichte,
Zur Verklärung kam er mir!

Mich zum Kampf zu stärken hier.
Hin zum stillen Triumphiren
Will uns Jesus Christus führen.
Wer die Kron' errungen hat,
Legt sie, Gott, vor Deinem Throne
Einst sie nieder, seine Krone,
Und er jauchzt vor Deinem Throne:
Ruhm, Anbetung, Lobgesang,
Preis sei Dir, und ew'ger Dank!

Nicht länger als vierzig Tage sah man Jesum noch am Leben, seit er das Grab verlassen hatte. Immer und immer, so oft ich die Geschichte dieses Zeitraums aus dem Leben des Erlösers in unsern heiligen Büchern lese, wird mein ganzes Gemüth von wunderbarem Grauen erfüllt. Denn Jesus ist nicht mehr, wie er sonst war. Vieles ist mir dunkel und unerklärlich. Alle vorigen Verhältnisse zwischen dem liebenden Heiland und seinen Freunden waren verändert; Alles nun anders. Er lebte nicht mehr bei seinen Jüngern. Niemand weiß, wo er sich aufhielt und wohnte. Nur drei- bis viermal erblickten ihn binnen ungefähr sechs Wochen diejenigen, welche ehemals beständig bei ihm waren. Wie sie sonst ihm nachzufolgen pflegten, wohin er ging, schien er jetzt aus einer unbekannten Einsamkeit ihnen zu folgen, und sie zu besuchen. Sein Weilen bei ihnen war aber nie von langer Dauer, sondern gewissermaßen nur ein vorübergehendes Erscheinen. Sie liebten ihn noch, aber in ihre Zärtlichkeit mischte sich eine größere Ehrfurcht, wie vor einem Wesen höherer Art aus fremden Welten. Der lebhafte Petrus stand ernst und schweigend in einer gewissen Ferne, wie in Anbetung. Der sanfte Johannes, sonst so selig, wenn er sein

Haupt an die Brust des hochgeliebten Lehrers legen konnte, wagte diese süße Vertraulichkeit nicht mehr.

Selten nur erschien Jesus, und nur auf Augenblicke, bei seinen Freunden. Seinen Feinden und dem ganzen Volke zeigte er sich niemals wieder. Warum das? fragt der Zweifler. Wie erschütternd, wie beschämend, wie strafend wäre sein Erscheinen vor den blutdürstigen Hohenpriestern, vor den Hauptleuten des Tempels, vor Pilatus dem Feigen, vor Herodes dem grausamen und üppigen Wüstling, vor dem Volke gewesen, welches das „Kreuzige" über ihn gerufen hatte! Da hätte ihnen die Lüge nicht länger geholfen, daß er keineswegs aus dem Tode ins Leben zurückgegangen, sondern sein Leichnam nur aus dem Grabgewölbe von den Jüngern entwendet worden wäre. Welch ein Triumph und Sieg für alle seine Bekenner, welch eine Bestürzung der Widersacher, der lästernden Pharisäer und Schriftgelehrten würde dies gewesen sein! Ja viele derselben würden dadurch bewogen worden sein, ihren Haß in Ehrfurcht zu verwandeln, ihren Zorn in Reue, ihren Unglauben in Glauben.

So scheinbar diese Gründe auch sein mögen, daß der Messias seinen Gegnern siegreich hätte erscheinen mögen, ehre ich doch die gewiß höhern Beweggründe, welche den Erlöser abhielten. Und obwohl ich, der ich fast zweitausend Jahre später lebe, nicht wagen kann, diese höhern Ursachen zu erforschen und aus den damaligen Umständen und Verhältnissen und Zwecken zu erkennen, zeigt mir doch Vieles von dem, was ich weiß, daß die Erscheinung Jesu im Angesicht seiner Feinde schwerlich geleistet haben würde, was man wohl Großes davon vermuthen könnte.

Und wenn es auch wahr wäre, daß das öffentliche Erscheinen Jesu vor seinen Verfolgern und Widersachern Alle erschreckt, beschämt, gedemüthigt haben würde: lag dies nur zu verlangen in der heiligen Denkart des göttlichen Lehrers? Ein Triumph, wie dieser, mag dem Stolz und der versteckten Neigung zur Rache schmeicheln, die sich im Erröthen und in der Bestürzung der Gegner eine kitzelnde Genugthuung schafft. Allein eine Genugthuung und Augenweide dieser Art war des über gemeine Leidenschaft erhabenen Christus unwürdig. Und er, der selbst so oft gesagt hatte: Ich begehre nicht Ehre vor den Menschen! würde durch diesen einzigen, zweideutigen Zug mit sich selber in Widerspruch gerathen sein.

Ohnehin müssen wir der tiefen Menschenkenntniß des Erlösers wohl zutrauen, daß er voraussah, wie wenig eine solche Demüthigung ergrimmt gewesener Feinde zu dem heiligen Ziel führen könne, nach welchem er ging. Ein neu gereizter Feind, ein beschämter Feind, dem edlere Gefühle mangeln; ein Hoherpriester, der für das Ansehen seiner eigenen Person nur doppelt bekümmert ward; ein Pilatus, dem Recht und Unrecht gleichgültig blieb; ein Herodes, dessen verworfene Denkart mit den Offenbarungen Jesu nichts gemein hatte — Alle würden durch die Demüthigung, die ihnen widerfuhr, nur noch erbitterter geworden sein. Sie hätten nur hartnäckiger behaupten können: es sei Betrug in Allem; dieser Jesus sei nicht der Gekreuzigte, sondern eine andere, dem ersten ähnliche, untergeschobene Person. Die Pharisäer, statt Gottes Finger in dieser Erscheinung zu ehren, hätten in ihrem verstockten Sinn wieder behaupten

können, wie sie ehemals gewohnt waren: Siehe, das hat er mit Beistand des Teufels gethan, durch dessen Hilfe er einst Teufel austrieb! — Wer nicht glauben will, den zwingen auch nicht Zeichen und Wunder, von seinem Irrthume zurückzukommen.

Dann müssen wir nicht vergessen, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch in derselben menschlichen Gestalt war, wie er vor seinem Tode gewesen. Er trug ja noch die schmerzlichen Zeichen seiner nicht ausgeheilten Wunden. Er empfand noch Durst und Hunger. Ich bin noch der ehemalige, sagte er selbst: Ich bin kein Geist, sondern habe Fleisch und Bein. Auch würde wohl die öffentliche Erscheinung Jesu nur den Muth der beschämten Feinde zu neuen Verfolgungen Jesu, zu neuen Nachstellungen entflammt haben.

Vielleicht wäre sein Hintritt vor das versammelte Volk von größerer Wirkung gewesen. Indem dieses den Todtgeglaubten wieder unter den Lebendigen sah, würde es vielleicht anbetend hingesunken sein, oder wieder gerufen haben: Hosianna, dem Sohne David's! Es würde nun glaubensvoller, daß er der wahre verheißene Messias und König von Israel sei, vielleicht wieder, wie ehemals, die Waffen haben ergreifen, ihn zum König ausrufen wollen; sich vielleicht mit rächerischer Pöbelwuth im Aufruhr wider seine Verfolger und Mörder aufgemacht und ihr Blut vergossen haben. Was konnte Jesus anders von einem wankelmüthigen, wilden, nur an Weltliches denkendes Volk erwarten? Wer hätte diese stürmischen Auftritte nicht voraus fürchten müssen? Das aber war es nicht, was Jesus begehrte.

Nicht von dieser Welt war sein Reich. Das Gottesreich sollte nicht mit Waffen in der Faust, sondern durch Ueberzeugung, Liebe, Heiligkeit und Duldermuth gegründet werden. Dazu war weniger der Glaube an seine äußere Persönlichkeit, als an sein Wort und seine Lehre nöthig, und daß er es sei, den Gott gesandt habe, die sündige Welt von ihren Irrthümern zu erlösen, auszusöhnen mit Gott und allem Göttlichen und sie zu beseligen.

Und weil nun dieses der Wille Jesu war, erschien er nur seinen Freunden und Geliebten. Ihnen wollte er die Erfüllung der Verheißungen zeigen; ihnen Trost bringen; ihren Muth und Glauben stärken, weil sie nun bald seine Werkzeuge zur Verbreitung des Evangeliums werden mußten.

Schnell hatte sich das Gerücht von der Auferstehung Jesu unter den Jüngern des Herrn verbreitet, und daß er von den Weibern lebendig gesehen worden sei, welche sich zuerst seinem Grabe genähert hatten. Es war Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jakobi, und manche Andere, die dies den Freunden meldeten. Petrus selbst und Johannes hatten das leere Grabbehältniß gesehen, in welches der Leichnam des am Kreuz Gestorbenen beigesetzt worden war. Aber die Worte der Weiber däuchten sie Alle, als wären es Mährlein, und sie glaubten ihnen nicht. (Luk. 24, 11.)

Allein bald ward einigen derselben Gewißheit auf überraschende Weise. Zwei der Jünger gingen an dem Auferstehungstage des Herrn mit einander in einen Flecken, der Emmaus genannt ward, und von Jerusalem sechszig Feldweges, das heißt, ungefähr zwei deutsche Meilen, entfernt lag. Dieser Ort steht noch

heutiges Tages, mitternachtwärts von Jerusalem, ist aber sehr verfallen und öde, nur von wenigen arabischen Familien bewohnt.

Unterwegs redeten sie mit einander von den Begebenheiten der letzten Tage, und von dem wunderbaren Ereignisse, welches am vergangenen Morgen geschehen sein sollte. Indem sie sich zweifelnd ihre Meinungen, Fragen und Wünsche gegenseitig mittheilten, nahete Jesus zu ihnen und wandelte mit ihnen, ohne daß sie sogleich bemerkten, wer er sei. Daß es Jesus selber sei, glaubten sie wohl am wenigsten, da sie fest überzeugt waren, daß er nicht aus dem Schlaf des Todes erwacht sei, und die Weiber, die ihn gesehen haben wollten, sich wohl nur getäuscht hätten. Theils diese Ueberzeugung, theils ihre Traurigkeit, theils die allein auf die schreckenvollen und seltsamen Vorfälle der Zeit gerichtete Aufmerksamkeit ihres Geistes hielt sie ab, ihn genauer zu beachten. Dazu kam aber wohl noch ein anderer Umstand, der sie gegen die Person Jesu für den Augenblick gleichgültiger machte, daß sie dieselbe nicht schärfer ins Auge faßten. Der Evangelist Lukas erzählt: Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten. (Luk. 24, 16.) Deutlicher drückt sich ein anderer von Jesu Lebensbeschreibern darüber aus, indem er meldet: Da zween unter ihnen wandelten, offenbarte er sich ihnen unter einer andern Gestalt, da sie auf's Feld gingen. (Mark. 16, 12.)

Sowohl die eigene, morgenländische Weise dieser Redensart, als auch die Kürze des Ausdrucks könnte Manchen auf die Vermuthung leiten, die Augen der Jünger wären gleichsam durch ein Wunder verblendet gewesen, welches jedoch hier ohne allen großen Zweck geschehen sein würde. Oder Jesus habe in der That einen andern Leib gehabt, welches er doch nachher selber als eine Thorheit widerlegte, da er sagte: ich bin es selber; fühlet meine Wundenmale vom Kreuze!

Schon Maria Magdalena hatte ihn am Morgen nicht sogleich erkannt, und ihn im Garten beim Grabe für den Gärtner gehalten. Dies beweiset, daß Jesus eine ganz andere, als seine gewohnte Bekleidung getragen; nicht mehr die Tracht, in welcher die jüdischen Lehrer öffentlich zu erscheinen pflegten. Seine eigenen Kleider waren ihm schon vor der Kreuzigung geraubt; halb nackt war er und mit Blut bedeckt nach Golgatha geschleppt; um sein Gewand war von den Kriegsknechten gelooset worden. Das Linnen, in welches sein Leichnam gehüllt gewesen, sah man zusammengewickelt im verlassenen Grabe geblieben. Auf diese Weise mußte er durch die ganz ungewöhnliche Tracht, welche er angenommen, sehr unkenntlich werden. Es war nicht mehr das edle Gewand der Propheten; es war nicht mehr das Gewand eines Vornehmern und Höhern, durch welches er hätte die Aufmerksamkeit der Menschen an sich ziehen können, sondern das schlichte und geringe Kleid eines Menschen von niedrigem Stande, welches er trug. Denn ohnedem würde ihn Maria Magdalena, wenn auch nicht augenblicklich erkannt, doch für keinen Gärtner gehalten haben. Man ersieht daraus, wie bedächtig Jesus nach seinem Auferstehen mied, Aufsehen zu machen und wieder vom Volke bemerkt zu werden. Sein großes Werk war vollendet; er wollte nichts mehr von der Welt und in der Welt. Jedes neue Geräusch, jeder Aufstand hätte nur die Ruhe, welche er suchte, stören müssen, oder seinen bis-

her von der öffentlichen Verfolgung verschont gebliebenen Jüngern Gefahr bringen können.

Außer der fremdartigen Bekleidung mochte Jesus selbst in seinen Gesichtszügen wesentliche Veränderungen erlitten haben. Die blühende Farbe einer ungeschwächten Gesundheit war von seinen Wangen verschwunden. So viel Leiden, so viel Wunden, ein solcher Blutverlust hatten ohne Zweifel auf seinem Antlitz die Blässe des Todes und des Leidens zurückgelassen. Die edle Stimme, mit welcher er einst gegen der Pharisäer Stolz und des Volkes Laster donnerte, mochte leiser und schwächer tönen. So erschien er den Jüngern unter einer ganz andern Gestalt, als diejenige war, in welcher sie ehemals gewohnt gewesen waren ihn zu sehen, und sich ihn noch immer vorstellten.

Wovon redet ihr so lebhaft, fragte er die beiden Wanderer; warum seid ihr so betrübt?—„Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem," erwiederte ihm der zween einer, mit Namen Kleophas, „allein, der nicht wisse, was in diesen Tagen darin geschehen ist?" Christus stellte sich unwissend, um die gegenwärtigen Gedanken seiner Freunde über ihn genauer kennen zu lernen. Und auch für uns ist es lehrreich, was sie jetzt, nach Jesu Hinrichtung und Tode, von ihm urtheilten.—Was ist geschehen? fragte er.

„Weißt du nichts von Jesu von Nazareth?" antworteten sie. „Er war ein Prophet, mächtig in Thaten und Worten vor Gott und allem Volke." — So dachten sie sich also Jesum. Sie hielten ihn für einen Propheten, das heißt, für einen von Gott gesandten Lehrer, in welchen die Fülle der Gottheit war, denn er war mächtig in Thaten und Worten vor Gott und dem Volke. — „Ihn haben, (fuhren sie fort) unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet zur Verdammniß des Todes und gekreuzigt. Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen! — Damit zeigten die Jünger unverhohlen, wie sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen. Sie hatten zuversichtlich gehofft, weil Jesus sich den Messias genannt, weil er immer vom Reiche Gottes geredet hatte, er werde als König von Israel das Volk vom römischen Druck erlösen, und das weltliche Reich Davids, als dessen Nachkömmling, wiederherstellen. Denn das war des Landes altübliche Vorstellung von dem, was der Messias sein würde. Nun aber sahen ihn die Jünger auf Befehl der Hohenpriester gefangen, und wie einen gemeinen Aufrührer verurtheilt. Das war ihnen Jesus nicht. Er galt ihnen noch als ein göttlicher Prophet, ohne Tadel, mächtig an Thaten und Worten; aber nicht mehr als der Messias, denn er war gestorben, und noch sahen sie sein verkündetes messianisches Reich nicht.

„Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern!" fuhren sie in ihrer Erzählung fort: „Sie kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen, er lebe." Also war die Nachricht vom Wiederleben Jesu den Jüngern unglaublich. Es war ihnen in dem Bericht etwas, das sie mit Grausen erfüllte.

Nun hub Jesus an, ihnen durch Auslegung Mosis und aller Propheten und aller heiligen Bücher des Alterthums zu beweisen, daß der Messias solches leiden mußte, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Und wie er so redete, und sie schalt, wie sie so trägen Herzens und zweifelhaft wären, den Weissagungen des Alter-

thums zu glauben, brannte ihnen das Herz, und neue Hoffnungen, neue Ahnungen gingen in ihnen auf.

So erreichten sie mit einander den Flecken Emmaus, als es schon Abend werden wollte. Sie luden den Wanderer gastfreundlich ein, bei ihnen zu übernachten. Und er trat in ihre Hütte, setzte sich mit ihnen zu Tische. Wie er aber ihnen da gegenüber saß und nun nach alter, ihnen ewig theurer Weise das Brod nahm, den Dankseufzer zu Gott aussprach, und das Brod brach und es ihnen gab, nicht als sei er der Gast, sondern ihr Herr und Meister, da starrten sie ihn mit Verwunderung an. Das war Jesu Gebet, das war Jesu Art, das Brod zu brechen und es auszutheilen. Da beobachteten sie seine Gesichtszüge in der fremden Kleidung genauer. Da wurden ihre Augen geöffnet und sie erkannten ihn.—Welche Empfindungen überwältigten in diesem rührenden Augenblick ihr Herz! Welch ein Schrecken, welch ein Entzücken! Sie waren außer sich. Er aber entzog sich ihnen schnell, und verschwand in der Dunkelheit des Abends.

Erstaunt, im Taumel nie gefühlter Freude, verließen auch sie ihr Abendmahl und die Hütte, eilten wieder nach Jerusalem zurück, erzählten da den versammelten Jüngern, was sie gesehen und gehört hatten. Die Jünger, welche still und furchtsam beisammen wohnten, und aus Furcht vor den Juden ihre Hausthür verschlossen hielten, schüttelten zweifelhaft und ungläubig das Haupt. Wie mag Einer von den Todten auferstehen? sagten sie mit Wehmuth: Er ist uns auf ewig entrissen. Was ihr sabet, war Täuschung.

Da sie aber noch davon redeten, trat Jesus zu ihnen herein und sprach: Friede sei mit euch! — Bebend traten alle zurück. Sie erkannten ihn nun wohl, da ihnen die fremde Kleidung beschrieben worden war; sie erkannten ihn, ungeachtet seines blassen Antlitzes; aber sie erschraken und fürchteten sich; meinten, sie sähen einen Geist. „Was seid ihr so erschrocken? Warum kommen solche Gedanken in eure Herzen?" sagte er: „Sehet doch nur meine Hände und Füße, und die Nägelmale des Kreuzes darin; sehet diese Seite, welche der Speer durchstieß; fühlet mich und sehet: denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." Allein ihr Entzücken war zu groß, das Glück zu unaussprechlich groß, als daß sie sich dem süßen Glauben, er sei es wirklich, ganz hätten hingeben können. Er zeigte ihnen die Hände und seine Seite. Da sie aber noch nicht glaubten vor Freuden, und sich verwunderten, sprach er zu ihnen, um sie ganz von seinem bloß menschlichen Wesen zu überzeugen: Habt ihr hier etwas zu essen? Und sie legten ihm vor ein Stück von gebratenem Fisch und Honigseim. Und er nahm es, und aß vor ihnen. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.

So gelangten sie durch Schauen endlich zum Glauben.

Wir aber gehören zu denen, an die einst Petrus schrieb von Christo: Welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet, so werdet ihr euch dermaleinst freuen mit unaussprechlicher, herrlicher Freude, und das Ende eures Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit. (1. Petr. 1, 8. 9.)

Auch ich werde durch Glauben zum Schauen und zum Genuß der namenlosen Seligkeit gelangen, die denen bereitet ist, welche sich als wahre Jünger des

Herrn in ihm vollenden. Niemals hat einer der ersten Schüler Christi einen Augenblick gezweifelt, daß er nicht ein Prophet sei, ein Gotteslehrer, mächtig an Thaten und Worten vor Gott und dem Volke. Nur am Wiedererwachen seines entseelten Leichnam zum irdischen Leben zweifelten Alle.

Auch ich zweifle nicht, daß Jesus nicht der mir von Gott gesandte Erlöser und Retter meiner Seele sei. Ich sehe das Reich Gottes, das sie nicht sahen, weit um mich her verbreitet in glänzendem Triumph. Sie mußten bei verschlossenen Thüren wohnen, aus Furcht vor den Juden. Ich darf meinen Heiland öffentlich bekennen ohne Zittern. Seiner Lehre stehen, wie Ehrensäulen, Millionen Tempel unter allen Völkern prachtvoll errichtet. Seinen Sieg über den Buchstaben des Gesetzes, über den Wahn des Aberglaubens, verkünden weit umher auf dem Erdreiche die feierlichen Klänge der Glocken, die zu seiner Verehrung rufen. Durch ihn ist der Arme beglückt, der Niedrige erhaben, der Reiche demuthvoll, der Krieger menschlich, und die Gewaltigen beugen das Knie und beten weinend im Staube zum ewigen Vater auf im Namen des ewigen Sohnes Das sahen die Jünger Jesu nicht! Sie sahen nur mit Furcht den drohenden Zorn der Juden, vor welchen sie sich verbargen; den Trotz eines Herodes; die Gewalt eines römischen Machthabers, in dessen Hand und Laune das Schicksal des Schuldlosesten hingegeben lag; den Stolz des majestätischen Hohenpriesterthums, dessen Ansehen ewig und unvernichtbar zu sein schien. Ich aber sehe die Juden wie Spreu vom Winde zerstreut in alle Welt, verachtet unter allen Nationen. Wo stand der Thron eines Herodes? Was ist von Rom und seinen schrecklichen Machthabern geblieben? Siehe, Staub ist Alles geworden; aber das göttliche Reich Jesu Christi breitet sich von Jahrtausenden in Jahrtausende immer siegreicher aus. Es ist kein Hoherpriester mehr, nur noch Jesus ist es, der Einzige. Er ist der König der beseligten Geister, ihr Gesetzgeber, ihr Führer zu Gott. Das sahen die Jünger Jesu nicht; ich aber bin der Augenzeuge von Erfüllung aller Verheißungen, die er der Welt gegeben.

Wie sollte mein Glaube an ihn wanken können? Ist er mir nicht allenthalben nahe? Sehe ich nicht die Wirkungen seines göttlichen Thuns und Lebens überall; fühle ich nicht die Macht seiner Wahrheiten im Tiefsten meines Innern? Sollte ich die Zeitgenossen Jesu beneiden, die ihn irdisch sahen, und die Wundenmale seiner Hände und Seite? Bin ich nicht zu beneiden, der ich seine Verherrlichung auf dem ganzen Erdkreise, und die Herrschaft seines Geistes über die zahllosen Kinder des Staubes erblicke?

Gelobt und gebenedeit sei der Name meines Gottes, der mich diesen Sieg Jesu sehen ließ, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

70.

Die Erscheinung Jesu nach der Auferstehung.

Zweiter Theil.

Joh. 20, 24. 29.

Wenn alle Freuden kranken:
Die Hoffnung blüht gesund!
Mein Glaube kann nicht wanken,
Er ruht auf Felsengrund.
Mein Glaube stammt vom ew'gen Gott,
Stark gegen Noth und Tod und Spott.

Kannst du den Weltbau brechen,
Zerstreuen Land und Meer?
Zum Nichts allmächtig sprechen:
Gib neue Welten her?
Du kannst es nicht, und darum bricht
Dein Zweifel meinen Glauben nicht.

Was Jesus mir gegeben,
Ist Licht aus Gottes Reich;
Mein Glaube ist mein Leben,
Und macht mich Engeln gleich.
Durch ihn bin ich im Staub verklärt,
Der Gnade meines Gottes werth.

Denke dir, der Geliebteste von denen sei gestorben, mit welchen dich Gott durch die heiligen Bande des Blutes verbunden hat, oder der Edelste unter allen deinen Freunden, welchen zu retten du gern dein eigenes Leben weggegeben hättest, schlummere den kalten, schweren Todesschlaf im Sarge; — und du fühltest dich einsam in der Welt von nun an; und dein Herz, auf immer hienieden von ihm losgerissen, verblutete im langsamen Schmerze; — und welchen Trost man dir auch reichen, welche Zerstreuungen man dir auch verschaffen wollte, nichts könnte dich trösten, nichts zerstreuen. Denke dir dann, es käme ein Freund und sagte mit Beben und Entzücken: Weine nicht, was du auf ewig verloren zu haben fürchtest, es ist noch nicht verloren; weine nicht, dein Liebling athmet, lebt noch, wandelt umher!—welche wunderbare Gluth würde plötzlich dein ganzes Wesen durchdringen, indem der längst verglimmte Hoffnungsfunken in dir zur hellen Flamme aufloderte! Und wie würde es dich wieder mit Todesfrost erstarren, wenn du daran dächtest, daß du den Geliebten sterben, sein Auge brechen sahst, seinen letzten Seufzer hörtest; wenn du daran dächtest, daß seine Rückkehr in das heitere Leben zu dir unmöglich, und die Ordnung der Natur unveränderlich sei! Wahrlich, du würdest deinen ersten Schmerz noch erträglicher finden, als das Halten an einer fruchtlosen Hoffnung. Die Furcht vor der Täuschung würde dich ungläubig machen, bis die Wirklichkeit vom Erwachen deines Lieblings dir alles Leugnen untersagte.

Dies waren wohl die ersten Gefühle der Jünger Jesu bei der ihnen gebrachten Nachricht vom Auferstandenen. Sie glaubten nicht daran, und blieben ihrer ersten Traurigkeit treu, da Maria Magdalena mit den Weibern die erste Botschaft brachte. Sie glaubten nicht, als ihnen Petrus und Johannes vom leer gefundenen Grabe des Herrn erzählten. Sie glaubten nicht, als die beiden Jünger von Emmaus noch in dunkler Nacht zu ihnen nach Jerusalem kamen, und ihnen das Unwahrscheinlichste von der Welt für wahr und wirklich erklärten, und es durch Schilderung der kleinsten Nebenumstände glaubwürdiger zu machen suchten. Als aber plötzlich der, den sie für den ewigen Raub des Grabes hielten, der, um welchen sie weinten, in ihrer Mitte stand, ihnen Trost sprach; als er den letzten ihrer möglichen Zweifel zerstreute, selbst daß er keine überirdische Erscheinung, sondern wirklich noch der gekreuzigte und begrabene Jesus, ihr Freund und Vater, ihr Meister und Herr, sei; als er mit ihnen aß und trank: da löste sich ihr hoffnungsloser Schmerz in das glaubenvollste Entzücken auf. Sie hatten ihren Heiland wieder.

Nur Einer aus der heiligen Zahl fehlte im Kreise der Versammelten an jenem merkwürdigen Abend. Thomas war nicht zugegen, als Jesus kam. Aber was er schon vernommen und nicht geglaubt hatte, das betheuerten ihm nun Alle mit freudeglänzenden Augen. „Er lebt," sprachen sie zu ihm: „Wir haben

den Herrn gesehen!" Und was er gethan, was er gesprochen, wie er gewesen, Alles ward ihm erzählt und wiederum erzählt. Er aber sprach zu ihnen: Ihr täuschet euch und mich, oder werdet von einer Person, die ihm ähnlich scheint, getäuscht. Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale, und lege meine Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in seine vom Speer durchbohrte Seite, will ich es nicht glauben!

Diese beharrliche Ungläubigkeit des Jüngers gegen die Aussagen aller seiner Freunde, deren Redlichkeit und Wahrheitsliebe ihm kein Geheimniß war, und die Alle Jesum auf's Genaueste gekannt hatten, so daß sie nicht durch irgend ein Blendwerk getäuscht werden konnten, mußte ihnen auffallend und vielleicht kränkend sein. Auch die vorsichtige Wahrheitsliebe hat ihre Grenzen, um nicht in grundlose, eigensinnige Zweifelsucht zu entarten, die ebenso nachtheilig und fehlerhaft ist, als Leichtgläubigkeit es von der andern Seite sein mag. Es kann nicht anders sein, als daß wir auch den Worten rechtschaffener und sachkundiger Personen in vielen Dingen, die wir nicht selbst erfahren und gesehen haben, Glauben beimessen müssen, wenn wir nicht über das Alltäglichste im Leben in Ungewißheit versinken wollen.

Es ist allerdings richtig, wenn man sagt, auf dem Weg des Zweifelns gelangt man am sichersten zur Wahrheit. Aber es ist ebenso gewiß, daß der Weg des verständigen Glaubens der erste Weg zur Wahrheit sei. Der erste Weg! Er ist der Weg der gesammten Menschheit. Kinder gelangen nur durch stillen Glauben an das Wort ihrer Eltern und Erzieher zur Einsicht und Erkenntniß. Kinder können noch nicht selbst forschen und prüfen. Sie müssen sich darauf verlassen, daß erwachsene, erfahrene, redliche Personen das Wahre kennen. Wir waren allesammt Kinder. Den größten Theil dessen, was wir von der Welt wissen, die uns umgibt, und von der Vorwelt, die nicht mehr ist, haben wir auf Glauben angenommen. Ja, als wir aufhörten, Kinder zu sein und nun selbst das Wahre und Falsche, das Gründliche und Ungründliche zu unterscheiden wußten, hörten wir keinen Augenblick auf, Vieles und weit mehr auf das Wort anderer Leute hin für wahr anzunehmen, als wir selbst zu untersuchen Gelegenheit und Zeit hatten. Denn wenn wir nichts für wirklich und wahrhaft halten wollten, als was wir mit eigenen Augen und Ohren vernommen, so würden wir auf den Gebrauch unserer meisten Einsichten Verzicht thun müssen. Wir würden in eine kindische Unwissenheit zurücktreten müssen, da wir die Erfahrungen der Menschen, die seit Jahrtausenden vor uns da waren, nicht gleichsam zu unsern Erfahrungen machen wollen.

Wie gelehrt und einsichtvoll auch ein Sterblicher sei: er hat weder Kenntniß genug, noch Länge des Lebens genug, Alles selber nach seinem wahren Werth zu würdigen. Er muß sich auf Kenntniß und Einsicht Anderer bei vielen Dingen, die sie besser zu durchforschen Gelegenheit, Beruf und Anlagen hatten, gänzlich verlassen, so wie er seinerseits von Andern mit Recht fordern darf, daß sie sich auf das verlassen, was er über Gegenstände aussagt, die er besser kennt, als sie. So gelangen wir, als Kinder und als Erwachsene, durch gegenseitiges Belehren, auf dem Wege des Glaubens zu einem Reichthum von Wahrheitserkenntnissen. Darum ist der Glaube der allererste Weg zur Wahrheit.

Jedoch, wie überall, soll man auch auf diesem Wege mit Vorsicht wandeln. Vorsichtig im Glauben sein, bewahrt vor den Verirrungen der Leichtgläubigkeit. Man soll Nichts leicht glauben. Damit ist nicht gesagt, daß wir Dinge, die wir vernehmen, so lange als unglaubwürdig verwerfen, bis wir sie in allen ihren Verhältnissen ergründet haben — wer könnte das immer! — sondern wir sollen darauf zuerst achten, ob der, welcher uns etwas als Wahrheit gibt, Glauben verdient; ob er die Person ist, welche allerdings das gründlich kennt, was er meldet, oder ob es ihm auch Ernst mit der Wahrheit selbst sei; ob ihn nicht Nebenabsichten und Leidenschaften zu einer Täuschung reizen. Wir sind von den Gefahren der Leichtgläubigkeit sowohl in religiösen als weltlichen Sachen schon sehr geborgen, wenn wir auf die Quelle mit prüfendem Blick achten, aus welcher uns eine Nachricht oder neue Kenntniß fließt. Dürfen wir keinen Zweifel gegen Reinheit und Güte der Quellen hegen, so sind wir befugt, was wir von daher empfangen, auf Treu und Glauben anzunehmen, zumal wenn es nichts ist, was der Möglichkeit oder den Gesetzen der Vernunft geradezu widerstreitet. Wir sind befugt, es als wahr zu glauben, auch wenn es nicht mit unsern bisherigen Erfahrungen übereinstimmt. Denn Vieles ist möglich, wovon der enge Kreis unserer Erfahrungen keine Beispiele aufweiset.

Wenn Thomas nicht den ersten Berichten von der Auferstehung seines göttlichen Freundes glaubte, war es weise Vorsicht. Aber als ihm alle seine Freunde, diese frommen, tugendhaften, vorher selbst ungläubigen Männer, die Wahrheit von der Wiedererscheinung Jesu im Leben betheuerten, und er dennoch ihre gewissenhaften Zeugnisse hartnäckig verwarf, ging er in der That zu weit. Wäre ihm Jesus nachher nicht selber erschienen, würde er an den Wiederauferstandenen also nicht geglaubt, und das reine Herz oder den gesunden Verstand aller übrigen Jesusschüler verdächtig erklärt haben. Er beharrte darauf, er wollte den für auferstanden Ausgegebenen selber sehen, selber betasten, ehe er glaubte.

So gewiß Glaube der erste Weg zur Wahrheit ist, so ist Zweifel der sicherste Weg zur Erkenntniß des Wahren. Durch den vorsichtigsten Glauben kann uns neben der Wahrheit auch mancher Irrthum zugeführt werden. Denn wenn auch wirklich Alles, was uns einsichtvolle und grundrechtliche Leute versicherten, strenge Wahrheit gewesen, können wir sie doch mißverstanden und mit ihren Worten ganz andere Vorstellungen verbunden haben. So kann aus dem Glauben der Zweifel entspringen, und aus dem Zweifeln wieder das festere Glauben. Dies ist die gewöhnliche Geistesgeschichte fast jedes denkenden Menschen. Oder wer ist, der nicht früher oder später, wenn er aus der Kinderzeit, die Alles treuherzig annimmt, ins reifere Alter trat, Vieles von dem, was er für Wahrheit gehalten, als Irrthum erkannte, und nun dadurch zum Zweifel über Dinge gereizt ward, die ihm noch nicht entschiedener Irrthum waren?

Zweifeln ist eine vorsichtige Wahrheitsliebe, ist ein weises Mißtrauen gegen das, was noch unentschieden ist. Das Zweifeln ist löblich. Es ist ein Vorschritt zur Vollkommenheit der Erkenntniß, ein Wachsthum des Geistes, wobei das Unhaltbare abfällt, und nur das Wesentliche bleibt. Aber wie der Weg des bedächtigen Glaubens, hat auch der Weg des weisen Zweifelns gefahrvolle

Abwege. Das Beste hat Grenzen, wo es, indem es dieselben überschreitet, Böses wird.

Was mir durch Tugend und Einsicht gleich glaubwürdige Personen sagen, insofern es weder den Gesetzen der Vernunft, noch des Gewissens widerstrebt: das ist glaubhaft. Was sich sowohl durch die Quellen verdächtig macht, aus denen es herfließt, als durch Widerspruch in sich selbst, oder durch Widerspruch mit bisher erkannten Gewißheiten: das ist zweifelhaft. Um mir selber Ruhe zu geben, und nicht in Zerstörung meiner ganzen innern Welt zu gerathen, soll und muß ich nothwendig ebenso wenig das Zweifelhafte glauben, als das Glaubhafte ohne höhern Grund bezweifeln.

Das aber ist ein herrschendes Erbübel der Menschen: sie können nicht leicht Maß halten, weder im Bösen, noch im Guten; und daher alles Unglück unseres Geschlechts. Eine Nebensache, die ihnen Mißtrauen erweckt, scheint ihnen ein Recht zu ertheilen, die ganze Hauptsache zu bezweifeln, und als unstatthaft zu verwerfen. Haben sie keinen Grund zum Zweifel: so erfinden sie ihn. Sie wollen tiefer dringen und auch den Grund ihres Zweifels bezweifeln, und verlieren sich in ein Gewirre von Spitzfindigkeiten, welches sie weder zerreißen, noch ertragen können. Zuletzt stehen sie ermüdet und stumpf da, und finden keine Beruhigung; und ihr Zweifeln wird ein Verzweifeln an allem Heiligen, Guten, Gerechten und Wahren, was die Welt hat.

Dies ist die Zweifelsucht, ein Fehler des Verstandes, eine Seelenkrankheit, weit schmerzlicher, als die Leichtgläubigkeit. Der Zustand des Allesbezweifelns ist endlich so unerträglich, daß der, welcher sich demselben unvorsichtig hingegeben hat, zuletzt die wüthendsten Mittel ergreift, sich demselben wieder zu entringen. Mancher verkürzte sich darum schon, einem Wahnsinnigen gleich, mit selbstmörderischer Hand das Leben. Noch häufiger sehen wir, daß Personen, nachdem sie Jahre lang die starken Geister spielten, nichts für wahr hielten, Alles bezweifelten, ohnmächtig in den alten, täuschungsreichen, nichtsprüfenden Kinderglauben zurücksanken, um da wieder Erquickung zu suchen. So werden viele Religionsspötter, viele Bezweifler der heiligsten und beseligendsten Glaubenswahrheiten hintennach wieder bigotte Frömmler; und viele Weiber von sogenanntem Weltton, die nichts glauben, und Alles, was die Kirche lehrt, für Mährchen der Unwissenheit und Träumerei der Schwärmer halten, werden im reifern Alter abergläubige Betschwestern.

Das Uebel der Zweifelsucht entspringt zuweilen aus redlicher Absicht, die Wahrheit zu ergründen. Allein es wird gefehlt, wenn man ohne die erforderlichen Vorkenntnisse und Mittel ans Prüfen geht, und Mißtrauen in Aussagen von Personen setzt, welche bessere Vorkenntnisse und Mittel besaßen. Dann macht man das Kleine zum Maßstab des Großen; will mit der Einbildungskraft das Unendliche und Ewige umspannen; vermißt sich über die Grenzen der Vernunft; erklärt aus dem Grobsinnlichen das Uebersinnliche. Man will mit dem Fernrohr die Abgründe des Meeres erkennen, und mit dem Senkblei die Tiefen der Himmel erforschen.

Solches ist der gemeine Fall bei Leuten, denen sehr daran liegt, zur Zahl der sogenannten Aufgeklärten zu gehören. Sie haben oft nur oberflächliche Kennt-

nisse von der Natur, wie vom Gebrauche der Geistesvermögen; aber Eigendünkel genug, sich zuzutrauen, die verwickeltsten und schwierigsten Aufgaben zu lösen. Sie verwerfen vorläufig Alles, was sie von religiösen Dingen erlernt haben, erfinden sich hintennach Gründe dazu, ihre Thorheit zu rechtfertigen; fühlen dann wieder das Bedürfniß einer Religion; wissen nicht, wie viel sie für wahr annehmen dürfen, und drehen sich in einem widerlichen Kreise von Irrthümern. Ohne Kenntniß der Sprachen und Entstehungszeiten der heiligen Schriften, wollen sie dieselben auslegen. So verirren sie sich von Mißverständnissen zu Mißverständnissen. Die Einen werden Spötter des christlichen Glaubens, die Andern Schwärmer, Geisterseher und Weissager. Die Frömmsten und Weisesten auf Erden waren aber weder das Eine, noch das Andere.

Nicht selten ist Zweifelsucht ebenso sehr eine Folge wirklicher Verstandesschwäche, als Vermessenheit eines starken Verstandes. Wer das Bewußtsein des Scharfsinnes und seiner Urtheilskraft hat, wird durch solches Bewußtsein gar leicht zu stolzen Anmaßungen verleitet, Alles zu verwerfen, was ihm nicht sogleich als wahr einleuchtet. Statt die Ursachen der Dunkelheit in einer irrigen Nebenvorstellung aufzusuchen, die er von diesem oder jenem Gegenstand der Religion hatte, wirft er die Schuld auf die von ihm mißverstandenen Lehrer. Er nimmt nichts als ausgemachte Wahrheit an; gewöhnt sich, in Allem ebenso viel Gründe *wider* als *für* aufzubringen, und steht dann, wenn das Gewicht auf beiden Seiten gleich zu sein scheint, unentschlossen zwischen beiden. Das ist die verwegene, irrige Einbildung der thörichten Weisheit, wenn sie, die an Allem zweifelt, doch glaubt: es seien keine Gründe für und wider mehr vorhanden, wenn sie keine mehr zu erfinden weiß.

Die unselige Gewöhnung, zu Allem ebenso viel Gründe für als wider, und umgekehrt ebenso viel wider als für, aufzutreiben, ist der Tod aller richtigen Erkenntniß, aller Wahrheit, aller Gemüthsruhe. Im gemeinen Leben, wie im innern religiösen Sinn, entspringt daraus Wankelmuth und Unentschlossenheit. Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. (Jak. 1, 8.) Es ist schwer, solche falsche Richtung der Geistesthätigkeit wieder auszurotten, und man hat längere Zeit und größere Beharrlichkeit vonnöthen, diese Gewohnheiten abzulegen, als anzunehmen. Alles entartet zuletzt zur Ungewißheit, zur Geistesverarmung.

Es gibt kein besseres Mittel, sich von dieser Seelenkrankheit zu heilen, als wieder da anzufangen, von wo man ausgegangen ist. Man lerne wieder etwas auf Treu und Glauben und Aussage weiser und gewissenhafter Personen *für wahr* halten. Man überzeuge sich von der Gewißheit, daß andere Menschen in manchen, ja in sehr vielen Dingen bessere Einsichten haben können, als wir in unsern Verhältnissen zu erwerben fähig sind. Und wenn sich auch gewisse widrige, Alles in Zweifel setzende Vorstellungen uns immer wieder aufdringen, weil sie durch anhaltenden Gebrauch zur Gewohnheit geworden sind: man dränge sich ebenso standhaft mit dem Gedanken zurück, daß eine Vorstellung darum *noch nicht wahr und richtig sei*, weil sie in uns gleichsam *fest* geworden ist, und bei jeder Gelegenheit wieder kommt. Vielmehr ist sie, weil sie die allzu vorherrschende sein will, die wirkliche Feindin der wahren Erkennt-

niß, indem sie uns verwirrt, widerspruchvoll, und im Urtheil einseitig macht. Nur das ist wahr für uns, was im Einklang mit allen übrigen Begriffen steht, die wir haben; das ist glaubhaft, wodurch unser Inneres mit dem ganzen äußern All harmonisch wird. Widerspruch und Zweifel sind keine Wahrheit; ihre Aeußerungen sind keine Ueberzeugungen. Der Zweifler hat weniger, als das Kind in seinem stillen Glauben. Er muß wieder glauben lernen, wie ein Kind, und aus dem Nichts, wohin sein Zweifeln führt, die Mangelhaftigkeit seiner Gemüthskräfte und die Falschheit seiner Ansichten anerkennen.

Auch Thomas, der Jünger, zweifelte. Aber wahrlich, er war nur Zweifler aus Freude, Zweifler aus Furcht vor den neuen Schmerzen einer möglichen Täuschung. Man nennt ihn unter uns sprichwörtlich den Ungläubigen; doch mit Unrecht. Er war nur ein Schwergläubiger. Er war, so weit er auch sein Nichtglauben des Auferstandenen trieb, sehr zu entschuldigen. Da stand er mit verwundetem Herzen, abgerissen von seinem Heiland, den er über Alles liebte, und wie eine Waise ohne den Vater. Und so hörte er das Unerhörteste. Da stand er, noch in schmerzhafter Wahrnehmung seiner schönen, nun vernichteten Selbsttäuschung von einem durch den Messias zu errichtenden Himmelreich auf Erden; er sah ein, sein Jesus sei nicht derjenige Messias gewesen, den er erwartet hatte; er war Zeuge gewesen, wie der, welcher von Gott gekommen, und welchem Himmel und Erde gehorchen sollten, von einem verächtlichen Haufen gemeiner Kriegsknechte, Verbrechern gleich, zu Gericht und Tod geschleppt worden; und nun, nachdem er durch eine unwidersprechliche, allgemein bestätigte, offene Thatsache die Ueberzeugung empfangen, Jesus sei nicht der Messias, welcher Israels irdischer König und der Sohn und Stellvertreter Jehova's auf Erden werden sollte, — nun sagte man ihm, dieser Jesus habe die Bande des Todes gebrochen, sein Grab siegreich verlassen, und sich mehrmals seinen Jüngern schon, als wirklich lebend, gezeigt! — War Jesus der Messias und Weltkönig: warum ließ er sich gefangen nehmen, mißhandeln, kreuzigen? War er nicht der Messias: wie konnte er den Tod überwinden?

Acht Tage lang wankte er umher in diesen Zweifeln. Es ward in ihm Gewißheit, seine übrigen Freunde wären im Irrthum. Da stand unerwartet Jesus wieder im Kreise seiner Schüler. Thomas sah ihn. Er sah ihn, und traute seinen eigenen Augen nicht. Als Jesus Christus aber sich nun zu ihm mit jener Holdseligkeit herwandte, die nur Jesus hatte, und ihm mit der rührenden Liebe, die in Jesu Stimme nur allein so erschütternd zu den Herzen klang, sagte: „Reiche deine Finger her; und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite: und sei nicht mehr ungläubig!" da verwandelte sich in Thomas Alles, und alle Zweifel stürzten vernichtet zusammen, und die ganze Welt, und das ganze Leben ward ihm ein anderes. Erstaunt, entzückt und anbetend stammelte er: Mein Herr und mein Gott!

Und fest und ewig unzerstörbar stand von nun an sein Glaube aufgerichtet. Thomas war unter den Jüngern, die nachmals wieder an dem Meere bei Tiberias den Herrn sahen, als er, anfangs von ihnen in der Morgendämmerung nicht erkannt, fragte: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Johannes zwar erkannte

den göttlichen Freund früher, als alle andern ihn erkannten; Thomas aber hatte seinen Zweifel verloren und lag mit Andacht zu Jesu Füßen.

Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! sprachst Du, mein Heiland, zu dem überzeugten Thomas. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! sprachst Du zu Deinen Jüngern allen in nachfolgenden Jahrtausenden. O mein Heiland, Du sprachst diesen Segen auch über meine Seele!

Es gab' eine Zeit, da mein Glaube wankend war, weil ich Dich nicht gesehen und erkannt hatte. Wie Thomas, hätte ich meine Finger in Deine Nägelmale, meine Hand in Deine heilige Seite legen mögen! — Es gab eine Zeit, da mich Zweifel elend machten, und ich nichts mehr hatte, woran ich mich tröstend aufrichten konnte. Da aber ward mir Dein heiliger Geist, und mein Herz entbrannte. Da sah ich, wie vor der aufsteigenden Sonne die Nebel, vor Deinen Offenbarungen den finstern Irrthum weichen. Da ward mir das Weltall hell und licht, meine Bestimmung und mein Ziel im Ewigen klar; ich fühlte mich durch Dich wie ein verlornes und wiedergefundenes Kind, in die Arme meines himmlischen Vaters gelegt; da habe auch ich, wie Thomas, mit heiliger Bestürzung und Entzücken gerufen: Mein Herr und mein Gott!

71.

Des Herrn Himmelfahrt.

Apost. Gesch. 1, 1—11.

Jauchzt Gott mit großem Schalle,
Der Weltkreis wiederhalle:
Der Weltversöhner hat's vollbracht!
Im Staub anbetend sehen
Wir ihm nach zu den Höhen,
Wohin ihn ruft des Vaters Macht.

Nun herrsche, Ueberwinder!
Es werden Deine Kinder,
Wie aus der Morgenröthe Thau.
Das Reich, das Du verkündet,
Dein Zion steht gegründet,
Und ew'ger, als der Erde Bau.

Nicht länger als vierzig Tage wandelte Jesus, seitdem er das Grab verlassen, auf Erden. Dann ward er dem Anblick der Welt und seinen Freunden hienieden auf immer entzogen und nicht mehr unter den Sterblichen gesehen.

Als er sich das erstemal zur Trennung von den Geliebten und zu seinem Tode bereitete, geschah es auf eine ganz von derjenigen verschiedene Weise, die er das letztemal beobachtete. Diese Verschiedenheit ist mir ungemein merkwürdig.

Kurz vor der ersten Trennung, da die Stunden seines Leidens und Sterbens nahe waren, behandelte er seine nach ihm zurückbleibenden Geliebten, wie ein Vater seine Kinder, die dessen Sterbebett umringen und nicht ahnen, daß sie ihn verlieren sollen. Er schien mehr um ihre künftigen irdischen Verhältnisse bekümmert, und daß sein Andenken bei ihnen nicht erlösche. Er gab ihnen das feierliche Gebot, sich seiner, wenn er nun nicht mehr bei ihnen sein würde, täglich zu erinnern. Er machte das Abendmahl zu seinem Gedächtnißmahl. Er gab ihnen das feierliche Gebot, sich treu und fest zu lieben. Diese standhafte Liebe zu einander, sagte er, solle das unzweifelhafte Merkmal werden, daß sie seine Jünger wären. Kein Vorzug, kein Ehrgeiz solle sie trennen. Einer müsse des

Andern Diener sein. Er wusch ihnen die Füße, um ihnen zu zeigen, daß er selbst, obgleich er ihr Herr und Meister wäre, sie wie Seinesgleichen liebe. So sollten sie sein. Einigkeit und Freundschaft unter sich, und treue Liebe zu ihm, das war die letzte allgemeine Anordnung, die er gab. Dann ging er den Gang zum Tode. Am Kreuze äußerte er endlich noch den letzten Willen in Betreff seiner hilflosen Mutter. Er befahl dem sanften Johannes, sie hinfort wie seine eigene Mutter zu behandeln. Auch wird gesagt, daß der Jünger das Wort Jesu gehorsam und freudig erfüllt, die Mutter des Herrn zu sich genommen und mit sich nach der Stadt Ephesus geführt habe, wo sie in einem hohen Alter gestorben sein solle.

Wie Christus vor seinem Tode gewissermaßen nur irdische, auf die Lebensweise seiner Jünger Bezug habende Einrichtungen traf: so beschäftigte er sich nach seiner Auferstehung nur mit den Anordnungen himmlischer Dinge. Er bereitete seine Schüler auf das große Lebensgeschäft vor, dem er sie geweiht hatte, das Gottesreich durch die Predigt des Evangeliums zu verbreiten. Eine besondere Hoffnung schien er auf die Thätigkeit und auf den lebhaften und unternehmenden Geist seines Jüngers Petrus zu setzen, und er wollte dessen Gemüth, das so leicht von äußern Umständen geleitet ward, durch feierliche Zusagen binden. Denn er behandelte ihn mit einer auffallenden Auszeichnung, als er am Meere bei Tiberias zu sieben seiner Schüler kam und mit ihnen speisete.

„Simon Johanna, hast du mich lieb?" fragte er ihn. Petrus antwortete: Ja, Herr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe. Darauf versetzte Jesus: „Wohlan, so weide meine Lämmer." Dreimal richtete der Messias die gleiche Frage, ernst und fast zweifelnd, an ihn. Petrus ward zuletzt traurig. „Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt, daß ich Dich lieb habe!" rief Petrus. „So weide meine Schafe!" sagte Christus. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warst, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest. Wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst." In der Lebensbeschreibung Jesu fügt der Jünger Johannes zur Erklärung dieser dunkeln Worte hinzu: das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode Petrus Gott preisen würde. (Joh. 21, 19.) Inzwischen ist die Todesart des Apostels in spätern Zeiten ungewiß geblieben. Nur Sagen sind davon aufbehalten, wie er zu Rom gekreuzigt worden sei.

Nachdem Jesus jene Worte zu ihm gesprochen, befahl er demselben, ihm nachzufolgen. Petrus gehorchte, wandte sich aber und sah auf Johannes, den sanften Freund Jesu, der ebenfalls folgen wollte. Herr, was soll aber dieser? fragte Petrus. Christus entgegnete: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach."

Es scheint, die ersten Bekenner Jesu haben nachmals, vielleicht nach Petri Tode, diese Worte in einem geheimnißvollen Sinn genommen und auf die Todesart beider Jünger bezogen. Es scheint, sie haben geglaubt, gleichwie Petrus seinem göttlichen Vorgänger in Kreuzestod gefolgt sei (eine bei den Römern gewöhnliche Hinrichtungsart), so werde Johannes hingegen nicht sterben, bis Jesu Messias käme, das irdische Reich seiner Herrlichkeit aufzurichten; eine Meinung, deren Irrigkeit aber Johannes selbst verwarf. (Joh. 21, 23.)

Man bemerkt hingegen nirgends, daß der Heiland einem oder dem andern seiner Jünger einen wirklichen Vorzug vor den übrigen ertheilt habe, wenn er gleich einzelne, die sich immer besonders theilnehmend an ihn schlossen, durch seine Aufmerksamkeit auszuzeichnen und aufzumuntern rathsam fand. Vielmehr gab er Allen gleiches Amt, gleiches Recht, gleiche Kraft. Gehet hin, sprach er zu sämmtlichen ohne Unterschied, gehet hin und lehret alle Völker! Diese Weisung hatte er ihnen vor seiner Auferstehung nie gegeben, sondern sie bloß auf Verkündung des Evangeliums unter den Juden beschränkt. Auch noch kurz vor seiner letzten Trennung wiederholte er ihnen dasselbe, indem er sagte: „Ihr werdet nun meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“ Von den Juden aus, welche schon den Glauben an den einzigen, lebendigen Gott hatten, sollte das Evangelium über die ganze Welt verbreitet werden, auch unter den Heiden.

Lehret, sprach er, alle Völker, und taufet sie, oder weihet sie ein zum unsichtbaren Gottesreiche, im Namen Gottes, des Vaters aller erschaffenen Wesen, und des Sohnes, der die Offenbarungen gegeben von Gott, und des heiligen Geistes, der euch und die Getauften durchdringen muß mit seiner von Sünden reinigenden Kraft! — Johannes der Täufer, sagte Christus kurz vor seiner Himmelfahrt, hat mit Wasser getauft. Sein Wirkungskreis war gering und beschränkt und vorübergehend. Er weihte zum Gottesreiche sinnbildlich ein mit dem Wasser, das die Kraft zur äußerlichen Reinigung und Verschönerung hat. Ihr aber sollet mit dem heiligen Geiste getauft werden. Euch wird Gottes Geist frei machen von aller Neigung zu dem, was irdisch ist, wird euern Sinn verklären, veredeln und ermuthigen. Und vermittelst dieser Kraft des heiligen Geistes, des rein göttlichen Sinnes, welcher über Welt und Schicksal erhöhet, werdet ihr unter allen Völkern die siegreichen Boten der Offenbarung und Lehre werden, die ich euch zur Erlösung der Menschheit von Irrthum und Sünde gegeben habe.

Und lehret sie halten Alles, fuhr er fort, was ich euch befohlen habe. Denn wie ich euch das höchste Ziel der Menschheit in der ewigen Vereinigung mit Gott offenbarte: so zeigte ich euch auch den Weg zum Ziel in Heiligung des Willens, in tugendvollem Wandel. So gehet hin! und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. So, in meinem Geiste lebend und wirkend, seid ihr ewig die Meinigen, bin ich ewig mit euch. Gehet hin! Wer da glaubet und getauft wird, das heißt, wer ein Bürger des unsichtbaren Gottesreichs wird, festhaltend an meinen Offenbarungen und heiligen Geboten, der wird selig werden. Wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden; der bereitet sich selber das schreckliche Loos derer, die sich von Gott und den seligen Bestimmungen ihres Geistes entfernen; der ist mein Bekenner, mein Nachfolger nicht. Ihm bleibt keine Hoffnung auf höhere Seligkeit und Vollkommenheit jenseits des Grabes, sondern seine Sünde ist ihm behalten und nicht vergeben.

In diesem Sinne hatte Christus auch schon vor seiner Auferstehung geredet, da er seine Jünger auf ihr einstiges Lehramt vorbereitete. Bisher war er es allein gewesen, welcher diejenigen ermannte, die seine Schüler und Nachfolger sein sollten, und die er als seine wahren Bekenner anerkannte. Kein Anderer

konnte dieses, als der Meister, als der Stifter und König des Gottesreiches auf Erden. Nun er aber seine vertrauten, geweihten Schüler aussandte, und sie seine Boten, seine Stellvertreter werden mußten, die in seinem Namen lehrten, predigten, tauften, mußten auch sie die Gewalt und das Recht haben, zu erklären, wer zu den Erben des Himmelreichs, das heißt, zu den wahren Bekennern Jesu, des Messias, gehöre im Glauben und heiliger That, wer nicht.

Einst, da Petrus zu ihm gesprochen: Du bist mehr, als das Volk sagt, als ein Prophet des Alterthums; Du bist Christus oder Messias, des lebendigen Gottes Sohn! antwortete ihm Jesus: Selig bist du, denn ein Sterblicher hat dir das nicht offenbaret, sondern Gott, mein Vater im Himmel. Und so sage ich dir auch, daß meine Hoffnung auf dir ruht. Du bist ein Petrus, das heißt, ein fester Felsen, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle, das heißt, die Macht des Bösen, alle Feindschaft der irdisch gesonnenen, wahrheithassenden Welt, soll diese Gemeine nicht überwältigen. Und ich will dir geben die Schlüssel des Himmelreichs, das heißt, Recht und Gewalt, in die Gemeine Gottes, in die Zahl meiner Anhänger, in das Gottesreich eintreten zu lassen, welchen du dazu für würdig hältst. Denn so du mich kennst, wirst du auch die kennen, die zu mir gehören wollen. Alles, was du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein. (Matth. 16, 19.) Dieses Recht ertheilte aber Jesus nicht nur dem Petrus, sondern mit denselben Worten auch allen seinen Jüngern. (Matth. 18, 18.)

Auch nach seiner Auferstehung wiederholte er ihnen die Ertheilung jenes Rechts feierlich, da er sie in Jerusalem bei verschlossenen Thüren beisammen fand. Er hauchte sie an, als wollte er ihnen seinen Geist einhauchen, diesen göttlich-reinen, nur im Himmlischen lebenden Sinn, und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasset, das heißt, bei welchen ihr Reue über das vergangene fehlervolle Leben und Sehnsucht nach heiligern Dingen findet, daß ihr sie würdig haltet, in mein Reich einzugehen, denen sind ihre Sünden erlassen, denen sei gestattet, aufgenommen zu werden in die heilige Gemeinschaft der Verehrer und Kinder Gottes, über welchen des Vaters Gnade waltet ewiglich. Und welchen ihr ihre Sünden behaltet, daß ihr sie derentwillen unwürdig findet, mir anzugehören, denen sind sie behalten. Sie bleiben ausgeschlossen von mir und euch. Freunde des Lasters und Irrthums können des Gottesreiches Bürger nimmermehr sein. (Joh. 20, 23.)

So wie er seinen Jüngern, als künftigen Boten des Evangeliums, das Recht und die Gewalt gab, die von ihnen Bekehrten in die Gemeinschaft der Geheiligten aufzunehmen, theilte er ihnen auch die Kraft mit, durch welche er während seines Lehramtes der Wohlthäter so vieler Unglücklichen geworden. Die Zeichen, sprach er, die da folgen werden denen, die da glauben, sind folgende: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, oder die im damaligen Sprachgebrauch Besessen-Geheißenen von ihrer schrecklichen Krankheit befreien; sie werden ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser werden mit ihnen. Mit neuen Zungen werden sie reden. (Mark. 16, 17. 18.)

Es ist schwer, die Art und Eigenschaften jener Gaben zu erklären, oder uns deutlich zu machen, theils weil viele der damaligen Krankheiten sich gänzlich verloren oder bis zur Unkenntlichkeit verändert haben, theils weil die Redensarten aus jener Zeit, besonders wenn sie sich auf besondere Gegenstände beziehen, sehr dunkel geworden sind. Denn sowohl die Volkssprache selbst, in welcher eigentlich der Heiland lehrte, und auch die hebräische und griechische, in welcher ursprünglich die heiligen Schriften abgefaßt wurden, sind ausgegangen und werden von keinem Volke auf Erden mehr gesprochen. So können manche damalige Ausdrücke nur noch durch sich selbst und durch unsichere Vergleichungen erklärt werden, aber mit keiner entschiedenen Zuverlässigkeit.

Darum sind mancherlei Muthmaßungen über jene mitgetheilten Eigenschaften entstanden, zumal über die Gabe, mit neuen Zungen zu reden. Selbst Alles, was der Apostel Paulus ausführlich im ersten Brief an die Korinther (Kap. 14) von dieser Gabe redet, die unter den ersten Christen sehr gemein gewesen sein muß, gibt uns nur sehr verworrene Vorstellungen davon. So viel scheint gewiß, daß diejenigen, welche mit Zungen redeten, nicht etwa verschiedene Sprachen redeten, durch welche sie sich mit Leuten aus andern Nationen verständlich machen konnten, sondern sie bedienten sich solcher Gabe nur im inbrünstigen Gebet zu Gott. Es scheint, daß sie in dieser entflammten Andacht und Entzückung nur undeutliche Töne und Worte ausstießen, die Niemand außer ihnen verstand. Der Inhalt dieses Seufzens zu Gott war eine Rede des Geistes, Geheimniß für fremde Ohren, der Sinn desselben nur dem Allwissenden offenbar; eine heiligende Geisteserhebung dessen, der da zu Gott redete in seinem Innern, aber keinem Andern weder erbaulich noch lehrreich. Darum verglich Paulus die, welche mit Zungen redeten, Werkzeugen der Tonkunst, den Pfeifen und Harfen, die nicht erklingen oder nur verworrene Töne geben. Also auch ihr, schrieb der Apostel, wenn ihr mit Zungen redet, so ihr nicht eine deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist? Denn ihr werdet in den Wind reden. So ich nun nicht weiß der Stimme Deutung, werde ich fremd sein dem, der da redet, und der da redet, wird mir fremd sein. Paulus verwarf daher das Reden mit Zungen in der versammelten Gemeinde, wenigstens sollten es nicht mehrere zugleich thun. Wenn die ganze Gemeinde zusammenkäme an einem Ort, und redeten alle mit Zungen, es kämen aber Laien oder Ungläubige dazu: würden sie nicht sagen, schrieb Paulus, ihr wäret unsinnig? Deswegen fand Paulus besser, daß man verständlich Gottesweisheit lehre, oder, wie er sich ausdrückt, weissage. Denn, schrieb er: der da weissaget, ist größer, denn der mit Zungen redet, es sei denn, daß er seine undeutlichen Klänge auch auslege, daß die Gemeinde dadurch gebessert werde. Wenn ich zu euch käme, und redete mit Zungen, was wäre ich euch nütze, so ich nicht mit euch redete durch Offenbarung, oder durch Erkenntniß, oder durch Weissagung, oder durch Lehre? Darum, wer mit der Zunge redet, der bete also, daß er es auch auslege.

Die Gabe mit Zungen zu reden, hielt Paulus übrigens sehr hoch und vortheilhaft zur inbrünstigen Unterhaltung mit Gott. Ich danke meinem Gott, daß ich mehr mit Zungen rede, als ihr Alle, sagte er. Dennoch mußte diese Gabe von einer Art gewesen sein, daß sie, auf die rechte Weise angewendet, gro-

ßen Eindruck auf Andere machte, welche Hörer von den Aeußerungen dieses Entzückens waren. Dieses erhellt daraus, daß am Pfingsttage, da die Apostel in Zungen redeten, Menschen von verschiedenen Nationen riefen: Wir hörten sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. (Apost. Gesch. 2, 11.) Andere hingegen, welche bei dieser allgemeinen Begeisterung todt blieben, hatten ihren Spott, und sagten, sie sind voll süßen Weines.

Fast möchte ich glauben, daß die Gabe, mit Zungen zu reden, eine wunderbare Aeußerung höchstens Entzückens in der Anbetung Gottes gewesen; da sich eine schöne Verklärung über alle Züge des Antlitzes und über das ganze Wesen des Betenden ergoß. Und das Geheimniß seines Innern offenbarte sich in Blick, Miene und Geberden und den Tönen und Seufzern des Mundes, also, daß das Herz aller Zartfühlenden und Frommen davon ergriffen, überwältigt, und mit zur Verehrung und Anbetung des Allerhöchsten hingerissen war. Es war Befreiung und Entfesselung des zu Gott entzückten Geistes von den Banden der gemeinen Sprache der Menschen, welche durch ihre Wortfügungen den Flug der Gedanken lähmt. Und die Begeisterung des Einen war dem Andern klar und rührend, und er ward von diesen Tönen bewegt, und zur Sehnsucht nach dem Ueberirdischen und Allerheiligsten entflammt, ohne die Klänge wie eine gemeine Lebenssprache zu verstehen. So liegt ja auch in den Tönen der Musik etwas Hohes, Begeisterndes, das zum Herzen redet, und doch keine menschliche Sprache ist, und nicht in gemeinen Worten übersetzt und ausgelegt werden kann. Wenn ich, gerührt durch die Größe und Majestät des Schöpfers, durch die Barmherzigkeit meines ewigen Vaters, mich geistig erhebe, und in heiliger Begierde entflamme, ihn zu preisen; wenn der Blitzesschnelle meiner Gedanken die Worte zu lästig werden, dem Reichthum meiner Empfindungen die Menschensprache zu arm wird, und meine Brust, meine Zunge, mein ganzes Irdisches nur dem Fluge meines Geistes in Seufzern und wortlosen Tönen nachschwebt — ist dies nicht ein Verwandtes von der mir dunkeln Gabe der ersten Christen, in Zungen zu reden?

Diese oder ähnliche entzückende Zustände und Wirkungen verhieß Jesus Christus seinen Jüngern, ehe er von ihnen genommen ward. Und als er sie nun zu ihrem künftigen großen Schicksal bereitet hatte, kam der Tag der Trennung.

Noch einmal versammelte er sie am Oelberge. Dieses fruchtbare Gebirg, das höchste in der Nähe Jerusalems, nur eine Viertelstunde von dieser Stadt fern, ist durch das Thal Josaphat und den Bach Kidron von ihr getrennt. Es erhebt sich zu den Wolken in dreifachen Gipfeln, deren mittlerer der erhabenste ist. Dahin begab sich Jesus mit seinen Geliebten. Er ging mit ihnen bis zum Flecken Bethanien, auf der Morgenseite des Oelberges. (Luk. 24, 50.) Da suchte er mit ihnen die Einsamkeit und Stille des Gebirges. Er ermahnte sie, Jerusalem nicht zu verlassen, bis die Kraft des heiligen Geistes sie ergreifen und ermuthigen würde, das Evangelium bis an das Ende der Erde zu tragen. „Wie?" sprachen die Jünger, in welchen sich neue Hoffnung regte, daß das irdische Reich des auferstandenen Messias wohl dann beginnen könne: „Wirst Du, Herr, auf solche Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?" (Apost. Gesch. 1, 6.) Jesus aber wies ihre Frage, die noch immer bewies, wie innig sie an dem Urbild eines Mes-

sias nach jüdischen Begriffen hingen, mit der Antwort ab, die weder ihre Meinung ganz zerstören, noch weniger aber bestätigen sollte: Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.

Dann blickte er noch einmal liebend auf sie alle hin. Er hob die Hände auf über sie, und segnete sie. Und indem er sie segnete, schied er von ihnen. (Luk. 24, 51.) Er stieg empor. Eine Wolke verhüllte ihn. (Apost. Gesch. 1, 9.) Er war verschwunden. Bestürzt sahen die Jünger zum Himmel, dem er wiedergegeben war. Es ist die gemeine Sage der Alten, daß die himmlische Wolke den Heiland auf der höchsten Gebirgsspitze, die galiläische genannt, umfangen und der Welt entrückt habe. Nie erblickten sie den herrlichen Erlöser auf Erden wieder. Da standen zween Männer in weißen Kleidern zu ihnen, und sprachen: Ihr Männer aus Galiläa, was stehet ihr, und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. (Apost. Gesch. 1, 14.) Sie sanken anbetend nieder. (Luk. 24, 52.)

Und anbetend sinke ich im Geist mit ihnen nieder, und mein Blick sucht Dich, und mein Herz brennt voller Sehnsucht nach Dir, und zittert vor stiller Bewunderung, Du Unbegreiflicher, Du Licht aus Gott, Hochgelobter, Jesus Messias, Verklärer meines Geistes! Dunkelheit umgab Deine Wiege zu Bethlehem, und in Dunkelheit entschwebtest Du am Oelberge dem Auge der Sterblichen. Aber, Gottessohn, Du bist zurückgegeben dem Vater, der Dich sandte seinen irrenden Kindern zur Erleuchtung, Entsündigung und ewigen Beseligung. Du bist ihm zurückgegeben, der sich durch Dich den Kindern des Staubes offenbarte. Du lebst, und ich werde mit Dir leben in Gott, dem Alleinherrlichen, Deinem und meinem Vater. Durch Dich habe ich die Erkenntniß und Liebe meines Vaters im Himmel; durch Dich die Ahnung höherer Seligkeiten schon in dem Bewußtsein, daß ich ein von Gott erkorner Geist zur Vollendung bin. Wie kann ich Dir genug danken, Dich preisen und bewundern!

Eins ist durchaus göttlich auf Erden, majestätisch, erhaben über aller Menschen Vernunft und Begriff, wunderoll und begeisternd. Es ist dies die Natur, dieser Schleier, der die Gottheit umhüllt, und durch welchen die Herrlichkeit des Allerhöchsten segnend hervorstrahlt, wie hinter den Wolken des Morgenroths der Glanz der Sonne. Aber Eins ist noch majestätischer, erhabener, wundervoller, begeisternder! Es ist Dein Geist der Offenbarung und Heiligung, o Welterlöser, o Mittler, der Du die Räthsel meines Daseins mir gelöset, und den Schlüssel zum Geheimniß der Schöpfungen Gottes gegeben hast. Ach, daß ich reden könnte mit Engelszungen, und mich auflösen könnte in deiner Liebe, Erkenntniß und Heiligkeit zur dankbaren, würdigen Anbetung meines Vaters im Himmel!—Bleibe mir nahe immerdar, bis an das Ende meiner Tage! Amen.

72.

Jesu Jünger in der Einsamkeit.

Apost. Gesch. 1, 11–26.

Ja, zur Stille will ich fliehen,
Will, in Eingezogenheit,
Dem Geräusche mich entziehen,
Das mich störet und zerstreut.
Ruhig will ich und allein,
Gott, mit Dir beschäftigt sein!

Will mich prüfen ganz im Stillen,
Wie entschlossen, wie getreu,
Deinen Willen zu erfüllen,
Meines Herzens Neigung sei,
Weiser noch zu werden, Herr!
Und im Beten eifriger.

Jeder Täuschung dann entrissen,
Seh' ich näher, Gott, mein Ziel.
Freier sieht auch mein Gewissen,
Wo ich siegte, wo ich fiel.
Mehr auch flammt mein Herz sich dann
Zu der Tugend Kämpfen an.

Keine Stunde meines Lebens, das mir unter so mancherlei Arbeiten, Sorgen und Zerstreuungen verstreicht, ist mir erquickender, als die stille Ruhestunde, welche ich meiner Andacht und der Erhebung meines Gemüthes widmen kann. Da fühle ich erst lebhaft, welch ein großer Unterschied zwischen der drückenden irdischen Sorge und der Sorge um das Göttliche sei. Jene zieht mich in den Staub nieder, diese hingegen erhebt mich über die Welt, über alle Leiden, zieht mich zu Gott empor. Jene macht mich unruhig, ängstlich, leidenschaftlich; diese hingegen beruhigt, stärkt mich, und macht mich mit Allem zufriedener.

Es ist gewiß, der Mensch, wenn er nicht gänzlich in rohe, thierische Gemeinheit versinken, sondern mit Geist und Herz auf einer gewissen Höhe seiner wahren und ewigen Würde bleiben will, muß sich von Zeit zu Zeit einen einsamen Augenblick der Betrachtung des Ueberirdischen suchen. Man gehört der Welt nur allzuviel, man muß sich zuweilen auch selbst angehören. Es ist gewiß, wenn man vom Morgen bis zum Abend, einen Tag und alle Tage, immer die gleichen Dinge um sich her sieht, immer das Gleiche hört, immer das Gleiche thut: man wird zuletzt Maschine und ein todtes Gewohnheitsgeschöpf: man wird verdrossen, ärgerlich, in seinem Urtheile einseitig und falsch; man wird mit sich und Andern unzufrieden; man wird von allerhand Kleinigkeiten und Nichtswürdigkeiten fast erdrückt; man weiß nicht, woran es liegt, daß man nicht froh werden, und seines Lebens nicht recht rein genießen kann. Aber dies Mißbehagen an Allem ist ganz natürlich. Es entsteht aus der Unzufriedenheit des Geistes, der nicht bloß leiblichen und thierischen Sorgen angehören will, sondern sich auch selber angehören möchte, und Erquickung und Nahrung für sich fordert. Daher geschieht es, daß man schon auf einem Spaziergang, den man im Freien macht, einsam oder mit einer vertrauten Person, ganz anders über die Sache denkt und urtheilt, als daheim in der Stube. Man ist vom ewigen Einerlei losgerissen, und wundert sich, wie man sich von unbedeutenden Dingen hat übermannen lassen. Der Geist, indem ihn das weite, große All der Schöpfung umgibt, fühlt sich selber größer, freier, und in einem edlern Berufe. Man kommt freudiger, stärker, mit ganz andern Ansichten der Dinge zurück; man behandelt Sachen und Menschen daheim freundlicher, größer; man ist gleichsam ein anderr Mensch geworden.

Kann dies ein bloßer Spaziergang bewirken, warum thun wir nicht einen Schritt weiter, und benutzen den Einfluß solcher Einsamkeit absichtlicher zur Erhebung unsers Gemüthes? Warum begnügen wir uns bloß mit der erheiternden Zerstreuung, oder überlassen es höchstens den Umständen und Zufällen, uns zum Gedanken über uns selbst und himmlische Dinge zu führen. Die stillen Augenblicke des Abends vor dem Einschlummern, die ersten unsers Erwachens sind köstliche Augenblicke der Einsamkeit, in denen wir uns selber angehören kön-

nen. Warum denn verschwenden wir sie an neue Pläne und Betrachtungen irdischer Geschäfte? Diese kommen von selbst; und sind sie da, ist's Zeit genug, ihnen anzugehören.

Wer nicht die Einsamkeit recht oft benutzt, seiner selbst mächtig zu werden, und sich mit dem Heiligsten zu erquicken, mit frommer Betrachtung, mit Gebet, mit Gedanken an Gott, an die Ewigkeit, an die Hinfälligkeit des Irdischen, an Bekämpfung seiner Fehler, an Aufsuchung der wahren, geheimen Quellen seines Mißvergnügens, an die Mittel, wie man durch tugendhaften Wandel glücklicher werden könne; wer nur an das beständige Einerlei der leiblichen Sorgen geheftet ist: der wird von dem todten Einerlei ganz verschlungen und beherrscht. Es soll uns aber das, was außer uns dasteht, nicht beherrschen, sondern wir sollen es beherrschen. Dies ist nicht möglich, ohne besondere Stärke des Geistes. Die Geistesstärke wächst aber nur durch die dem Geiste gebotene Nahrung. Die Nahrung des Geistes aber ist nach Vergessung vergänglicher Angelegenheiten die stille Unterhaltung mit himmlischen Dingen, und wie das Unsterbliche in uns einer seligen Unsterblichkeit und der Gnade Gottes allezeit würdiger werde.

Wann sind die Einladungen zur erheiternden und gemüthstärkenden Einsamkeit reizender, als in der lieblichen Jahreszeit des Frühlings und Sommers, da uns die ganze wiedererwachte Natur, die laue, warme Luft, die uns umschmeichelt und liebkoset, der fruchtbare Regenschauer, die weite Pracht der strahlenden Farben, jeder blühende Strauch, jede wunderbar geschmückte Blume und der Gesang der Vögel in den Höhen zuruft: Gott liebt dich! Warum kümmerst du dich, warum sorgest du ängstlich? Gott liebt dich! Warum lebst du doch nie für den gegenwärtigen Augenblick, und wagst es nicht, freier zu athmen, und nie dir ganz selbst und deinem allerhöchsten Geistesberufe anzugehören? Gott liebt dich! Warum suchen wir höchstens nur in arbeitslosen Stunden unserm Leibe eine Erquickung und Ruhe zu schaffen; ihm durch Lustbarkeiten gemeiner Art wohlzuthun und ihn zu neuen Arbeiten zu stärken? Sind wir denn nicht mehr, als das Thier, welches ebenfalls nichts thut, als nach der Mühe und Anstrengung seiner Kräfte zu ruhen, und sich sinnlich zu ergötzen? Welche Erquickungen gewähren uns denn die Lustbarkeiten gemeiner Art? Sind sie nicht leider für viele Menschen oft schädlicher, schwächender, als die Arbeit selbst? Sind sie nicht oft die Ursachen weit größern Verdrusses und tieferer Reue, als es der ruhige Arbeitsgang ist?

Du hast schon den Genuß seelenerhebender Betrachtungen in der Einsamkeit empfunden; du fühltest dich nach ihnen wie neu geboren; edler als sonst, heiterer, menschenfreundlicher, frömmer, glücklicher, als sonst. Siehe, das sind die reinen Freuden! Wie kommt es doch, daß du sie immer noch nicht recht von den unreinen, gemischten Freuden unterscheiden kannst, die dich beim Spiel und Tanz, beim Genusse starker Getränke in wildfröhlichen Gesellschaften erwarten? Bist du in dieser Lebensart auch nur um eine Stufe höher, als das Thier, welches ebenfalls arbeitet und dann seinen höchsten Genuß im Fressen und Saufen, Nichtsthun und Nichtsdenken findet? Lebst du nicht oft, als wenn deine Vernunft dir das Entbehrlichste und Lästigste wäre, was dir der Schöpfer verliehen hat? In der Woche und bei der Arbeit ist nur Gelderwerb, Erwer-

bung von Lobsprüchen, Gedanke an Zank und Streit, Kummer um Künftiges, Essen, Trinken, Schlafen der Umfang deines Thuns und Lassens. Und Sonntags? und in freien Stunden der Geschäftlosigkeit? — O, wie nur allzu oft wird da die Vernunft wieder mit Dingen anderer Art betäubt, berauscht und gelähmt!

So streicht die Lebenszeit vorbei. Man hat gesorgt, gearbeitet, geruht, sich belustigt, und nur höchst selten wahrhaft gelebt. Der Geist kam höchst selten zum Bewußtsein von sich selber. Die letzte Stunde erscheint. Man sagt dir, dein Geist sei unsterblich, er lebe ewig. Aber du weißt nicht einmal, was wahres Leben ist. Dein Geist erhielt höchst selten das Bewußtsein des reinen Lebens. Was soll aus dem Geiste werden, und was heißt Leben, wenn nicht mehr gearbeitet, gesorgt, gegessen, getrunken wird, und alles bisherige Thun mit dem modernden Leichnam hinwegfällt?

So tief ist der große Haufe der Christen heutiges Tages gesunken, daß er vom Leben seines Geistes in Gott und göttlichen Dingen beinahe nichts weiß, und vom Leben der Ewigkeit die allerrohesten, armseligsten und wahrhaft heidnische Vorstellungen hat. Er kennt nichts Besseres in dieser Welt, als Nichtsthun, Reichsein, Essen, Trinken, Tanz und Musik. So träumt er sich auch von den Freuden der Ewigkeit nichts Anderes. Da ist ihm Alles eine feinere Art thierischen Wohllebens. Und das sind Menschen, welche sich, o mein göttlicher Heiland, o Du Gottoffenbarer, nach Deinem Namen nennen, sich Deine Nachfolger heißen!

Nur Einsamkeit führt zur höhern Besonnenheit des Gemüthes. Wie sehr eine solche Besonnenheit wahrhaftes Bedürfniß des Lebens sei, und wie der Geist nie aufhört, seine Rechte gültig zu machen, erhellet schon daraus, daß der Mensch immer nach großen Begebenheiten und Unfällen die Einsamkeit am liebsten sucht. Da sucht er sich aus aller Zerstreuung zu sammeln. Er will sich besinnen, denken; er will einmal wieder Er selbst sein, und kein Anderer. Denn bisher war er in der That nichts Selbstständiges, Eigenes, sondern Etwas im Irdischen und Vergänglichen ganz Aufgelöstes.

Oft sendet Gott ein Schicksal, welches uns mit erschütterndem Schlage trifft, daß wir in uns selber zurückfahren, uns vom Aeußerlichen und Vergänglichen ganz abziehen, um unser mächtiger zu werden. Solch ein Schicksal ist ein Bote, ein Engel des Herrn an unsern Geist. Warum vergessen wir den Gottesboten, wenn er an uns dräuend oder freundlich vorübergezogen ist? Nein, da ist der große Augenblick, in welchem wir uns entscheiden müssen, wer und wie wir für die künftigen Tage und Umstände ferner sein sollen.

Als Jesus Christus von dieser Erdenwelt wieder zur Gottheit heimgegangen war, kehrten seine verlassenen Geliebten und Jünger wieder vom Oelberge zurück nach Jerusalem. Das Außerordentlichste war geschehen. Sie suchten die Einsamkeit. Es war ihnen nur darum zu thun, zu entscheiden, welchen Entschluß sie zu ergreifen hätten für ihre übrigen Lebenstage. Sie sonderten sich von den gemeinen Zerstreuungen des Lebens ab, waren stets einmüthig bei einander mit Beten und Flehen. (Ap. Gesch. 1, 14.)

In dieser Zurückgezogenheit stärkten sie sich zu den größten Unternehmungen,

welche jemals von den Sterblichen unternommen worden waren. Das Himmlische war der große und einzige Gegenstand ihrer Betrachtung. Und in dieser Betrachtung wurden sie selber erhabenere Wesen. Christus war nicht mehr irdisch mit ihnen; aber sie hatten durch ihn einen Vater im Himmel empfangen, zu dem sie nun mit kindlicher Zuversicht und Freudigkeit flehen und beten konnten. In diesen Unterhaltungen mit Gott wurden sie selbst heiliger und göttlicher.

Nun erst, da Christus, ihr bisheriger treuer Freund und Herr, von ihnen genommen war, und sie gleichsam für sich selbst mündig sein sollten, übersannen sie, und fühlten sie lebendiger, wer er ihnen gewesen, und was er durch sie gewollt; fühlten sie lebendiger, was sie vormals, ehe sie Jesum gekannt hatten, gewesen waren, und was sie nun durch ihn geworden. Sie erkannten, daß in ihnen ein anderes, lichtreicheres Leben aufgegangen sei; daß sie aus einem dumpfen, finstern Geistesverhältnisse zur höhern Erkenntniß, zu einer Klarheit gelangt waren, wovon sie im ehemaligen Zustande keine Vorstellung genossen hatten. — Sie waren ihrer Herkunft nach arme, ungebildete, gemeine Leute, und empfanden sich jetzt in einer hohen Ueberlegenheit von Kraft und Einsicht den Gelehrtesten ihres Volkes gegenüber. Was war alle Spitzfindigkeit der Sadducäer, alle Wortklauberei und Geheimnißkrämerei der Pharisäer, und alle todte Wissenschaft der Schriftgelehrten neben ihrer lebendigen Erkenntniß von Gott, der Welt und dem Stand aller Geister zu Gott? Sie hatten das Höchste des menschlichen Wissens und Glaubens ergriffen. Das waren sie allein durch Jesum Christum geworden. Sie selber mußten durch Vergleichung ihres ehemaligen und nunmehrigen Zustandes in ein angenehmes Erstaunen versetzt sein, und wahrnehmen, daß der wahrhaft aus Gott sei, der so viel Göttliches in ihnen erweckt hatte. Wie tief stand die größte Stufe heidnischer Weisheit unter der Weisheit, die von Jesu ausgegangen war! Jene sah nichts, als die todte Natur, und sammelte aus den höchst beschränkten Erfahrungen, die wir von den Erscheinungen der natürlichen Dinge haben, allgemeine Vorstellungen, höhere Begriffe. Sie stieg aus dem Todten auf zum Höchsten, darum war ihr Höchstes nur immer etwas dem Todten Aehnliches, aus Vergleichung mit Irdischem Entsprungenes. Sie konnte an das Irdische nicht einmal das Reinsittliche des menschlichen Wesens binden; darum war ihr die Tugend nur eine höhere Stufe von Lebensklugheit, die bloß irdische Zwecke hatte, Belohnungen begehrte, wie die gemeine Klugheit. Ehre, Vaterlandsruhm, Unsterblichkeit des Andenkens bei der Nachwelt — was war das erhabenste Ziel tugendhafter Anstrengungen bei den Weisesten der Heiden.

Ganz anders war die Gottesweisheit Jesu. Hier ging nichts von der todten Natur, Alles vom lebendigen Gott des Weltalls aus, dem Urquell des Lichts und der Liebe. Darum ward Alles göttlich, und die Tugend und die Sehnsucht des Geistes erklärlich nach dem Ueberirdischen. Dadurch ward Leben und Ewigkeit Eins, und das Ewige und Bleibende das Höchste, das Wandelbare aber in Natur und Schicksal gering und klein, und das gepriesenste Erdengut, Ehre, Schönheit, Reichthum, Gewalt unbedeutend. Dadurch ward Alles vergöttlicht; selbst die ganze Natur verklärt, enträthselt; Gott in Allem, Alles in

Gott, von diesem Erdenstern hinweg über alle Welten und Sonnen der unendlichen Himmel bis in das Undenkbare des Ewigen, Alles ein Wohnhaus Gottes, ein Tempel der Geister.

Ja, Jesus mußte den Jüngern nun erst in stillen Selbstbetrachtungen als der Göttliche aus Gott, als das Licht vom Lichte, als das Leben aus dem Lebendigen und Allbelebenden erscheinen! Das war er, das wollte er ihnen und der gesammten Menschheit sein. Das war die hohe messianische Würde, die ihm gebührte. Die Besiegung der Welt und alles Todten, die Heimführung der zum ewigen Leben berufenen Geister ins ewige Sein zum lebendigen Gott, die Verklärung der Geister durch die höchsten, uneigennützigen, von den Gütern der Erde unabhängigen Tugenden (also die reinste Vollendung der mosaischen Pflichtenlehren), das war das von ihm zu stiftende Gottesreich auf Erden.

So verstanden nun die Jünger des Herrn den Herrn. Dennoch, weil auch Er Mosen und die Propheten geehrt hatte, weil er ihre Sprache gleichsam zur Grundlage seiner höhern Gesetzgebung gemacht hatte (denn er redete ja nur zu den Juden, und mußte sich auf diese Weise sowohl Verständlichkeit als Zutrauen erwerben), behielten auch sie tiefe Erfurcht für Mosen und die Propheten und den ganzen mosaischen Gottesdienst bei. Die Jünger Jesu waren und blieben Juden, wie sie es zuvor gewesen; beobachteten die Vorschriften des jüdischen Gesetzes; besuchten die Synagogen, und beteten im jüdischen Tempel. Aber sie waren erleuchteter, weiser, göttlicher. Sie wußten, was die Juden nicht wissen und annehmen wollten, daß Jesus der Christus, der erwartete Messias sei; daß kein Anderer, als er, zu erwarten war. Aber doch, aus Ehrfurcht für die Propheten, oder vielmehr für die gemeine Auslegung, konnten sie sich immer noch nicht ganz von dem Glauben trennen, daß Christus dereinst wiederkommen werde in göttlicher Herrlichkeit, um Israels irdischer König und Herr der Welt zu werden. Hatte doch Jesus selber immer auf ein Reich der Himmel hingedeutet, auf sein herrlicheres Wiedererscheinen. Sie bezogen es nicht auf sein geistiges Wiedererscheinen im heiligen Wandel der Menschheit, in den Triumphen des Christenthums über mosaischen Opferdienst und heidnische Götzenverehrung, sondern auf ein wunderbares, himmlisch-irdisches Kommen in den Wolken des Himmels.

Freudig kehrten sie vom Oelberg nach Jerusalem zurück. Er hatte sie gesegnet. Er hatte ihnen einen Tröster, die Fülle heiligen Geistes verheißen. In froher, stiller Erwartung desselben war Betrachtung, Gebet und Flehen ihr Geschäft. So bereitete man sich würdig zum Empfang des heiligen Geistes vor.

Aller, die sich nach Jesu Verschwinden von der Erde zu ihm bekannten, waren kaum mehr als hundert und zwanzig Personen. Die Schaar war klein, aber groß genug, das große Werk zu vollbringen, welches Jesus ihnen aufgegeben, da er sprach: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker!

Am eifrigsten unter sämmtlichen Jüngern und Jüngerinnen des Messias bewies sich Petrus. Jesus hatte ihn einst den Fels genannt, auf welchen seine Gemeinde oder Kirche gebaut werden sollte. Und der Jünger zeigte sich gleich

in den ersten Tagen nach der Himmelfahrt Christi des schönen Beinamens würdig.

Christus hatte sich einst selber zwölf Auserwählte zugeordnet, ähnlich der Zahl von den Stämmen des jüdischen Volkes. Judas fehlte, der den Heiland des Lebens verrathen hatte. Petrus meinte, die Zahl der ersten Zwölf müsse wieder ergänzt werden. So berief er die Gläubigen alle zusammen, damit sie unter sich Einen fänden, welcher, von der Taufe Jesu durch Johannes an, bis zu dem Tag, da er von ihnen genommen worden, ein Zeuge der Auferstehung des Herrn werden könnte.

Zwei von den sämmtlichen Anwesenden wurden dazu besonders fähig gefunden: Joseph, genannt Barsabas, mit dem Zunamen Just, und Matthias. Beide waren gleich verdienstvoll und würdig. Daher mußte das Loos entscheiden. Das Loos fiel auf Matthias, und er ward zugeordnet zu den elf Aposteln.

Diese Wahl, als das erste wichtige Geschäft der Jesusbekenner, ist mir lehrreich, und ich will es nicht als eine mir ganz gleichgültige Begebenheit übersehen. Ich erkenne daraus, welche zärtliche Liebe die Jünger zu Allem hatten, was von Christo herrührte. Auch die Zahl der Vertrauten, welche er sich im Leben erkoren, war ihnen heilig; sollte auch nach seinem Verschwinden beibehalten werden. So denkt und fordert nur die herzliche Liebe. So ist der zärtlichen Verehrung eines verwaiseten Kindes auch das Allergeringste theuer, was das Andenken geliebter Eltern erhält.

Ich erkenne daraus aber auch die gewissenhafte, pünktliche Treue der Jesusschüler, mit welcher sie alle und jede Einrichtungen ihres göttlichen Lehrers bewahrten. Auch vom Geringsten sollte nicht abgewichen werden, wie er es angeordnet, oder geliebt, oder gesagt hatte. Diese Gewissenhaftigkeit ist mir beruhigende Bürgschaft, daß Jesus Christus wirklich dasjenige gelehrt habe, was die Apostel nachmals von ihm schriftlich aufbewahrt haben, so wie auch die Evangelisten in ihren Lebensbeschreibungen des Herrn thaten. Denn da der Erlöser der Welt nur mündlich gelehrt, aber nichts Schriftliches hinterlassen hat, müssen wir uns lediglich auf die Aussagen verlassen, die wir von jenen Zeugen der Auferstehung noch heute besitzen. Wir können dies aber mit um so größerm Vertrauen, da wir bemerken, wie sorgsam sie in Beibehaltung alles dessen waren, was ehemals gewesen, als der Heiland noch mit ihnen war.

Endlich erkenne ich auch daraus, daß die elf Jünger schon vor dem Pfingsttage ihr Apostelamt erkannten und wollten; daß sie sich darauf vorbereiteten; daß zwischen ihnen und andern Nachfolgern und Bekennern des Heilandes ein wesentlicher Unterschied war. Sie besonders betrachteten sich als die künftigen Boten des Evangeliums, als die Stellvertreter des Heilandes, als die wahren Lehrer der Offenbarungen Jesu. Die übrigen alle, welche bei ihnen waren, wurden nicht als Lehrer und Verkünder des durch Jesum gebrachten göttlichen Wortes angesehen. Keineswegs eigneten sich damit die elf Jünger einen höhern Rang unter den übrigen Bekennern und Freunden des Herrn zu. Hier war kein Ehrgeiz, vielmehr lebten sie in beständiger Niedrigkeit und Demuth. Aber ihrer Gewissenhaftigkeit war es nicht gleichgültig, wer das Lehramt in der Welt

bekleiden sollte. Es durfte dazu, besonders im Anfang, Keiner genommen sein, als derjenige, welcher beständig der Begleiter Jesu gewesen war, und unmittelbar und am öftersten seinen Unterricht empfangen, oder seine Thaten gesehen hatte. So allein war zu verhüten, daß nicht das göttliche Wort zu früh durch menschliche Meinung verdunkelt würde.

Dies war die Frucht der ersten Ueberlegungen der Jünger Jesu in ihrer Zurückgezogenheit; und wie wichtig wurden dieselben für die Zukunft! wie heilsam war der spätern christlichen Kirche dieser heilige Ernst, mit dem sie zum Werke schritten! — Einsamkeit ist jederzeit die Mutter großer Entschließungen gewesen. Ich will den Beispielen der Jünger Jesu folgen. Wie kann ich im Geräusche der Welt immer ganz mir, ganz Dir, o mein Seligmacher, mein Erlöser, ganz Dir, o Gott, mein Vater im Himmel, angehören! O sende auch Du mir in den einsamen Stunden der Andacht Deinen heiligen Geist, damit ich durch ihn in Deiner Weisheit verklärt, in Deiner Liebe gestärkt werde! Amen.

73.

Der Pfingsttag.

Apost. Gesch. 2, 1—41.

O Du, den Jesus uns verheißt,
Des Vaters und des Sohnes Geist:
Als Gott vom Himmel Dich ergossen,
Floß Segen nieder, Ströme flossen,
Voll himmlischem Gedeihen,
Durch Wüsteneien.

Fleuß, Thau des Herrn, herab auf mich!
Gleich dem verstorb'nen Baum bin ich;
Bin ohne Kraft, bin ohne Leben;
O, träufle nieder, mir's zu geben!
Gib mir zu heil'gem Werke
Die Gottesstärke.

Wie ein flüchtiger Augenblick waren den Jüngern und Jüngerinnen die Tage, seit dem Verschwinden Jesu von der Erde, unter den ernsten Vorbereitungen für die Zukunft verstrichen. Und doch hatten sie viel gethan. Thätig wirken, das heißt leben. Zwar dem Arbeitsamen entflieht ein Jahr, wie ein Tag; aber übersieht er am Ende die zurückgelegte Bahn, erstaunt er selbst über die Größe und den Reichthum derselben. Dem Müßigen wird die Zeit lang; ist sie aber vorüber, findet er sie leer und einem Nichts gleich.

So kam der Tag der Pfingsten, der fünfzigste nach Ostern und der Auferstehung des Herrn. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, in welchem die Jünger Jesu beisammen waren. Und man sah an ihnen die Zungen zertheilt, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen Jeglichen von ihnen, das heißt, ein Jeglicher von ihnen ward wunderbar ergriffen und voll des heiligen Geistes. (Ap. Gesch. 2, 2—4.)

So schildert die Geschichte der Apostel den großen Augenblick, da sie zum erstenmal mitten in Jerusalem laut und öffentlich als Bekenner des Auferstandenen sich kund thaten. Die Schilderung ist, wie die Begebenheit selbst, geheimnißvoll, und auch die Erklärung der Worte schwierig. Der heilige Erzähler scheint zu sagen, es seien an ihnen gleichsam feurige Zungen oder Feuerflammen erschienen. Aber meinte er ein irdisches Feuer, oder ein wunderbares ätherisches,

oder wollte er nur sagen: sie seien von der Begeisterung entflammt worden? So pflegt man auch noch heutiges Tages von einem kraftvollen und begeisternden Redner zu sagen: er spricht mit feuriger Zunge, er spricht Flammenworte.

Das Ereigniß war in sich selbst groß und wunderbar. Aber es ist übel gethan, wenn die armselige Einbildungskraft der Menschen schon das Wunder auf eine grobsinnliche Weise auffaßt und darstellt. Dies ist besonders der Fehler unwissender, oder erfindungsarmer Maler gewesen, welche in Abbildungen der Begebenheiten des Pfingsttages den Aposteln statt einer Zunge einen Feuerstrahl in den Mund legten, oder auf ihre Köpfe Feuerflocken niederregnen ließen von einem über ihnen schwebenden Vogel, womit sie den heiligen Geist andeuten wollten. Nie soll von der Gottheit und dem Göttlichen ein Bild gemacht und das Ueberirdische mit grober Hand in den Staub niedergezogen werden. Dergleichen Bildnisse sind nicht nur thöricht und unanständig, dem Allerheiligsten unangemessen — denn Gott ist ein Geist! — sondern sie sind auch verderblich und der Religion im höchsten Grade nachtheilig. Wie viele unrichtige Vorstellungen sind dadurch in die christliche Kirche eingeführt, wie viele abergläubige Meinungen sind dadurch im großen Haufen des Volks erzeugt, welcher nicht fähig ist, jederzeit das Falsche vom Wahren zu unterscheiden! Er sieht nur das Bild; und was er mit Augen sieht, erfüllt die Einbildungskraft, prägt sich seinem Gedächtnisse bleibender ein und kann es nicht wieder los werden. Denkt er an die Hölle, so denkt er nur an ein Bild, auf welchem allerlei ekelhafte Ungeheuer in Flammen spielen. Denkt er an Gott, so ist ihm Gott kein Geist, den er im Geist und in der Wahrheit anbeten soll, sondern ein alter, weißbärtiger Mann, wie im Bilde des Malers. Denkt er an den heiligen Geist, so schwebt ihm im Gedanken eine Taube und nichts anderes, eine Taube, von welcher Lichtstrahlen ausfließen. Möchten würdige Seelsorger und Kirchenhäupter, wahrhaft fromme und weise Obrigkeiten, auch Eltern und Erzieher nicht länger gleichgültig gegen dergleichen ungeziemende, oft lächerliche Abbildungen heiliger Dinge sein und nicht glauben, es sei bloß unschuldiges Machwerk, zur Auszierung erfunden! Der Einfluß der Malerei auf religiöse Vorstellungen ist bisher weit nachtheiliger gewesen, als er hätte wohlthätig sein können. Ohne denselben hätten wir von jeher in der christlichen Kirche und im Volke weniger Spaltungen, weniger Sinnlichkeit, weniger Schwärmerei, weniger Vorurtheil, weniger Aberglauben, weniger Heidenthum gehabt!

Doch ich wende gern mein Auge hinweg von jenen Unwürdigkeiten der spätern Tage, die den ersten Christen unbekannt waren, und sehe auf die heilige Versammlung der gottentzückten Jünger. Sie wurden voll heiligen Geistes. Was ist heilig? Es ist das Reine, Fehlerlose, nie von Sünden Entweihte; es ist das Göttliche! Der heilige Geist ist also der Antrieb zum Himmlischen, ist göttlicher Geist. Von Gott allein stammt das Heilige. Es ist Niemand heilig, als der Herr. (1. Sam. 2, 2.) Das Heilige ist also das alles Irdische übersteigende Wollen und Vollbringen des Vollkommenen und Guten.

Von diesem hochheiligen Gottessinn entflammt, erhoben sich die Jünger des Herrn, und sie fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Sie predigten mit andern Zungen. Es war nicht

die gewöhnliche Sprache der Menschen, in welcher sie sonst redeten. Doch eitel ist es, erklären zu wollen, wie diese Gabe der Christen beschaffen gewesen sein möge, welche sie die Gabe nannten, in Zungen zu reden, und welche uns dunkel geblieben ist, ungeachtet sie Paulus der Apostel in seinem ersten Schreiben an die Korinther (14, 1—40) umständlich bezeichnete. Nur so viel wissen wir, daß, wer in Zungen redete, mit Begeisterung sprach. Wer einen solchen sah und hörte, obwohl er die Gedanken des Betenden nicht kannte, ward tief von diesen Tönen und Aeußerungen des heiligsten Entzückens ergriffen, welches das ganze Wesen des Beters verklärte. Daher wurden alle Zuhörer des zusammenlaufenden Volks tief gerührt. Menschen aus allerlei Nationen, die sich damals in Jerusalem befanden, Parther und Meder, Phrygier und Aegypter, Asiaten und Römer, fühlten sich bewegt. Sie alle glaubten in ihrer eigenen Muttersprache die Thaten Gottes zu vernehmen. Denn sie verstanden den wunderbaren Ausbruch der Begeisterung, und sahen und hörten die entzückten Beter. Sie hören ihre eigene Sprache, und vernahmen die großen Thaten Gottes. Die Unterschiede der Sprachen und Völker waren aufgehoben durch die wunderbare Begeisterung; die entzückten Beter wußten sich alle verständlich zu machen.

Andere, welche kalt und neugierig dastanden, hörten die gleichen Töne, sahen die gleichen Beter und begriffen dennoch von Allem nichts. Sie lachten zu der seltsamen Erscheinung und sagten nur: sie sind voll süßen Weines. Da trat Petrus auf mit den Eilfen, erhob seine Stimme und legte ihnen die Sprache der Entzückung aus; gleichwie auch Paulus von den Korinthern begehrte, daß, wenn Jemand in Zungen redete, er selbst oder ein Anderer solches auslegen müsse in verständlichen Worten, weil außerdem diese Gabe für die übrigen Anwesenden fruchtlos bleiben würde.

Sie sind nicht trunken, sprach Petrus voll heiligen Feuers, sondern das ist es, was der Prophet Joel einst schrieb: Es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist über die Menschenkinder, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Aeltesten sollen Träume haben! — Petrus berief sich auf einen Propheten des alten Bundes, um die Ehrfurcht des jüdischen Volkes zu erwecken und zugleich darzuthun, wie nun jene Verkündungen des hohen Alterthums, deren Sinn lange dunkel gewesen, oder deren Erfüllung bisher immer ausgeblieben war, in vollendete Wirklichkeit übergegangen. Dann erzählte er den Juden das Leben Jesu von Nazareth, den sie gekreuzigt hatten; erzählte, wie Gott ihn vom Tode auferweckt und zu sich erhoben habe, und wie nun durch ihn der heilige Geist Gottes über alle seine Bekenner gleichsam ausgegossen sei. Dieser Jesus, dieser Gekreuzigte, dieser Auferstandene sei von Gott zu einem Herrn und Christ, das heißt, zu einem Messias der Welt gemacht worden. Wer sich taufen lasse auf den Namen Jesu des Messias, der werde ebenfalls die Gabe des heiligen Geistes empfangen.

So sprach Petrus. Etwas Außerordentliches war hier geschehen. Hier standen Männer, Jünglinge, Weiber, die von göttlichen Dingen mit einer ungewohnten Begeisterung und Klarheit lehrten; Männer, Jünglinge, Weiber, von denen man allgemein wußte, daß sie größtentheils Galiläer, ungelehrte Leute,

von geringer Herkunft waren. Darum fragte sich Alles erstaunt: woher ihnen diese Weisheit? Hier standen Männer, Jünglinge, Weiber, die bisher ängstlich vor den Verfolgungen der Juden im Verborgenen gelebt; aus Furcht, eingekerkert oder ermordet zu werden, ihre Thüren verschlossen hatten. Nun standen sie da, unerschrocken wie höhere Wesen, vor der Menge des Volks. Die zarten Weiber kannten keine Todesfurcht mehr. Sie schienen die Gebieter desjenigen Schicksals geworden, vor welchem sie sonst zitterten. Sie standen da und predigten mit lauter Stimme, daß Jesus, der Auferstandene, und kein Anderer, der Messias der Welt sei. Das sagten sie fest und kühn, wie nur die Wahrheit sein kann, demselben Volke, welches vor sieben Wochen erst Jesum unschuldig verdammt und zum Kreuze geschleppt hatte. Sie betheuerten eine Wahrheit laut, derentwillen Jesus verfolgt war von den Priestern und die ihm das Todesurtheil zugezogen hatte. Sie verkündigten das Alles nicht nur ohne Schüchternheit, sondern mit einem unbegreiflichen Heldenmuth, welcher Hohenpriestern, Landpflegern und Königen Trotz bot. Sie nannten sich Zeugen des Geschehenen. Es waren nicht Einzelne, die das wagten, sondern bei hundert und zwanzig Personen.

Allerdings mußte dies die horchende Menge des Volks in Erstaunen setzen und erschüttern. Dergleichen war nie zuvor in Jerusalem erhört worden. Wunderbar waren die Prophezeiungen der heiligen Vorwelt in Jesu Person, wie in dieser Verbreitung des verheißenen Gottesgeistes gelöset. Das zeigte Petrus.

Er sprach aber getrieben vom heiligen Geist, vom innern Andrang, ohne Vorbereitung, ohne Kunst, mit siegender Gewalt, sich selber unerklärlich. Ein solches Vermögen hatte der arme Fischer nie vorher an sich erkannt; kein anderer hatte diese Beredsamkeit an ihm wahrgenommen. Er sprach mit eben so tiefer Weisheit und redlicher Wahrheit, als mit einer ungemeinen Klugheit. Daher berief er sich vor allen Dingen zuerst auf die ehrwürdigen Weissagungen der Alten. Für das Göttliche, was er zu sagen hatte, nahm er nicht sein eigenes, sondern das Ansehen und die Hoheit der heiligen Schriften alten Bundes zu Hilfe. Er fing nicht damit an, die neuen Offenbarungen, welche Jesus gegeben, oder die Lehren kund zu thun, durch welche Christus ein Höherer als Moses geworden war. Wie konnte eine schnell zusammengelaufene Menge Volks im Zeitraum weniger Stunden das Alles auffassen, was Christus, seinen erwählten Jüngern mitzutheilen, Jahre gebraucht hatte? — Nein, Alles kam darauf an, diesen Tausenden, die da zuhörten, erst Glauben und Zuversicht und Anhänglichkeit zu demjenigen einzuflößen, von welchem die Offenbarungen Gottes und die Lehre des Heils gegeben worden waren. Er mußte erst anerkannt werden als der Gesandte und Sohn Jehova's, als der Messias, als der Urheber eines nun beginnenden neuen Weltreichs. Darum erzählte Petrus das Leben des Gekreuzigten, des Auferstandenen; und die Hundert, welche mit ihm waren, standen auf und betheuerten als Augenzeugen das Wort des Apostels.

Diesen Gang pflegten nachmals alle Apostel in ihren Predigten beizubehalten. Nicht von der neuen Lehre Christi fingen sie an, oder dieselbe zu erklären; sondern, zumal gegen die Juden, jederzeit von der Person Christi, von seiner messianischen Würde. War das Volk einmal von der Wahrheit durchdrungen,

daß Jesus der Messias sei, daß nun kein anderer Christus zu erwarten sei, daß nun in keinem Andern Heil, auch kein anderer Name unter dem Himmel dem Menschen gegeben sei, darinnen wir sollen selig werden. (Apost. Gesch. 4, 12): so folgte, daß auch seine Offenbarung und Lehre, als von Gott stammend, anerkannt und geglaubt werden mußte. Diese Weise ist die wirksamste und einfachste des Unterrichts. So wie ein Kind dasjenige, was es Nützliches und Heilsames aus dem Munde seiner Eltern und Lehrer vernimmt, noch nicht selber mit hinlänglicher Erkenntniß und Urtheilskraft prüfen kann, sondern es im Vertrauen auf größere Einsichten derer annehmen muß, von welchen es zu seinem Besten unterrichtet ward: so ist die Zuversicht auf Jesum und die Liebe zu Christo die Grundlage und der Anfang unserer ganzen Besserung und Glückseligkeit durch ihn.

Wir können uns daraus erklären, warum in den ersten Zeiten des Christenthums die Lehre von der Person Jesu immer als die erste und wichtigste angesehen wurde, während der Heiland selbst, so lange er lebte und lehrte, weit weniger *von sich* sprach, als vielmehr von Gott, von der Ewigkeit, von den Verhältnissen des Menschen zum himmlischen Vater, und von den heiligen Pflichten des Sterblichen gegen Gott, den Nächsten und sich selbst. Wir können uns ferner daraus erklären, warum fast in allen noch vorhandenen Briefen der Apostel immer zuerst ein Theil der Glaubenssachen verhandelt worden ist, und dann erst die Auseinandersetzung der Lehre Jesu selbst von dem, was zu einem heiligen Leben gehört. Denn erst muß der leiseste Zweifel gegen Wahrheit und Ansehen des Lehrers vernichtet sein, damit sein Wille desto größere Zuversicht im Herzen finde. So gehorchen Unterthanen ihrer Obrigkeit desto freudiger, je tiefer dieselben von der väterlichen Liebe, von der Einsicht und Stärke der Obern überzeugt sind.

Doch zugleich können wir aus dieser in den ersten Zeiten nothwendigen Eigenheit des religiösen Unterrichts auch erkennen, warum nachmals, da das Christenthum schon sehr verbreitet war, noch immer von der Person Christi, von seiner göttlichen und menschlichen Natur, von seinem Verhältnisse zum himmlischen Vater und andern solchen Dingen mehr gesprochen und gestritten ward, als von seiner Lehre selbst. Denn weil anfangs zur Bekehrung der Juden und Heiden *die Lehre Jesu* erst auf die Lehre *von Christo* folgen mußte, sah man diese als das Allerwichtigste an. Darüber sprach Jeder; Jeder mit neuen Vorstellungen, Abänderungen und Zusätzen. So entstand nachher ein zu den Zeiten der ersten Christen unbekannt gewesener weitläufiger Lehrbegriff von dem, was man glauben und nicht glauben müsse. So entstanden verschiedene Meinungen und Parteien, die sich einander befeindeten und verfolgten. Jeder Theil glaubte den wahren Glauben zu haben, verdammte den andern. Und in den unseligen Grübeleien über die Person des Welterlösers ward der wahre Zweck seiner Sendung selbst vergessen; über das Brüten über Geheimnisse göttlicher, dem Menschen unbegreiflicher Dinge wurden die ewigen begreiflichen Heilswahrheiten Jesu vernachlässigt. So ging die Lehre Jesu zuletzt im Streit über die Person Jesu fast ganz verloren. Die Leute wähnten schon, bloß durch ihre Glaubensart selig und sündenlos zu werden, und bekümmerten sich wenig um

die Früchte des Glaubens, die guten Werke, an denen erkannt werden soll, ob wir die wahren Jünger Jesu sind. Ja, im Namen Jesu, der ihnen die Liebe des Nächsten zum höchsten aller seiner Gebote gemacht hatte, verfolgten sie sich wegen abweichender Meinungen mit Dolchen und Scheiterhaufen. Das war wieder das alte mörderische Heidenthum, die blinde Macht der Leidenschaften, wogegen der Heiland vergebens gekämpft hatte. Das war nie der Wille des Herrn, nie der Sinn der ersten Jünger Jesu gewesen. Christum lieb haben und seine Tugendgebote halten, sprachen sie, das ist besser, denn alles Wissen, alles Grübeln, alles Schulgelehrtsein.

Jene traurigen Verirrungen und die verkehrten Vorstellungen vom wahren Christenthum dauern leider noch häufig, deß sind wir Zeugen, bis zum heutigen Tage fort; und man eifert viel mehr gegen abweichende Meinungen über göttliche Geheimnisse, als gegen einen von göttlichen Vorschriften abweichenden Lebenswandel. Das ist das neue Heidenthum der Welt, daß man in äußerliche Dinge, in Kirchengebräuche und menschliche Lehren mehr Werth setzt, als in Heiligung des Gemüths durch Jesu Lehre und thatenvolles Beispiel.

Und obwohl noch heutiges Tages der Glaube an Jesum, daß er der hochgelobte, der auserwählte Gottessohn, der Stifter und Fürst eines unsichtbaren Himmelreichs sei, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, wichtig zu lehren ist, und bei denen, die zum Christenthum eingeweiht werden sollen, aller andern Lehre vorausgehen muß: so ist dies doch nicht die Hauptsumme des Christenthums, sondern nur ihr erster Theil: der andere, der noch wichtigere Theil, ist die Lehre Jesu selbst von den Mitteln, durch welche wir Gott ähnlicher werden sollen. Die Lehre von Christo und seinem Verhältnisse zur Welt und zur Gottheit ist Glaube, ist die unentbehrliche Grundlage; aber die Lehre vom heiligen Leben im Geiste Jesu, im Sinn des Alliebenden, das ist das Gebäude selbst, welches auf jener Grundlage errichtet werden muß. Es ist keine christlichgroße That, keine reine Tugend möglich, ohne Glauben; kein Gebäude möglich oder fest, ohne Grundlage. Aber was hilft ein Baum ohne Frucht, ein Glaube ohne Werke, eine Grundlage ohne Gebäude? Es ist aber dem Menschen weit leichter, christlich zu glauben, als christlich zu handeln. Darum höret ihr in allen Kirchen den Glauben predigen und in allen Straßen und Häusern Stolz, Habsucht, Ueppigkeit, Haß, Prahlerei, Verleumdung, Wollust, Betrug und andere Schändlichkeiten ihr Wesen führen. Darum rufen die verschiedenen christlichen Kirchenparteien und Sekten in ihren Tempeln, in ihren Betsälen: Hier ist Christus! Hier ist Christus! und gehen aus den Tempeln und Betsälen und verfluchen sich gegenseitig ihres Glaubens willen. Ein verfolgungs- und mordlustiger Glaube ist aber nicht der christliche Glaube. Nein, ihr Entweiher des Allerheiligsten, die ihr nichts empfindet von der Barmherzigkeit dessen, zu dem ihr betet, nein, Jesus ist nicht in euern Tempeln, nicht in euern Betsälen; denn er ist mit seiner Alles beseligenden Menschenliebe nicht in euern Herzen! Ihr seid die beklagenswürdigen Opfer eines weltverheerenden Wahnsinns schwarzer Leidenschaften. Oder wo hat Jesus Christus jemals diejenigen gemordet, geplündert, von Haus und Hof und Vaterland vertrieben, ausgeschlossen von allen Rechten der Andern, welche nicht an ihn glaubten? Und ihr

mordet, oder plündert, oder verstoßet und macht elend diejenigen, welche an ihn glauben, wenn auch nicht ganz nach eurer Art und Weise!

Als Petrus predigte, wurden zur Zahl der Gläubigen an dem Tag hinzugethan bei dreitausend Seelen. Weit entfernt aber, daß er diesen nun Haß und Verfolgungssucht gegen Andersglaubende einflößte, ermahnte er sie zur Liebe, Geduld und Verträglichkeit, nach dem Beispiel Jesu, des göttlichen Herrn. Er schrieb ihnen und Allen nachmals, die er bekehrt hatte: Vergeltet nichts Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort; sondern dagegen segnet und wisset, daß ihr dazu den Beruf habt, daß ihr den Segen beerbet. (1. Petri 3, 9.) In diesem Geiste predigten die ersten Schüler des Heilandes, fromm, liebend, duldsam, wie er selbst. Die Frucht ihres Glaubens war nicht Mordlust, Verfolgungstrieb und Gehässigkeit, sondern Liebe, Edelmuth, Freundschaft gegen Jedermann. Wenn sie, wie Jesus, zur Liebe des Nächsten ermahnten, verstanden sie darunter nicht bloß ihre Glaubensgenossen und Mitchristen, nicht etwa die Juden, und sie schlossen nicht Samariter und Heiden aus, sondern Jeder war ihr Nächster, der mit ihnen am nächsten in Berührung kam, von welchem Volk und welcher Religion er auch sein mochte. Das war der göttliche Antrieb ihres Herzens, das der heilige Geist, der sie bewegte.

O so heilige und läutere und verkläre auch mich, Kraft Gottes, heiliger Geist, und mache mich zum theuern Kinde meines himmlischen Vaters! Stärke mich zu allen guten Werken und erfülle mich mit der wohlthätigen Liebe, in welcher Christus, mein Erbarmer, lebte und litt! — Tröste Du mich, Kraft Gottes, wenn ich an mir selber irre werde, und an der Möglichkeit zu zweifeln beginne, jemals in meinem Wandel heilig und fleckenlos zu werden; wenn meine Sünden mich quälen, und meine trostvolle Hoffnung zur Gnade und Erbarmung des Ewigen verschwinden will. Was kann ich ohne Dich, o Geist Gottes? Durch Dich allein lebe ich und vermag ich Alles. Amen.

74.

Der Apostel erste Thaten und Einrichtungen.

Apost. Gesch. 3, 6.

Schnell, wie der Sonne Strahlen eilen,
Dringt in die Nacht von Vorurtheilen
Das Wort des Herrn, und schafft den Tag.
Gewaltig, wie ein Ueberwinder,
Betäubt es den zufried'nen Sünder,
Der unbesorgt im Schlafe lag.
Er taumelt von des Wortes Schlägen,
Verstopfet länger nicht sein Ohr;
Sieht reuig seinem Gott entgegen,
Und breitet seine Händ' empor.

Als Jerusalem einmal Jesum gerichtet und zum Tode geschleppt, und seine wenigen treuen Anhänger mit Schrecken erfüllt hatte, glaubte es über das Wort des Messias triumphirt zu haben. Mit Verwunderung sah es nun inner seinen Mauern plötzlich Tausende wandeln, die ihn, den Gekreuzigten, verherrlichten und ihn als den Messias verehrten. Diese Erscheinung war bisher unerhört; unerhört, daß ein Feind der bestehenden Ordnungen (denn als solchen betrachteten die Priester Jesum) nach seinem Tode noch mehr Anhänger hatte, als während seines Lebens.

Schon vor Jahren hatte sich ein gewisser Theudas einmal als Messias aufgeworfen, und die Juden aufgeboten, das fremde Joch abzuschütteln. Das Volk, voll von Erwartungen der nahen Ankunft des verheißenen Christus, war nicht ungeneigt, ihm anzuhangen. Vierhundert Männer schworen sich ihm zu; der Aufruhr begann. Theudas ward im Gefecht erschlagen. Seine Anhänger flohen aus einander. Niemand redete mehr von ihm. — Nach diesem war ein gewisser Judas aus Galiläa aufgestanden, zur Zeit, da die allgemeine Schatzung und Besteuerung der Juden ausgeschrieben wurde. Viele Mißvergnügte des Landes machten mit ihm gemeine Sache wider die Römer. Er ward von diesen verfolgt. Er kam um. Alle, die ihm zugefallen waren, flohen aus einander. Niemand redete mehr von ihm.

Nun aber blieb Jesus noch immer das Gespräch Jerusalems, obgleich er nicht mehr auf Erden wandelte. Die Zahl seiner Freunde mehrte sich mit jedem Tage. Seine Schüler verkündeten ganz ohne Furcht, er sei der Messias. Aber sie machten keinen Aufstand. Sie lehrten Demuth und Liebe. Sie schadeten Niemanden; sondern sie zeichneten sich vielmehr durch Wohlthaten und wunderbare Gaben und Kräfte aus. Jeder Tag gab neuen Anlaß, von ihren Thaten zu reden.

Am auffallendsten war die Heilung eines Menschen, der vom ganzen Jerusalem gekannt war. Von erster Kindheit an lahm, lag er gewöhnlich vor der sogenannten schönen Pforte des Tempels und bettelte Almosen von denen, die hineingingen. Als Petrus und Johannes eines Tages ebenfalls den Tempel besuchten, lag der Lahme da, und sprach sie um eine Gabe an. Petrus erwiederte: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle! Bei diesen Worten ergriff der Apostel die Hand des Lahmen, richtete ihn auf, und der Lahme fühlte sich stark und fest in allen Gliedern. Er, der sich bisher hatte hin und her tragen lassen, ging jauchzend mit ihnen in den Tempel, und lobte Gott. Das Volk sah ihn mit Verwunderung und Entsetzen, und strömte ihm nach, da er hinaus in die salomonische Vorhalle ging, um den Aposteln zu danken, die sich daselbst befanden.

Petrus lehnte jedes Lob von sich ab. Was wir gethan haben, sprach er zum Volk, ist nicht durch unsere Macht gethan, und folglich auch nicht unser Verdienst, sondern durch den Glauben an Jesum, welchen der Gott unserer Väter verklärt hat; welchen ihr und eure Obersten getödtet habet aus Unwissenheit. Und nun benutzte er die Gelegenheit, den Versammelten die messianische Würde Jesu und den heiligen Zweck seiner Sendung darzuthun.

Der Hauptmann des Tempels, die Sadducäer, die Priester, alle ehemaligen Gegner wurden voller Erbitterung, und verhafteten beide Apostel. Sie glaubten, es müsse mit Gewalt und Ernst eingeschritten und die neue Lehre unterdrückt werden, ehe ganz Jerusalem abtrünnig würde. Denn schon waren bei fünftausend Männer, die den Boten Jesu öffentlich Beifall gaben. Der hohe Rath versammelte sich; die Hohenpriester, Obersten, Aeltesten und Schriftgelehrten. In den Herzen Vieler war beschlossen, man müsse den Schülern des Nazaräers das gleiche Loos geben, welches ihr Meister empfangen hatte. Aber schon war

keine Einigkeit mehr unter ihnen. Mehrere hatten ihr Vorurtheil gegen Jesum abgelegt. Selbst Priester bekannten sich schon im Stillen zur Lehre des Gekreuzigten. Petrus, statt sich vor ihnen zu vertheidigen, pries in ihrer Gegenwart die Thaten und die Hoheit des Erlösers. Man verbot ihm und seinen Mitjüngern, ferner im Namen Jesu zu lehren; damit sollten sie diesmal entlassen werden. Doch Johannes und Petrus erwiederten ruhig: Richtet doch selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen, denn Gott. Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gesehen und gehört haben! Man bedrohte sie nochmals und entließ sie.

Die Apostel kamen zu den Ihrigen. Freude erfüllte alle, und neuer Muth. Nur lauter predigten sie den Auferstandenen. Die jüdische Priesterschaft, deren Stolz diese Kühnheit beleidigte, glaubte nun länger keine Schonung beobachten zu sollen. Die Apostel wurden abermals gefangen genommen und in den Kerker geführt. Als man sie folgenden Tages vor Gericht stellen wollte, fand man die Kerker leer, und doch die Thüren verschlossen und die Wachen davor. Man wähnte, die Gefangenen hätten sich selbst frei gemacht, und wären auf irgend eine Weise aus Furcht vor der Strafe entronnen. Keineswegs. Man vernahm vielmehr, sie ständen wieder im Tempel, und lehrten das Volk ohne alle Furcht. Man sandte hin. Schon wagte man es nicht mehr, sie mit Gewalt zu verhaften, aus Furcht vor dem Volke. Durch freundliches Zureden brachte der Hauptmann des Tempels die Apostel abermals vor den Stuhl der Richter. „Haben wir," donnerten ihnen diese entgegen, „haben wir euch nicht mit Ernst geboten, daß ihr nicht sollet lehren im Namen Jesu? Und doch erfüllet ihr Jerusalem wieder mit eurer Lehre, und wollet dieses Menschen Blut über uns führen!"

Die Apostel, mit himmlischer Freudigkeit, entschuldigten sich nicht. Ihre Antwort blieb wie das erstemal: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen! Schon redeten Einige des hohen Rathes von Golgatha und Kreuzigung dieser Ungehorsamen. Andere aber widersetzten sich. Der Pharisäer Gamaliel, ein im ganzen Volke hochgeachteter Schriftgelehrter, rief: Nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr sollt! Ist ihr Werk und Wort aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber wirklich aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen; ihr würdet wider Gott streiten.

Das Todesurtheil ward damit abgewehrt. Aber die Apostel entkamen nicht ganz ohne Strafe. Die Richter ließen sie stäuben, und befahlen ihnen, in Zukunft behutsamer zu sein und zu schweigen. Fröhlich hingegen gingen die Gestraften hinweg, und stolz, daß sie würdig gewesen waren, um Jesu willen zu leiden. Und sie hörten nicht auf, alle Tage im Tempel hin und her in den Häusern zu lehren, und die frohe Kunde von Jesu, dem Messias, zu predigen. Und es blieb ihr fester Grundsatz, welchen keine Todesfurcht erschütterte, und der Blick auf den blutbefleckten Hügel von Golgatha nur stärkte: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. (Apost. Gesch. 5, 29.)

Freilich die Großen Jerusalems und Judäa's fanden darin nur Schwärmerei; aber die Großen Jerusalems und Judäa's gingen unter, und die Wahrheit siegte, welche sie Schwärmerei geheißen haben wollten. Sie bildeten sich in ihrem hochmüthigen Dünkel ein, weil sie die Macht und Gewalt besäßen, hinge

von ihnen ab, zu erklären, was Wahrheit und was Irrthum sein solle. Gewohnt, die Menschen sich unter ihren Befehlen beugen zu sehen, wähnten sie, Jeder sei ein Rebell, der es wage, ihre bessere Einsicht zu bezweifeln.

Doch in der Geisterwelt gilt nicht Maßstab und Gewicht und Name des bürgerlichen Lebens. Der menschliche Leib kann wohl Ketten tragen, aber frei geboren ist und bleibt der unsterbliche Geist, und der Scepter keines Weltbeherrschers reicht eine Spanne weit über den Staub hinaus, worüber er zu herrschen hat, in das unsichtbare Gebiet der Seelen. Hier sind keine Könige und Sklaven, sondern gleiche Brüder und einerlei Kinder Gottes. Hier blenden keine Kronen und Thronen, von Goldschmieden und Juwelieren gemacht, sondern der Weisere ist Gesetzgeber, und Alles folgt ihm. Hier sind nicht Waffen, nicht Foltern und Kerker schrecklich, sondern die Macht der göttlichen Wahrheit überwindet Heeresgewalt, Schergen und Henkersknechte. Da steht das ewige Gebot: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

Die aber, welche mit weltlicher Macht bekleidet sind, die Fürsten, die Richter, die irdischen Obrigkeiten alle, haben Recht und Befugniß, über irdische Ordnungen zu wachen, und über das Weltliche zu richten. Wer die bürgerlichen Gesetze übertritt, und die eingeführten Verhältnisse des Staates umstürzt, ist bürgerlicher Verbrecher. Aber die Meinung ist frei; die geistigen Ueberzeugungen sind unabhängig von der Hoheit jedes Machthabers. Der Irrthum kann nur von der Wahrheit gerichtet werden. Darum sprach Christus vor dem jüdischen Gericht: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. Habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23.)

Es hat zu keiner Zeit an Gewalthabern gefehlt, welche, ungenügsam mit bürgerlicher Macht, sich auch Herrschaft über die Einsichten und über die Gewissen anmaßen wollten. Ihr hohes, durch Unverstand von ihnen entweihtes Amt erfüllte sie mit hohem Selbstdünkel von ihrer Klugheit. Die Thoren begriffen keineswegs, daß Gewalt etwas anderes als Recht sei, und bürgerlicher Rang etwas anderes als Weisheit. Sehr Viele wurden, nachdem sie Unglücks genug durch ihre Verblendung angerichtet hatten, endlich das bejammernswürdige Opfer derselben. Alle aber mußten zuletzt ihr freches Beginnen mißlingen und sich dem Fluch und Spott der Enkel preisgegeben sehen. Denn das Ungerechte kann nimmer bestehen. Tyrannen konnten den Weisen einkerkern, aber nicht die Wahrheit; sie konnten den Gerechten tödten, aber nicht die Gerechtigkeit; sie konnten Jesum auf Golgatha hinschleppen, aber das Evangelium nicht morden. Immer siegt die Wahrheit endlich. Werbet Heere wider sie, aber sie wirbt Völker; zündet Scheiterhaufen an, aber diese Flammen beleuchten nur eure Ruchlosigkeit heller! Die Wahrheit siegt ob. Sie lähmt die Heere; sie stürzt die Throne ihrer Feinde früh oder spät.

Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Was menschlich ist, gehört dem bürgerlichen Leben an. Hoch über den bürgerlichen Ordnungen steht das Göttliche, nämlich die Tugend und die Wahrheit; und jene Ordnungen selbst empfangen von diesem ersten Weihe, Würde und Vollkommenheit. Was ist Wahrheit? Deine Ueberzeugung sagt es. Was ist Tugend? Dein Gewissen sagt es. Es ist keine Wahrheit, die nicht von jeder Vernunft anerkannt und

Wohlthat für das menschliche Geschlecht sein könnte; es ist keine Tugend, welche nicht in der Liebe zur Menschheit ihre Wurzeln hätte. — Und will man deine Ueberzeugungen mit Gewalt brechen (kein Sterblicher vermag solches), und will man dich zur Verachtung der Tugend zwingen: dann gehorche Gott mehr, als den Menschen.

Aber die Ueberzeugung kann auch Irrthum sein. So zerstöret den Irrthum nicht mit dem Richtschwert, sondern durch die Wahrheit. Der Irrthum, so lange er zu keinem Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit führt, ist unschädlich und außer der weltlichen Gerichtsbarkeit gelegen. Aber die Tugend kann übertriebener Eifer für eine an sich gute Sache sein. Ihr habet das Recht, den Eifer zu bestrafen, der den Gesetzen zuwider ist und den öffentlichen Frieden bricht; aber die gute Sache lasset unangefochten, sie ist Gottes Sache. Christus und seine Jünger handelten wider kein weltliches Gesetz; vielmehr sie predigten den Gehorsam, aber verleugneten daneben die Wahrheit nicht. Sie steht höher, als königliche Throne stehen. Christus und seine Jünger zerstörten selbst nicht die kirchlichen Einrichtungen der Juden; vielmehr sie besuchten die Tempel und beobachteten alle Gebräuche nach mosaischer Vorschrift; daneben aber lehrten sie die höhere Weisheit des Lebens. Die kam aus Gott. Es war nicht des Menschen, in göttlichen Dingen zu richten. Darum gehorchten auch Petrus, Johannes und die Apostel Allem, was die Obrigkeit in bürgerlichen Verhältnissen befahl; sie gehorchten, selbst wo es ihr Nachtheil war. Sie widerstanden keineswegs, selbst wenn sie in Kerker geschleppt wurden. Sie gingen selbst willig; forderten die Tausende ihrer Anhänger zu keinem Beistand, zu keiner Widersetzlichkeit auf. Sie lästerten ihre Obrigkeit nicht. Immer unterschied jeder von ihnen sehr genau die eigene persönliche Angelegenheit von der gesammten Menschheit, welche sie zu behandeln und zu befördern hatten. Denn Recht, Wahrheit und Tugend ist das Gut der ganzen Geisterwelt. Dies Gut konnten und durften sie nicht, wie ihren eigenen Leib, dem Eigennutz und stolzen Eigensinn der Machthaber aufopfern. Ihnen zu gefallen, konnten und durften sie nicht Verräther an ihren heiligsten Ueberzeugungen und Pflichten werden. Da war es, wo sie Gott mehr gehorchten, als den Menschen! Sie fürchteten sich nicht vor denen, die den Leib tödten können.

Dieser Heldenmuth der Jünger empörte die Großen, erregte die Bewunderung der bisher Gleichgültigen, und begeisterte die, welche in der Liebe zu Jesu, dem Welterlöser, mit ihnen Hoffnung und Glauben theilten. Alle Macht der Welt war nicht mehr vermögend, das Werk Christi zu zerstören.

Die beginnenden Verfolgungen der Wahrheit vergrößerten nur die Entschlossenheit und Eintracht der frommen Bekenner. Ihre Anzahl wuchs. Sie waren, wie die Geschichte spricht, Ein Herz und Eine Seele. Was sie besaßen, war unter ihnen Allen Gemeingut. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und theilten davon aus unter Alle, nach dem Jedermann Noth war. Niemand beleidigten sie durch anmaßenden geistlichen Stolz. Darum war ihnen auch das ganze Volk gewogen; und wenn auch nicht Jeder ihrem Beispiel zu folgen Muth genug hatte, konnte er ihnen doch nicht seine Hochachtung versagen.

Diese schöne Einmüthigkeit der ersten Christen, selbst die Gemeinschaft der Gü-

ter unter ihnen, war von der wesentlichsten Nothwendigkeit und segenreichsten Wirksamkeit für Ausbreitung der Lehre Jesu. Durch Einmüthigkeit wurden sie Alle stärker, getrösteter, dem Volke ehrwürdiger. Sie erfüllten Jesu letztes Gebot: daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet. (Joh. 13, 35.) Und buchstäblich ward wahr, was er gesprochen. Die Treue und Freundschaft der ersten Bekenner Jesu ward den Juden selbst zum Sprichwort. Da war Einer durch die Liebe aller glücklich. Mitten unter den Stürmen einer feindseligen Welt blühte ihnen ein friedliches Paradies.

Die Gemeinschaft der Güter war eine nothwendige Folge dieser gegenseitigen Freundschaftsgesinnungen, und zugleich der rechte Prüfstein ihrer Aufrichtigkeit. Wer sich alles dessen, woran der gewöhnliche Mensch sonst am innigsten hängt, entschlagen kann, dem ist nichts mehr zu schwer; der hat Muth, Alles zu wagen. Und solche Heldenseelen mußten die Ersten sein, welche in den Kreis der Jesusbekenner traten. Wer am Irdischen hing, war nicht gefaßt, für das Höchste Alles zu thun. Zweideutige Personen, die Jedem dienen wollen, gehören Keinem ganz. Der jähe Tod des Ananias und seines Weibes Saphira, die mit Lug und Trug in die heilige Gemeinde sich mischten, ward Manchem schreckend, welcher mit zwitterhaften Grundsätzen hinzutreten wollte. Für Jesum Alles verleugnen können, hieß seiner Gemeinschaft allein würdig sein.

Es hat in spätern Tagen nicht an gutmüthigen und eifrigen Bekennern des Herrn gefehlt, welche ebenfalls die Gemeinschaft der Güter wieder unter sich, nach dem Beispiele der ersten Christen, einführen wollten, und solches sogar als ein allgemeines Grundgesetz des wahren Christenthums ansahen. Allein sie vergaßen, daß die Ursache, welche bei den frühesten Anhängern Jesu zur Ergreifung dieser Maßregel stattfand, nicht mehr in unsern Tagen gebietend ist, wo die Religion frei und gefahrlos bekannt werden darf. Sie vergaßen, daß damals alle Christen nur gewissermaßen eine einzige Familie bildeten, und nicht ein ganzes Volk waren; daß nicht Alles, was in einer Familie ausführbar und im Kleinen wohlgethan ist, bei großen Nationen anwendbar sei, wo man sich gegenseitig zu wenig kennt, und die Gütergemeinschaft zu ungeheuern Mißbräuchen entarten würde. Als sich nach Jahr und Tag die Christengemeinden aller Orten ausdehnten; als sich endlich auch viele Zweideutige oder Schwache, oder Heuchler taufen ließen; als es nicht mehr möglich war, über die Gemüthsart Aller strenge Aufsicht zu führen: da mußte die Gütergemeinschaft eben so nothwendig aufgehoben werden, als ihre Einführung anfangs sowohl zu gegenseitiger Unterstützung, als zum Beweis der Entschlossenheit, das Theuerste für die Wahrheit zu opfern, nothwendig gewesen war. Die Apostel selbst sahen sich durch die Umstände genöthigt, von ihrer ersten Strenge nachzulassen, da sie vernahmen, wie Hoffnung auf allgemeine Unterstützung den Müßiggänger in der Trägheit bestärkte, und den Fleiß des Redlichen zur Beute des Eigennützigen machte.

Eine fromme, einander ergebene, zärtliche Familie waren die ersten Christen, aber noch keine besondere Kirchenpartei. Sie waren und blieben Juden; besuchten den jüdischen Gottesdienst, und beobachteten die mosaischen Gesetze und Feste. Sie unterschieden sich äußerlich in nichts von den übrigen Israeliten, als durch

höhere Tugend und Menschenliebe im Wandel. Freilich ihr Glaube war ein ganz anderer, als der Glaube der Juden; er war das Vollendetste dessen, was des Menschengeist erringen kann. Doch der Glaube an Gott und Ewigkeit und Entsündigung in Jesu Wort konnte neben den mosaischen Gesetzen, wie neben den bürgerlichen Gesetzen der Römer und Griechen bestehen, so lange die Herren dieser Völker nicht den tyrannischen Grundsatz behaupteten, daß der innere religiöse Glaube der Menschen von bürgerlichen Gesetzen geregelt werden müsse. Darum war auch Christus Jesus selbst ein treuer Verehrer und Beobachter des mosaischen Gesetzes geblieben, weil er zum Volke gehörte. Auch mahnte er durchaus keinen seiner Schüler zum Abfall vom Gesetze Mosis, oder wiegelte ihn auf wider Besuch des Tempels und Beobachtung gottesdienstlicher Gebräuche.

Dennoch führten sich, neben diesen, auch bald eigenthümliche, fromme Gebräuche in die Familie der ersten Christen ein. Als Juden beobachteten sie zwar die Beschneidung; als Bekenner Jesu aber weihten sie die, welche zu ihnen traten, durch die Taufe ein. Als Juden gingen sie zum Tempel, da zu beten, belehrt zu werden, oder zu lehren; als Bekenner Jesu aber versammelten sie sich unter einander, beteten sie gemeinschaftlich, lehrten und lernten sie die Offenbarungen und heiligen Anweisungen Jesu zur Vollendung, und feierten sie das Gedächtniß des göttlichen Urhebers ihrer Seligkeit und Besserung, wie er es angeordnet hatte.

So lebten sie unschädlich und unschuldig, nirgends Störer der öffentlichen Ordnung, voller Gottesliebe und ohne Menschenfurcht. Erwärmt und beseligt durch das Heiligste, ward ihnen das Irdische gleichgültig, das Ewige Alles. Sie hatten einen Gott zum Vater, einen Heiland zum Erlöser, einen Geist zur Heiligung des Gemüths. So waren sie durch Glauben und Hoffnung und Liebe über alles Vergängliche hinaus verwandt, des Staates gehorsamster Bürger. Nur in dem einen Grundsatze wankten sie nicht, wenn bürgerliches und göttliches Gebot in Widerspruch traten: Man müsse Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

Längst sind die Zeiten des ersten Christenthums verschwunden mit ihrer Heiligkeit, Einfalt und Liebe. Statt Verfolgung ist Triumph, statt heimliche Betsäle stehen Prachttempel. Ach, daß in diesen Triumphen und Tempeln noch die bescheidenen Tugenden der frühesten Jesusbekenner wohnten!—Und wohnen sie nicht dort mehr: wer wehrt es, daß sie ihren Platz in meinem Herzen finden? Möge doch der leichtsinnige Haufe über stille Frömmigkeit lächeln, und die Tugend bloß liebenswürdige Schwärmerei nennen; möge er immerhin üppigen Modeton statt Sitteneinfalt empfehlen, oder mich hassen, wenn ich die Wahrheit, die da ewig bleibt, seinen Irrthümern und geschminkten Lastern entgegenstelle: Man soll Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!

75.

Das Ur-Christenthum.

Erste Betrachtung.

Ap. Gesch. 4, 32.

Ihr ersten Zeiten seid verschwunden,
Wo noch die Christen das empfunden,
Was Lieb' und Achtung fühlen soll.
Da war noch stets der Weg zum Himmel
Vom hohen jauchzenden Getümmel
Aufsteigender Gesänge voll.
Ein heiliges Echo der feiernden Lieder
Erschallte herab, da lobsangen sie wieder,
Ein Jeder war ganz Dankbarkeit;
Nun bist du nicht mehr, du selige Zeit!

Des Christen Augen sind geschlossen:
Mit einem tiefen Schlaf umflossen
Ruh'n ihre Seelen, Todten gleich,
Um eitle Güter zu erwerben,
Treulose Schatten, wenn wir sterben,
Vergessen sie ein ewig Reich,
Vor schmeichelnden Freunden, vor niedigen Sorgen,
Bleibt ihrem Gesichte die Würde verborgen,
Den Menschen von Gott selbst verlieh'n,
Doch denen nur, die dem Eiteln entflieh'n.

Ja, es ist meine Sehnsucht, abgewandt von der Sünde, zur Gottheit zurückzukehren. Ich will mich vereinigen mit Allen, die meine Sehnsucht theilen, und in der heiligen Gemeinschaft der Christen Rath suchen, wo Irrthum leicht wird; Trost, wo ich desselben bedarf; Ermunterung, wenn mein Eifer matt will werden.

Aber wo bin ich, wo lebe ich? Ich wohne in christlichen Landen; wo aber sind die Christen, welche ich suche? Ich lebe in einer christlichen Kirche; wo aber sind die Christen, die zu ihr gehören? Wo ist die Gemeinschaft der Heiligen?

Von Land zu Land ist ein anderes Christenthum! Wie? hat denn mehr als ein Christus gelebt, gelehrt und gelitten?—Andere Kirchen, andere Heiligthümer, andere Glaubensbekenntnisse! Wie? haben sich die Apostel getrennt, und, abtrünnig vom göttlichen Meister, ihre Weisheit höher geachtet, als die Weisheit des Erhabenen? Warum wagten es denn die, welche Jahrhunderte lang nach ihnen gekommen sind, und doch nicht Jesum mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben, gleich den Aposteln? Wie? ist menschliche Gelehrtheit lichtvoller, als die himmlische Weisheit selbst? Von wannen sind diese Unterschiede gekommen? Wer hat diese Lehrbegriffe erfunden? wer jene Ordnungen in der Kirche gegründet?

Wenn heute von den heiligen zwölf Boten Jesu einer ins Leben zurückkehrte, und durch die Länder der Menschen wandelte—wo fände er den alten beseligenden Glauben der ersten Christen wieder? den Glauben, welchen der Heiland so göttlich und einfältig gelehrt hat?—Siehe, hier ist Christus! siehe, da ist Christus! würde gerufen werden von allen Kirchen und Parteiungen, deren jede die andere des Irrthums zeihet. Zu welcher sollte er sich wenden? In welcher würde er das reine Jesuswort, unverfälscht und ohne spätern menschlichen Beisatz, wiederfinden? Jeder lehrt, Jeder glaubt anders, als wäre eine neue Verwirrung der Sprachen gestiftet, wie einst zur Zeit des Thurmbaues zu Babel.

Doch Meinungen mögen verschieden sein, und die verschiedenen Vorstellungsarten der Menschen von göttlichen Dingen haben vielleicht die Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse veranlaßt. Ich will nicht strenge fordern. Ich finde keine Eintracht im Glauben der Christenheit mehr; aber ich suche die Einheit des ächten Christensinnes. Sagte doch der Apostel schon: Christum lieb haben ist besser

denn alles Wissen. Die wahre Religion beruht ja nicht auf äußern Einrichtungen und Feierlichkeiten. Nein, sie liegt tief im Innern des Gemüthes. So werde ich eine unsichtbare Kirche der Gläubigen, eine herzensverwandte Gemeinschaft der Christen entdecken.

Aber ich suche vom Aufgang zum Niedergang — wo werde ich sie finden? In allen Kirchen erblicke ich mit Betrübniß neue Spaltung und Parteiung. Hier wandeln Christen; Christen werden sie genannt. Das Bad der Taufe haben sie empfangen, das Nachtmahl Jesu zu seinem Gedächtnisse gefeiert, vor dem Altare ward das Bündniß ihrer Ehe gesegnet. Und sie selber spotten nun der Taufe und des Altars; gestatten höchstens deren Nützlichkeit, als eine bürgerliche Handlung zu guter öffentlicher Ordnung für jeden Stand. Sie nennen die, welche mit Andacht den Gottesdienst feiern, Heuchler oder Abergläubige oder Schmeichler; die Religion einen wohlthätigen Zaum für den Pöbel. Die Ewigkeit ist ihnen noch ein Satz, der zu beweisen wäre, Gott selber ein Räthsel, das man lösen müsse. In Gesellschaft sittenlos witzeln, die Unschuld erröthen machen, Fehler des Nachbarn schadenlustig ans Licht ziehen, seine Schwächen ins Lächerliche darstellen, heißt ihnen guter Ton. Aber das Erhabenste der Welt zu nennen — der Name Jesu Christi, ein Wort von der Gottheit, erregt ihre Schamhaftigkeit und ihr Blick bittet: Zählet mich nicht zu den Albernen oder zum gemeinen Haufen. Lebensklugheit, schlaue Berechnung der Umstände, die Kunst der Ueberlistung, und zu scheinen, was man nicht sein kann, das gilt ihnen als Ersatz für die abgeworfene Religiosität. Eigener Vortheil ist ihr Gott; Genuß ihr höchstes Gut; die Beute des Augenblicks ihre Ewigkeit. — Wie, auch diese tragen Christi Namen? Nein, in ihnen ist des Göttlichen Geist nicht. Worin sind sie verschieden von den Heiden, die keinen Erlöser vom großen Irrthume kannten? Hinweg von diesen! Sie nennen sich aufgeklärt, und können das Auge nicht zur Sonne wenden. Sie buhlen mit dem Staube; sie leben im Todten. Das Hochmenschliche ist ihrer Brust fremd.

Hier wandeln Christen! Christen wollen sie heißen. Sie würden zürnen, wenn du zweifeltest, ob sie wären, was sie sagen. Denn sie beten und singen heilige Sachen. Gern halten sie ihre Kinder zum Christenthum. Sie verachten die Religionsspötter, und scheuen sich, zu sitzen, wo sie sitzen. Sie lesen in Mußestunden gern fromme Schriften zur eigenen Erbauung, und reden auch im Kreise ernster Freunde zuweilen und nie ohne Ehrfurcht von dem, was heilig ist. Aber wo ist der Christussinn in den Thaten ihres alltäglichen Lebens? Wehe, sie haben Religion ohne Religiosität; einen Glauben ohne Seele; eine Lampe, gleich den thörichten Jungfrauen, ohne Oel und Licht. Ihre Sache ist eifrige Gewohnheit, ein Mitmachen ohne eigenen Trieb; sie behandeln das Heilige, wie die gemeine Uebung des niedrigen Lebens.

Sie singen und beten, aber ihre Gebete stammen nicht aus den Tiefen des andachtvollen Gemüths, sondern sind auswendiggelernte Formeln, oder aus Büchern schlechtweg hergelesen. Das heißt ihnen Gebet. Sie besuchen die Kirchen, nicht um ihre Herzen zu heiligen, und, erhoben durch göttliche Wahrheiten, desto strenger auf ihre Fehler zu merken im bürgerlichen Leben. Nein, es geschieht des Anstandes, der guten herkömmlichen Sitte willen, oder weil sie

glauben, dem Schöpfer des Himmels und der Erde einen schuldigen Dienst abzuthun. Sie empfangen die heiligen Sakramente mit dem Leibe, nicht mit der Seele; doch hoffen sie, ihre Seele werde damit reiner dem Himmel angehören. Sie hören die Predigt oft mit Andacht. Aber nicht die Macht der himmlischen Wahrheit, sondern die Art und Weise des Vortrags, die Kunst des Redners auf der Kanzel beschäftigt sie; und darüber läßt sich dann wieder mit neugierigen Freunden reden. Sie halten ihre Kinder zum Christenthum streng und treu, zwingen sie zur Kirche, zum Erlernen der Gebete, der Feierlichkeiten, der Glaubensbekenntnisse: Alles für das Gedächtniß, als wenn Jesus in die Welt gekommen wäre, nur das Gedächtniß der Menschen zu bereichern, nicht das Herz zu veredeln und zu erwärmen. Dann werden die Kinder, wie die Väter und Mütter, Gewohnheitschristen ohne Herz. Ach, wohl ohne Herz! Sie lesen freilich wohl fromme Schriften zu eigener Erbauung, oft nicht ohne Rührung. Sie lesen sie aber, wie die Geschichten und Geistesspiele ihrer Dichter, welche vergessen werden, wenn sie weggelegt sind, und die man lobte wegen der Schönheit ihrer Gedanken, wegen der Kraft ihres Ausdruckes, ohne daß man daran denkt, Leben und Thun darnach zu ändern und zu bilden. Man betet, und lebt sittenlos; man beobachtet den äußern Anstand, und sündigt heimlich; man hütet sich, gegen die bürgerlichen Gesetze ein Vergehen zu üben, welches mancherlei Strafen nach sich ziehen könnte; aber Keiner scheut sich, das Böse zu thun, was kein Gesetz der Obrigkeit eigentlich verhindern kann. Man lästert, man lügt, schmeichelt, betrügt, schwelgt, verführt, verschwendet, spielt — kann nur die äußere Ehrbarkeit behauptet werden, so ist an allem Uebrigen nichts gelegen. O welch ein Christenthum! War dies das Christenthum der ersten Zeiten nach Jesu? Welch eine Religion, die einsam und ohne allen Zusammenhang mit dem Leben für sich dastehet, wie ein Gedächtnißwerk oder eine Angewöhnung, die weiter nichts bedeutet!

Hier wandeln Christen! Christen wollen sie heißen und sein. Mit Recht wenden sie sich hinweg von jenen Verächtern alles Glaubens und weg von diesen lauen Uebungs- und Tagwerkschristen. Denn ihnen ist das Christenthum mehr, als ein angenommener, ehrbarer oder wegen des Himmels nützlicher Brauch. Bei ihnen steht die Religion nicht abgerissen vom Leben und ohne Einfluß da. Sie ist ihnen Alles, ihr täglicher Gedanke. Ihr Thun und Lassen wird darnach geordnet. Sie versammeln sich zu einander, um von himmlischen Dingen zu reden; sie wachen mit Strenge über christliche Sittenzucht. — Sind hier die Nachfolger der ersten Christen? Glänzt hier der Glaube in seiner alten Einfalt? Warum schmähen sie die, welche nicht zu ihrer Gemeinschaft gehören; und warum verdammen sie als verlorne Schafe und thörichte Weltkinder diejenigen, welche einer andern Ueberzeugung sind? Sprach Christus nicht: O richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet! Warum sprechen sie von Wundern und Weissagungen, dem nahen Ende der Welt, der Ankunft des Herrn in diesem oder jenem Jahre? Hat ihnen Gott offenbart, was das Geheimniß seiner ewigen Rathschlüsse ist? Warum reden sie täglich von den Wunden des Lammes, oder dem Verdienst Jesu, oder von der Wiedergeburt, oder von der Gnadenwahl und den Wirkungen der Gnade? Oder warum sprechen

sie von den Wundern der Heiligen, und träumen von Zeichen, die Gott thue; brüten über Geheimnisse, die Keiner zu ergründen vermag, weil der Herr sie verborgen hält seit Anbeginn? (Apost. Gesch. 1, 7.) Ist dies Christussinn, war dies der Inhalt seiner himmlischen Lehren, wenn er vom Berge herab zum Volk predigte, oder in der Einsamkeit zu seinen Jüngern? — Nein! Wer an mich glaubet, sprach er, der wird selig werden. Und an ihn glauben, heißt ihn über Alles lieben. Und ihn über Alles lieben, heißt seine Gebote halten. Und dies ist das höchste Gebot Jesu: Ihr sollet vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und Gott selbst sollst du lieben über Alles, deinen Nächsten so sehr, als dich selbst! — Wer in diesem Sinne handelt und wandelt, der lebt in Jesu, keineswegs aber, wer seine Einbildungskraft mit seltsamen Erwartungen füllt, oder mit wundervollen Geheimnissen erhitzt, oder gleichsam irdischerweise Jesum zu lieben sucht, wie man einen Menschen lieben kann.

Ich wohne in christlichen Landen: aber wo finde ich die Christen, welche ich suche? Ich lebe in einer Kirche: wo ist die Gemeinschaft der Heiligen?

Darum wende ich meinen Blick zurück in die vergangenen Weltalter und über die Jahrtausende hinweg zu jenen ersten christlichen Gemeinden, die sich aus den Bekennern Jesu bildeten, bald nachdem er von ihnen genommen war. Ich lese mit Rührung in den Geschichten der Apostel ihre einfachen Einrichtungen; wie die Menge der Gläubigen damals nur ein Herz, nur eine Seele gewesen, auch selbst Keiner von seinen Gütern sagte, daß sie sein Eigenthum wären, sondern es war ihnen Alles gemein. (Apost. Gesch. 4, 32.)

Gern traten sie zusammen, gemeinschaftlich Gott zu verehren. Denn wo entflammt die Andacht feuriger, als in der Mitte vieler und gleichgestimmter Seelen? Hier war keine todte Gewohnheitssache, sondern innerer Drang jedes Gemüthes, die Lehre Jesu zu erfahren, um darnach zu thun und selig zu werden. Hier tönten keine erlernten Gebetsformeln — nein, die Inbrunst des Herzens sprach laut. Hier klügelte man nicht über Geheimnisse in der Gottheit, nicht über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Jesu; sondern einfältig und aufrichtig lehrte und glaubte man, was Jesus von sich selbst gesprochen, wie er gekommen sei, gesandt vom Vater, die Welt zu erleuchten und Sünder durch Belehrung selig zu machen. Darum hatte er sich ja das Licht der Welt, darum den Weg des Lebens geheißen; darum denen, die an seine Worte glaubten, empfohlen, ihm nachzufolgen, das heißt, also zu denken und gegen Gott und Menschen zu handeln, wie er; die zu segnen, die uns fluchen; denen wohlzuthun, die uns beleidigen.

Man lebte in Jesu, man war eins mit ihm; aber nicht, wie sich Schwärmer dünken, irdischerweise oder in der Einbildungskraft, sondern im Geiste seiner erhabenen Lehre. Die ersten Christen kannten daher auch jene Lauheit nicht, welche in unsern Tagen Alles erschlafft. Sie fühlten die höchste Würde der Menschheit, die ihnen Jesus verliehen, Verwandte Gottes, Gotteskinder zu sein. Sie wußten, das Weltall sei ihres Vaters Haus und ihre eigene Heimath. Sie verstanden das große Wort: Christus hat den Tod überwunden! Für sie war nur Leben, kein Tod. Nur wer der Sünde, dem thierischen Gelüste allein

gehört, höchstens ein verfeinertes Thier sein mag, Sinnengenuß, Gewalt über Seinesgleichen, Stärke, äußere Schönheit, Weltehre das Höchste nennt, nur der ist geistig todt; denn er lebt für das, was nie bleibt, für das Todte. Wer aber, ein geläuterter reiner Geist, in Gott lebt, wohlthätig in seinem Wirkungskreise, wie der Schöpfer im Weltall, der ist im ewigen Leben. Er ist eins mit Gott, in welchem kein Wechsel, kein Tod ist.

Daher sah man die ersten Christen ohne Scheu die Größe Jesu bekennen, weil man, überzeugt von derselben, ihr nacheiferte. Der rohe, unwissende Haufe der Juden und Heiden verstand diese Edeln nicht — sie duldeten den Spott mit jener Hoheit der Seelen, welche über Welt und Grab erhebt. Es war die Kraft der Tugend in ihnen mächtiger, als die Schreckniſse, welche vergängliche Menschen ihnen bereiten konnten. Man raubte ihnen Hab und Gut, verstieß sie aus ihren Heimathen — was war es denn mehr? Sie verloren nur Staub, den sie doch früher oder später zu verlieren bestimmt waren; Bequemlichkeiten, die ja doch tausend andere Menschen entbehren können. Man warf sie in finstere Kerker, — aber ihr Geist war frei; frei von den alten Banden des Aberglaubens; frei von den Vorurtheilen des blinden Haufens, der wie das vernunftlose Thier um einen leckern Bissen sich selbst ins Verderben wirft. Leiber können gefesselt werden, doch nie die Geister, welche die Dinge der Welt richtig würdigen. Man führte sie zum Tode — man steinigte, man kreuzigte sie, stürzte sie von Klippen. Sie gingen unerschrocken in den Tod. Es war ihnen süß, zu sterben. Jeder Edle achtete die Wahrheit seiner beseligenden Ueberzeugungen höher als das Leben. Es war ihnen süß zu sterben, denn sie erfüllten gegen die Nachwelt eine heilige Schuld. Sie mußten durch ihren Tod und durch ihre Standhaftigkeit der Welt die Wahrheit der Jesuslehren verbürgen. Das ist wohl ein werthloses Ding, für welches man nichts aufopfern mag! Der Tod jedes dieser Blutzeugen für das Christenthum gewann tausend neue Bekenner desselben. Es war ihnen süß, zu sterben; sie starben für das Heiligste und Höchste hienieden, um herrlicher im Ewigen zu sein.

Aber heute — wo finde ich die wunderbare Macht des Glaubens? wo die Inbrunst der ersten Bekenner? wo den Heldengeist der uralten Christenheit? Ich lebe in christlichen Landen: wo finde ich die Christen, die ich suche?

Sie mögen leben, wenn du sie auch nicht kennst? O sie sind, und sind gewiß, wenn auch einzeln und zerstreut, ohne Aufsehen und Geräusch. Zweifle nicht an ihrem Dasein, wenn du sie auch nicht entdeckt hast. Was Jesus gelehrt hat, ist zu groß, zu schön, zu reich an unüberwindlicher Wahrheit, zu reich an seligmachender Gewalt, als daß nicht Tausende davon tief ergriffen und durchdrungen sein sollten. Sie wandeln im großen Haufen, ohne ihm anzugehören; sie üben dessen Uebungen, aber nicht dessen Sinn. Es gibt eine unsichtbare Kirche der Erleuchteten, die, fern von spitzfindigen Lehrsätzen und menschlichen Satzungen, oder den dunkeln, geheimnißsüchtigen Bildern und Gefühlen einbildungskranker Schwärmer, im Geiste des ersten Christenthums athmen; die im Lichte wohnen, das Jesus über das Weltall anzündete; die in Gott leben, heiligwirkend; die keinen Tod kennen, sondern nur das unzerrissene Sein der Ewigkeit, in welchem das Spiel des Vergänglichen lehrreich erblickt wird.

O Gott! o Gott! Du Großer, Heiliger, Allerleuchtender, voll ewiger Huld! Ach, daß ich würde, wie dieser Einer! Daß mein ganzes Leben sich in Anbetung Deiner Macht verwandelte; daß ich, von der Kraft Deines heiligen Geistes durchdrungen, in meinem Wandel, in meinem Hause das Urbild des ersten Christenthums erneuern könnte! Wie selig, o wie groß wäre ich!

76.

Das Ur-Christenthum.

Zweite Betrachtung.

1. Kor. 3, 21—23.

Daß ich Dir und Jesu angehöre,
Daß der Geist der Wahrheit mich belebt,
Und wie jene ersten Christenbrüder,
Aus dem Staube zur Verklärung hebt, —
Daß ich Deine Vaterliebe kenne,
Daß mich keine Sorge niederdrückt,
Daß mein Auge selbst im Sturm und Wetter
Kindlich auf zu Dir, Du Treuer! blickt;
Daß ich in dem heil'gen Bunde lebe,
O mein Jesus, dessen Haupt Du bist,
Und durch ihn das Herrliche gewinne,
Das im Ew'gen mir bereitet ist;
Daß ich ohne Grau'n den Tod erblicke
Im Gefühle meiner Ewigkeit: —
Dieses dank' ich Dir, Du Geist der Geister,
Der durch Jesum zu den Geistern sprach;
Auch mein Geist — er stammelt mit Entzücken
Deine hohe Offenbarung nach.
Angebetet sei Dein großer Name,
Diese Erde sei Dein Heiligthum!
Jede christliche Gemeind' erfreue
Nur der Deine, nicht der eig'ne Ruhm!
Steh'n nicht alle Tempel Dir geweihet?
Und gehören Dir nicht Deine Kinder an?
Darum bet' die Menschheit unentzweiet
Dich im Geist und in der Wahrheit an!

Gern blicke ich in jene längst untergegangenen Tage zurück, da das jugendliche Christenthum kräftig aufblühete unter Verfolgungen, wie die Balsamstaude zwischen Dornen und Giftkräutern. Welche Einfalt, welche Treue, welche Ruhe, welche Größe! — Es war die Wiederherstellung der menschlichen Würde, wie sie in den ersten Tagen der Schöpfung gewesen sein mochte — das schöne Bild von dem, was die Sterblichen auf dem ganzen Erdball sein sollen, um nicht Leiden und Tod mehr, sondern Liebe und Seligkeit zu sehen.

Ohne mit falscher Frömmelei das Irdische zu verachten, thaten sie demselben ein Genüge. Die Apostel selbst nährten sich von ihrer Hände Arbeit. Man gehorchte ohne Widerspruch den weltlichen Obrigkeiten. Der Reiche war reich für den Armen; der Arme diente dafür dem Reichen. Keiner der Ihrigen war verlassen. Sie machten gleichsam eine einzige Blutsverwandtschaft aus. Und doch war die Sorge um Nahrung, Kleider und Lebensbedürfnisse anderer Art der Sorge um das Göttliche tief untergeordnet. Der Mensch lebte nicht für die Tafel, für das Kleid, für den Genuß auf Erden, sondern für seinen Geist und für die Ewigkeit. Nicht Jerusalem war der ersten Jünger Vaterland, sondern Gottes Weltall. Nicht bloß wer zu ihnen gehörte, war ihr Bruder, ihr Freund, sondern jeder andere Sterbliche, weil Gott der Vater Aller ist.

Wohl lebten sie in Eintracht beisammen, und beteten und lobten Gott. Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. (Ap. Gesch. 4, 32.) Aber darum machten sie keine feindselige Partei gegen Leute andern Glaubens; verachteten dieselben nicht; verstießen sie nicht als Irrende oder Ketzerischgesinnte.

Unter sich selbst waren sie durch keine Meinungen oder um der Meinung willen getrennt. Alle waren sie Christi, wie Christus Gottes ist. (2. Kor. 3, 23.)

So lange diejenigen lebten, welche den Gottmenschen noch selbst gekannt hatten, wie er auf Erden gewandelt, war auch wohl bei diesen eine Liebe zu seiner Person, wie man einen Freund, einen Vater sich noch vorstellt, noch liebt, der uns entrissen worden. Aber diejenigen, welche Jesum nicht dem Leibe nach gekannt hatten, liebten ihn nicht dem Leibe nach, sondern in seinen Lehren und Offenbarungen. Sie machten sich keine Bilder von ihm — es gab nie dergleichen nach ihm. Der Erlöser verhütete es. Liebe und Verehrung im Geiste und in der Wahrheit forderte er. Und die ihn gekannt hatten, sprachen noch gern von seiner Person, von seinem heiligen Wandel, von seiner Wunderkraft. Doch nicht eigentlich, was seine Person und Natur anging, sondern seine Lehre und Hinweisung zum Vater, das Ablegen der Sünde, ein heiliger, gerechter Wandel, ein Leben mit und in Jesu, war der Hauptgegenstand der ersten Christen.

Aber wie anders ist nach diesem bald Alles geworden! Zum zweitenmal ward gleichsam das Paradies verloren.

Wie sich die christliche Gemeinde aus bekehrten Heiden und Juden vergrößerte, brachten dieselben allerlei Vorstellungen, die sie früher im Heiden- und Judenthum gehabt, mit in das Christenthum hinein. Dadurch verlor sich die alte Einfachheit der Christuslehre, welche sonst, ohne alle Gelehrsamkeit, auch der gemeine Mann, auch das Kind klar auffassen konnte. Man brachte Spitzfindigkeiten hervor und erfand neue Namen und Lehrgebäude. Einer lehrte von Jesu so, der Andere anders. Einige hingen diesem, Andere einem andern Lehrer an. Umsonst ermahnte schon Paulus: Rühme sich Niemand eines Menschen! Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt! (1. Kor. 3, 22.) Umsonst hatte schon Jesus, der Herr, gewarnt: Nicht die mich für Dies oder Jenes halten, nicht die mich Herr, Herr! nennen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, die allein werden in das Himmelreich kommen. (Matth. 7, 21.)

Bald nach dem Tode der ersten Jünger Jesu vermehrte sich die Zwietracht der Menschen, — nicht um die Lehre Jesu, wie er sie oft in seinen Predigten vorgetragen, sondern um die Beschaffenheit seiner Person. Wäre dies aber die Hauptsache des göttlichen Willens gewesen, den zu verkünden der Erlöser gekommen: würde er nicht selbst dafür gesorgt haben, daß darüber kein Streit entstehen konnte? — Stimmen nicht noch alle christlichen Religionsparteien und Kirchen heutiges Tages in der Hauptwahrheit des Glaubens und der Tugendlehre des Messias überein, wie er gelehrt hat? Warum hassen sie sich wegen verschiedener Meinungen über Dinge, worüber Sterbliche vergebens forschen? Warum über den Unterschied der Kirchengebräuche, die zur Zeit Jesu Christi noch nicht vorhanden waren? Warum über Auslegungen apostolischer Worte, die für uns dunkel wurden. Ist nicht Christum lieb haben, das heißt im Leben und Thun sein Gebot halten, besser denn alles Wissen?

Aber nun stehen die verschiedenen Sekten, Parteien und Kirchen da! — Es

ist vergebens, die Trennung der christlichen Gemeinden zu beklagen. Die Einfalt und Einheit des Ur-Christenthums ist verloren. Läßt sie sich wieder herstellen?

Es ist in allen Christen, in allen gutdenkenden Menschen wohl der schöne Wunsch, daß die, welche auf Jesu Namen getauft sind, eine einzige große Gemeinschaft über den Erdball bilden möchten; daß alle Christen sich als Brüder, als eines Gottes Kinder, als eines Meisters Schüler umarmen möchten. Oft ist über die Vereinigung der Religionsparteien gesprochen, geschrieben worden; oft auch darüber, ob nicht mit bloßer Berücksichtigung dessen, was Jesus von sich selbst gelehrt hat, und was aus dem Ur-Christenthum für unser Zeitalter passend sein möchte, eine neue Kirche der Christenheit, eine allgemeine gestiftet werden könnte, deren Lehrbegriff die vornehmsten Wahrheiten aller christlichen Religionsparteien enthielte.

So löblich auch dieser Wunsch sein mag, und wie sehr er das Herz dessen ehrt, der ihn hegt: ist doch seine Erfüllung nie zu erwarten; denn obwohl die Wahrheiten, welche Jesus gelehrt hat, auf dem ganzen Erdball und von jeder Vernunft als heilige Wahrheiten anerkannt werden: sind doch die Gemüthseigenschaften einzelner Menschen und ganzer Völker immerdar verschieden, folglich auch ihre Vorstellungen von göttlichen Dingen. Der sinnliche Mensch verlangt mehr Feierlichkeit und Glanz in den Kirchen, um zur Andacht erweckt zu werden; der geistigere verwirft die kalte, todte Pracht, und will nichts, als das Geistige. Ein Volk ist mehr für Einfalt in Allem; ein anderes mehr für Gepränge und Festlichkeit. Ein Volk hat regere Einbildungskraft, lebhafteres Gefühl; ein anderes ist kälter, ernster, denkender. So wird nothwendig jeder Mensch, jedes Volk andere Wünsche, andere Begriffe zur Kirche bringen. So wird sich aus der Natur der Sterblichen immer wieder neue Mannigfaltigkeit entwickeln. Ihr werdet das Kind nicht denken und empfinden lehren, wie den Greis. Anders liebt und ehrt der Mündige, anders der Unmündige den Vater oder die Mutter. Beide können die gleichen Eltern, die gleiche Liebe haben; aber beide drücken ihre Gedanken und Gefühle verschieden aus. Es soll also sein. Es war des Schöpfers Wille. Aus dieser Mannigfaltigkeit steigt das Leben thätiger, wunderbarer und lehrreicher empor.

Die allgemeine Vereinigung aller Religionsparteien zu einer gemeinschaftlichen Kirche bleibt daher unausführbar. Sie zu versuchen, zeugt nur von dem Mangel an Welt- und Menschenkenntniß derer, welche dazu die Hand bieten möchten. Und wenn das Unmögliche gelänge, so würde nach einigen Jahren neue Trennung unter den Gliedern der gemeinschaftlichen Kirche entstehen. Gleicht das Antlitz und die Gestalt einer Blume, eines Thieres, eines Menschen dem andern? Gleicht die Erkenntniß und das Gemüth eines Sterblichen dem andern? Ja, ist jeder Mensch sich also selbst gleich, daß er noch heute ist, wie er vor Jahren gewesen?

Ein guter Vater zürnet nicht, wenn seine Kinder, verschiedenen Geschlechts, verschiedenen Alters, verschiedener Anlagen sind, ihm ihre Zuneigung, ihren Gehorsam, ihre Ehrfurcht nicht alle auf einerlei Art bezeugen. Aber er zürnet, wenn sie ihm Zuneigung, Ehrfurcht und Gehorsam verweigern. So ist die

verschiedene Erkenntniß von Gott und Jesu, oder die mannigfaltige Ansicht unergründlicher Geheimnisse, keine Sünde; es ist die verschiedene Art der Anbetung und Verehrung Gottes, die mannigfaltige Weise des Gehorsams, kein Verbrechen. Aber Sünde ist es, wenn wir aufhören, Gottes Größe zu verehren, wenn wir, statt die Gebote des Herrn zu erfüllen, nur nach unserer Klugheit handeln, und den Eingebungen niedriger Lust gehorchen.

Und ist es nicht möglich, daß die Einfalt der ersten Christenheit wieder hergestellt, und über den Erdball eine einzige, allgemeine Genossenschaft der Gläubigen verbreitet werde: kann ich nicht selbst wieder auch einzig zur Einfalt des Ur-Christenthums zurückkehren?

Ich kann es. Wer hindert mich? Ich kann es: so soll ich's. Ich soll es: so will ich's.

Es war unter den ersten Schülern Jesu nur ein Glaube. Wer an Christum glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt. An ihn glauben, heißt nicht bloß anerkennen, daß Jesus der göttliche Sohn sei, den der Vater sandte, sich dem gesunkenen Menschengeschlechte geistig zu offenbaren — solch ein Anerkennen des Herrn ist ein unnützes „Herr! Herr!" sagen — sondern es heißt, ihn lieben. Ihn aber lieben, heißt nicht, ihn mit schmeichelnden Namen begrüßen, nach ihm verlangen irdischer Weise, wie nach einem irdischen Freunde: sondern es heißt seine Gebote halten. Ihn lieben, heißt die Menschheit mit der gleichen, selbstaufopfernden Liebe lieben, wie er die Welt geliebt hat, für deren Heil er starb, und wie Gott uns liebt alle Tage.

Wer also die Gebote Jesu Christi im Leben thätig ausübt, wer die göttliche Weisheit, die Christus lehrte, in seinem eigenen Wandel zeigt: der ist ein Christ; der glaubt an Jesum; der ist mein Glaubensgenosse, mein Bruder, meine Schwester in Jesu, er möge sich im Aeußern zu einer Kirchenpartei halten, zu welcher er wolle. Es ist nicht an mir, seine Vorstellung, seine Art der Gottesverehrung zu tadeln, geschweige lächerlich zu machen oder zu verfolgen, wenn sie von den meinigen abweichend sind: sondern dieselben zu achten, weil ich wünsche, daß man auch meiner Ueberzeugungen schone. Irren ist menschlich; nur der Allweiseste irrt nicht. Irrthum ist keine Sünde, sondern die ungerechte That, der ungerechte Wunsch. Der Glaube des Menschen aber ist der Flügel, mit welchem sich seine That himmelan schwingt. Zerstöre nicht boshaft oder aus Unüberlegtheit diesen Flügel, du würdest seine edlere Thatkraft lähmen.

Es war unter den ersten Schülern Jesu nur eine Liebe. Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein. (Ap. Gesch. 4, 32.)

Darum erkennen wir die wahre Liebe, daß, wer sie hegt, nichts für sich, sondern Alles für den Geliebten hat und ist; daß er sein Gut, selbst sein Leben ihm hingibt. So hat Gott die Welt geliebt, so Jesus.

In einem kleinen Kreise (wie denn die Zahl der ersten Christen klein war), ist allerdings die Gemeinschaft der irdischen Güter ausführbar; aber in sehr großen Gesellschaften, unter ganzen Völkern und bei unsern bürgerlichen Ver-

hältnissen unmöglich. Auch wird sie von uns nicht begehrt. Zwar Jesus und seine zwölf Jünger hatten die Gemeinschaft des Eigenthums unter sich, wie sie ein Vater mit seinen geliebten Kindern haben kann. Aber sie hatten doch Eigenthum, das heißt, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse besaßen sie etwas, das nicht allen Menschen zugleich gehörte. So können und sollen auch wir ein Eigenthum besitzen, und unsere Rechte darauf beschützen gegen ungerechte Gewalt. Eine allgemeine Entäußerung unseres Gutes, daß wir nichts von Lebensgütern mehr unser nennen, wird nicht von uns begehrt.

Und dennoch kann auch ich heute noch eine rührende Liebe der ersten Christen üben, wie sie Jesus, als Vorbild, geübt hatte. Auch ich will nicht von meinen Gütern sagen, daß sie mein sind; sondern sie gehören dem Wohl meines Nächsten. Ich habe nichts; was ich aber habe, das ist Gottes. Und der Vater im Himmel verlieh es mir segensvoll, daß ich es, als sein Werkzeug, zum Glück der Nebenmenschen verwende; er gab mir Gut, mehr, als ich zu meiner eigenen Erhaltung nöthig habe; ich soll also das Ueberflüssige gern denen mittheilen, die daran Mangel leiden; mittheilen, nicht um Trägheit und Bettelei, sondern Fleiß, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und andere Tugenden zu erwecken und zu befördern. — So ist mein Gut nicht mein (in der Sterbestunde gebe ich das Geliehene zurück), sondern es gehört meinen Mitbrüdern. Ich bin nur ein Haushalter, den Gott verordnete, durch solche Mittel aus seiner Segensfülle allgemeine und besondere Wohlfahrt zu mehren.

Es war unter den ersten Schülern Jesu nur eine Hoffnung, die Hoffnung des ewigen Lebens, des Wiedersehens, der Vereinigung mit Gott dem Vater.

Und diese Hoffnung, wer kann sie mir rauben? Hat mir sie Jesus nicht erworben? Warum soll ich sie nicht mit allen denen theilen, die an Jesum glauben und Gottes Gebote erfüllen? Wer durch seinen Glauben, durch seine Liebe, durch seine That Gottes Beifall hat, der hat Alles. Er gehört Gott, Gott gehört ihm, wie ein liebevoller Vater seinem guten Kinde. Darum konnte Paulus zu den ersten Christen in Rom sprechen: Es ist Alles Euer. Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles ist Euer. Ihr aber seid Christi: Christus aber ist Gottes. (1. Kor. 3, 22. 23.)

Vater unser, Du im Himmel und auf Erden, Du im Leben und im Tode, und im Vergangenen und im Künftigen, Dein ist Alles. Und durch Jesum Christum, der mir meine Bestimmungen, Deinen Willen, das Verhältniß meiner unsterblichen Seele zum ewigen All offenbart hat, bin ich Dein, bist Du mein Gott, mein Vater, mein Heil, und Alles ist mein. Dieses Leben, dieser Traum, noch habe ich ihn: ein herrlicheres Sein erwartet mich, denn es ist mein. Ich stehe auf Deiner Millionen Weltsterne einem; aber nicht dies Stäubchen, welches ich bewohne, Deine ganze unendliche Schöpfung, Vater, ist mein Vaterhaus. Nicht hier allein — überall in endlosen Fernen wohnen meine Brüder in den Himmeln; höhere, bessere Wesen, als ich, und doch meine Brüder, meine Miterschaffenen. Sie, vollkommener als ich, mögen Dich herrlicher preisen; aber auch das freundliche Stammeln Deines jüngsten, unmündigen Kindes ist Dir angenehm.

O mein Jesus, mein Lehrer, wie selig hast Du mich durch Dein Wort gemacht! Zweitausend Jahre sind beinahe verflossen, seit Du, Erhabener, Wunderbarer, Göttlicher, Du himmlischer Zeuge des Himmlischen, auf Erden wandeltest. Völker, Länder, Gebirge sind seitdem verschwunden, aber Deine Worte nicht. Der Staub verwehete; aber der Geist athmet ewig. Und was sind Geist gegen Geist zwei Jahrtausende? Es sind zwei Augenblicke zwischen Dir und mir. Ich dränge mich zu Dir mit Johannis Zärtlichkeit, mit Petrus lebendigem Eifer. Ich will sein, wie Deine ersten Jünger: ich will die Einfalt, Größe und Treue der ersten Christenheit wieder in mir erneuern, und in meinem Hause verjüngen. Ich athme, ich lebe in Dir, o Jesus, weltliebender Heiland! — Erhaben stehe ich über den kleinlichen Unterschied der Meinungen, Sprachen und Gebräuche der Kirchen auf Erden. Sie beten Alle zu einem Gott; sie sind meine Brüder !— Sie glauben an Dich, mein Erlöser; sie sind meine Mit-Christen. Sie haben eine Hoffnung, sie sind die Genossen meiner Hoffnung und Seligkeiten!

Dies ist der Geist des ersten Christenthums—es sei nun der meinige. Hinweg Parteigeist und Glaubenszwist! Es sei nur eine Kirche, aber sie umfängt Betende von verschiedenen Sprachen, Altern und Kräften; es ist nur ein Gott, vor dessen Throne anbetend die ganze Menschheit im Staube liegt, aber seine Kinder sind ungleich an Erkenntnissen und Gaben. Es ist nur ein Jesus seligmachend erschienen, darum sind Alle, die an ihn glauben, ohne Unterschied des Landes, des Alters, und des Lehrbegriffs, Christen und Erlöste durch ihn.

77.

Der Glaube und die Kirche.

1. Kor. 3, 11-13.

In getrennten Tempeln suchen
Christen Christi Gnad' und Geist;
Aber gehen und verfluchen,
Wer nach andern Kirchen heißt.
Er, der Hirt, der Alle weidet,
Liebt uns Alle, so wie Gott.
Was die Kirch' auf Erden scheidet,
Das vereint der Glaub' in Gott.

Siehe, auch die Tempel wanken,
Und es ändert der Altar;
Und es ändern die Gedanken,
Und die Sitten immerdar.
Eins nur bleibt, das macht mich fröhlich,
Dies beglücket fort und fort:
Nur der Glaube machet selig,
Ewig bleibt nur Gottes Wort.

Wie könnte ich ermüden, die rührende Einfalt des ersten Christenthums zu bewundern! Wie ist seitdem Alles anders geworden! Nichts wußten jene frühesten Bekenner und Bekennerinnen des Welterlösers von den mannigfaltigen Lehrsätzen, in welchen sich heut zu Tage die Bekenner von einander absondern, und wegen welchen sich dieselben wohl gar mit Unbarmherzigkeit verfolgen. Nur was Jesus gelehrt, und daß er von Gott gesandt sei, die Sünder zu beseligen, das war ihre Lehre. Nichts wußten sie von den mannigfaltigen Feierlichkeiten, Uebungen und pomphaften Gebräuchen, worin heut zu Tage so viele Christen die Hauptsache ihrer Gottesverehrung und Religion finden wollen. Nein, in Demuth, Liebe und Gebet wohnten sie einmüthig beisammen. Das Gedächtniß Jesu Christi beim Brodbrechen im Abendmahl zu erneuern, oder einen neuen

Ankömmling durch die Taufe in die Zahl der Gläubigen einzuweihen: darauf beschränkten sich ihre frommen Gebräuche. Sie kannten noch keinen Unterschied des Ranges unter sich. Wer der Vornehmste unter ihnen sein wollte, mußte nach Jesu Vorschrift der Diener Aller sein. Am meisten geachtet waren von ihnen die unmittelbaren Jünger Jesu, jene zwölf, welche den Herrn seit der Taufe immerdar begleitet, und seine eigenen Worte vernommen hatten. Denn sie mußten als die reinsten Quellen der Christuslehre angesehen werden, da der Herr sie selber gebildet hatte, seine Werkzeuge und Boten zu werden. Dennoch maßten sich die Apostel nie höhere Rechte und Vorzüge an. Sie selber befahlen und entschieden in äußerlichen Dingen der Gemeinde nichts, sondern ertheilten nur Rath, und überließen der Gemeinde Wahl und Entscheidung. Ja, sie trugen lange die Mühwaltung, für alle Bedürfnisse zu sorgen die Unterstützungen zu vertheilen und zu Tische zu dienen.

Es war in jenen Tagen ein einziger Glaube, welcher die Bekenner Jesu verband, aber noch keine Kirche. Sowohl die Apostel, als die Uebrigen, behielten, wie einst Christus, die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, der Feste, Opfer, Reinigungen, Fasten und übrigen Gebräuche der Juden bei. Sie waren Israeliten, aber höherer Art, wie Jesus Christus höher war, als Moses.

Die zahlreiche Vermehrung der Gläubigen in Jerusalem nöthigte jedoch bald, neue Einrichtungen zu treffen. Die Sorge der Apostel um das Leibliche der Gemeinde hinderte sie oft, sich mit erforderlichem Fleiße ganz ihrem Lehramte zu widmen. Oder wollten sie diesem vollkommen angehören, geschahen Unrichtigkeiten und Versäumnisse in der täglichen Handreichung und Bedienung der Glaubensgenossen. Wirklich erhob sich auch ein Murren unter den griechischen Juden, die Jesum bekannten, gegen die hebräischen, welche zur Gemeinde gehörten, daß ihre Wittwen in der täglichen Handreichung aus dem gemeinschaftlichen Gut übersehen würden.

Dies bewog die zwölf Jünger, die Menge der Gläubigen zusammen zu berufen. Es taugt nicht, sprachen sie, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen. Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Wortes! (Ap. Gesch. 6, 1—6.) Der ganzen Menge gefiel die Rede wohl. Man erwählte darauf den frommen Stephanus, und mit ihm noch sechs andere Männer, zu Almosenpflegern und Verwaltern des gemeinen Gutes.

Es entstanden auf diese Art vorher unbekannt gewesene Aemter in der kleinen Gemeinde. Denen, welchen das Lehramt oder Verwaltungsgeschäft gegeben war, mußte ein gewisses Befugniß und Ansehen eingeräumt werden, um sich Gehorsam zu verschaffen und Ordnung zu halten. Bald gebrauchten auch diese Personen Untergeordnete, Gehilfen und Aufseher. Die durch den Glauben an Jesum vereinigte Gemeinde empfing somit eine äußerliche Verfassung, durch die Gewalt der Umstände und Bedürfnisse unvermerkt herbeigeführt. Und diese ersten Grundzüge äußerlicher Ordnung waren der Keim zu dem, was nachmals die Kirche genannt wurde. Denn bald, da die Menge der Bekehrten immer wuchs,

mußte man auch in ihren der Erbauung, Bekehrung und Gottesverehrung gewidmeten Versammlungen eine feste Richtschnur beobachtet werden, um Verwirrung und Aergerniß zu meiden. Bald, da nicht nur Juden, sondern auch Heiden in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen waren, entstand die Frage, ob auch die Heiden sich nach dem mosaischen Gesetze sich beschneiden, Fasten halten und sich der nach jüdischen Begriffen unreinen Speisen enthalten müßten, um als wirkliche Bekenner Jesu Christi angesehen zu werden. Da nach vielem Streit endlich die Mehrheit entschied, daß die Haltung der Gesetze Mosis nicht nothwendig sei, um zu den Gläubigen zu gehören, entstand offene Trennung der Christen von den übrigen Religionen. Nun bildeten sie um ihren Glauben eine eigene Gemeinschaft und Kirche, geschieden von den Juden, wie von den Heiden. — Bald, da sich in Europa, wie in Asien, unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen, bei Völkern von ganz verschiedenen Erkenntnissen, Neigungen und Sitten, christliche Gemeinden sammelten, die selten alle von einander wußten und Lehrer von verschiedenen Ansichten der Dinge hatten, entstand auch sehr bald eine Abweichung unter ihnen, sowohl in Gebräuchen beim Gottesdienst, als in Begriffen und Vorstellungen von der Person Christi, vom Abendmahl, von der Taufe und andern außerwesentlichern Dingen. Die Apostel suchten, so viel an ihnen lag, eine gewisse Gleichförmigkeit überall beizubehalten; aber sie konnten nicht hindern, daß die bekehrten Heiden heidnische Vorstellungen, geschöpft aus alten Gewohnheiten oder Schriften ihrer Weltweisen, daß die Juden jüdische Begriffe, angeerbt von ihrer ersten Erziehung oder ihrer tiefgewurzelten Ehrfurcht gegen die Schriften Mosis, Davids, und der Propheten, mit in den christlichen Lehrbegriff übertrugen. So entstand Spaltung, Parteiung in Glaubensart und Kirche.

Zwar Alle glaubten an Jesum; Alle hofften durch ihn zu Gott zu kommen; Alle nannten den einigen, lebendigen Gott ihren Vater; Alle Christum ihren Erlöser; Alle lehrten das Wort der Heiligung, wie er es zur Veredlung des Herzens gelehrt hatte, daß wir vollkommen würden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; unterdessen wurden vielerlei Nebendinge erfunden, über welche man sich nicht vereinigte, und die erst durch den oft mit ungeziemendem Eifer darüber geführten Streit Wichtigkeit erhielten.

Der Apostel Paulus sah diese Trennungen mit Wehmuth; doch fühlte er, daß sie schwerlich ganz zu vermeiden wären. Er sah daher nur auf Jesum, und achtete alles Uebrige gering. Sehe nur Jeglicher zu, sagte er, daß das, was auf Jesu Lehre gebaut wird, wohlgebaut sei, und sich in der Feuerprobe des Glücks und Unglücks als gut und beseligend erhalte. Einen andern Grund kann zwar Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, Jesus Christ. So aber Jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines Jeglichen Werk offenbar werden; der Tag wird es klar machen. Denn es wird durch Feuer offenbar werden. Und welcherlei eines Jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. (1. Kor. 3, 11—13.)

Eben so bescheiden und duldsam, wie der erhabene Apostel Jesu, sollen auch wir noch heutiges Tages urtheilen, wenn wir auf die verschiedenen Glaubens- und Kirchenparteien hinblicken. Ist nur Jesus und der Glaube an sein heili-

gendes Wort der Grund, auf welchen ihr gebauet habet, so seid ihr meine Mitchristen, meine Brüder in Jesu. Was ihr auf diesen Grund gebauet habet, das ist Menschenwerk, Menschenmeinung; aber der Grund ist göttlich, denn Jesus Christus gab uns sein Wort aus Gott.

Der Glaube ist das Wesentliche, die Kirche das Aeußere; der Glaube die Seele, die Kirche der Leib. Der Glaube ist das Verhältniß des menschlichen Geistes zu Gott und zur Ewigkeit, ist unsichtbar und überirdisch; die Kirche ist die sichtbar und irdische Aeußerung dieses Glaubens durch Gebet, Gottesverehrung, Auslegung und fromme Uebung. Der Glaube ist selbstständig und ewigbleibend, wie der Geist; die Kirche mit ihren Begriffen und Gebräuchen wandelbar und vergänglich. Keine Kirchenpartei ist seit ihrem Ursprung ohne Abänderung und Zusatz geblieben. Der Glaube kann ohne alle Kirche bestehen, wie der unsterbliche Geist ohne den irdischen Leib; aber die Kirche ohne den Glauben ist ein todter Leichnam und leere Feierlichkeit, ein Schattenwerk, das in sich selber vergehen muß. Der Glaube, das heißt, die Lehre Jesu, ist für alle vernünftigen Geschöpfe, in allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, unter allen Regierungsformen gleich wahr, gleich erhebend, gleich beseligend; nicht also die Kirche. Sie wird immerdar in ihren Lehrmeinungen, Satzungen und Gebräuchen ändern, je nachdem die Völker gesittet oder roh, reich oder arm, in heißen oder kalten Ländern leben. Daran allein erkenne ich das Göttliche, das ewig und allgemein immer das bleibt und ist, was es ist, und Keiner hinzuthut, Keiner davon nehmen kann. Daran erkenne ich das Irdische, daß es sich nach den Zeiten und Sitten, nach den Ländern und Einsichten anders gestalten will.

Hienieden ist unserm unsterblichen Geiste der irdische Leib unentbehrlich. Wie sollte er sich ohne ihn andern Wesen zu erkennen geben?—Eben so ist hienieden unserm Glauben die Kirche unentbehrlich. Denn weil wir sinnliche Wesen sind, müssen wir uns auch in Glaubensdingen, auf sinnliche Weise ausdrücken, und irdisch vereinigen. Wie der Leib das Werkzeug und die Stütze des Geistes ist, so ist die Kirche das Werkzeug und die Stütze des Glaubens. Immer wirkt das Aeußere mächtig auf unser Inneres, erwärmt, stärkt und hebt es empor; regt das Einschlummernde an, erneut das Vergessene. Darum band auch selbst Jesus Christus das Uebersinnliche an das Sinnliche. Den Gedanken an Heiligthum des Gemüths und Reinigung desselben durch seine Lehre von allen Sünden knüpfte er an die sinnliche Waschung in der Taufe. Die Erneuerung seines Andenkens und seiner Liebe, und wie er der Menschheit willen seinen Leib und sein Blut dahingegeben, knüpfte er an den Genuß des Brodes und des Weines im Abendmahl. So hat Jesus selbst, durch Einsetzung der Taufe und des Abendmahls, den Anfang einer Kirche auf Erden gemacht, und dem Geiste seiner Offenbarung und Lehre einen heiligen Körper gegeben. Wie die Seele sich ausspricht durch Haltung und Geberde des Leibes, und dieser Alles erst durch die Seele ist, so ist die Kirche der Spiegel des Glaubens.

Aber wie das Aeußere auf den Geist zurückwirkt, wie leibliche Zucht, Ehrbarkeit und Ordnung das Gemüth geneigt macht, zu lieben, was edel, schön und klar ist, so wirkt die Kirche zurück auf das glaubende Gemüth. Sie bewahrt Ordnung, Einfalt, Gleichförmigkeit, auf daß keins dem andern Störung bringe;

daß die Menge sich nicht verwirre, sondern Alles durch einander erbaut werde. Wie der Eltern Geist die Kinder mit Hilfe der Zunge lehret, so pflanzt sich der Glaube auf Kinder und Kindeskinder mit Hilfe der Kirche fort. Darum ist die Kirche nothwendig, eine heilige Stiftung, zum Glauben unentbehrlich. Wohl ist der Leib des Menschen vom andern verschieden; der eine groß und wohlgestaltet, der andere klein und gebrechlich; der eine stark, der andere schwach; doch so vielgestaltig der Leib sein mag, er ist immer vorhanden, so lange ein Mensch noch Mensch ist. Eben so war und wird immerdar die Kirche sein, obgleich sie bei verschiedenen Menschen und Zeitaltern verschieden geordnet war und sein wird.

Wenn aber der Mensch zum Thier niedersinkt, vergißt er seine unsterbliche Seele, und lebt nur um des Leibes willen: achtet diesen über Alles hoch, sorgt, wie er ihn pflege und schmücke; schätzt äußere Artigkeit höher, als die Tugend, Pracht mehr als Erkenntniß; Höflichkeit zieht er der Liebe vor. — Und wenn die Religion verfällt und zum blinden Heidenthum niedersinkt, wird der Glaube vergessen und man ist nur noch für die Kirche da; achtet diese über Alles hoch; sorgt für Altäre, Tempel, Gebrauch der Sakramente, feierliche Reden, lange Gebete; hält streng auf Besuch des Gottesdienstes, auf Opfer, Beichte, Messe, Gesänge; aber um ein gottseliges Leben, als des Glaubens höchste Frucht, bekümmern sich weder die entarteten Lehrer noch Hörer. Da schätzt man äußerliches Mitmachen der kirchlichen Gebräuche und Auswendigwissen der kirchlichen Lehrsätze, in welchen sich eine Partei von der andern trennt, höher, als die Ausübung des ersten Gebote Jesu, der Menschenliebe. Da wird scheinbare Andacht der wirklichen vorgezogen. Da ist der Glaube bloß der Kirche willen, die Kirche nicht des Glaubens willen vorhanden. Da ist verkehrte Natur! Denn nicht die Kirche macht selig, sondern allein der Glaube.

Da wird man einen Irrthum in die Fußtapfen des andern treten, immer das Bessere dem Schlechtern aufgeopfert sehen. Da ist der Glaube nur noch zum Zeremoniel der Kirche da; die Kirche nur noch zur Polizeieinrichtung des Staats. Da ist die Besoldung der Lehrer, oder ihr Rang, wichtiger, als was sie lehren und Gutes stiften. Da fragt Keiner, welcher als Nachfolger der Apostel ein Lehramt übernimmt: wie viel kann ich hier, auch mit Aufopferung meiner selbst, Segensvolles wirken? sondern: wie reich ist die Pfründe, wie groß der Ehrentitel? Da wählt man nicht, wie einst im ersten Christenthum, Männer, die ein gutes Gerücht haben, und voll heiligen Geistes und Weisheit sind (Ap. Gesch. 6, 3), sondern zu höherm geistlichen Amt den von höherer Familie, zum geringern Amt den Mann geringern Herkommens. Nicht nach Wissenschaft und Fähigkeit, sondern nach Verwandtschaft, wird die Würdigkeit ermessen, und die Fürsprache der Frömmigkeit im Wandel gilt weniger, als die Fürsprache mächtiger Personen. Wo also die Kirche bestellt wird, da mag ungehindert das Volk in Aberglauben und Lastern vergeben, wenn es nur der Kirche zahlt, was es zahlen soll, und nicht gegen bürgerliches Gesetz, priesterliche Vorschrift, und äußere Ehrbarkeit fehlt. Da ehrt und nährt der Priester nicht durch seine Tugend die Kirche Gottes, sondern die Kirche nährt und ehrt ihn. Da wird das Heilige nicht dem Werthesten, sonderm dem Meistbietenden gegeben.

Als ein Simon, ein Zauberer, oder vielmehr Volkstäuscher, welcher von der

Leichtgläubigkeit des Pöbels Nutzen zog, sah, daß der heilige Geist gegeben ward, wem die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld dafür an und sprach: Gebet mir auch die Macht, daß, so ich Jemand die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfange. Dieser elende Mensch betrachtete die Kraft und den göttlichen Beruf der Apostel wie eine Taschenspielerei, durch welche er sein Ansehen und seine Einnahmen vergrößern könne. So betrachtet auch da, wo das Christenthum wieder in Heidenthum ausarten will, Mancher das geistliche Amt wie ein vortheilhaftes Gewerbe, sein Ansehen und seine Einnahmen zu vergrößern, und bietet zur Erlangung desselben Geld, Versprechungen, Schmeicheleien; achtet keine Kriecherei und Niederträchtigkeit zu gering oder zu viel, um sein Amt zu ertrotzen, zu erbetteln, zu erschleichen.

Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! erwiederte voll edeln Unwillens Petrus, der Apostel, dem Simon, — daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. Du wirst weder Theil noch Anfall haben an diesem Worte; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott. Darum thue Buße für diese deine Bosheit, und bitte Gott, ob dir vergeben werden möge die Tücke deines Herzens. Denn ich sehe, du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit! So sprach Petrus zu Simon. (Apost. Gesch. 8, 20—23.)

Bis auf den heutigen Tag wird das Laster derjenigen Simonie geheißen, welche entweder durch unwürdige Mittel, oder aus unheiligen, bloß leibliche Vortheile bezielenden Absichten ein heiliges Amt zu erhalten streben. Ach, daß ich sagen könnte, es sei nur der Name noch, nicht mehr die Schändlichkeit vorhanden!

Wie ein wahrer Lehrer des Glaubens sein soll, welcher der Kirche mit Würden vorstehen könne, hat der Apostel Paulus sowohl dem frommen Timotheus, wie dem gläubigen und eifrigen Titus geschildert. Er soll untadelich sein, nur eines Weibes Mann, der gläubige, fromme Kinder hat, nicht berüchtigt, daß sie Schwelger und ungehorsam sind. Denn ein Bischof oder Lehrer der Kirche soll untadelich sein, als ein Haushalter Gottes; nicht eigensinnig, nicht zornig, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben; sondern gastfrei, gütig, züchtig, gerecht, heilig, keusch. (Tit. 1, 7. 8.) Dieses Wesen forderte der Apostel von Lehrern des Evangeliums. Er schalt die Afterchristen, die da sagen, sie erkennen Gott, aber mit den Werken verleugnen sie es, sintemal sie sind, an welchen Gott Greuel hat, und gehorchen nicht und sind zu allem Werk untüchtig. (Tit. 1, 16.)

Die Apostel erhielten die Heiligkeit der ersten Gemeinden nur durch ihr eigenes Beispiel, und ihr Vorbild war der Göttliche, dessen Jünger und Zeugen sie waren. Sie trachteten nach keinem irdischen Ruhm und Gut. Ihr Wandel war im Himmel. Dankbar empfingen sie, was ihnen durch Gottes Schickung ward, es mochte Erquickung sein oder Ungemach. Sie nährten sich oft nur durch ihrer Hände Fleiß, oder lebten von der Dankbarkeit derer, die sie im Glauben und heiligen Leben unterwiesen. Sie verschmähten die irdische Freude nicht, keine der leiblichen Gaben des Schöpfers und waren mit den Fröhlichen fröhlich. Aber darum galt ihnen das Vergängliche nicht als das höchste Gut der Welt; sie achteten es gering im Vergleich mit der Gerechtigkeit, die vor Gott

gilt. Sie opferten für Recht und Wahrheit und Pflicht jede Bequemlichkeit auf, fürchteten weder Schmähung noch Kerker. Alle gingen sie für ihre Pflicht und ihren Glauben muthig in den Tod.

In diesem Geiste lebten auch ihre ersten Mitarbeiter. So Stephanus, der fromme, schriftgelehrte Mann. Voll Glaubens und Kraft that er große Zeichen unter dem Volk. Bald zeichnete ihn sein Eifer vor Allen aus, die in Jerusalem den Gekreuzigten verkündeten. Darum richtete sich auch gegen ihn der Zorn der Aeltesten und Schriftgelehrten am ersten und wüthendsten. Sein Verbrechen war, daß er die Wahrheit also bezeugte, daß ihm Keiner widersprechen konnte. Man verdrehte daher den Sinn seiner Reden, zog gehässige Folgerungen daraus, wie es die heimtückische Bosheit immer treibt. Wenn diese das Gute und Wahre fürchtet und es nicht verdammen kann, erfindet sie Irrthümer und Gefahren, welche möglich wären, und künstelt sie als Folgen aus den verhaßten Wahrheiten, um solche verdammlich zu erklären. Stephanus stand vor Gericht, hörte die Entstellungen seiner Reden, die boshaften Folgerungen, welche denselben angehängt wurden, und blieb ruhig und heiter, wie die über Menschengroll erhabene Unschuld. Alle, die im Rath saßen, sahen sein Angesicht, wie eines Engels Angesicht.

Als er zur Verantwortung aufgefordert ward, entwickelte er in langer Rede die Ursachen des bürgerlichen und sittlichen Verderbens der Israeliten, dessen Wirkung selbst der Tod Jesu sein mußte. Aber die Ergrimmten ließen ihn nicht enden. Sie schrien laut, hielten ihm die Ohren zu, stürmten einmüthiglich zu ihm ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Blutend und zerschmettert seufzte er nur: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! Sterbend sank er auf die Knie nieder, und sein letztes Wort war: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! (Apost. Gesch. 7, 59.)

So betete einst Jesus am Kreuze; Stephanus so. Und dieses soll, ganz im Geiste des von Liebe durchdrungenen Ur-Christenthums, mein Gebet sein. Ja, mein Vater im Himmel, ich verzeihe Allen, die mich kränken und beleidigen. O verzeihe auch Du ihnen, und behalte ihnen ihre Sünde nicht. Erleuchte sie durch Deinen Geist, daß sie ihr Unrecht und meine Unschuld endlich erkennen.

Und beharren will ich bis an mein Ende in dieser Liebe gegen diejenigen, welche wider mich sind, weil ich nicht ihrer Meinung sein darf, und weil ich Dir, o Vater, mehr gehorche, als ihnen. Beharren will ich in dieser Liebe gegen Alle, sie mögen Glieder meiner Kirche, Genossen meines Glaubens, oder desselben Feinde sein. Denn nur wo die Liebe zu Gott und Menschen wohnt, da ist der wahre Glaube, der die rechte Frucht bringt, wie Du sie, Jesus, mein Heiland, gefordert hast. Da ist die wahre Kirche, wo Aller Herzen durch Liebe unter sich und mit Gott, durch Dich, im ewigen schönen Bunde stehen. Amen.

78.
Paulus, der Bote Jesu.

Apost. Gesch. 9, 4.

Was toben doch die Völker so vergebens? Er, der erwürgt ward, ist der Herr des Lebens. Er soll, erhöht zum Himmel, auch auf Erden Verherrlicht werden.

Verfolgt die Boten Jesu! Wüthet, steinigt
Den Zeugen Stephanus, ergrimmet, peinigt,
Werft sie in Ketten; würgt sie! — Er ist König!
Der Herr ist König!

Laßt weit umher ihr Blut in Strömen fließen!
Würgt, Heiden! Schützt die Götter; dennoch müssen
Die Götter fallen! Ja, sie sind gefallen!
Sie sind gefallen!

Um die Welt von den ewigen Wahrheiten zu überzeugen, welche Jesus geoffenbart hatte, waren keine Zeichen und Wunder vonnöthen; denn die Wahrheit siegt und überzeugt durch sich selber.

Der Weg der Ueberzeugung aber ist langsam und schwierig. Er fordert ein stilles Prüfen, Vergleichen, Abwägen der Gründe und oft nicht geringe Vorkenntnisse. Die Jünger Jesu wählten daher mit Recht, gleichwie schon ihr Meister gethan, den kürzern und nicht minder sichern Weg des Glaubens. Sie forderten den Glauben an Jesum, als an den Gottgesandten, den Weltmessias, um seinen höhern Offenbarungen allgemeinen und schnellen Eingang zu verschaffen. Sie forderten Liebe zu Jesu, um zur Liebe seiner Gebote zu entflammen, durch welche die Menschheit vollkommener und göttlicher werden sollte. Wie damals, ist noch heutiges Tages der größere Theil der Menschen nicht fähig, durch eigenen Reichthum von Vorkenntnissen und entwickelten Gemüthsgaben den weiten und schlüpfrigen Weg selbstprüfenden Forschens einzuschlagen. Vertrauen fordert der Lehrer auf seine Einsicht, um seine Zöglinge zur Wahrheit und zu deren segensvollen Wirkungen hinzuführen; Liebe fordert die Mutter von ihrem Kinde, um ihm durch diese Liebe auch die Liebe zur Tugend einzuflößen.

So thaten die Apostel. Glauben und Liebe zu Jesu zu erwecken, war ihr erstes Geschäft. Sich und ihrer Predigt vor Fremdlingen Ansehen und Glaubwürdigkeit zu erwecken, verrichteten sie Zeichen und Wunder durch jene höhern Kräfte, die uns in den Geschichten der ersten Bekenner Gaben des heiligen Geistes genannt werden, deren eigentliche Beschaffenheit uns aber unerklärlich geblieben ist.

Sie erreichten ihren Zweck. Die Erfolge ihrer Thaten reden und zeugen für sie. So groß ward die Ehrfurcht bei vielen Personen in Jerusalem, daß man sich einbildete, es sei schon genug, vom Schatten eines Petrus berührt zu werden, um wohlthätige und außerordentliche Wirkungen zu empfinden.

Der erste Wirkungskreis der Apostel blieb lange innerhalb den Ringmauern von Jerusalem beschränkt, bis der seit Ermordung des frommen Blutzeugen Stephanus erregte Aufruhr ihrer Widersacher sie größtentheils zwang, die Stadt zu verlassen. Denn von Haus zu Haus ward den Bekennern Jesu von Nazareth nachgespürt und Gefängniß um Gefängniß mit ihnen angefüllt. Groß war die Wuth der Juden; aber vergeblich. Denn die Gemeinde der Gläubigen, welche sie durch Schrecken ganz zu unterdrücken oder zu vertilgen wähnten, breiteten sie mit Zerstreuung ihrer Glieder im gesammten Lande aus. Nicht nur zu den entlegenern Gemeinden Judäa's zogen die verfolgten Lehrer, sondern der Apostel Philippus ging selbst zu den Samaritern und verkündete ihnen den Auferstandenen. Der Segen, mit welchem er unter diesen Halbjuden wirkte, war so groß, daß die in Jerusalem gebliebenen Bekenner voll hoher

Freude wurden und dem thätigen Philippus noch die Apostel Johannes und Petrus zum Beistand schickten.

Doch auch die Samariter wurden noch zum auserwählten Volk Jehova's gezählt, wenn sie gleich nicht im Tempel von Jerusalem anbeteten und opferten. Hingegen zu den Heiden ging keiner der Boten Jesu. Gewissenhaftigkeit, oder frommes Vorurtheil hielt sie davon ab. Von der einen Seite erinnerten sie sich wohl des Willens Jesu, daß sie so lange als möglich in Jerusalem bleiben sollten, daß er ihnen immer zunächst die Juden empfohlen hatte; von der andern Seite fürchteten sie sich, nach jüdischen Begriffen, durch Umgang mit heidnischen Götzendienern verunreinigt zu werden. Denn noch blieben sie treuliche Anhänger des Gesetzes Mosis. Und wenn sie selbst über das Vorurtheil erhaben gewesen wären, hatten sie zu befürchten, daß ihr Ansehen und Vertrauen bei den Juden auf immer verloren gehen möchte, wenn sie sich mit Heiden gemein machten. Konnten sie auch ihr eigenes Vorurtheil besiegen, nicht so leicht war der Haß und Ekel des gesammten Israels gegen die Verehrer der Abgötter zu überwinden. Noch kam auch zu diesem Allen, daß nur im jüdischen Volk, und bei keinem andern, ein Messias verheißen und erwartet worden war. Wie mochten sich auch Römer oder Griechen um den Messias der durch Aberglauben und Leichtgläubigkeit übel berüchtigten Juden bekümmern! Oder wie konnte man den Heiden, zumal den Römern, den Herren Judäa's, sagen, daß ein Messias erscheinen, das Volk Israels frei machen und ein neues Reich auf Erden stiften würde? Denn mehr oder weniger herrschte doch diese Vorstellung vom Wiederkommen Christi ins Fleisch und von der Aufrichtung seines Reiches in vielen damaligen Gläubigen. Sie glaubten, das Ende der ganzen Welt nahe, da doch Jesus nur den Untergang Jerusalems so nahe bezeichnet hatte, und die Erscheinung von der Person des Messias und sein Herrschen vom Thron nahe, da er doch nur die Herrschaft seines Geistes, den ewigen Triumph des Reiches Gottes angedeutet hatte.

Also blieben die Heiden lange gänzlich von der Gemeinschaft mit Jesu ausgeschlossen. Selbst Petrus, der eifrige Jünger, sträubte sich, mit ihnen zu thun zu haben. Man ersieht dies aus seinem Traum der Entzückung, da ihm, während er hungerte, allerlei Speisen vom Himmel herab zum Genuß angeboten wurden; Speisen, die nach dem Gesetz Mosis als verunreinigend angesehen wurden. O nein, Herr, sprach Petrus, ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen. Aber tief im Innern erklang ihm: Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein. (Apost. Gesch. 10, 15.)

Auch ward er nachmals, da er in Cäsarien, wo schon mehrere Bekenner Jesu lebten, den Hauptmann Cornelius, einen Heiden, und dessen Familie getauft hatte, von den Gläubigen zu Jerusalem deswegen mit bittern Vorwürfen überhäuft. Seine ganze Beredtsamkeit hatte er nöthig, um sie mit dem Gedanken zu versöhnen, daß auch Heiden Nachfolger Jesu, des Messias, werden könnten; daß Gott nicht ansehe die Person, sondern in allerlei Volk ihm angenehm sei, wer ihn fürchtet und recht thut.

Sobald einmal dieser Schritt gethan war, die Lehre vom Gekreuzigten über den engen Kreis des Judenthums hinauszutragen, war der Anfang zur allge-

meinsten Verbreitung des Gotteslichts über alle Nationen des Erdballs vollbracht. Zu gleicher Zeit geschah eine Begebenheit, die zu den folgenreichsten und wichtigsten in der ganzen Geschichte des Christenthums gehört. Der Zweifler mag sagen: Hier war viel Zufall! Ich gebe es dir zu. Der Zufall ist die ewige Vorsehung Gottes bei den ungläubigen Halbwissern.

Ein junger Jude, der Sohn eines Pharisäers von Tarsen in Cilicien, befand sich in Jerusalem, wo er bei Gamaliel das Recht nach dem mosaischen Gesetz lernte. Der Jüngling hieß Saul. Er besaß die herrlichsten Anlagen des Geistes, viel Gemüthlichkeit, dabei neben einer lebendigen Einbildungskraft durchdringenden Verstand. Gewandt und fein im Umgange, von vielseitigen Kenntnissen, richtigem Blick in Beurtheilung der Menschen, und von Geburt schon römischer Bürger, hatte der junge Mann die bestimmte Aussicht, eine der glänzendsten Rollen bei seinem Volke zu spielen. Es fehlte ihm nicht an Ehrgeiz dazu. Das Wesen und die ungemein schnelle Vermehrung der Anhänger des gekreuzigten Jesus von Nazareth waren damals das Gespräch von ganz Jerusalem. Saul, Sohn eines Pharisäers und in Grundsatz und Meinung der Pharisäer erzogen, hatte ihren ganzen Haß gegen diese Nazaraer, welche bald im Volke die herrschende Partei und dadurch selbst dem altmosaischen Gesetze und Gottesdienst gefährlich zu werden drohten. Mit den Lehren dieser sogenannten Nazaräer, wie man gern und verächtlich die Bekenner Jesu Christi zu heißen anfing, konnte er nicht unbekannt sein. Die hohen und unwiderstehbaren Wahrheiten ihres Glaubens, die Unschuld ihrer Sitten, die wunderbar zusammentreffenden Umstände im Leben Jesu mit dem Sinn der auf einen Messias gedeuteten Stellen der Propheten mochten ihn wohl zuweilen erschüttert haben. Dennoch blieb er wider sie. Ihr Jesus, deß war er überzeugt, konnte nicht der verheißene Messias sein. Alle schienen ihm Betrüger oder Betrogene zu sein, die man der öffentlichen Ruhe, oder des mosaischen Gesetzes willen ausrotten müsse. Er freute sich, wenn gegen diese aufkommende Partei scharfe Maßregeln ergriffen wurden. Als der Pöbel den guten Stephanus zum Thor hinausschleppte und zu Tode steinigte, stand er unter den Zuschauern und sah mit Wohlgefallen zu, wie sie denselben tödteten.

Aber nicht müßiger Zuschauer konnte der lebhafte, ehrbegierige junge Mann bleiben. Er wollte sich auszeichnen, Verdienste erwerben. Alles, was in Jerusalem Anspruch auf Bildung und Religiosität machte, eiferte gegen die Nazaräer; er lauter, als Alle. Er suchte sie auf; verklagte sie; er ließ sie in die Kerker liefern, richten, stäuben, austreiben. Ein Mann, wie Saul, blieb nie auf dem Wege des Gewöhnlichen. Er wollte mehr leisten. Sein Zweck ward erreicht. Stille ward es in der Hauptstadt von den Nazaräern; allein desto lauter von der Verbreitung ihrer Meinungen und Anhänger außerhalb Jerusalem. Er ging zum Hohenpriester; bat um Glaubbriefe an die Schulen zu Damaskus; wollte dahin reisen und alle Bekenner des nazaräischen Propheten gefänglich nach Jerusalem führen lassen. Mit Vollmachten versehen, machte er sich auf. Er kam nahe vor Damaskus. Hier änderte sich Alles.

Beim Anblick der Stadt lebhafter mit dem Gedanken an seine Verfolgungsentwürfe gegen die Nazaräer beschäftigt, fuhr ein leuchtender Strahl aus den

Wolken des Himmels nieder, daß er wie zerschmettert und geblendet zur Erde stürzte. Und durch seine Seele donnerte es: Saul, Saul! warum verfolgst du mich? — Er lag betäubt am Boden. Seine Gefährten standen um ihn her da, erstarrt, vernichtet. Was sie nicht begriffen, begriff Saul. Es war hier Christi Erscheinung; er hörte seine Stimme. Man richtete ihn auf. Er war blind. Man führte ihn nach Damaskus. In sich selbst gekehrt, betrachtend, schaudernd, saß er da, des Gesichts beraubt. Er mochte nicht essen, nicht trinken. Drei schreckliche Tage verlebte er so. Da trat einer von den Jesusbekennern zu ihm, die schon benachrichtigt waren, aus welchen Absichten Saul gekommen. Der Name des Jüngers war Ananias. Dieser redete ihn mit sanfter Stimme tröstend an: Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du wieder sehend werdest; eben der, welcher dir furchtbar warnend auf dem Wege erschien. Und Ananias legte die Hände auf den Bebenden, und dieser genas zum Licht, und dankte den Anblick der Welt eben einem von den frommen Männern, zu deren Verderben er hergekommen war.

Ein gefühlvoller, an sich noch edler Mann, wie Saul, ein Mann von seiner Religiosität, konnte bei diesem Allem nicht gleichgültig bleiben. Er war keiner von den Halbwissern, die, mit dem Göttlichen im Weltall unvertraut, das Spiel der Vorsehung einen zwecklosen Zufall nennen. Für ihn war der fallende Strahl mehr als ein Blitz, der durch das Ungefähr eben ihn und in solchem Augenblick rührte; für ihn das sein Mark erschütternde: „Saul, Saul! warum verfolgst du mich?" mehr, als ein sein Gehör dumpf umrauschender Donner. Er erkannte Christum, der sich seiner verblendeten Seele offenbarte, ihn in seinem blinden Verfolgungseifer warnte. Anbetend sank er hin. Er bekannte Jesum. Sein ganzes Inneres war verwandelt. Er ging in die Versammlungen der verschmähten Nazaräer. Ihre Weisheit erregte sein Erstaunen, ihre Tugend sein Entzücken. Er ließ sich taufen. Er war der eifrigste Bekenner und Verehrer Jesu. Von Keinem ward er in Thätigkeit und Inbrunst übertroffen.

Allerdings hatte die Begebenheit etwas Außerordentliches. Und selbst du, der hier nichts Uebernatürliches finden, sich Alles ganz natürlich erklären kann, Eins kannst du nicht leugnen: daß dieses Ereigniß so und nicht anders gerade einen der geistvollsten und lebhaftesten Verfolger Jesu treffen mußte, und gerade in einem Augenblick, da derselbe im Begriff war, auch den Untergang der Bekenner in Damaskus zu vollenden, und gerade in dem Augenblick, da Damaskus schon vor ihm lag, und er seinem Ziel nahe war. Erkläre nun Alles natürlich, aber Eins wirst du immerdar darin übernatürlich finden müssen: das ist Gott, der die Weltordnung in seiner Macht hält! Er leitete und wirkte auch hier. Das ist das Uebernatürliche. Das empfand Saul tiefer, als du, weil er ein einsichtvollerer Mensch war, als du bist. Denn seit jenem Augenblicke nahm der Gang aller Schicksale für die Lehre Jesu eine ganz andere Wendung.

Die damaszenischen Juden erwarteten, Saul werde, mit den hohenpriesterlichen Vollmachten ausgerüstet, nun das Verfolgeramt gegen die Nazaräer beginnen. Erstaunt sahen sie diesen gepriesenen Feind Jesu als einen Jünger und Verkünder desselben auftreten. Bestürzt über diese jähe Verwandlung, die

unerwartetste von allen, die gedenkbar waren, gingen Viele nachdenkend in sich, und erkannten: es müsse doch etwas Größeres, als man wohl glaube, in der Sache der Nazaräer sein. Doppelt erbittert wurden Andere, in ihrer ganzen Hoffnung betrogen, nun gegen Saul, und weit mehr gegen ihn aufgebracht, als wider die frühern Jesusbekenner. Sein Leben zu retten, mußte er aus der Stadt flüchten. Er ging zurück nach Jerusalem; nicht mehr zum Hohenpriester, nicht zu den Pharisäern. Er ging zu den Aposteln Jesu, zu den Jüngern. Er ward ganz der Ihrige. Er lehrte das Wort des Messias öffentlich wider Pharisäer und Sadducäer. Vertraut mit ihrer Wissenschaft und Gelehrtheit, schlug er sie mit ihren eigenen Waffen. Darum hatte er zu Jerusalem das gleiche Schicksal, wie zu Damaskus. Er entrann den Nachstellungen seiner Feinde mit Lebensgefahr. Die Ausbreitung des Evangeliums gewann nur dabei. Er streute den Samen des Jesusglaubens in Arabien, Cäsarea und Antiochien aus. In dieser Stadt wurden der Bekenner so viel, daß sie bald die stärkste Gemeinde bildeten. Hier auch fing man zuerst an, sie nach Christo, ihrem göttlichen Lehrer und Vorbild, die Christen zu nennen. Saul's gewöhnlicher Gefährte war lange Zeit der Apostel Barnabas.

Das Christenthum ward bald nicht nur in Asien, sondern auch in den europäischen Inseln des Mittelmeeres bekannt. Immer predigend, immer auf Reisen, sammelte Saul Juden wie Heiden zur Zahl der Gläubigen. Bald, wie zu Lystra, für einen wunderthätigen Gott gehalten, bald gesteinigt, bald eingekerkert, bald gestäupt, blieb er sich überall selbst gleich. Er kannte für Gottes Wort keine Gefahren, keine Mühseligkeiten. Die ersten der Apostel ehrten ihn als ihren Genossen und Bruder, und bald ward Saul, oder wie er sich nachher lieber nannte, Paulus, einer der Vornehmsten unter ihnen. Diesen Namen hatte er vielleicht von dem römischen Statthalter Sergius Paulus zu Paphos angenommen, den er zum Glauben bewogen und liebgewonnen hatte.

Wie entscheidend sein Wort unter den sämmtlichen Jüngern galt, erhellt aus dem zu Antiochien erhobenen und zu Jerusalem geschlichteten Streit in Betreff der zu Christen gewordenen Heiden. Die jüdischen Christen nämlich hingen noch immer fest am Glauben ihrer Väter, und hielten das Gesetz und Wort der Propheten für wesentlich nothwendig zum Christenthum. Sie glaubten also, wer ein Christ werden wolle, müsse nothwendig auch Jude werden, und die Beschneidung und übrigen mosaischen Vorschriften erfüllen. So schien ihnen auch die Erfüllung der Weissagung möglich, daß Israel über alle Völker mächtig werde durch den Messias. Selbst unter ältern Bekennern zu Jerusalem war die Meinung herrschend. Als Paulus und Barnabas in die Hauptstadt, des Christenthums Wiege, gesandt wurden, damit die Streitfrage entschieden werde: ob die christlich gewordenen Heiden auch das mosaische Gesetz erfüllen müßten (die Heiden weigerten sich dessen), erhob sich ein langes und heftiges Gezänk. Doch siegte Paulus mit seiner Meinung. Vor Allen stimmte Petrus und Jakobus bei; doch ward den Heiden zur Pflicht gemacht, sich außer dem Theilnehmen am Götzendienste auch der Vielweiberei zu enthalten, und nicht vom Erstickten und vom Blut zu essen.

Paulus setzte nun sein Bekehrungsgeschäft mit größerer Freudigkeit fort;

durchreiſete Griechenland. Selbſt in dem durch Kunſt und Wiſſenſchaft berühmt gewordenen Athen ſtiftete er durch ſeine Beredſamkeit eine Chriſtengemeinde. Bewunderswürdig iſt die Geiſtesgegenwart und Gewandtheit, mit welcher er überall, er mochte zu Juden oder Heiden, zu rohen oder gebildeten Perſonen ſprechen, die Wahrheiten der Religion, die er verkündete, an die bei den Zuhörern herrſchenden Begriffe und Vorkenntniſſe knüpfte. Er ward, was er, wie er ſelbſt geſagt, zu werden trachtete, Allen allerlei, auf daß er Viele gewänne.

Er ſah Jeruſalem wieder. Hier gelang es ſeinen Feinden endlich, ihn zu fangen. Zwei Jahre mußte er verhaftet in Cäſarea ſchmachten, bis er ſein römiſches Bürgerrecht geltend machte. Von Juden, die wider ihn Partei waren, wollte er ſich nicht richten laſſen, darum verlangte er, nach Rom vor Gericht geſtellt zu werden. Es geſchah. Hier, beſtändig von einem Kriegsknecht bewacht und begleitet, konnte er frei umhergehen. Er benutzte einen zweijährigen Aufenthalt, Jeſu Lehre ſelbſt in Rom zu verbreiten und zu befeſtigen. Dann, losgeſprochen, reiſete er durch einen Theil Italiens, durch Aſien und wieder nach Europa zurück. Bleibende Stätte hatte und forderte er nirgends. Es iſt eine uralte Sage, wie er nach Rom noch einmal gekommen, da abermals gefangen geſetzt und unter den Befehlen des grauſamen, wollüſtigen Kaiſers Nero im ſechsundſechszigſten Jahre nach Chriſti Geburt enthauptet worden ſei. Der Tod des Märtyrers, welchen Jeſus einſt ſeinen erſten Jüngern verkündet hatte, ward die Krone ſeines ruhmreichen, thatenvollen und tugendhaften Lebenslaufes.

Noch haben wir von ihm vierzehn Briefe, die er in heiligen Angelegenheiten theils ganzen Gemeinden, theils einzelnen Vorſtehern derſelben und ſeinen Freunden ſchrieb. Von keinem der übrigen Apoſtel beſitzen wir ſo viele. Die Urſache davon mag leicht auch darin liegen, daß kein anderer von den Boten Jeſu einen ſo ausgebreiteten Wirkungskreis, beſonders nach Europa hin, hatte; ohne daß in den aſiatiſchen Gemeinden die Sendſchreiben der Apoſtel mit wenigerm Eifer geſammelt wurden, als in den Gemeinden des Abendlandes.

In allen dieſen Briefen des großen Jeſusverkünders ſpiegelt ſich ſein thätiger, ſorgſamer, tugendvoller Sinn; ſein Streben nach Selbſtüberwindung im Geiſte Jeſu; ſein feſtes, warmes, unerſchütterliches Herz; ſein Reichthum jüdiſcher Gelehrtheit; ſeine eigenthümliche Kunſt, Jedem das und ſo zu reden, als ihm gemäß war.

Es iſt in allen ein edler, rührender Ton, der, ſelbſt wenn er Vorwürfe macht, damit Zärtlichkeit und Güte zu verbinden weiß. Er ſpricht mit erhabenem Selbſtgefühl, immer mit dem Anſehen des Lehrers, der Ehrfurcht fordert und einflößt; dennoch daneben ohne Anmaßung, ſondern mit Demuth; nichts für ſich, Alles für Jeſum und das Glück der Seelen begehrend, deren Loos ihm theuer iſt. Sein Ausdruck iſt immer kraftvoll, zuweilen erhaben, bilderreich; jederzeit aber gedankenſchwer und überlegt. Er ſchrieb, wie er ſprach; ſchnell von einem Gegenſtand zum andern übergehend, wie Einer, der nichts verſäumen will.

Als Paulus ſtarb, war das Chriſtenthum ſchon in den damals bekannten Welttheilen und in den berühmteſten Städten im Stillen ausgebreitet. Schon

hatten Rom, Athen, Korinth, Ephesus, Alexandrien, Tessalonich, wie Antiochien und Jerusalem, ihre Christengemeinden. Italien, wie Judäa, Egypten wie Mazedonien, Griechenland wie Arabien und Syrien, kannten Christum von Nazareth. Und Vieles dazu hatte Paulus beigetragen. Dies Bewußtsein stärkte ihn in der schönen Vollendungsstunde des Todes.

Das war die Wirkung jenes Augenblicks, da es vor Damaskus rief: Saul, Saul, was verfolgst du mich!

Ist er der Einzige gewesen, der in seinem Leben die Stimme Gottes hörte? Tausende und Tausende haben sie gehört, aber nicht Jeder wollte sie verstehen. Sind der Verfolger Jesu nicht noch heutiges Tages viele? Sie kerkern freilich die Christen nicht mehr ein ihres Glaubens willen, denn sie selbst nennen sich Christen; aber sie machen sich ein Geschäft daraus, die Religion oder Religiosität mit vornehmem Hohnlächeln verächtlich zu machen. Sie schämen sich, für Verehrer Jesu gehalten zu werden. Sie verstehen die Heiligkeit und Herrlichkeit seiner Offenbarung und Weisheit nicht, und dünken sich erhabener in ihren Ansichten, als er. Sie verspotten in ihrem Wandel die Lehre, wie das Leben, die Warnung, wie die Verheißung Jesu; treiben Betrug, Unzucht und alle Werke eines heidnischen Sinnes, der nichts Höheres kennt, als was die sinnliche Begierde, die gereizte Leidenschaft in ihnen begehrt. Ihnen ruft Gottes Stimme laut genug: Warum verfolgst du mich? Aber sie achten derselben nicht. Sie ruft im Unglück böser Zeiten, am Sterbebette der Geliebtesten, in den Wehen des Krieges, in den Seufzern der Krankheiten, in Verarmung des Hauses, in furchtbaren Unfällen des Lebens. Sie hören nicht und verderben in ihrer Entartung, wie die vernunftlosen Thiere unter den Plagen der Natur.

O mein Gott, Du Furchtbargroßer! ich habe Dich erkannt in meinen Schicksalen; ich höre Deine Stimme noch. Laß mich nie im Leichtsinn dieser Warnungsstimme vergessen, welche das Glück meiner Seele begründet hat. Stehe mir bei mit der Kraft Deines heiligen Geistes, daß ich von nun an, wie Paulus in der Nachfolge meines Jesu, auch mein Leben nur heiligen Gedanken und heiligen Thaten einräume. Amen.

79.

Die Lehre Christi und die Lehre der Christen.

1. Korinth. 4, 20.

Wenn sich auch die Zweifel regen,
O mein Jesu, Du allein
Kannst durch Deines Wortes Segen
Lehrer, Retter, Tröster sein.
Liebe nur sind Deine Lehren,
Liebe kann sie nur erklären,
Ohne Lieb', o Gotteslicht!
Kennt, versteht der Mensch Dich nicht.

Nur auf Dein Wort, nicht auf Lehren
Schwacher Menschen, laß mich seh'n!
Deine Stimme laß mich hören,
Deine Stimme recht versteh'n.
Mehr, als Zeugniß aller Welten,
Laß mir, Gott, Dein Zeugniß gelten!
Richte meinen ganzen Sinn
Nur auf Deine Wahrheit hin!

Noch waren, seitdem Jesus von der Erde weggenommen worden, kaum vierzig Jahre verstrichen, und schon in allen Gegenden der damals bekannten Welt zerstreute, einzelne Bekenner des von ihm gestifteten Glaubens, oder ganze Gemein-

den, die ihn und seine Lehre verehrten. Ohnmächtig empörte sich der Zorn der eifernden Juden; ohnmächtig der Spott oder die Gewalt der Heiden, die ihre Göttertempel und Altäre in manchen Gegenden immer verlassener werden sahen. Vielmehr die, welche auf den christlichen Glauben als eine höchst gefährliche Neuerung schalten, hatten den Verdruß, zu bemerken, daß nichts zu dem Alten, was sie und ihre Vorfahren bisher hoch verehrt hatten, zurückkehren wollte. Eine höhere Religion, die das ganze Wesen der Menschheit mit lebendiger Kraft durchdrang, war allgemeines Bedürfniß geworden, und die Welt strebte ganz vergebens dem Gefühle oder der Erkenntniß der Wahrheit entgegen, die Jesus Christus gepredigt hatte. Alle dawider gebrauchten Mittel zeugten von der Beschränktheit des Verstandes damaliger Machthaber, oder von ihrer wilden Leidenschaft, die da Gewalt an die Stelle des Rechts setzen wollte. Es half nichts, daß sie diejenigen, welche nun einmal anderer Ueberzeugung geworden waren, mißhandelten, mordeten, plünderten, von bürgerlichen Rechten ausschlossen, aus dem Lande jagten. Ueberzeugungen und Meinungen können nur durch Darthun des in ihnen enthaltenen Irrthums geändert, hingegen durch gewaltthätige Verfolgung nur bestärkt und muthiger werden.

Weit gefährlicher ward dem Christenthum die bald von einander oft abweichende Denkart ihrer Bekenner selbst. Denn schon die ganz verschiedenen Vorstellungsarten derer, die aus der Judenschaft, und derer, die aus der Heidenschaft bekehrt worden waren, mußten in das Christenthum sehr verschiedene Ansichten bringen. Nach Maßgabe der vollkommenern oder unvollkommenern Erkenntniß der in den verschiedenen Gemeinden befindlichen Lehrer, ward die Lehre Jesu reiner oder unreiner mitgetheilt, mehr oder weniger mit menschlichen Zusätzen entstellt. Nicht nur die mündlichen Aeußerungen der ersten Jünger, sondern auch die Evangelien und die Briefe der Apostel sogar, wurden mannigfaltig verstanden und ausgelegt. Jeder bildete sich ein, die richtigern Begriffe zu haben. Menschliche Schwachheiten und kleinliche Leidenschaften, Eitelkeit, Rechthaberei und Begierde nach Anhang mischten sich nicht selten in den Streit, so, daß zuweilen gar Einige wagten, den Aposteln zu widersprechen, und sich erleuchteter zu dünken, als sie.

Daher finden wir in den Briefen der Apostel, wenn wir sie mit einiger Aufmerksamkeit lesen, vielfache Spuren von Zwistigkeiten in den Gemeinden über die Gegenstände des Glaubens, die sie beizulegen suchten. Wir finden darin die Klagen der ersten Jesusjünger gegen überhandnehmende Irrlehrer, und Warnungen vor denselben. Wir finden, daß sich die Christen in Parteien und Sekten von einander zu scheiden geneigt waren: daß die Einen mehr auf den Apostel Paulus hielten, Andere ihm den Apostel Petrus vorzogen; wieder Andere dem Apollos anhingen, welcher ein zum Christenthum bekehrter Jude aus Alexandrien in Aegypten, und von Paulus sehr geschätzt, durch seine Rednergaben besonders hervorstechend war. Paulus eiferte gegen diese Neigung der Christen, sich von einander in Parteien zu trennen, und sich nach verschiedenen Lehrern zu nennen oder benennen zu lassen. (1. Kor. 3, 3—5.) Er erklärte vielmals ausdrücklich, daß die Spitzfindigkeiten und Grübeleien zu nichts führen; daß Christum lieb haben besser denn alles Wissen sei; daß das Reich Gottes nicht

in Worten bestehe, nicht in Lehrartikeln, sondern in Kraft. (1. Kor. 4, 20.) Dasselbe ward auch von den übrigen Aposteln vielfältig betheuert. Sie drangen auf Ausübung der Tugend, auf heiligen Sinn und heilige Werke; auf Früchte des Glaubens; auf Liebe, welche die wahre Seele aller Glückseligkeit, alles Christenthums sei. Wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts! rief Paulus. (1. Kor. 13, 2.) Das Alles hat Jesus Christus selbst uns wiederholt gelehrt. Er hatte laut erklärt, daß er nicht diejenigen zu seinen Bekennern, zu den Genossen des Himmelreichs zähle, die zu ihm sagen würden: Herr! Herr! sondern die den Willen des Vaters im Himmel thäten. Wenn er in dem majestätischen Bildniß vom Gericht über die Welt sich als Richter darstellt, fragt er nicht nach den Meinungen und Vorstellungen und Glaubenseigenheiten derer, die vor seinem Richterstuhl versammelt sein werden; sondern ob sie den Hungernden gespeiset, den Durstenden getränkt, den Gast beherbergt, den Nackten bekleidet, den Kranken besucht, genug, die Werk der reinen Menschenliebe, nach Gottes Willen, gegen alle ihre Miterschaffenen ausgeübt haben werden. (Matth. 25, 31 u. s. w.)

Wenn allerdings auch die Spaltung der Christen in ihren Glaubensmeinungen, schon zu Lebzeiten der Apostel, und noch mehr nach deren Tode, mein größtes Erstaunen erregt: so finde ich dies Uebel doch bei einigem Nachdenken über seine Ursachen sehr erklärlich. Die Quellen davon liegen nicht gar tief verborgen. Ueberhaupt schon mußten die verschiedene Bildung, Erziehung, Fähigkeit und Temperamentsart der zahlreich bekehrten Menge großen Einfluß auf die Mannigfaltigkeit ihrer religiösen Vorstellungen haben. Ferner aber ist es auch weit leichter, das, was Jesus lehrte, zu glauben, als das, was Jesus lehrte, zu thun. Nicht über die Anweisungen Jesu, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, war der Streit lebhaft: sondern über Glaubenssachen und Vorstellungen von seiner göttlichen und menschlichen Natur, von der Dreieinigkeit, vom Verdienste Jesu, von dem Zustand, der Seelen nach dem Tode von der Entsündigungsart der Menschen und andern Dingen, von denen man am wenigsten wissen kann, ward am hartnäckigsten, am gelehrtesten, am feindseligsten gestritten. Und weil nun Jeder seine Einsicht für die richtigste, seine Ueberzeugung für die unfehlbarste hielt, kam zu den Glaubenslehren eine Erläuterung um die andere, ein Zusatz um den andern, also, daß endlich die Lehre Christi, welche wir von ihm selbst empfangen haben, und die Lehre und Religion der Christen, die wir von spätern Zeitaltern empfangen haben, oft kaum noch für einerlei gehalten werden können.

Der Streit über die Person Christi, in wie fern sie göttlich und menschlich sei, über den Werth des bloßen Glaubens an ihn, ward schon in demjenigen Jahrhundert angehoben, in welchem der Welterlöser selbst noch gelebt hatte. Dies mußte unausweichlich daher entstehen, weil die Apostel, indem sie die Welt zu der durch Jesum geoffenbarten Religion bekehrten, immer zuerst auf ihn hinwiesen, als den von Gott Gesandten, den menschlicher Irrthümer und Sünden willen in die Welt Gekommenen, für uns Gekreuzigten. Sie mußten aber nothwendig

auf ihn hinweisen, weil sich auf das Ansehen Jesu alles Andere stützte, was sie zu lehren hatten. Wer einmal Glauben an Jesum hatte, daß er der wahre Messias, Gottessohn, Mittler, Versöhner und Weltheiland sei, in welchem die Fülle der Gottheit wohnte, der nahm auch alle seine Offenbarungen und Lehren an, und folgte seinen heiligen Vorschriften. So ward mit Recht gesagt, der Glaube an Jesum sei die Grundlage aller Religion, ohne diesen Glauben kein Heil. Aber, wenn mancher nachher lehrte, das bloße Glauben an Jesum mache schon selig, ohne an die weitern Folgen und Früchte des Glaubens zu denken; wenn man sich einbildete, das bloße Liebhaben Jesu sei genug, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob man auch heilig und gerecht im Geist und Sinn Jesu handle und lebe: so ging man zu weit. Dawider eiferte, gleich wie Christus selber gethan, nun auch der Apostel Jakobus in seinem Briefe, wo er sagt, daß der Glaube ohne Werke todt sei (Jak. 2, 14.); und Paulus, wenn er schrieb: Und hätte ich allen Glauben, und hätte die Liebe nicht: so wäre ich nichts!

Die Briefe der Apostel sind niemals allgemeine Inbegriffe der gesammten Religionswahrheiten: sondern gewöhnlich durch besondere Umstände veranlaßt, die wir gegenwärtig nur zum Theil aus dem Inhalt ihrer Schreiben errathen können. Sie sind für damals stattfindende eigenthümliche Bedürfnisse der oder dieser Gegend, zur Erläuterung einzelner Sachen, Beantwortung einzelner Fragen, Widerlegung einzelner, falscher Vorstellungen abgefaßt. Weder diese zu verschiedenen Absichten und in verschiedenen Orten und Zeiten ausgefertigten Sendschreiben sind einzeln für sich, noch zusammengenommen, ein Alles umfassendes Ganzes. Daher müssen sie, um richtig verstanden zu werden, auch immer mit gehöriger Rücksicht und Kenntniß sowohl der Ursachen, weswegen sie geschrieben wurden, als der Menschen, an die sie gerichtet waren, gelesen werden. Geschieht dies nicht: so werden die größten Mißverständnisse entstehen. Schrieben die Apostel in unsern Zeiten, sie würden sich ganz anderer Ausdrücke bedienen, und mit ganz andern Hinsichten schreiben. Denn wir sind weder erst kaum vom Götzendienste bekehrte Heiden, noch sind wir erst zu Christen gewordene Juden, wie in damaliger Zeit die Christen noch insgesammt waren. Wenn man heutiges Tages die apostolischen Briefe auslegen wollte, als wären sie für unsere Zeiten und Begriffe verfertigt, so würde man in grobe Mißverständnisse verfallen.

So ist das Evangelium Matthäi zunächst für die Juden geschrieben, ihnen aus Jesu Leben und Lehren und Thaten darzustellen, daß er der wahrhafte, von Israel längst erwartete Messias sei, an welchem sich alle Weissagungen der Propheten erfüllt hätten. Darum zieht Matthäus immer sorgfältig die Stellen der heiligen Schriften des alten Bundes an. Denn um die Juden zu bewegen, Jesum als den Messias zu erkennen, mußte er sich auf die Worte der heiligen Schriften berufen, die bei ihnen allein Ansehen hatten.

Markus, der Gefährte Petri und Pauli, und Vetter des Barnabas, schrieb wieder in einer andern Absicht sein Evangelium, und zwar zu Rom, indem er das Evangelium Matthäi vor sich hatte. Ebenso Lukas, der beständige Gefährte Pauli. Johannes hingegen schrieb sein Evangelium, so wie seinen ersten Brief,

bestimmt zur Widerlegung von Irrthümern und Lehren, die sich aus den Begriffen heidnischer Weltweisheit ins Christenthum einschleichen wollten. Um von denen, die er belehren wollte, verstanden zu werden, mußte Johannes in den ihnen eigenthümlichen Vorstellungs- und Redensarten schreiben. So that Jeder. Wenn man nun in spätern Zeiten mit allen diesen Umständen unbekannt war, wohl gar sich nicht einmal um dieselben bekümmerte, sondern wenn Jeder das, was nicht zunächst für ihn geschrieben war, wörtlich nahm, als wenn es für ihn und in der Vorstellungsweise seiner eigenen Zeit verfaßt wäre: so mußte eine Menge neuer, oft einander widersprechender Begriffe aufkommen, von welchen die ältesten Christen nichts gewußt hatten. So mußte die Religion der Christen allmälig eine andere werden, als die Religion, welche der Welterlöser hatte und verkündigte.

Paulus selbst leugnete es gar nicht, daß er sehr ungleich schreibe; daß er Allen allerlei zu werden suche, um viele Seelen zu gewinnen; daß er nicht Jedem harte Speise gebe, weil sie nicht Jeder ertragen könne. Er that, wie auch der göttliche Heiland schon selbst gethan: er richtete sich nach den Begriffen und Einsichten derer, zu denen er redete. Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht ertragen! So schilderte Paulus in seinem Briefe an die hebräischen Juden Christum als den einzigen und höchsten Hohenpriester; er vergleicht ihn mit Aron und Melchisedek; er macht die Stiftshütte und das levitische Opfer zum Vorbild Jesu; er stellte den Tod Jesu als das letzte große Versöhnungsopfer dar.—Alles nach Vorstellungsart der Juden, die einen Aron und Melchisedek in ihrer Geschichte, Hohepriester und Opferlamm in ihren Tempeln hatten. Ganz anders sprach er und mußte er zu den Heiden sprechen, die davon nichts wußten und nichts davon verstanden hätten.

Da nun aber in nachfolgenden Tagen die Evangelien und die apostolischen Briefe von den christlichen Gemeinden gesammelt wurden, gingen alle jene Redensarten vom Hohenpriesterthum, vom Versöhnungsopfer, vom Lamm Gottes für unsere Sünden erwürgt (wie das Osterlamm im jüdischen Tempel), vom Blut Jesu, das uns besser von Sünden reinige, als anderes Opferblut, vom messianischen Reiche, und so mehr, in die Religionsvorträge über, und wurden, weil sie sich auf jüdische Vorstellungen bezogen, für Heidenchristen mehr oder weniger unverständlich. Schon den Christen der ersten Jahrhunderte waren sie nicht immer ganz deutlich; sie sind noch zu unsern Zeiten manchem Christen dunkel. Daher entsprangen denn verworrene Vorstellungen und Bilder, welche Trennung verursachten in Gemeinden, und der Religion der Christen eine andere Gestalt gaben, als sie ursprünglich hatte.

Man muß sich daher keineswegs wundern, wenn die Christen der ersten Zeitalter nun die Worte der Apostel nach Maßgabe ihrer eigenen Einsicht auslegten, und darin oft Meinungen fanden, welche die Apostel selbst wohl nicht so gehabt hatten. Ja, es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Boten Jesu sogar schon während ihres Lebens mißverstanden und falsch ausgelegt wurden, selbst von denen, an die sie geschrieben hatten. Wir ersehen dies ganz bestimmt aus den Aeußerungen des Apostels Petrus in Betreff der Briefe Pauli, von denen er sagt: In welchen sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche

verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen (das heißt, die entweder nicht Kenntniß genug haben, oder allzuleichtsinnig darüber hingehen und auslegen), wie auch die andern Schriften, zu ihrer eigenen Verdammniß (das heißt, zu ihrem eigenen Schaden). (2. Petri 3, 16.)—Geschah nun solches schon zu Lebzeiten der Jünger Jesu, um wie viel leichter und häufiger konnte dies Uebel nach ihrem Tode geschehen, zumal als durch den Lauf der Zeiten Unwissenheit und Aberglaube von allen Seiten einbrach.

Darf ich mich denn nun nach diesem Allem wundern, wenn bis auf den heutigen Tag in der christlichen Kirche verschiedene Glaubensparteien bestehen? oder wenn bei Personen einer und derselben Kirchenpartei verschiedene Religionsmeinungen stattfinden? Welche von allen hat nun mit ihren Auslegungsarten Recht? Wo ist Christus, frage ich, indem ich sehe, daß das Glaubensgebäude der spätern Christen nicht so einfach ist, als dasjenige der ältern Christen; und daß die Religion Jesu Christi eine andere gewesen sein möge, als die Religion der nachmaligen Kirchen.

Was muß ich glauben?—Freund, willst du größern Irrthümern entrinnen: so werde du selbst kein neuer Ausleger der Schrift, sondern halte fest am Glauben deiner Väter, am Glauben deiner Kirche, selbst wenn darin Manches ist, was deinen Ansichten keineswegs entspricht. Bleibe du deinen Ueberzeugungen getreu, und beweise die Güte und Wahrheit deiner Ueberzeugungen durch die Menschenfreundlichkeit und Heiligkeit deines Lebens. Daran werde ich erkennen, ob du der wahre Jesusjünger bist, nicht an deiner Gelehrtheit, Spitzfindigkeit und Auslegung. Als Kind war deine Religion anders; sie erhellet sich in deinen reifern Jahren mit wachsenden Geisteskräften. Je mehr Erfahrungen du sammelst, je mehr wirst du Gott, Jesum, deine ewigen Bestimmungen und die Worte deiner Kirche erkennen. So schreiten wir Alle vor, ungeachtet der verschiedenen Lehrer und Ausleger, bis daß wir Alle, wie Paulus sagt, hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß Jesu Christi, des göttlichen Heilandes. Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe, und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus. (Ephes. 4, 13. 15.)

Willst du, was dein Heiland war, was er that, was er lehrte, recht in aller Tiefe verstehen: so geschieht es durch die Liebe. Wer, Gott ähnlich, der ganzen Welt wohl will; wer, Christo ähnlich, sich selber für die ganze Welt aufopfern könnte; wer recht von Ehrfurcht und Liebe gegen das, was göttlich ist, durchdrungen ist: der versteht das, was aus Gott ist, am besten. Kein Anderer. Nur Gott erkennt sich selber am besten. Die Liebe aber löset unsere Seelen gleichsam in Gott auf.

Ist aber die Liebe in dir, so wirst du gern alle Meinungen verzeihen, die von deinen eigenen Ueberzeugungen abweichen. Erfüllt von der Religion Jesu Christi — denn die Liebe war es, die ihn an Gott und die Weltbeseligung knüpfte! — wird dir alles Religiöse ein Heiligthum sein, wenn es auch andere Gestalt und Farbe und Uebung hat, als deine Kirche vorschreibt. Du wirst duldsam gegen die verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aber nicht gegen das Unheilige, Lasterhafte und Sündliche, sein.

Diejenige Religionspartei ist die wahrhaft christliche, welche am meisten zur

Liebe Gottes und Jesu, zur Liebe des Mitmenschen, selbst zur Liebe des Feindes begeistert, aber gegen die Gottheiten der Erde, nämlich Reichthum, Ehre, Wohlleben, und Alles, was an sich vergänglich ist, gleichgültiger macht. Der führt schon seinen Wandel im Himmel, den das Vergängliche nicht fesselt; der ist in Christo, wer in edler Unschuld einhergeht, Fehler meidet, und ein frohes, reines Gewissen bewahrt.

Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft, sagt die heilige Schrift. Die weltüberwindende Kraft aber ist die Liebe des Unvergänglichen. Das Unvergängliche aber ist Gott selbst, und Alles, was aus Gott ist. Aus Gott aber ist Jesus Christus, ist jeder menschliche Geist, den ich als Bruder behandeln soll, ist alles Gute. In dieser Kraft, in dieser Liebe besteht das Reich Gottes; nicht in Worten, nicht in Lehrgebäuden, nicht in todten Glaubensbekenntnissen, nicht in spitzfindigen Meinungen, nicht in gelehrten oder gelernten Behauptungen. Und könntest du weissagen, und wüßtest du alle Geheimnisse, hättest du alle Erkenntniß, und hättest du einen so festen Glauben, daß du gleichsam Berge versetztest, und hättest der Liebe nicht: so wäre dir Alles nichts nütze. — Prüfe nun, ob du im Reiche Gottes ein Bürger bist, ob dein Glaube nur in Worten steht, oder in der Kraft? Nur wer in der Liebe ist, der ist in Gott.

Bin ich in Dir, mein Gott, mein Vater? Bin ich in Dir, wie es Dein heiliger Sohn war, der aus Liebe zum Menschengeschlecht auf Golgatha blutete? Ist denn in mir keine andere Liebe und Zuneigung höher, als die zum Göttlichen?

Ach, ich möchte mein Angesicht vor Dir verhüllen, denn mein Gewissen bekennt, daß ich am Irdischen mehr hange, als an Dir. Ich erkenne Dich, mein himmlischer Vater, als mein Höchstes, und doch — bist Du nicht mein Höchstes auf Erden. Denn ich vergesse Dich oft über vergängliche Lust, und das Ziel meiner sinnlichen Begierden ist mir oft wichtiger, als die Tugend. Wie könnte ich hassen, wie könnte ich Unrecht thun, wie könnte ich wider Deinen mir durch Jesum geoffenbarten Willen handeln, und meinen Leidenschaften die Zügel schießen lassen, wenn Du meine Liebe wärest?

O Kraft Gottes, rette mich! O Liebe zum Heiligen, heilige mich, daß meine Kraft übereinstimme mit meiner Erkenntniß! Ich möchte mich selbst, mein Fleisch und Blut überwinden, um ein wahrer Bekenner meines Jesu zu sein. O Kraft Gottes, rette mich! Wirke in mir Wollen und Vollbringen! Ich habe Lust, abzuscheiden, und bei Christo zu sein. Amen.

80.

Die Zerstörung Jerusalems.

Luk. 21, 24.

Er kam, der Rächer, der Verwüster,
Gott schützt uns, riefen noch die Priester,
Hier ist sein Tempel, hier sein Herd!
Nein, Salems schont nicht der Zerstörer;
Der Herd des Herrn, ihr Lügenlehrer,
Die Burg auf Zion liegt zerstört.
Das Volk aus den betrognen Landen,
Das seinen Irrthum schaudernd sieht,
Zieht hin, in fremder Völker Banden,
Noch heut' der Völker Schmach und Lied.

Wie verschieden auch die Meinungen unserer ältesten christlichen Vorfahren über das sein mochten, worüber ein menschlicher Verstand am wenigsten mit einiger Gewißheit entscheiden kann: doch darin waren sie alle einig, sich durch die Lehren ihres Heilandes zu heiligen. Sie hielten in Demuth, Sanftmuth und Geduld noch lange zusammen. Sie Alle mit einander betrachteten sich wie einen einzigen Leib, belebt und beherrscht durch einen einzigen Geist, den Geist Jesu Christi. Alle hatten nur einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe und Alle einen Gott und Vater Aller, der da ist über Alle, und durch Alle, und in Allen. Verschieden mochten die Gaben, die Aemter, die besondern Vorstellungen von göttlichen Dingen sein. Dieselben hatten doch zuletzt nur einerlei Ziel: fortzuschreiten in Heiligung und Wahrheit, bis daß, wie Paulus an die Epheser (4, 13) schrieb, wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes.

Mittlerweile sich also das Evangelium von Land zu Land, von Volk zu Volk im Stillen ausbreitete, ward die Zeit erfüllt, da das jüdische Reich aufgelöset werden und die Hauptstadt desselben untergehen sollte, wie Jesus Christus geweissagt hatte.

Diese Begebenheit war für das Christenthum von den wichtigsten Folgen. Nur Wenige lebten von denen, die sich rühmen konnten, unmittelbare Begleiter und Schüler des Welterlösers in seinen irdischen Tagen gewesen zu sein. Doch bei Allen hatte sich das Gedächtniß seiner großen Weissagung sowohl mündlich fortgepflanzt, als durch die Evangelisten schriftlich erhalten. Die Erfüllung von der Weissagung auf eine so grausenhafte und der Vorherverkündung durch Jesum so wörtlich treue Weise, mußte den Glauben seiner damals lebenden Bekenner über alle Zweifel erheben.

Wie zu Jesu Zeiten, vor vierzig Jahren, waren die Juden noch immer voll blinden und steifen Eifers für ihre Religionsgebräuche, für ihre mosaischen Ordnungen, ohne daneben im Allgemeinen bessere Menschen zu werden, vielmehr voll eigennütziger Bosheit. Sie besuchten freilich den Tempel fleißig, und meinten damit Alles abgethan zu haben. Durch Darbringung der Opfer am Altar, durch welche die Priester reich wurden, glaubten sie sich vollkommen zu entsündigen. Sie lebten für nichts als ihren Leib, für Geld- und Ehrenerwerb, für Genuß sinnlicher Ergötzungen. Jeder sorgte nur für sich und seinen Ort, unbekümmert um die Andern. Alles war ihnen feil; Geburt, Herkunft, Reichthum, Schönheit ging über Kenntniß, Tugend und Verdienst. Ein Stand schied sich anmaßend vom andern. Es war keine Zuversicht mehr von einem zum andern; Treu und Glauben selten. Sogar die rechte Vaterlandsliebe fehlte, und ward nur durch Nationalstolz oder Haß und Verachtung anderer Völker der Nachbarschaft ersetzt. Sie sanken in immer größere Unwissenheit; haßten die, welche bessere Erkenntniß und Aufklärung ins Volk bringen wollten; verfolgten sie als Neuerer und Zerstörer alter Ordnungen; hingen desto fester an blinden Vorurtheilen, und bildeten sich die Möglichkeit nicht ein, daß jemals Judäa und das Volk Gottes und die heilige Stadt zu Grunde gehen könne. Sie waren freilich gegen die Unterdrückung, in welcher sie unter römischer Oberherrschaft lebten, nicht unempfindlich. Aber die allgemeine Noth und

Gefahr, weit entfernt, sie auf das Eine aufmerksam zu machen, was ihnen fehlte, auf das Eine, was ihnen Christus zu ihrer Rettung anempfohlen hatte, trennte dies Volk von Selbstsüchtlingen nur noch mehr in sich selber. Statt mit tugendhaftem Sinn ein edles Bewußtsein und die Pflicht gegen Gott, Mitbürger und Vaterland höher als Geld und Gut zu achten, entzweiten sie sich in feindselige Parteien, deren eine die andere verrieth und verfolgte.

So ward es den Römern leicht, dies durch Unwissenheit und Zwietracht gelähmte Volk immer mehr zu unterdrücken. Judäa, welches noch geraume Zeit den Schein der Selbstständigkeit unter eigenen, von den Römern abhängigen Königen genossen, ward als eine bloße Provinz behandelt, von römischen Landpflegern sehr willkürlich regiert, die sogar die Aufsicht über den Tempel und das Recht zur Ernennung der Hohenpriester empfingen. Man plagte das Volk von Jahr zu Jahr mehr mit Abgaben und Steuern; sog das Land aus; nahm selbst Gelder aus dem heiligen Schatze, und erwiederte die darüber erhobenen Klagen mit Uebermuth und höhnender Verachtung. — Durch allen diesen Jammer Israels ward nichts in der Gemüthsart des Volkes geändert. Die Vornehmen demüthigten sich mit feiger Niedrigkeit vor den Gewalthabern; wälzten, so gut sie konnten, den Druck der öffentlichen Lasten auf die untern Volksklassen, und machten damit einen großen Theil derselben zu Bettlern. Ihr dummer Eigennutz berechnete nicht, daß bei einer endlichen Verzweiflung des gemeinen Mannes, wenn diesem einmal Alles fehlen würde, die Reihe auch an sie kommen, und in Aufrühren der Verzweifelnden ihr ganzer Wohlstand das Opfer der allgemeinen Noth werden müsse.

Schon vielfältige Neigung zum Empören hatte sich gezeigt. Schon einmal hatte Judas, der Galiläer, in Verbindung mit Zadock, dem Sadducäer, das Volk aufgewiegelt, und ihm unter dem Vorwand, daß das Gesetz Mosis gebiete, nur den Jehova als Herrn, und keine andere menschliche Oberherrschaft anzuerkennen, das Schwert in die Hand gegeben. Die Wachsamkeit der Römer unterdrückte aber den Aufstand schnell. Neue Lasten, neue Abgaben wurden davon die strafende Folge.

Somit vergrößerte sich das Mißvergnügen. Zahllose Familien verarmten. Viele verließen ihre Wohnungen, und wurden Diebe, Räuber, Meuchelmörder, weil sie schon durch versäumte Erziehung verwildert, zu edlern Empfindungen beinahe ganz unfähig geworden waren. Das ganze Land ward zuletzt ein Schauplatz großer Räuberbanden, der Meuchelmord zum Handwerk. Leben und Eigenthum verlor alle Sicherheit. Falsche Propheten standen auf, die öffentliche Verwirrung zu benutzen. Hier ein neuer Messias, dort ein neuer Messias, das Volk Gottes und den Thron Davids über den Leichnamen der Römer herzustellen. Einer derselben, ein egyptischer Jude, brachte sogar ein Heer von dreißigtausend Mann zusammen, lagerte sich mit demselben auf dem Oelberge vor Jerusalem, und verhieß der abergläubigen Menge, die Göttlichkeit seiner Sendung damit zu beweisen, daß auf seinen Wink die Ringmauern Jerusalems einstürzen sollten. Aber der Landpfleger Felix überfiel mit seinen geübten Kriegern die räuberischen Rotten, tödtete und zerstreute sie, und rächte den Aufstand fürchterlich. Das ist es, was Christus sagte: Es werden sich erheben

falsche Christus und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder thun. Wenn nun Jemand zu der Zeit wird zu euch sagen: Siehe, hier ist Christus, siehe, da ist er! so glaubet nicht. (Mark. 13, 21. 22.)

Die Ungerechtigkeit der römischen Landpfleger, ihre Verachtung aller göttlichen und menschlichen Ordnungen, ward endlich so groß, als die Niederträchtigkeit und Zwietracht der Israeliten. Denn wenn ein Volk zertreten wird durch den Uebermuth einzelner Ungerechten, sind es die Laster des Volkes, welche dem Tyrannen die Macht geben. Inzwischen sich die Römer das Schändlichste erlaubten, sah man noch die Hohenpriester mit der niedern Priesterschaft, eine Partei im Volk mit der andern streiten. Alles aber lösete sich zuletzt in tödtlichen Haß und Rache gegen die Unterdrücker auf. Es geschah ein allgemeiner Aufruhr des Landes; die Besatzungen der Römer wurden aus den festen Plätzen vertrieben, und selbst aus Jerusalem. Der wilde Pöbel trieb sich in zügellosen Ausschweifungen umher, planlos, nur auf Raub und Rache bedacht. Menahem, der Sohn Judas, des Galiläers, war lange Zeit der oberste Anführer der Empörer. Sie fochten anfangs mit Glück gegen die römischen Schaaren, bis der nachmalige Römerkaiser Flavius Vespasianus mit überlegener Heeresmacht anrückte, ganz Galiläa eroberte, und sich zuletzt gegen Jerusalem lagerte.

Jetzt ward die Noth groß. Aber ein Volk ohne Tugend ist ein Volk ohne Kraft. Der alte Parteigeist der Juden verging auch nicht unter den Drohungen der furchtbarsten Gefahren von außen. Eine Partei in der belagerten Stadt haßte und verfolgte die andere. Der Pöbel plünderte die Reichen, mordete die Weisern. Die größten Grausamkeiten geschahen. Es schien Jedem weniger daran zu liegen, ob das Vaterland gerettet werde, als daran, ob er der Mächtigere sei unter Seinesgleichen, oder ob er es werden könne. Man sah nicht mehr auf die Sache, sondern nur auf die Person.

Da kam der Augenblick, welchen Christus warnend den Seinigen angedeutet hatte: „Wenn ihr sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heere, so merket, daß herbeigekommen ist ihre Verwüstung. Alsdann wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge; und wer mitten darinnen ist, der weiche heraus; und wer auf dem Lande ist, der komme nicht hinein!“ (Luk. 21, 20. 21.) Die Bekenner Jesu erinnerten sich des Wortes. Sämmtliche hatten vor Anfang der Belagerung der Stadt dieselbe verlassen, und sich nach Pella, einer cölesyrischen Stadt, weiland im halben Stamm Manasse gelegen, hingeflüchtet. Hier bildeten sie eine neue Gemeinde, und erwarteten mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge.

Schlau benutzte der römische Heerführer Vespasian die Zwietracht und die Parteiwuth der Juden in Jerusalem. Er zog den gegen sie geführten Krieg absichtlich auf mehrere Jahre in die Länge. Er wollte erwarten, daß sich das tugend- und zuchtlose Volk selbst in seinen Entzweiungen aufreibe, und zum Untergang rüste. Er erreichte den Zweck. Als er zum Kaiser erwählt ward, und das Heer seinem Sohne Titus übergab, war Israel wie eine Frucht, die vom Baume fällt, zum letzten Verderben reif. Titus schloß Jerusalem enger ein. Die Schrecken der Belagerung wuchsen, aber auch die Rasereien der unversöhnlichen Parteien wider einander innerhalb der Stadt. Dennoch ver-

theidigte sich das Volk mit großer Wuth. Der menschenfreundliche Titus hatte Erbarmen mit der schönen, uralten, wohlberühmten Stadt. Gern hätte er Frieden gemacht; aber die hartnäckigen Juden verwarfen alle Vorschläge, während ihr Elend durch die unmenschlichen Greuel ihrer Parteien gegen einander immer unaussprechlicher ward. Nachdem der römische Feldherr jede Hoffnung zum Frieden eitel sah, griff er diese starke Stadt mit Ernst an. Die Festung Antonia ward erstürmt. Die Juden zogen sich fechtend von Straße zu Straße gegen den Tempel zurück. Der Tempel ward erstürmt, und mehr noch durch die Achtlosigkeit und Wuth der Juden, als durch die Rache der Sieger ein Raub der Flammen. Fechtend zogen sich die Geschlagenen in die obere Stadt zurück. Auch diese ward erstürmt; nun ganz Jerusalem Schutt und Asche. Ueber eine Million Juden war in diesem beinahe fünfjährigen Kriege getödtet worden. Erfüllt ward das furchtbare prophetische Wort Jesu Christi: Es wird die Zeit kommen, in welcher deß Alles, was ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde. Wehe den Schwangern und Säugenden in denselbigen Tagen; denn es wird große Noth auf Erden sein und ein Zorn über dies Volk. Und sie werden fallen durch des Schwertes Schärfe, und gefangen geführt unter alle Völker; und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird. (Luk. 21, 6. 23. 24.)

Es wurden bei siebenundneunzigtausend Juden gefangen genommen, weggeführt in andere Länder und auf den öffentlichen Märkten der Städte wie das Schlachtvieh in Sklaverei verkauft. Jerusalem, schon in frühern Zeitaltern fünfmal von Feinden erobert, ward jetzt, im siebenzigsten Jahre nach Christi Geburt, gänzlich geschleift, daß kein Stein auf dem andern blieb; Alles ein ungeheurer, trauriger Schutthaufen. Diejenigen armen jüdischen Familien, welche noch im Lande blieben, wurden gleich Sklaven behandelt, und mußten, ohne Widerspruch, für das traurige Glück, auf dem verwilderten Boden ihrer Väter wohnen zu dürfen, die allerschwersten Abgaben entrichten. Ausgediente römische Kriegsknechte theilten sich in die verlassenen Besitzungen, wohnten zu Emmaus und Nazareth.

So menschlich auch nachmals die römischen Kaiser sich gegen die Juden zeigen mochten, verharrten diese doch, auch selbst in ihrer Zerstreuung noch, in dem unsinnigen Hasse anderer Nationen; hielten sich noch mitten in einer Schmach, wie keinem andern Volke geschehen war, für das auserwählte Volk Jehova's; zettelten bald hier, bald da Aufrühre an, und machten sich Obrigkeiten und Nationen zu bleibenden Feinden. Selbst in Judäa, wo sich ihre Anzahl in Friedenszeiten wieder vermehrt, wo sich eine große Anzahl der Ihrigen wieder über den Aschenhügeln Jerusalems angebaut hatte, erhoben sie, beinahe siebenzig Jahre nach dem ersten allgemeinen Unglück, neuen Aufstand. Ein neuer Messias trat abermals auf, Namens Bar Cochab, der die schwachen römischen Besatzungen aus den befestigten Städten verdrängte. Aber mit größerer Gewalt kamen die Römer wieder; ganz Judäa ward zur Einöde. Beinahe sechsmalhunderttausend Juden kamen durchs Schwert um; wer am Leben blieb, ward weggeschleppt in Sklaverei. Jerusalem ward auf immer vernichtet; auf dem Boden desselben schien der Fluch des Schicksals zu ruhen. Die Heiden hatten

nahe daran sich eine eigene Stadt aus den Trümmern der alten gebaut, Aelia Capitolina geheißen. Diese hat in nachfolgenden Jahrhunderten wieder den Namen Jerusalem angenommen, ohne das eigentliche Jerusalem und auf der Stätte des alten zu sein. Den Juden ward dahin jeder Zutritt untersagt bei Lebensstrafe. Erst in spätern Zeiten durften sie sich jährlich nur einmal den heiligen Stätten nahen, um daselbst ihre Klaglieder anzustimmen. Vierhundert Jahre blieb die neue Stadt von den Heiden bewohnt; dann ward sie der Raub der Araber und Türken. Auf dem Hügel, wo sonst der berühmte Tempel Jehova's gestanden, erhob sich ein Tempel Mahomeds.

Die Juden, gefangen geführt unter alle Völker, blieben sich auch in dieser traurigen und schimpfvollen Zerstreuung gleich: boshaft, eigennützig, meuterisch, voller Vorurtheile und abergläubig, wie zur Zeit des Welterlösers. Einst schrien sie: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Ach, schrecklich ward ihr Fluch erfüllt. Sie sahen, wie das von Jesu Christo, dem von ihren Vätern auf Golgatha Gekreuzigten, gestiftete unsichtbare Gottesreich in der ganzen Welt verbreitet war. Dies war das von den Propheten geweissagte, messianische Reich. Aber hartnäckig verblieben sie in ihrem Glauben, in ihrer Verachtung anderer Nationen und Religionen. Vielmehr, je größer der Druck war, unter welchem sie seufzten, je größer wurde ihre Anhänglichkeit am mosaischen Gesetz, nicht nur an dem geschriebenen, sondern auch an dem mündlichen, das heißt, an jenen alten abergläubigen Erfindungen der Priester, die als Auslegungen alter oder Stiftungen neuer Gesetze von Mund zu Mund gingen. Dies mündliche Gesetz, nachmals auch schriftlich verfaßt und unter dem Namen des Talmud bekannt, ward in der Hand der Rabbinen ein Mittel, sich das Volk unterjocht und abhängig zu machen, und in der allgemeinen Unwissenheit desselben ihre Hoheit zu behaupten. Dies harte Joch des Geistes trug nicht wenig dazu bei, daß die Juden hartnäckiger in ihren abergläubischen Meinungen, Hoffnungen und Absonderungen von andern Völkern beharrten. Es trug dazu bei, daß ihr Haß und Stolz gegen alle Nichtjuden fortdauerte; daß sie sich's zu keiner Sünde rechneten, den Nichtjuden zu verrathen, zu übervortheilen und zu betrügen; daß sie sich überall und immer deswegen neue Mißhandlungen und Verfolgungen zuzogen. Perser wie Araber, Aegypter wie Römer, Türken wie Christen, waren alle gleich sehr mit Abscheu gegen diese verstockten, geistig verkrüppelten, in ihrem Unsinn und Nationallaster verhärteten Menschen erfüllt. Und seit der Zerstörung Jerusalems bis zu unsern Zeiten ist kein Jahrhundert vorbeigegangen, sind wenige Gegenden unsers Welttheils übrig geblieben, da die Nachkommenschaft Israels nicht mit Dolch und Strang, mit Scheiterhaufen, Kerkern, Foltern und den ersinnlichsten Martern heimgesucht worden ist. Oft ward ihr bloßer Name schon ein todeswürdiges Verbrechen dem unmündigen Kinde. Oft hatten sie keine bleibende Stätte und mußten gleich den wilden Thieren in Wäldern und Einöden umherziehen. Nirgends geachtet, höchstens nur aus Erbarmen geduldet, waren sie nie lange weder ihres Eigenthums, noch ihrer Tage sicher.

Immer glaubten sie den tiefsten Abgrund ihres Elendes erreicht zu haben; immer öffnete sich noch ein tieferer, in den sie hinabstürzen sollten. Das tückische

Glück lächelte ihnen in manchen Friedensjahren, um die Betrogenen nur noch grausamer mit Flamme und Schwert und Frost und Hunger zu ergreifen. Bettlern gleich schleppten sie ihr elendes Leben unter Furcht und Schrecken von Nation zu Nation, aus einem Welttheil in den andern hinüber, nicht um eine Heimath, nein, nur Zufluchtsörter zu finden. Ihre Augen wandten sich vergebens nach dem ehemaligen Lande ihrer Väter. Für sie gab es kein Judäa, kein Jerusalem, keine Burg auf Zion, keinen Tempel wieder auf den heiligen Bergen. Sie küßten mit erblicher Niederträchtigkeit den Staub von den Füßen der Nationen, welche ihnen im Herzen verächtlich waren und doch Zuflucht gaben; und sie wurden wieder von diesen Nationen zertreten, sobald sie sich durch Wucher und Betrug ein Eigenthum gesammelt hatten. Ihr bloßes Dasein ward den Völkern eine Last; ihr bloßer Seufzer ein strafwürdiges Verbrechen der Empörung; ihre in allem Elend fortwährende Vermehrung überall, sonst als ein Ruhm und Segen geachtet, gereichte ihnen nur zu größerm Fluch und machte die Größe ihres Leidens nur ausgebreiteter. Wie sie ehemals mit unversöhnlichem Hasse die Bekenner und Lehrer der Religion Jesu Christi von sich ausgestoßen hatten: so wurden sie und alle ihre Nachkommen wieder mit schauderhaftem Hasse von der ganzen christlichen Welt, besonders in Zeiten der Rohheit und Unwissenheit, verfolgt. Denn lange glaubten die Christen, daß die Millionen auf Erden zerstreuten Juden ihr unseliges Schicksal nicht sowohl durch halsstarriges Festhalten an Aberglauben, Vorurtheil und innerm Verderben, als vielmehr durch den Frevel der Väter am Leben Jesu Christi verschuldet hätten.

Wirklich haben die Juden lange Zeit durch dies abscheuliche Vorurtheil und durch den Glaubenshaß der Christen unbeschreibliche Noth leiden müssen; noch länger aber haben sich die Hebräer Haß und Verstoßung durch ihre eigene Schuld, durch ihren abergläubigen Religionsstolz, welchen dumm-fromme Rabbinen emsig nährten, durch ihre Unreinlichkeiten bei allen ihren vorschriftlichen Waschungen, durch ihren Wucher und Betrug, den sie gegen die Christen für erlaubt, oft wohl gar für löblich halten, zugezogen.

Nur in spätern Zeiten, als die Barbarei von christlichen Nationen wich, als diese aufgeklärter und christlicher wurden, empfingen die lange geplagten Bekenner Mosis ein erträglicheres Loos, besonders da, wo auch sie in der Einsicht und Aufklärung des Zeitalters mit fortschritten, und den Unsinn, den Aberglauben und gehässigen Eifergeist ihrer Rabbinen von sich warfen. Weise Obrigkeiten erkannten endlich, daß die finstere Glaubenswuth der Christen und die ewige Knechtschaft, worin man die Israeliten hielt, nicht weniger zur Verderbtheit des Volkes beigetragen habe, als deren von den Rabbinen entstelltes Gesetz Mosis. Man gab auch ihnen Eigenthum, bürgerliches Recht und bürgerliche Freiheiten; führte sie menschenfreundlich vom diebischen Wucher zu edlern Gewerben über. Es traten unter den Juden selbst tugendhafte Männer auf, welche auf bessere Belehrung ihrer Glaubensgenossen wirkten. Und so darf Israel nach beinahe zweitausendjähriger Noth wieder hoffen, aus seiner Verworfenheit hervorzutreten und mit andern Menschen wieder menschliche Rechte zu genießen. Nie zwar wird es den Thron Davids, nie sein Zion wieder

erblicken, aber als eine uralte, gottgläubige Glaubenspartei Duldung, Ruhe und Vaterland finden.

Ein schreckhaft großes, wunderbares Beispiel, o ewiger Gott, mein Vater, Vater aller Nationen, Vater aller Welten, hast Du an Abrahams Nachkommen in den Geschichten des menschlichen Geschlechts gegeben, wie den Sünden des Herzens der Fluch auf den Fersen folgt, und wie unabwehrbares Verderben die Frucht vorangegangener Verderbtheit der Völker ist. Schrecklich bist Du in Deinen Gerichten, Gott! Nicht Du aber strafst; sie strafen sich selber. Uebertretung Deiner heiligen Ordnungen ist Selbstzerstörung und das Laster eine Selbstqual. Wer sich von der Tugend entfernt, flieht seine Seligkeit und verdammt sich selbst. Nicht Du verdammst, Du nicht die Schuldlosen!

So will ich's nicht wagen, dies unglückliche Volk zu verdammen, welches, über die ganze Erde zerstreut, Du andern Nationen als ein warnungsvolles Beispiel aufbewahrt zu haben scheinst. Ich will es nicht verdammen, ich will es nicht hassen, sondern lieben und sein Leiden zu erleichtern suchen. Du siehest nicht an die Person, sondern in allerlei Volk, wer Dich fürchtet und Recht thut, der ist Dir angenehm. Und so, er sei Jude oder Christ, wer die Tugend liebt, wer ein edles Herz voller Gottesliebe in seiner Brust trägt, der sei mein Freund. Ehren nicht auch Viele der Nachkommen Israels heute schon, je mehr sie wachsen in Weisheit und Liebe des Göttlichen, die Weisheit und den Sinn des von ihnen lange verkannten Jesus? So wollen wir nun einträchtig fortschreiten in Ausbildung des Geistes, in Veredlung des Gemüthes zu allem Guten, bis wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes. Amen.

81.

Das verfolgte Christenthum.

Philipper 4, 13.

Des Kreuzes Predigt triumphiret!
Auf, Feinde Gottes, auf und führet
Der Hölle wilde Macht herbei!
Mögt ihr zu Kerkern und zu Flammen
Die auserwählte Schaar verdammen:
Sie lächelt eurer Raserei;
Sie lächelt eures gift'gen Spottes,
Gibt euch den Leichnam hin zum Raub:
Denn ihre fromme Seel' ist Gottes,
Was liegt ihr noch am flücht'gen Staub?

Der Erdkreis tobt. Der Herr des Himmels
Lacht des ohnmächtigen Getümmels,
Die Götzen sind zusammen nichts.
Der Herr ist Gott! der Herr, sonst Keiner!
Die Erde lernt's: Gott ist nur Einer!
Er ist der ew'ge Quell des Lichts.
Sterbt mit Entzücken, ihr Märtyrer,
Süß für die Wahrheit ist der Tod!
Der Himmel grüßt euch, Triumphirer,
Die Dulderpalme reicht euch Gott.

In jenen Tagen, da Jehovens Tempel, da die Burg auf Zion Asche wurden und Salomons Mauern stürzten, ging das Reich Gottes um so blühender auf, nicht nur im gesammten römischen Reich, sondern auch bei Nationen, welche noch nicht dem Scepter des Kaisers unterworfen waren. Das war die Zukunft, welche Jesus von sich den Seinigen verheißen hatte. Irdisch war er von der Welt geschieden; geistig kehrte er durch sein Wort und herrlicher zu ihr zurück allen Völkern. Und alsdann werden sie sehen, hatte er in der erhabenen Bildersprache der Propheten gesagt, des Menschen Sohn kommen in die Welt mit

großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn ihr dies Alles (die Zerstörung Jerusalems nämlich) sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe. Himmel und Erde (Tempel und Reich Juda's) werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht. (Luc. 21, 27. 31—33.)

Wie konnte es auch anders sein? Welcher Unbefangene mußte nicht mit Erstaunen die Erfüllung von Jesu Vorherverkündigungen sehen? Wer hätte sich weigern können, ihn zu verehren und die Herrlichkeit Gottes in ihm anzubeten? — Mochte sich der Jude weigern, die neue Lehre anzunehmen, und die mosaischen Gesetze zu verlassen; mochte sich der Heide weigern, die Götter seiner Väter zu verläugnen: Keiner konnte, bei einiger Prüfung des neugepredigten Glaubens, seiner Vortrefflichkeit widerstehen. Aus ihm allein quoll höhere Erkenntniß, ewige Wahrheit, bleibende Seligkeit. Der Jude wie der Heide mußte eingestehen, daß diese Religion allein mit den reinsten Ueberzeugungen der Vernunft, mit den Ordnungen der ganzen Natur, mit der ewigen Sehnsucht des menschlichen Gemüths nach dem Höhern, in vollkommenem Einklang stehe; mußte bekennen, daß durch diese Religion erst das größte Räthsel des menschlichen Daseins auf Erden und dessen Zusammenhang mit Gott und Zukunft gelöset sei; mußte bezeugen, daß nicht nur jeder Einzelne, nicht nur eine Familie, oder ein ganzes Volk, sondern die gesammte Menschheit den höchsten Grad der Vollkommenheit und einer tiefgegründeten Glückseligkeit erreichen würde, wenn die Tugendlehren des Erlösers den Willen der Menschen leiteten.

Wer die Christen damaliger Zeit erblickte, ward von der vortrefflichen Wirkung des Glaubens an Jesum noch mehr überzeugt. Er sah Männer jedes Alters, jedes Standes, Gebieter und Gehorchende, Gelehrte, Krieger und Geschäftsleute, alle vom stillen Geiste der Liebe geleitet, wohlthuend, menschenfreundlich, uneigennützig, unbestechbar, redlich. Ihr tugendhafter Wandel war ohne Prunken. Sie waren nicht wie andere Sterbliche, auf Gewinn von Ruhm, Gewalt und Geld erpicht; hingen gar nicht mit unmäßiger Liebe an gewissen Bequemlichkeiten des Lebens, an äußerlichen Vorzügen. Sie schienen durch ihren neuen Glauben in Wesen höherer Art verwandelt zu sein, die, ganz unabhängig von den erkünstelten Bedürfnissen, ganz unabhängig von den Zeitumständen, ein Glück im Innern ihres Herzens trugen, das andern Sterblichen unbekannt war. Man sah sie mit Gewissenhaftigkeit nicht nur ihre Pflichten vollziehen, überall den Landesgesetzen genau Folge leisten, sondern mehr zu thun zum Besten Anderer, als billig von ihnen hätte verlangt werden können. Der Soldat verlor selbst im Gewühle der Schlacht die zarten Gefühle der Menschlichkeit nicht; der Bedürftige hatte noch immer einen Bissen Brodes übrig, um ihn dem noch Aermeren zu geben; der Kaufmann verschmähte allzugroßen Gewinn; und was Einer auch Bewundernswerthes that, Keiner konnte und mochte es sich zum Verdienst rechnen; vielmehr Jeder schien unzufrieden, nicht mehr geleistet zu haben. Man sah sie aller Orten in brüderlicher Eintracht; mochten sie auch verschiedener Meinung sein, ihre Herzen blieben ungetrennt einig. Man sah sie immerdar heiter; selbst in den schwersten Gefahren erkannte man aus ihren freundlichen Mienen, aus der stillen Würde ihres Aeußern, den uner-

schütterlichen Frieden, der in ihrer Brust wohnte. Mit Gelassenheit nahmen sie die Gaben des Glücks; mit göttlicher Freude traten sie für eine gerechte und gute Sache in die Gefahren des Todes hin.

Ein solches Betragen rührte den Beobachter, und mußte ihn zur Liebe einer Religion entflammen, welche so wunderschön auf den Sterblichen einwirkte. So ging des Evangeliums beseligende Kraft von Herz zu Herz über. Der bekehrte römische Soldat theilte seinen Glauben im Stillen den Kriegsgefährten mit, die in den kaiserlichen Legionen von einem Ende Europa's zum andern zu ziehen pflegten; und christliche Kaufleute, wenn sie von ihren Geschäften zu entfernten Ländern und Inseln geführt wurden, trugen ihre heiligen Ueberzeugungen in Weltgegenden, wohin vorher nie ein Strahl römischer oder griechischer Wissenschaft gedrungen sein mochte. So sprühten unbemerkt die Lichtfunken ewiger Wahrheit umher unter die Nationen, und nach wenigen Jahrhunderten waren Millionen reif, sich laut und öffentlich zu Christo zu bekennen.

Aber auch die christlichen Gemeinden selbst waren voll großer und bleibender Thätigkeit, das Wort Gottes zu verbreiten. Es liegt in der Natur des Menschen, seine glücklichen Erfahrungen, seine Ueberzeugungen allgemein zu machen und Andern mitzutheilen. Wer hätte Wahrheiten verschweigen mögen, die eben so unwidersprechlich, als über das ganze Irdische und Ueberirdische des Weltalls Erleuchtung bringend waren? Wer hätte eine Seligkeit allein genießen mögen, die alles andere Vergnügen am Vergänglichen übertraf? Jedes Mitglied einer Gemeinde war in seinem Wirkungskreise ein Bote des Evangeliums, ein Verkünder des Gekruzigten. Viele aber ahmten dem Beispiel der Apostel nach und reiseten in die heidnischen Gegenden, dort neue Gemeinden der Gläubigen zu stiften.

Jene wunderthätigen Gaben des heiligen Geistes, von deren Wirkungen bei den allerfrühesten Bekennern Jesu viel gerühmt worden, hatten sich zwar bald gänzlich verloren. Inzwischen waren sie nun auch minder unentbehrlich, da die Zahl der Christen schon so groß, die Weissagungen Jesu in Jerusalems Trümmern bestätigt erblickt wurden, da viele gelehrte und tugendhafte Männer anfingen, mündlich, schriftlich die siegreiche Vertheidigung der Religion gegen Angriffe von jüdischen und heidnischen Spöttern zu übernehmen. — Die Gabe der Wunder und Weissagungen mochte immerhin mit dem letzten der Apostel verschwinden: wunderbar waltete dennoch die Macht der himmlischen Vorsehung, und sichtbarlich fort, das Gottesreich, die Erleuchtung der Geisterwelt auf Erden zu mehren. Die von frommen Evangelisten verfertigten Lebensgeschichten des göttlichen Heilands, die Briefe der Apostel wurden fleißig gelesen, abgeschrieben, einer Gemeinde von der andern mitgetheilt, übersetzt und erklärt. Sie wurden nur die Quellen heiliger Erkenntniß, und des Glaubens feste Richtschnur. Alles wirkte von allen Seiten zusammen, das Evangelium von einem Ende der bekannten Welt zum andern zu verpflanzen.

Am meisten aber wirkte in verschiedenen Gegenden besonders der hohe Gottesmuth der Christen in Bekenntniß der Wahrheit, jener Heldensinn, in welchem Petrus sprach: Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum! (Phil. 4, 13.) Denn geschah es auch wohl, daß die Fürsten und

Obrigkeiten lange gleichgültig oder nachsichtig gegen die wachsende Menge der Christen blieben, fehlte es doch hin und wieder nicht an andern, welche mit Verdruß dem Aufkommen der neuen Lehre und der überhandnehmenden Verachtung der Götter zusahen. Gewohnheit und Aberglaube des großen Haufens behaupteten ihr Recht; geschah irgend im Land ein Unglück, ward es als eine Wirkung vom Zorn der Götzen angesehen, deren Tempel immer von mehrern verlassen wurden, welche sich dem neuen Glauben an einen unsichtbaren Gott zuwandten. Die Priester, erzürnt, von ihren Einnahmen an den Opferaltären, von ihrem Ansehen im Volke einzubüßen, schrien laut über das unerhörte Wesen derer, die sich Christen hießen. Sie schrien über den Verfall der Religion, und nannten die Christen Gotteslängner, weil dieselben sich weigerten, ihre Kniee vor den Gebilden hölzerner oder steinerner Gottheiten zu beugen. Es kamen dazu die Staatsmänner, welche, geschreckt durch des römischen Reiches steigende Schwäche und Gefahr, eine der vornehmsten Ursachen des öffentlichen Verderbens darin fanden, daß so viele Menschen aus allerlei Ständen den Glauben und die Verehrung der Götter verließen, unter deren Anbetung Rom groß geworden, und sich einem Glauben widmeten, welcher, statt die Liebe des Vaterlandes und die kriegerischen Tugenden der alten Zeiten einzuflößen, nur Liebe des unsichtbaren Gottes, Versöhnlichkeit, Großmuth gegen Feinde, und Abscheu gegen Rache und Haß predigte. Sie klagten, daß, seit die Menschen anfingen die Unsterblichkeit ihres Geistes zu glauben, ihnen am unsterblichen Nachruhm ihres Namens weniger gelegen wäre, durch welchen ehemals die Römer der Vorwelt zu ihren preiswürdigen Unternehmungen begeistert worden wären. Sie droheten, würde man Tempel und Altäre verfallen lassen, den unvermeidlichen Untergang römischer Hoheit und Herrschaft.

Durch solche und ähnliche Reden, die im Volke umherliefen, ward erst Verachtung, dann Haß gegen die Christen erweckt. Unbekanntschaft mit ihren Lehren und Meinungen brachte vielerlei nachtheilige Mißverständnisse hervor und gab den Verleumdern weiten Spielraum. Bald hieß es, Anbetung eines Gottes, der nirgends sichtbar sei, wäre Anbetung eines Traumbildes. Bald, wenn man vom Abendmahl der Christen hörte, und wie sie es mit den Einsetzungsworten des ersten Stifters begingen, hieß es: sie genießen in ihren heimlichen, gottesdienstlichen Versammlungen wirkliches Menschenfleisch und trinken Menschenblut. Mit Abscheu vernahm es der rohe und leichtgläubige Pöbel. Ein leiser Anlaß war diesem dann genug, seine Wuth gegen die Christen auszulassen.

Und so entstanden jene schauerlichen Verfolgungen der Christen in den ersten Jahrhunderten, von welchen soviel geschrieben und gesagt worden ist. Die Bekenner Jesu wurden bald hier, bald dort vertrieben und in's Elend gejagt, in Kerker und auf Folter geworfen, gesteinigt, gekreuzigt, verbannt, erschlagen, gehenkt, gespießt. Bald wurden sie in Folge richterlicher Sprüche, oder kaiserlicher Befehle, bald in Volksaufständen umgebracht.

Indessen ist doch gewiß, daß dergleichen Verfolgungen des Christenthums sich nur höchst selten in gleicher Zeit über das gesammte in drei Welttheilen ausgedehnte römische Reich erstreckt haben. Weit öfter geschahen sie bei Aufrühren des aufgehetzten abergläubigen und plünderungslustigen Pöbels, oder durch

erbitterte Priester, die mit Schmerz die Verwaisung ihrer Tempel und Altäre wahrnahmen, oder durch die grausame Laune und Rachbegier irgend eines einzelnen Statthalters. — Verfolgungen waren daher wohl oft, und in sehr vielen Gegenden, aber weder in der Menge, noch in der entsetzlichen Ausdehnung, wie nachmals dergleichen mit rednerischer Uebertreibung geschildert worden sind. Zwar spricht man noch immer von zehn großen Hauptverfolgungen, welche die Christen gelitten haben sollen; die geschichtlichen Zeugnisse aus jenen Tagen bestätigen die Anzahl derselben aber keineswegs, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die zehn Hörner oder Könige, von denen die Offenbarung (Johannes 17, 12) redet, so wie vielleicht die bekannten zehn Landplagen Aegyptens, viel zur Annahme einer solchen Zahl beigetragen. Denn in spätern Zeiten, als bei den Christen an die Stelle der ruhmvollen Thaten die Ruhmredigkeit trat, oder da man sich ohne Bedenken erlaubte, die Zahl der Märtyrer größer zu machen, als sie war, meinte man durch ähnliche Uebertreibungen die lau werdenden Christen am besten zur Nachahmung der ehrwürdigen, Alles für Christum aufopfernden Vorwelt zu begeistern.

Daß ein menschliches Ungeheuer, wie Kaiser Nero war, dessen Hang zur Grausamkeit oft Ausbruch einer wirklichen Geisteszerrüttung sein mochte; den es schmeicheln konnte, mehr gehaßt als geliebt zu sein; der die Flammen Roms mit Entzücken betrachten, seine Wohlthäter, seine Lehrer, seine Mutter ermorden konnte; daß ein Ungeheuer dieser Art zu den ungerechtesten und scheußlichsten Verfolgungen der Christen Befehl geben konnte: das war seiner entsetzlichen Gemüthsart angemessen. Und es ist den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und ihrem Schrecken sehr verzeihlich, wenn sich lange unter ihnen der Wahn erhielt, es sei der Antichrist, das Thier in der Offenbarung, nur einmal erst erschienen, aber nicht gestorben, sondern aufbehalten, um wieder zu kommen. Ebenso mußte es einem argwöhnischen und blutdürstigen gekrönten Bösewicht, wie dem Kaiser Domitian, Schauder erregen, Menschen unter dem Himmel zu wissen, denen Tugend und Wahrheit das Höchste waren. Er verabscheute die Bekenner Jesu; wie konnte er anders, der, in unnatürlichen Wollüsten ersoffen, die gräuelhaftesten Unbarmherzigkeiten verübte? Der bloße Gedanke an die Tugend und deren unbezwinglichen Muth machte ihn zittern; vergoß das Blut der Christen in Strömen — er wollte sie alle von der Erde vertilgen. An Beschönigungsgründen seiner Verbrechen gebrach es ihm nicht. Wo ist ein gewalthabender Sünder, der, von seinen Leidenschaften überwältigt, das ruchloseste Unrecht begeht, daß er nicht rechtliche Vorwände erfinden könnte.

Noch Andere traten in die Fußstapfen dieser Unmenschen, oft weniger aus Neigung zu grausamen Ausschweifungen, als vielmehr aus Grundsätzen einer falschen und selbstsüchtigen Staatsklugheit. Aber, was auch über die Christen verhängt wurde, sie blieben unerschütterlich. Ihr Gang zu Gericht und Tod war der Gang zu ihrer Verklärung und Seligkeit. — Es ist vielleicht nicht ganz zu läugnen, daß die Christen sich selbst oft durch Unvorsichtigkeit den Argwohn und die Mißhandlung der Heiden zuzogen, wenn sie entweder ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte des Nachts, oder in entlegenen Häusern, in Höhlen und Wäldern hielten, und damit Verdacht erregten, als gingen sie mit bürgerlichen

Verschwörungen um; oder wenn sie den Kaisern manche Ehrenbezeugungen verweigerten, die sie in ihrer Gewissenhaftigkeit keinem Sterblichen erzeigen zu müssen glaubten; oder wenn sie bürgerlichen Obrigkeiten in Dingen den Gehorsam versagten, welche mit ihren religiösen Gefühlen im Widerspruch standen; oder wenn sie mit kühner Zerstörung eines Götzenaltars, mit Zertrümmerung eines Götzenbildes die Wuth des beleidigten Pöbels auf sich zogen. Dennoch waren ihre Beweggründe zu solchen Schritten immer edel. Ja, und wenn endlich unter den fortwährenden Verfolgungen ihre bisherige fromme Begeisterung in wahre Schwärmerei ausartete, die, nicht zufrieden mit dem Gewöhnlichen, das Ueberspannteste liebte; wenn sie selbst hingingen, und den Märtyrertod ertrotzten; wenn sie, statt vor den Richtern zu beben, sie laut verhöhnten; wenn sie selbst ihre Henker aufmunterten, alle Qualen an ihnen zu verdoppeln und zu erschöpfen, damit sie um Gottes Willen recht viel zu erdulden hätten: diese wilde Schwärmerei, nur sich selber schädlich, war nicht minder in Rücksicht ihres Ursprunges achtungswerth. Es ist wohl zu viel von der menschlichen Natur verlangt, wenn man von ihr ein Beibehalten ruhiger Gelassenheit fordert, wo unaufhörlicher Druck und Zwang alle Gefühle zur höchsten Thätigkeit steigert. Tadle es, wer es kann, daß die standhaften Bekenner des Christenthums in jenen Schreckenstagen nicht in schweigender Geduld verharren konnten, wenn sie der heiligsten Sache willen entehrt und gemartert wurden. Trotz erweckte Trotz, und wo der Feind Furcht und Entsetzen zu erregen gedachte, erfreute es wohl, ihm noch stolzern Muth entgegenzustellen, als vielleicht vonnöthen gewesen wäre. Jedem that wohl, mit Paulus sagen zu dürfen: Ich vermag Alles durch den, der uns mächtig macht, Jesum Christum!

Es ist überall eine der falschesten und zweckwidrigsten Maßregeln, gegen bestehende Meinungen und herrschend werdende Ueberzeugungen Gewalt und Zwangsmittel zu gebrauchen. Die Geschichte bestätigt es, daß die unklugen Regenten damit wider ihre eigene Absicht stritten, und den von ihnen gehaßten Meinungen nur noch die Alles besiegende und Alles für sich gewinnende Macht und Kraft der Schwärmerei zur Stütze gaben. Dies ist nicht nur in religiösen, sondern auch in bürgerlichen Fällen von jeher der Fall gewesen. Wie konnte es bei Vertheidigung der allerheiligsten Angelegenheit der Menschen gegen die Bosheit des Aberglaubens, der Rohheit und der eigennützigen Staatskunst anders sein?

Die in Schwärmerei sich verwandelte stille Begeisterung der verfolgten Christen machte nun erst das Christenthum siegreich. Es ward als das höchste Glück, als der schönste Ausgang des Lebens geachtet, ein Blutzeuge der göttlichen Wahrheit zu werden. Lange wurde das Andenken derer in Gebeten, Liedern und Schriften geehrt, welche die Krone des Märtyrerthums errungen hatten; da hingegen diejenigen einer langen Verachtung preisgegeben blieben, welche aus Furcht den Heiden nachgegeben, oder gar Jesum Christum verleugnet hatten. Die Heiden sahen mit Verwunderung die Freudigkeit der Gläubigen in der Qualen- und Todesstunde; so konnte kein Heide für seinen Glauben sterben. Sie sahen, daß die unschuldigsten, die edelmüthigsten, die angesehensten und weisesten Personen hingerichtet wurden, ohne eines Verbrechens schuldig zu

sein. Das mußte Manchen zum mitleidigen Ernst, Manchen zum Nachdenken, Manchen zum Forschen bringen, was das Christenthum eigentlich sei. Aber schon dies Forschen war genug, den ganzen Sinn des Menschen zu ändern. Die Weisheit Jesu, die Wahrheit seiner Lehre, die Schönheit der von ihm empfohlenen Tugenden ergriff das Gemüth des Fragenden. Er ward stolz und froh, ein Bekenner des lange verkannten Lichts der Welt zu werden.

Nachdem die Wuth der Juden einst auf Golgatha den göttlichen Menschenfreund erwürgt hatte, standen zu Jerusalem über hundert seiner Bekenner, entschlossen, für den heiligen Glauben das Leben unter allen Schmerzen auszubluten, wie er. Nachdem hundert Christen ihrer Lehre willen gemordet waren, predigten Tausende statt ihrer die Wahrheit. Als man Tausende erschlagen hatte, zählte man der Gläubigen Millionen.

Es ist begreiflich, daß in Zeiten oder Gegenden, wie die unserigen, da das Herzenschristenthum zum elenden Zungenchristenthum geworden, eine so hohe Begeisterung, wie die der frommen Märtyrer, nicht in ihrer ganzen Verdienstlichkeit und Größe gewürdigt werden kann. Es ist begreiflich, daß Leute, die sich doch auch einbilden, Jesusbekenner zu sein, aber aus Stolz und Eitelkeit, oder Wollust und Bequemlichkeit mehr als einmal im Tage ihre heiligsten Pflichten und somit Jesum verleugnen, den Muth der Blutzeugen erstaunlich finden. Es ist begreiflich, daß Leute ihn sogar unglaublich finden, die, um einen geringen Geldgewinn, oder um ihr kleines Ansehen geltend zu machen, oder aus Verdruß gegen Diesen oder Jenen, sich gar nicht entblöden, unrechtmäßige Mittel zu ergreifen und alle Religiosität bei Seite zu setzen. Dem Feigen ist alles Muthige unglaublich; dem Bösewicht alle Tugend Schwärmerei oder Heuchelei.

Ihr aber, edle Opfer eurer Ueberzeugungen, ihr, fromme Dulder für Recht und Wahrheit, ihr, meines heiligen Glaubens Blutzeugen, seid mir immerdar ehrwürdig und theuer. Eure Asche ist längst verwehet; aber ihr lebet noch in der Ewigkeit und Unvergessenheit Gottes. — Kann ich nicht so dulden wie ihr, möchte ich mit dem Muthe leben wie ihr, so unschuldig, vor Gott und Menschen ohne Tadel! Ich habe um Jesu willen keine Folterkammer, keine Henkerbeile, keine Scheiterhaufen zu fürchten. Mir ward durch die Gnade Gottes das angenehme Loos, unter menschlich gesinnten Obrigkeiten und weisen Gesetzen zu wohnen. Aber was ich für Recht, Wahrheit und Tugend jeder Art Uebels leide—ist das nicht auch ein Leiden um Jesu willen? Und wenn man spöttelnd und vornehmhöhnend von meinem Sinn für wahres Christenthum in Wort und Werk redet, ist die Kränkung meines Herzens nicht ein süßer Schmerz, wie ihr einst, verklärte Blutzeugen, mit Entzücken fühlet?

Treu meinem Heiland, will ich, wie ihr, muthvoll durchs Leben, freudig durch die Gefahr, standhaft durch die Versuchung gehen. Ich vermag Alles durch den der mich mächtig macht, Christum. Amen.

82.

Die ersten Kirchen.

1. Kor. 14, 40.

Es waren heil'ge Tage,
Als noch, in Knechtsgestalt,
Mein Jesus hier im Staube
Fürs Seelenheil gewallt;
Und alle Gottesboten,
Mit Demuth angethan,
Sich köstlicher durch Tugend
Als Gold geschmücket sah'n.

Da weihte noch die Andacht
Die Flur zum Tempel ein,
Und durch des Beters Inbrunst
Ward zum Altar der Stein.
Da war noch heil'ger Wandel
Das wahre Christenthum;
Und Elend zu erquicken,
Des Priesters schönster Ruhm.

Da hing an seinem Heiland
Der Christ mit Zuversicht,
Und haßte seinen Bruder
Um anderer Meinung nicht.
Sie liebten einen Meister
Und einen Gott fürwahr!
Als zwar der Kelch noch hölzern,
Der Glaube—gülden war.

Da Jesus Christus seine Jünger unterrichtete, so groß auch die Zahl seiner Zuhörer sein mochte, war noch für sie kein besonderer Ort der Gottesverehrung vorhanden. Bald lehrte der Messias im Tempel zu Jerusalem, bald in den Vorhallen desselben, bald im freien Felde. Ein äußeres Zeichen der Gemeinschaft und Jüngerschaft aber hatte er den Seinigen doch schon gegeben, weil er den Werth des Sinnlichen zur Erweckung des Gemüths in frommen Empfindungen kannte: die Taufe und das Abendmahl. Das innere Beizeichen aber, woran man sie erkennen sollte, war die Liebe. Und so dachte auch Paulus noch. Und wie Christus die Liebe höher stellte als alles Außenwesen, so auch Paulus. Denn da dieser Apostel den Korinthern von den verschiedenen Aemtern und Gaben in der christlichen Gemeinde geredet hatte, und es ihnen empfohlen hatte, nach den besten Gaben zu streben, sagte er: Ich will euch einen köstlichen Weg zeigen: Strebet nach der Liebe! (1. Kor. 12, 31.)

Das war in spätern Zeiten sehr anders. Man vergaß des innern Zeichens der Jüngerschaft, und ließ es beim äußern bewenden. Man zankte, haßte, verketzerte sich; aber beobachtete sehr genau die äußerlichen Gebräuche und Uebungen; man that, was Christus an den pharisäischen Juden getadelt hatte; der innere Mensch war verdorben, der äußere allein galt.

Lange waren Taufe und Abendmahl die einzigen Feierlichkeiten unter den Christen. Die Taufe ward aber, sowohl zu Jesu Zeiten, als auch in den ersten Jahrhunderten nach ihm, nicht den unwissenden Kindern, noch weniger Säuglingen, sondern nur den Erwachsenen ertheilt, die vorher im Christenthum unterrichtet sein mußten. Denn nach dem einfachen, schlichten Geist der damaligen Christen schien ihnen unnatürlich, Jemanden in die Geheimnisse eines Glaubens und in die Gemeinschaft einer Verbindung einzuweihen, die er noch nicht kannte. Sie hielten fest an dem Wort: wer da glaubet und getaufet wird, der wird selig werden. Das Glauben ging dem Getauftwerden allezeit voran.

Wer nicht getauft war, wurde auch von den Christen noch nicht als ein

Genosse ihrer Gesellschaft angesehen. Er konnte ihren Versammlungen, worin gelehrt und gebetet ward, beiwohnen: aber vom heiligen Abendmahl blieb er ausgeschlossen; denn dies war schon eine feierliche, nur wirklichen Bekennern des Heilandes angemessene Handlung. Diese Abendmahle zum Gedächtnisse des Gekreuzigten waren anfangs wirkliche Gastmähler, wo die Christen, arm und reich, zusammentraten, und mit Vergessung alles bürgerlichen Unterschiedes als Brüder und Schwestern aßen. Wo in einer Gemeinde noch Gemeinschaft der Güter stattfand, wurden die Unkosten des Mahles aus dem Gemeingut bestritten. Wo solches in Gemeinden nicht üblich geworden, pflegten die Reichen das Mahl auszurüsten, und den Aermern mitzutheilen; oder Jeder brachte das Seinige mit. So ward mit einander gespeiset und getrunken, und dann am Ende der Mahlzeit das Brod gebrochen, wie Jesus gethan, und sein Gedächtniß und die heilige Gemeinschaft mit ihm gefeiert.

Es mochten bei diesen Einrichtungen hin und wieder auch wohl manche Unordnungen vorfallen; es mochte geschehen, daß sich zuweilen Unwürdigkeiten einschlichen, die dem Begriff der Liebe und der Feierlichkeit des Augenblicks ganz widersprachen. Paulus schon tadtelte dies bei den Korinthern. Er wollte, das Abendmahl sollte nicht zu einem gemeinen Nachtessen herabgewürdiget, sondern im Geist der heiligen Stiftung gehalten werden: er rieth dazu, man sollte sich vorher lieber zu Hause satt essen. So man das Abendmahl halten soll, klagte Paulus, nimmt ein Jeglicher sein Eigenes vorhin und Einer ist hungrig, der Andere ist trunken. Habt ihr aber nicht Häuser, da ihr essen und trinken möget? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes, und beschämet die, so da nichts haben? Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin lobe ich euch nicht. (1. Kor. 11, 21. 22.)

Um Mißbräuchen vorzubeugen, die oft bei solchen gemeinschaftlichen Abendmählern eintreten konnten, geschah wirklich, daß die vollständigen gemeinsamen Essen allmälig abgestellt, und nur das Brechen und die Vertheilung des Brodes und des Weines unter die andachtvollen Anwesenden, ganz nach den Einsetzungsworten Christi, beibehalten wurden.

Auch die Taufe bestand anfangs nicht in einem bloßen leichten Benetzen mit Wasser, sondern sie war eine wirkliche Waschung, ein Eintauchen des Einzuweihenden in Wasser, um zu bedeuten, daß, wie sein Leib durch das Wasser von aller Unreinigkeit gesäubert werde, so müsse sich sein ganzes Gemüth nur durch Liebe und Lehre Jesu von allen Fehlern und Sünden reinigen. In den Zeiten der Apostel machte man wenig Schwierigkeiten, die Taufe zu geben. Vielen ward sie zu Theil, ehe sie noch den ganzen Umfang der mit der Nachfolge Jesu übernommenen Pflichten kannten. Es war genug, wenn sie nur erst glaubten, daß Jesus der verheißene Christus oder Messias sei. Dieser Glaube führte sie nothwendig zur Nachfolge des Herrrn und Erfüllung seiner Gebote. Der Unterricht in denselben ward auch nach der Taufe fortgesetzt, und war endlich vollendet, so fügte man hin und wieder eine neue Feierlichkeit zur Bestätigung oder Konfirmation der Taufe hinzu. An einigen Orten bestrich man den, dessen Taufbund bestätigt wurde, mit geweihtem Oel; an andern Orten salbte man schon den Bekehrten bei der Taufe mit Oel. Ueberhaupt aber waren die Ge-

bräuche und frommen Feierlichkeiten in den verschiedenen Gemeinden sehr verschieden. Die Einen fanden mehr Aeußerlichkeiten, die andern weniger, für Erweckung ihrer Andacht nothwendig. Man ahmte bei dem Einen nach, was man bei den Andern Nützliches oder Anständiges fand. Allgemeine Vorschriften kannte Niemand. Denn äußerliche Einrichtungen waren noch nicht die Hauptsache, und die Kirche war noch nicht Meisterin der Religion, sondern Dienerin und Werkzeug.

Auch die Apostel wollten hierin keine besondere Wichtigkeit setzen. Sie sagten mit Paulus: Laßt Alles ehrbar und ordentlich zugehen! (1. Kor. 14, 40.) Es war ihnen gleichgültig, mit welchen Feierlichkeiten man die Taufe verband; ob man sie in Häusern, oder an Flüssen und Seen, oder über den Gräbern der um der Lehre Jesu willen Getödteten vornahm. Die allgemeine Verehrung der Märtyrer und Blutzeugen hatte, wie es scheint, die Uebung an einigen Orten schon früh eingeführt, Neubekehrte durch die Taufe in die Gemeinschaft des Glaubens über den Leichnamen der Helden zu weihen, die für solchen Glauben freudig in den Tod gegangen waren. So verknüpfte sich mit dem Anblick eines Grabes während der Taufe zugleich der Gedanke an Auferstehung, Unsterblichkeit und durch Jesum erworbenes Glück. Paulus sagte daher zu den Korinthern: Was machen sonst, die sich taufen lassen über den Todten, so allerdinge die Todten nicht auferstehen? Was lassen sie sich taufen über den Todten? (1. Kor. 15, 29.)

Wie bei diesen Feierlichkeiten, war es auch bei den gemeinschaftlichen Gottesverehrungen. Jeder Gemeinde blieb überlassen, sich nach ihrem Gutbefinden auf zweckmäßige und anständige Weise einzurichten. Die Apostel begnügten sich auch hier mit dem allgemeinen Grundsatze: Lasset Alles ehrbar und ordentlich zugehen! Anfangs besuchten die Christen, so lange Jerusalem nicht zerstört war, den dortigen Tempel und die jüdischen Schulen, gleich andern Juden. Dabei traten sie noch in besondere Zusammenkünfte, wo sie sich durch Belehrung und Gebet erquickten. Als aber die Juden alle Anhänger Jesu als Feinde des Staats, als Abtrünnige vom mosaischen Gesetz von sich ausstießen, als von der andern Seite auch die Heiden zum Christenthum übertraten, und zwar ihrer noch weit mehr, als Juden: da fingen die Christen nothwendig an, eine sowohl von Juden als Heiden getrennte, besondere Glaubensgenossenschaft zu bilden. Da entstand das, was nachher eine Kirche genannt ward.

Wo eine genauere Verbindung der Gemeindeglieder zu einer abgesonderten Religionsgesellschaft stattfand, mußte auch bald auf eine bestimmte Ordnung geachtet werden. So kamen neben den Kirchengebräuchen und heiligen Handlungen Kirchengesetze und Vorschriften der Kirchenzucht auf. Sie entwickelten sich aber langsam, eins ums andere, wie es die Umstände nöthig machten. Laßt Alles ehrbar und ordentlich zugehen! darauf drang der Apostel bei den Korinthern hauptsächlich. In der reichen und prachtliebenden Stadt Korinth fehlte es ohne Zweifel nicht an wohlhabenden Personen unter den Christen, welche die Pracht ihres Hauses und die Kleidersitten des Tages auch in die Versammlungen bei der Gottesverehrung mitbrachten und dadurch die allgemeine Andacht stören mochten. Es galt noch damals für ehrbar, daß das Weib langes Haar

trug, der Mann aber kurzabgeschnittenes: daß das Weib ihr Haupt einfach bedeckt hielt, der Mann aber den Kopf entblößte. Paulus drang sehr ernstlich auf Beobachtung dieser Anständigkeit. Darum soll das Weib, sprach er (1. Kor. 11, 10.), eine Macht (vermuthlich Name einer damaligen weiblichen Kopfbedeckung) auf dem Haupte haben um der Engel willen (oder der Boten, vielleicht heidnischer Männer willen, die sich der Weiber wegen in die Christenversammlungen einschlichen). Auch in seinem ersten Brief an Timotheus (2, 9) fordert er Bedeckung der Weiber, daß sie nicht mit Zöpfen, oder Gold, oder Perlen, oder köstlichem Gewand kämen. In manchen Gemeinden lehrten nicht nur Männer, sondern auch Weiber nahmen das Wort in frommen Versammlungen. Paulus erklärte sich gegen diesen Gebrauch (1. Tim. 2, 11. 12), der wider des Weibes stille Sittsamkeit stritt und wohl zu mancherlei Mißbräuchen und Aergernissen führen konnte.

So entfaltete sich unbemerkt bei den Christen eine eigene Zucht und Ordnung in den heiligen Zusammenkünften. Weil nun das Christenthum ursprünglich vom Judenthum ausgegangen war, brachten die bekehrten Juden auch Vieles von den Einrichtungen ihres Gottesdienstes mit in die christlichen Versammlungen. Und späterhin nahmen die vom Heidenthum bekehrten Gemeinden einen großen Theil der gottesdienstlichen Einrichtungen von den Judenchristen an, theils weil die Lehrer selbst meistens Judenchristen waren, theils weil die Gemeinden zu Jerusalem oder Pella oder in andern Gegenden Asiens das Ansehen des höhern Alterthums für sich hatten.

Daher muß man sich nicht wundern, wenn in den ersten christlichen Jahrhunderten auch immer noch der jüdische Sabbath neben dem Sonntag beibehalten und mit gefeiert wurde. Die Feier des Sabbaths verlor sich erst spät, am ersten aber in den abendländischen Kirchen, weil hier meistens Heiden die Bekehrten waren. Eben so gingen die bei den Juden üblich gewesenen Fasten in die frommen Gebräuche der neugläubigen Gemeinden über. Weder Christus noch die Apostel hatten das Fasten eingeführt oder anbefohlen; aber es als Juden, folglich im Gehorsam gegen das mosaische Gesetz, beobachtet. Aus gleicher Ursache erhielt sich auch der Genuß des Osterlamms bei den Christen; denn Christus hatte dasselbe noch, jüdischen Sitten getreu, mit seinen Jüngern genossen. Das Auflegen der Hände war in Israel uralter Brauch, und die bekehrten Juden behielten ihn bei. Wie im Tempel zu Jerusalem und in den Judenschulen ordnete man auch die gottesdinstlichen Geschäfte in den Zusammenkünften der Christen an; man las hier, wie dort, aus den Schriften des alten Testaments Stücke vor (nachmals aus den Evangelien und Briefen der Apostel), erklärte sie, legte sie aus. Man sang die heiligen Psalmen Israels; man betete einzeln oder allgemein.

Desgleichen feierte man auch, wie alle Juden thaten, das Osterfest, nun aber mit andern und höhern Erinnerungen. Es war nicht mehr der Erinnerungstag des Auszuges der Hebräer aus Aegypten, sondern die Gedächtnißfeier der Auferstehung Christi; und selbst im Osterlamm fand man eine Anspielung auf den Tod des Erlösers, der um der Welt Sünden willen, gleichsam als ein Opferlamm, dahingegeben worden war. — Mit den Ostern ward das Pfingstfest ein

rein christlicher Feiertag. Wie heilig und werth mußte allen Gläubigen der Tag sein, da, vom heiligen Geiste durchdrungen, alle Jünger Jesu zum erstenmal hinaustraten ins öffentliche Leben, den Gekreuzigten allen Völkern zu verkündigen! — Ostern und Pfingsten scheinen die ersten Feste der christlichen Kirchen, und lange Zeit die einzigen und vorzüglichsten gewesen zu sein.

Einfach, wie die Gebräuche und Feste und gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Christen, waren auch die Aemter der kirchlichen Gemeinden. Anfangs scheinen die Gaben, welche Jeder besaß, Jeden zu seinem Beruf gewidmet zu haben. Gott hatte die also gleichsam selbst gewählt, welche bei den Gläubigen das vornehmste Ansehen genießen sollten. Daher schrieb auch Paulus (1. Kor. 12, 28): Gott hat gesetzt in der Gemeinde aufs Erste die Apostel (oder unmittelbaren Jünger Jesu als Verkündiger seiner Lehre); aufs Andere die Propheten (oder Ermahner und Weissager); aufs Dritte die Lehrer (oder Ausleger der heiligen Schriften); darnach die Wunderthäter, die Gaben, gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen.

Die Apostel hatten keine einzelne Gemeinde, der sie besonders vorstanden. Sie gehörten allen an. Sie waren, begleitet von ihren Gehilfen, beständig auf Reisen, entweder neue Gemeinden zu stiften durch Bekehrung der Juden und Heiden, oder ältere zu besuchen und im Glauben zu stärken. In den Gemeinden selbst aber ahmte man der jüdischen Einrichtung nach. Man hatte Aufseher (Bischöfe) oder Aelteste (Bresbyter) der Gemeinde. Beide waren von einander noch kaum unterschieden. Beide waren Lehrer der Gemeinde, Vorsteher derselben und Schiedsrichter in Streitigkeiten. Ungern ward gesehen, daß Christen in Klagen wider einander vor heidnischen Richterstühlen standen. Verträglichkeit und Liebe Aller zu Allen war und blieb Hauptgesetz und Hauptlehre. Darum aber war den Aeltesten oder Lehrern keine weltliche Macht und besondere Ehre eingeräumt. Sie waren und blieben den übrigen Brüdern gleich. Auch wurden sie von der gesammten Gemeinde erwählt; denn jeder Christ, als Glied der Gemeinde, hatte an Verwaltung der Kirche und an den Versammlungen Theil, wo man Berathung hielt. Jeder konnte heilige Handlungen verrichten, und verrichtete sie.

Bei den Heiden bildeten die Priester keinen abgesonderten Stand. Sie waren bürgerlich, gleich andern Ständen. Sie konnten von einem Amt ohne Nachtheil in das andere übertreten. Nicht also bei den Juden. Hier bildeten durch die mosaischen Gesetze Priester und Leviten einen ganz vom bürgerlichen abgeschiedenen Stand. Frühzeitig trat die jüdische Vorstellung vom Priesterthum in die Genossenschaft der Christen über; und auf morgenländische Weise trennte sich das Geistliche vom Weltlichen, der Priester vom Laien. Diese Einrichtung bei den Judenchristen ward auch von den Heidenchristen genehmigt und vielleicht ist es besonders nur noch dem Einflusse dieser letztern zuzuschreiben, daß der priesterliche Stand nicht sogar zu einem erblichen wurde, wie solches bei den Israeliten der Fall gewesen.

Nur Tugend und Kenntniß war lange des Christenlehrers schönster Ruhm. Daneben trieb er oft noch das bürgerliche Gewerbe, welches ihn nährte, ehe er in die Gemeinschaft der Gläubigen einging, oder zu ihrem Bischof und Aeltesten

ernannt ward. Vervielfältigten sich aber die Geschäfte, so ward billig geachtet, daß ihn die Gemeinde unterhielt und mit seinen nöthigen Bedürfnissen versah, welche er durch Arbeit zu erwerben keine Zeit mehr hatte. Diese Art, Unterstützung anzunehmen, war auch von den Aposteln nie verschmäht worden, und ihnen selbst von Jesu empfohlen gewesen. Erst in spätern Tagen entstanden aus der freiwilligen milden Beisteuer der Gläubigen feste Besoldungen für die Lehrer und Aeltesten oder Priester; erst in spätern Tagen entstanden Unterschiede in den Besoldungen, als sich die Bischöfe von den Aeltesten und gemeinen Priestern abzusondern und mehr zu bedeuten anfingen, als diese. Es war aber sehr natürlich, daß bei dem immer größern Anwachs der Christengemeinden, auch die Zahl der Lehrer und Vorsteher, wie ihrer Aemter, vermehrt werden mußten. Die Aeltesten ordneten sich Gehilfen, Unterhelfer, Vorleser und andere Beistände zu, in ihren Berufspflichten. Aus der Menge dieser Angestellten ergab sich wieder die Nützlichkeit einer Oberaufsicht über dieselben. Diese empfing Einer; und bald hatte solcher den Namen eines Bischofs, eines Aufsehers ausschließlich.

Diese Priester und Bischöfe in den Gemeinden, als Vorbilder frommen Wandels, als Vorsteher in gottesdienstlichen Zusammenkünften, als Lehrer der Gläubigen, als Beileger von Streitigkeiten unter denselben, hatten durch ihre eigenthümliche Stellung großen Einfluß, der sich nach und nach immer mehr erweiterte. Besonders geschah dies, als man hin und wieder Vollmacht ertheilte, Fehlbare geradezu von der Gemeinschaft der Glaubensverwandten auszuschließen, oder sie auch nach geschehener Prüfung ihrer Reue und Sinnesänderung wieder aufzunehmen. Diese Bevollmächtigung ward nachgeahmt; allgemeinere Uebung: und die Uebung verwandelte sich am Ende in ein geistliches Recht.

So erwuchs aus den Bedürfnissen der einzelnen christlichen, wenig von den Heiden beachteten Gemeinden die Ordnung und Einrichtung der Kirchen, der Gottesverehrungen, der Aemter. Man darf ja wohl sagen Kirchen; denn bei den ersten Christen war eigentlich keine Einheit und Gleichförmigkeit weder im Lehrbegriff, noch in Gebräuchen, Festen und Uebungen. Jeder Theil hielt es, wie er es seinem Gewissen entsprechend fand. Und des Apostels Vorschrift: Laßt Alles ehrbar und ordentlich zugehen! ward von jeder Gemeinde nach ihren eigenen Umständen treu befolgt. Das nur forderten Alle, daß die Bischöfe und Lehrer im Leben und Wandel Muster sein sollten für sämmtliche Gläubige; nicht stolz und aufgeblasen ihres Amtes wegen, sondern demuthvoll, Diener Aller, nüchtern, keusch, mäßig, sittlich, gastfrei und lehrhaftig. Man forderte, daß sie ihrem Hauswesen wohl vorständen, guterzogene Kinder hätten; denn, sagte der Apostel, so Jemand nicht weiß, seinem eigenen Hause vorzustehen, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen? (1. Tim. 3, 5.) Priester wie Bischöfe waren verheirathet, waren gute Hausväter und treue Staatsbürger.

Zwar in den damaligen Zeiten, wo der Name des Christen sowohl den Juden als den Heiden zum Anstoß wurde, wo ein Gläubiger kaum Sicherheit des Lebens und Eigenthums genoß, war Verehelichung kaum rathsam, besonders den Lehrern, gegen welche immer der erste Sturm der Verfolgungen gerichtet zu sein pflegte, oder welche sich zur Verbreitung des Glaubens in andern Gegenden entschlossen. Darum warnte schon der Apostel Paulus die bedrängten Christen

zu Korinth, ohne ihnen die Ehe zur Sünde zu rechnen. Vielmehr rieth er den Unvermählten zum Heirathen, wenn sie solches wollten; weil es besser sei, in den Ordnungen Gottes und der Natur zu leben, als sich unnatürlichen Ausschweifungen und den Lastern der Unkeuschheit zu überlassen. (1. Kor. 7, 7—9.)

So war das kirchliche Leben der ersten Christen einfach, schmucklos, unschuldvoll. Wie fast immer das Kindesalter das liebenswürdigste zu sein pflegt, war auch die erste Jugendzeit der christlichen Kirche die schönste und heiligste. Im Kampfe mit Verfolgungen erstarkte ihr Glaube und die Kraft ihrer Tugenden. Des Aeußern war noch wenig; des Innern und Geistigen das Meiste. Verborgene Betsäle, abgelegene Hütten, stille Wälder, unbesuchte Höhlen mußten noch die Stelle der Tempel vertreten. Aber diese Tempel wurden durch große Gelübde standhafter Tugend, durch inbrünstige Andacht, durch Gottes Willen verherrlicht.

Wie anders sind die Zeiten geworden! Nicht die Zeiten, nur die Herzen in den Zeiten! O Gott, laß mich wandeln in diesen Tagen mit dem alten, heiligen Sinn der ersten Jesusbekenner, daß ich Deiner Gnade und Barmherzigkeit würdiger sein möge. Amen.

83.

Vom Kampf des christlichen Glaubens.

1. Joh. 3, 13.

Wirst du gekränkt, wirst du vom Glauben
An Gott und Jesum weggelacht:
Sei stark und laß ihn dir nicht rauben!
Ein Gott ist doch, der dich gemacht,
Ein Jesus, der, trotz alles Spottes,
Erhaben sitzt zur Rechten Gottes.

Verachten dich des Heil'gen Feinde,
Wenn du in Einfalt Tugend übst;
Verlachen dich selbst deine Freunde,
Weil du Gott mehr als Freunde liebst:
Sei standhaft, laß dich nur verachten!
Vor Allen, die dich hier verlachten,
Wirst du vor Gott geehret sein.

Die Geschichte vom Anfang und Fortgang der christlichen Kirche ist für meine Betrachtungen einer der anziehendsten und lehrreichsten Gegenstände. Es ist die Geschichte einer wunderbar gestifteten, wunderbar beschirmten, wunderbar gehobenen Anstalt Gottes zur Erziehung, Rettung und Beseligung des menschlichen Geschlechts. Wie klein war sie bei ihrem Ursprunge! Wie oft mußte man zittern, daß sie sogleich in ihren ersten Keimen vernichtet werden würde! Wer mußte nicht Alles für sie besorgen in jenen Stunden, da der verlassene Christus am Oelberge weinte, oder da er am Kreuze erblaßte, umringt vom Hohn seiner triumphirenden Feinde! Oder da seiner Jünger kleines Häuflein schüchtern und ängstlich zu Jerusalem beisammenwohnte, und kaum wagen mochte, sich öffentlich sehen zu lassen! Und dennoch hatte unser Heiland, als Stifter des alleinseligmachenden Gottesreichs, nie die Zuversicht unter allen Drangsalen verloren, daß sein Evangelium obsiegen müsse. Wenn seine Jünger hätten zaghaft werden können, er verzagte nicht, daß aus dem Senfkörnlein ein Baum erwachsen würde, unter dessen Zweigen alle Völker der Welt im Schatten ruhen könnten. Denn er kannte den, der ihn gesandt hatte. Seine Sache war nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk.

In dieser Geschichte des Christenthums, und wie es sich immer weiter ausdehnte und entfaltete, erblicke ich den alten Kampf des Guten und Bösen in der Welt wieder, aber nur in andern Gestalten. Der Gottesfunke war in die große Finsterniß gefallen, und es sollte Licht werden. Alles vereinte sich, ihn zu ersticken; aber was auf die heilige Flamme fiel, sie zusammenzudrücken, gab ihr eine neue Nahrung; sie verzehrte es, wie ihren Raub, und loderte immer heller und heller empor. Anfangs glaubten nur einzelne stolze Hohepriester, einzelne Schriftgelehrte und Pharisäer, Macht im Ueberfluß zu haben, das aufgehende Licht zu unterdrücken. Mit Erstaunen sahen sie, daß ihre Kräfte dazu nicht hinreichten. Dann verschworen sich Juden und Heiden zum Untergang der neuen Lehre, und halfen statt dessen zu ihrer Erhebung und Verherrlichung. Endlich machten sich Könige, Fürsten und Kaiser auf, mit ihrer ganzen Gewalt den fremden Glauben zu vertilgen, der immer unaufhaltsamer durch ihre Reiche drang, die Tempel einer abergläubigen Vorwelt leer machte und die Altäre ihrer bisherigen Götter zerstörte: ihre Heere, ihre Mordbefehle, ihre Gesetze waren zu kraftlos. Sie stritten vergeblich für das Böse gegen das aufsteigende Gute; die Macht aller Vorurtheile, die Macht aller Gewohnheiten mußte unterliegen.

Hier war Gottes Finger! Hier die unverkennbare Gewalt und Leitung einer himmlischen Vorsehung! Hier das hohe, fortdauernde Zeugniß der Schicksale für die Göttlichkeit der von Jesu geoffenbarten Religion!

Die Verfolgungen des Christenthums währten mit abwechselnder Wuth mehrere Jahrhunderte lang. Die Widersacher Jesu schienen nie müde werden zu können, seine Nachfolger und seine von ihnen oft nur allzu sehr verkannten Wahrheiten zu bestreiten. Hingegen wurden auch die Streiter Jesu nicht müde. Ihnen lag in dem Krieg des Guten mit dem Bösen, in dem Zorn der grausamen Kaiser, des lasterhaften Pöbels, nichts Außerordentliches. Wie könnten sich denn jemals Wahrheiten und Irrthum, oder Heiligkeit und Sündenlust mit einander freundlich vertragen? Der Jünger Johannes schon hatte gesagt: Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset. (1. Joh. 3, 13.) Und Christus selber hat alle die Folgen, alle die Kämpfe vorausgesehen, welche das Evangelium in die Welt bringen würde.

Dieser Kampf des Guten mit dem Bösen konnte am Ende doch nicht anders als heilbringend ausfallen. Durch Uebung der Kräfte erstarkte die Kraft der Gläubigen, und Reiz wirkte nur Gegenreiz. Jene standhaften Bekenner Jesu, jene Blutzeugen, jene Märtyrer der Kirche wurden noch mehr durch ihren heldenmüthigen Tod, als durch ihr frommes Leben, die Ausbreiter des Evangeliums. Je größer der Druck, je stärker der Gegendruck. Und in der größten Noth und Gefahr der bedrohten Christenheit erwuchsen ihre zweckmäßigsten Mittel zur endlichen Gewinnung des Sieges.

Dazu gehörten nun auch die Schulanstalten der Christen. Sie fühlten wohl, daß dasjenige, was bloß Geistessache ist, nicht wie eine irdische mit dem Schwert in der Faust erhalten oder fortgepflanzt oder vernichtet werde. Wahrheit, Glauben und Ueberzeugung aber sind Sachen des unsterblichen Geistes. Sie können nur von Geist zu Geist behandelt, nur durch Unterricht und Nachdenken gewonnen und gegeben, behauptet und verbreitet werden. Die Christen schickten

ihre Kinder anfänglich immer noch in die heidnischen Schulen. Da sogen sie die Irrthümer und Täuschungen des Heidenthums in einem Alter ein, in welchem Selbstprüfung noch nicht stattfindet. Dies veranlaßte christliche Eltern, den Unterricht ihrer Kinder entweder selbst zu besorgen, oder ihn in eigenen Schulen von christlichen Lehrern ertheilen zu lassen. Wo sich irgend eine zahlreiche Gemeinde befand, ward auch bald eine Unterrichtsanstalt für die Jugend gegründet. Oft aber mußte die Schule wieder so heimlich gehalten werden, wie die Gemeinde selbst. Und erhoben die Heiden irgend einen Sturm gegen die Christen eines Ortes, waren gewiß die Aeltesten, die Bischöfe, die Priester und Schullehrer immer die ersten Opfer der gereizten Volkswuth.

Auch für Bildung und höhere, gelehrte Unterweisung künftiger Priester und Glaubensverkünder ward gesorgt, wo es ohne Gefahr geschehen konnte. Es entstanden heimlich und öffentlich mehrere solcher Christenschulen. Diejenige zu Alexandrien, einer damals großen und reichen Handelsstadt in Egypten, ward der berühmtesten eine. Denn zu Alexandrien befanden sich schon seit älteren Zeiten immer berühmte Gelehrte in allerlei Wissenschaft, und vortreffliche Büchersammlungen, wie kaum anderswo in der Welt. Das waren noch Stiftungen aus der weisen Freigebigkeit ehemaliger egyptischer Könige. Eine alte, uns aus den frühesten Zeiten der Christenheit überlieferte Sage meldet, daß der Evangelist Markus, der erst nach der Auferstehung Jesu zum Glauben bekehrt, und nachmals Schüler, Dolmetscher und Begleiter des Apostels Petrus ward, die Christenschule zu Alexandrien angelegt habe. Er hatte Petrum nämlich auf dessen zweiter Reise nach Rom begleitet, hier seinen Auszug aus dem Evangelium Matthäi geschrieben, den er durch manchen kleinen Beisatz, welchen er aus den Berichten des Apostels Petrus hatte, wichtig und selbst zum bessern Verstehen des Evangeliums Matthäi machte; und war dann vom Kaiser aus der Hauptstadt des Reiches verwiesen worden. Da, heißt es nun, sei er nach Alexandrien gereiset, und habe, nach dem Muster der dortigen heidnischen Schule, eine dergleichen für Christen gestiftet.

So viel ist gewiß, daß diese Schule schon sehr früh vorhanden gewesen ist, und nicht nur die Jugend in der christlichen Religion unterwies, sondern auch übte, um Irrthümer mit gehöriger Einsicht und Kunst mündlich und schriftlich zu widerlegen. Dies war um so nothwendiger, weil unter den heidnischen Gelehrten, Weltweisen und Schriftstellern mehrere auftraten, welche die Lehre der Christen mit allen Waffen der Beredtsamkeit und des Witzes angriffen.

Zum Glück aber fehlten unter den Christen niemals geistvolle und in den Wissenschaften bewanderte Männer, welche kräftig für die Wahrheit ihres Glaubens mit Mund und Feder stritten. Unter den Weltweisen der Heiden selbst wurden mehrere durch die heilige Klarheit der Lehre Jesu erleuchtet und zu deren Vertheidigung gewonnen. So unterstützten diese nun mit ihren Schriften, für die besondern Bedürfnisse der Zeit, die frühern Schriften der Evangelisten und Apostel, und wurden durch ihren Eifer, wie durch ihre Weisheit, gleichsam neue Väter der christlichen Kirche. Auch hat man sie in der That die Kirchenväter benannt. Ihre Werke trugen sehr viel dazu bei, daß die Zahl der Gläubigen vermehrt, in heiligen Ueberzeugungen fester, im Druck der

Leiden und Verfolgungen standhafter wurde. So ward der Märtyrer Justinus ein ehrwürdiger Sachwalter des Christenthums gegen die heidnische Anklage Was er gelehrt, die heilige Wahrheit, besiegelte er standhaft mit seinem Blute, da er des Glaubens halber zu Rom hingerichtet wurde. Der Weltweise zu Athen, Athenagoras, las die heilige Schrift, um sie zum Triumph des Heidenthums zu widerlegen; aber durchdrungen und überwunden von ihrer Wahrheit, hörte er damit auf, einer ihrer eifrigsten Schutzredner gegen die Heiden zu werden. Lange war der gelehrte und beredtsame Klemens durch seine vortrefflichen Schriften Zierde und Stolz der Schule zu Alexandrien und der gesammten Kirche. Nicht minder der große und vielthätige Origenes, oder der kenntnißreiche, strenge Tertullian, der scharfsinnige Felix, der edle Märtyrer Cyprian, dessen Gelehrtheit selbst von den Heiden bewundert worden ist.

Alle diese frommen Männer, und noch viele andere Kirchenväter aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, machten die Vertheidigung desselben zum Hauptgeschäft ihres mühevollen und leidenreichen Lebens. Ihnen dankte die verfolgte Kirche neuen Muth; ihnen der zweifelnde Christ neue Festigkeit, und selbst das spätere Zeitalter große Belehrung im Verstehen der heiligen Schriften des neuen Bundes, da sie den Zeiten, in welchen Evangelisten und Apostel lebten und lehrten, näher waren, als wir.

Freilich wurden auch sie nicht selten in ihrem Kampfe gegen den Irrthum durch Unwillen und Heftigkeit zu weit fortgerissen; in manchen Behauptungen zu kühn; in manchen Tugendlehren zu überspannt, oder in ihren Ausdrücken dunkel. Doch der daraus erwachsende Nachtheil war im Ganzen gering gegen alles das Heilsame, welches sie uns leisteten. Nicht Alle, die gelehrt und kenntnißreich, wie sie, Ausleger der heiligen Schriften, Lehrer der Christen und Weltweise zugleich waren, folgten ihren Fußstapfen, sondern brachten, statt siegreichen Kampfes gegen Heiden und Juden, Streit und Trennung unter die Christen selbst. Kaum war dies zu vermeiden, wenn Männer zur christlichen Kirche übergingen, und Lehrer in derselben wurden, die ihre ehemaligen heidnischen oder jüdischen Vorstellungen nie ganz abwerfen konnten, sondern solche mit den Vorstellungen des Christenthum vereinbaren wollten; oder wenn Männer sich das Lehramt anmaßten, welche, ohne nöthige Kenntniß und Unterscheidung, die Lebensbeschreibungen Jesu und die Briefe der Jünger des Herrn ganz im buchstäblichen Sinne verstehen wollten; oder wenn wieder Andere auftraten, und in den wichtigern und weniger erheblichen Stellen der Schrift, ja in Allem, einen höhern, geheimnißvollern, nicht einem Jeden verständlichen Sinn suchten; es mit den Büchern des neuen Bundes machten, wie einst die Pharisäer mit den Büchern des alten Testaments. Welche Verwirrungen, Widersprüche, Spitzfindigkeiten und Schwärmereien mußten daraus entspringen! Noch befanden sich dazumal die gesammten Schriften des neuen Testaments nicht einmal in allen Gemeinden; ja es gab verschiedene Gemeinden, welche manche Briefe der Apostel nicht für ächt hielten; andere wieder besaßen Lebensbeschreibungen Jesu und apostolische Briefe, die von den übrigen Christen für untergeschoben und verfälscht erklärt wurden.

Dies Alles erfüllte die von außen bedrängte Christenheit von innen mit gro-

ßer Unruhe und Zwistigkeit, und mußte ihr viel schädlicher, als jede von Heiden erregte Verfolgung werden. Denn Verfolgung bewirkte eine Vereinigung aller Kräfte zum Widerstand; aber Verwirrung im Lehrbegriffe entzweite und schwächte die Kräfte. Da gab es seit den ersten Zeiten Männer, welche sich mit spitzfindigen Untersuchungen über die Vereinbarung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo beschäftigten. Einige hielten ihn für den ewigen Vater und Herrn des Weltalls selbst; Andere erklärten die verschiedenen Naturen in Christo nach Lehrsätzen heidnischer Weltweisheit, die mit dem, was Jesus von sich selber gesagt, übel stimmten; Andere leugneten die Gottheit Jesu Christi geradezu; Andere lehrten, das Wesen Christi sei das erste und höchste der von Gott erschaffenen Wesen; Andere stritten über das Wesen des heiligen Geistes, und nannten ihn bald einen Vollzieher des göttlichen Willens, bald eine göttliche Kraft. Noch war Jahrhunderte lang die Lehre von einer göttlichen Dreieinigkeit nicht festgestellt. Wieder Andere, zumal eigentliche Judenchristen, behielten neben dem Christenthum die Beobachtung des gesammten mosaischen Gesetzes bei; blieben Juden im Christenthum. Noch Andere erwarteten die nahe irdische Wiederkunft des Messias und den baldigen Anfang eines tausendjährigen Reichs.

Welch ein trauriger Hader um Dinge, die dem menschlichen Verstand zum Theil ewig verborgen sind, zum Theil nichts zur Vervollkommnung unseres Geistes und zu seiner endlichen Beseligung beitragen können!

Selbst die Heiden fingen an, öffentlich über die Zwistigkeiten der Christen in ihren Lehrmeinungen zu spotten, und daraus einen Beweis gegen Werth und Wahrheit der christlichen Religion herzunehmen. Es mußten die Vorsteher und Lehrer der christlichen Gemeinden daher um so eifriger wünschen, daß solch ein öffentliches Aergerniß vermieden und verhütet werde. Sie traten vieler Orten gemeinschaftlich in Berathung zur Herstellung des innern Kirchenfriedens. Man vereinigte sich endlich über irgend einen Lehrpunkt, und setzte dann fest, daß dabei geblieben, und alles Andere als irrig verworfen werden sollte. Dergleichen Zusammentritte der Priester, Bischöfe und Lehrer der Gemeinden wurden zur Beförderung allgemeiner Eintracht öfters veranstaltet. Man nannte sie Kirchenversammlungen. Niemand wollte einem einzigen Menschen allein die Einsicht, Weisheit und Unfehlbarkeit zutrauen, oder ihm Macht einräumen, daß er über Gewissen herrsche, und in Glaubenssachen entscheide. Was die meisten Lehrer für wahr erkannten, das ward als Wahrheit angenommen.

Der Zweck solcher Kirchenversammlungen war allerdings löblich und ehrwürdig. Den in ihren Ansichten getrennten Christen sollte dadurch wieder Eintracht, und ihren Glaubensmeinungen eine gewisse Einheit gegeben werden, wodurch die Christenheit neue Stärke gegen ihre mannigfaltigen und zahlreichen Verfolgungen gewinnen mußte. Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! hatte einst Paulus schon den Gläubigen seiner Tage zugerufen. (Ephes. 4, 3.)

Doch nicht immer ward durch diese Mittel der nützliche Zweck erreicht. Es geschah auch wohl, daß die Kirchenversammlungen erbittert und fruchtlos aus einander gingen; oder daß sich die Glieder derselben in Parteien spalteten und nur eine geringe Mehrheit über die andere entschied; oder daß der Kirchenver-

sammlung von einer Art diejenige von ganz entgegengesetzter Meinung widersprach. Auf wessen Seite sollte nun das Recht und die Wahrheit gesucht werden? War auch wohl allezeit die größere Weisheit und Erkenntniß, oder die größere Gelassenheit und Leidenschaftlosigkeit des Gemüths auf der Seite derjenigen, welche die Mehrheit ausmachten?

Inzwischen wurde unter den Christen doch als Grundsatz angenommen, daß der Glaube der Mehrheit als Richtschnur zu betrachten sei, weil man außerdem nie zu einer Vereinigung gelangen, sondern in immer mehr Parteien zerfallen würde. Der allgemein herrschende, der allgemein angenommene Glaube mußte als der allgemein wahre gelten. Einzelne Personen oder Gemeinden, die davon abwichen, wurden als Irrlehrer, Sektirer, Ketzer angesehen, welche sich von der einstimmigen, allgemeinen christlichen Kirche trennten.

Auf diese Weise empfing die allgemeine Kirche (die deshalb auch die katholische hieß, weil katholisch allgemein bedeutet) eine ihr bisher mangelnde Einheit. Sie befestigte dieselbe nach und nach durch Einerleiheit des Glaubensbekenntnisses, der Verfassung und der gottesdienstlichen Gebräuche. So ward der Spott und Vorwurf der Heiden gelähmt, als wüßten die Christen selber nicht, was sie glauben sollten. Hier stand nun eine Allgemeinheit und Einheit des Fürwahrhaltens und Glaubens. Wer davon abwich, ward von der Mehrheit der Kirche nicht als ihr Glied angesehen.

Doch führte diese oft mühsam bewerkstelligte Einheit der mehreren Gemeinden nur selten, leider nie zur vollkommenen Einheit Aller. Denn in Glaubens- und Ueberzeugungssachen ließen sich die Abweichungen weder durch Gewalt, noch durch Beispiel bewegen, ihre Gesinnung zu ändern. Und somit entstanden ewige Trennungen unter den Christen; somit entstanden die wildesten, gegenseitigen Verdammungen und Verketzerungen; somit entsprang jenes höllische Laster, welches im Namen und zur Ehre Gottes, mit Mordfackel und Dolch bewaffnet, nur nach Untergang und Blut des andersglaubenden Jesusbekenners lechzet, jenes höllische Laster der Unduldsamkeit und Intoleranz, welches in allen Jahrhunderten der Christenheit den von ihr bewohnten Boden durch Christenwuth mit Christenblut besudelte; jenes höllische Laster, welches im Namen der ewigen Liebe morden, zu Ehren Gottes die Geschöpfe Gottes zerstören, und die Seligkeiten des ewigen Lebens mit den gräßlichsten Ausschweifungen der Bosheit und Rachsucht auf Erden erkaufen will; jenes höllische Laster, wider welches Jesus Christus umsonst sein erhabenes Beispiel zwischen Juden und Samaritern aufstellte, und welches Priester Jesu Christi bis zu unsern Tagen mit grenzenloser Frechheit zu predigen wagten.

Der Kampf des Christenthums wider die Verfolgungen des Heidenthums hat längst geendet; aber der Kampf um abweichende Meinungen in der Kirche ist leider seit beinahe achtzehnhundert Jahren noch immer nicht geschlossen. Wahrlich, und dieser Kampf ist eitel, würde er auch noch achtzehnhundert Jahre fortgesetzt, — — und ich sage dir, er wird fortgesetzt! Ewig und ewig währet auf Erden der Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Nacht. Immer fallen neue Schlacken ab. Immer noch ist das siegreiche Gute mit dem, was mangelhaft ist, vermischt. Es muß geläutert sein; das Himmlische muß

zum Himmlischen aufsteigen, das Irdische sich immer mehr abscheiden und zum Irdischen niederneigen!

Alle christlichen Kirchen, so viel ihrer sein mögen, und so viel ihrer auch je sein werden, sind nur kleine Abtheilungen einer und derselben Gemeinde und Geisterfamilie, deren Haupt Jesus Christus ist. Der aber hat in Allen den wahren Glauben, wer den heiligen Willen seines Vaters im Himmel thut, und im Geiste Jesu Gott und Mitmenschen liebt, und selbst den Feind segnet. Nicht an ihren Glaubensbekenntnissen will Jesus die Seinigen erkennen, sondern an den Früchten ihres Glaubens.

84.
Welt und Einsamkeit.

Matth. 6, 24.

Soll ich im bunten Weltgewühle
Und Flittertand mich stets zerstreu'n?
Kann in der Leidenschaften Spiele
Mein Herz nur Gott gewidmet sein?

Soll ich die Welt mit ihren Freuden
Und die Verführung, die sie beut,
Und Schmerzen, die sie bringet, meiden,
Und flieh'n in ew'ge Einsamkeit?

Und wohnt' ich auch in engen Klausen,
Fern von der Welt und ihrer Lust:
Ach, der Versucher wohnt nicht draußen,
Er wohnt in meiner eignen Brust.

Leider ist in der christlichen Welt schon früh angefangen worden, die Religion zu einer bloßen Angelegenheit des forschenden, grübelnden Verstandes zu machen. Der den Geist erhebende und stärkende Glaube an Jesum ward in eine Art religiöser Weltweisheit verwandelt, die für das Gemüth und den heiligen Willen unfruchtbar blieb. Daher kamen Mißverständnisse, entgegengesetzte Urtheile, Wortstreitigkeiten und Gezänke um Nebensachen.

Diese Entzweiungen waren schon in den ersten Zeiten des Christenthums vielen Leuten ein großes Aergerniß. Ueberzeugt, daß nicht weltliche Gelehrsamkeit und spitzfindiges Scheiden der Begriffe, sondern kindliches Glauben, frommer Wille, heilige That das Wesentlichste der Religion sei, zogen sie sich betrübt von aller Theilnahme an den Gezänken zurück, und folgten ganz den Eingebungen ihres Gemüthes. Sie kannten nur das Hauptgebot ihres göttlichen Meisters: Die Liebe. Sie kannten nur seinen Ruf: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich! Und so wollten sie lieber ihm, als den streitenden, eifrigen Schriftauslegern und Gottesgelehrten folgen. Sie erinnerten sich sehr gut dessen, was Christus einst dem reichen Jüngling zur ersten Bedingung gemacht hatte, dem er rieth, seine Güter zu verkaufen, sie unter die Armen zu vertheilen und dann ihm nachzufolgen. Sie erinnerten sich sehr wohl seines wichtigen Wortes: Niemand kann zweien Herren dienen; entweder wird er einen hassen und den andern lieben, oder wird er einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. (Matth. 6, 24.) Und dabei blieben sie stehen. Die Verleugnung der Welt, die Gleichgültigkeit gegen das Irdische galt ihnen als

die erste Probe einer wahren und standhaften Liebe Jesu und Gottes; als der erste entscheidende Schritt zur Vereinigung mit Gott. Sie verkauften das Ihrige, vertheilten es unter die Armen und trennten sich gänzlich vom Umgang mit den Menschen, indem sie in stille Einöden flohen, um da ganz Gott zu leben.

Die ewigen Verfolgungen, die damals noch Jeden bedrohten oder trafen, der den Namen des Christen zu tragen wagte, waren allerdings geeignet, sie gegen das Leben im Weltgewühl gleichgültiger zu machen, und ihnen die vollkommenste Zurückgezogenheit zu erleichtern. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt fand man christliche Einsiedler in abgelegenen Wildnissen, die daselbst ihr ganzes Leben in schmerzlichen Entbehrungen und unter Gebet und Fasten zubrachten.

Allerdings habe ich ein Recht, zu glauben, daß diese frommen Leute in ihren Entschlüssen zu weit gingen. Denn eine solche Art der Weltentsagung hatte unser Erlöser niemals von seinen wahren Nachfolgern begehrt, hatte er nie gelehrt, hatte er selbst niemals geübt und weder durch seine Jünger noch durch andere seiner ersten Nachfolger üben lassen. Er entzog sich dem Geräusch der Welt nie, sondern blieb im Umgang mit den Menschen, mit guten und bösen. Keine seiner Lehren ging dahin, wie man in einer beständigen Einsamkeit zu fasten, zu beten und sich selber zu quälen habe. Er genoß die Annehmlichkeiten des Lebens und munterte dazu die Seinigen auf, mochten auch seine Feinde ihn darum lästern und sprechen: Sehet, er sitzt mit Zöllnern und Sündern zu Tische; er ist ein Prasser, ein Weinsäufer! Eben so ermunterten nachmals seine Jünger: Seit fröhlich mit den Fröhlichen! Nur das war dabei sein heiliger Wille: Hänge dein Herz nicht an das Irdische, sondern an das Unvergängliche. Jage nicht mit Unmäßigkeit nach Glücksgütern dieser Welt, nach Reichthum, Ehren und andern Vorzügen. Euer Schatz sei im Himmel! Wir sollen die Freuden des Lebens nur im Vorbeigehen, als eine Erquickung, genießen; nur im Vorbeigehen, weil sie selber schnell an uns vorübergehen. Und was Gott verleiht, der Geber aller guten Gaben, sollen wir ehren und als Mittel gebrauchen, seinen guten Willen desto besser zu vollziehen; es ist das uns anvertraute Pfund, mit dem wir zur Beglückung unserer Miterschaffenen wuchern sollen. So sollen wir mit dem, was Gott uns Irdisches schenkt, für Gott leben. Wer aber für das Irdische ganz und zugleich ganz für das Göttliche leben will, versucht das Unmögliche. Man kann nicht zweien Herren dienen. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.

Jene frommen Einsiedler in den ersten christlichen Zeiten nahmen aber diese Worte in einem offenbar allzu strengen Sinn. Sie glaubten, in Ertödtung ihres Fleisches und ihrer Begierden nie zu weit gehen zu können. Sie wurden mit den Gaben, die ihnen der Vater im Himmel zum Besten ihrer Nebenmenschen gegeben, denselben ganz unnütz; sie vergruben, gleich dem trägen Knecht im Evangelium, das ihnen anvertraute Pfund in die Erde. Sie behandelten ihren Leib mit einer ihn oft verstümmelnden Grausamkeit. Wäre dies das wahrhaft gottgefällige Leben, so müßte man es mehr oder weniger von jedem Sterblichen so verlangen können. Wenn aber jeglicher Mensch sich, von Andern getrennt, in Einöden flüchtete: welch ein trauriger Zustand auf Erden

würde daraus hervorgehen, ganz den göttlichen Einrichtungen und den in seinen Naturgesetzen geoffenbarten Zwecken entgegen. Die gesammte Menschheit würde getrennter leben, als die Zahl der wilden Thiere, und allmälig wieder, gleich diesen, verwildern; ja, die Menschheit würde aussterben müssen, und diese Welt, von Gott geschaffen, der Wohnplatz vernünftiger Wesen zu sein, läge als eine endlose Wildniß und Weide des Viehes da.

So irrig nun auch verschiedene unter den ersten Christen in der Auslegung der Worte Jesu waren, kann ich darum doch ihre Flucht in die Einsamkeit nicht tadeln oder wohl gar als Sünde schelten. Denn manche, müde der vielen Verfolgungen und der unaufhörlichen Unsicherheit bei den Heiden, zogen sich in unbewohnte Gegenden zurück, um ihr Leben zu retten, und da ungestörter, fern von den Altären der Abgötter, den lebendigen Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, anzubeten. Manche aber wurden auch durch ihre besondere Gemüthsstimmung zu einer solchen, fast möchte ich sagen selbstmörderischen, Frömmigkeit hingezogen. Dies war immer wohl der Fall bei Personen, die mit besonders feuriger Einbildungskraft und lebhaften Gefühlen, oder einem Hang zur Schwermuth und Stille ausgestattet sein mochten. Wir wissen aus alten und neuen Erfahrungen, daß der Mensch gewöhnlich in den heißern Weltgegenden auch wärmeres Blut, wärmere Einbildungskraft, wärmeres Gefühl hat, als in kältern Erdstrichen. In gemäßigten oder kalten Gegenden aber wird gewöhnlich der bedächtige Verstand vorherrschend sein, hingegen die Reizbarkeit der Empfindungen und das Einbildungsvermögen dem Verstande tief untergeordnet und nachstehend sein. Schon daraus kann man sich erklären, daß in den ältern Zeiten die Einsiedler in warmen Weltgegenden viel häufiger gefunden worden sind, als in den kältern, und daß in neuern Zeiten sich die Klöster in den kältern und gemäßigtern Gegenden nicht so lange behauptet haben, als in den wärmern.

Wirklich wurden die allerersten christlichen Einsiedler in den Morgenländern und in Aegypten erblickt. Hingegen in kältern oder gemäßigtern Weltgegenden entstand das Einsiedlerleben erst durch Nachahmung.

Man muß aber nicht glauben, daß dieser Hang zur Einsamkeit, Weltverleugnung, Selbstpeinigung und in Schwärmerei übergehende Begierde der Seelenvereinigung mit Gott, nur in der christlichen Kirche stattgefunden habe. Nein, die christliche Religion hat solchen Gemüthszustand nicht hervorgebracht, sondern derselbe war auch ohne sie vorhanden, und er war es, der die Religion sich ihm entsprechend einrichtete. Es gab und gibt noch heutiges Tages bei andern Religionen ebenfalls Personen, die durch Zurückgezogenheit von andern Menschen, durch Selbstkasteiung, Fasten, Beten und im Entbehren jeder Lebensbequemlichkeit sich unterscheiden und einen höhern Grad von Heiligkeit erzielen wollen. Ja sogar bei heidnischen Völkern sind dergleichen erblickt worden, und immer in den warmen Ländern, wo eine erhitzte Einbildungskraft solche Wirkungen hervorzubringen vermag. Bei den Juden zeichneten sich auf ähnliche Weise die Essäer aus, zu denen ohne Zweifel auch der Täufer Johannes gehört hatte. Bei Indiern, Persern und andern Völkern des warmen Asiens, selbst bei den Türken, werden zahlreich fromme Wüstenbewohner und Einsiedler gese-

hen, die ihr ganzes Leben in freiwilliger Armuth und Keuschheit, in Entsagung der Welt, in grausamer Züchtigung und Marterung ihres Leibes, unter Gebet, Fasten und gottesdienstlichen Verrichtungen vor ihren Götzenbildern zubringen. Noch in unsern Zeiten haben uns Reisende die Beispiele von der schauderhaftesten Selbstpeinigung und Enthaltsamkeit solcher Arten von Andächtigen berichtet, die sie in den warmen Morgenländern erblickten.

Es hat also von jeher und fast in allen Religionen Leute gegeben, deren glühende Einbildungskraft und heiße Gefühle die ruhige Ueberlegung des Verstandes verdrängten; welche Ekel empfanden gegen das bloße, todte Erkennen und Wissen; welche ein unthätiges Betrachten und Sichgottweihen für die vortrefflichste Frucht des Glaubens hielten, und im Besitz einer innern Erleuchtung zu sein glaubten, die durch eine nähere Vereinigung mit Gott entstanden sein sollte. Um diese nähere Vereinigung mit Gott zu bewirken, meinten sie, sei es nöthig, sich auf alle mögliche Weise von den irdischen Bedürfnissen zu trennen, ja wohl gar den Leib mißhandeln zu müssen, damit der Geist desto freier triumphire.

Auch als in spätern Jahrhunderten die christliche Kirche abermals in große Parteien zerfiel, und einige dieser Parteien das Einsiedler- und Klosterleben als unnütz verwarfen, konnten sie doch nicht hindern, daß jener Hang nicht auch ohne Einsiedlerhütten und Klöster fortbestanden wäre. Daher bildeten sich in den von der katholischen Kirche abgefallenen Kirchen abermals Sekten, die sich durch eingezogenes Leben, mildthätigen Wandel, durch häufiges Beten, durch Fasten, durch Andachtsübungen verschiedener Gattung läutern, heiligen, mit Gott und Jesu in engerer Gemeinschaft stehen zu können hofften; wohl gar mit innern Erleuchtungen, Offenbarungen, irdischen Vertrautheiten mit dem Geisterreich, Prophezeiungen und andern vermeinten wunderhaften Gnadenwirkungen der Gottheit prangten. Ihnen ist bald Alles geheimnißreich, bald alles Geheimniß entschleiert. Sie dünken sich erst unwissender, als sie sind, dann aber mehrwissender, als der himmlische Vater für gut gefunden hat, die Sterblichen sein zu lassen. Diese Sekten der protestantischen und evangelischen Kirchen sind unter anderer Gestalt wieder, was die frommen Klosterbewohner der katholischen und griechischen Kirche sind; und diese sind wieder, was die egyptischen Einsiedler, die jüdischen Essäer waren; was noch heutiges Tages die Fakirn und Mönche der Mahomedaner, die Gylongs der heidnischen Tibetaner und andere nach höherer Gottseligkeit strebende Einsiedler anderer morgenländischer Völker, doch in sehr abweichenden Gestaltungen und Weisen, sind. Denn ich möchte nicht sagen, daß der heidnische Einsiedler mit dem jüdischen zu Jesu Zeiten, oder der türkische Mönch mit dem christlichen für gleich zu achten wäre. Wohl aber ist bei Allen die Quelle ihres Hanges zum Geheimnißvollen und Außerordentlichen immer einerlei, nämlich das Uebergewicht, welches Einbildungskraft und Gefühle gegen das richtige Urtheil des Verstandes haben.

Wirkt dieser lebendige Reiz zum Wunderhaften und zum Glauben an eine innere Offenbarung mehr auf das ganze Gemüth und dessen Willenskraft: so entstehen daraus die Neigungen zur überspannten Weltverachtung. Wirkt solcher Reiz aber mehr auf den Verstand des Menschen, daß solcher von ihm unter-

jocht wird, während er forschen und prüfen will: so entsteht daraus die Neigung, Alles in der heiligen Schrift voll geheimnißreicher Bedeutungen und höherer Beziehungen zu finden; die Neigung, selbst zufällige Nebensachen, bloße Zeremonien mit übertriebener Werthschätzung zu verehren und zu erklären; die Neigung, Alles sinnbildlich zu nehmen, in Allem Vorbilder künftiger Dinge zu erkennen, immerdar selbst in ungewöhnlichen, halb verständlichen Bildern zu reden.

Wenn Personen von tiefer Empfindung und glühender Einbildungskraft wollen und handeln, verabscheuen und lieben, geschieht es jederzeit mit ungewöhnlicher Inbrunst; so im religiösen, wie im bürgerlichen Leben. Der Grund davon liegt eben in der Uebermacht ihrer untergeordneten Seelenkräfte gegen die obern, nämlich gegen Vernunft und Verstand. Ihre Religion wird dadurch ganz bildlich und sinnlich; gleich wie auch in Kindern die religiösen Vorstellungen bildlicher und sinnlicher sind, als bei den meisten Erwachsenen, deren Urtheilskraft reifer geworden. Eben die Personen also, welche sich dem Geisterreich am nächsten wähnen und sich in Vereinigung mit Gott ganz vergeistigen zu können glauben, sind gemeiniglich von ihrer sinnlichen Natur, nämlich der Empfindung und Einbildung, am meisten beherrscht und getäuscht. Ihr Gebet ist sinnlicher, ihre Hoffnung zur Ewigkeit sinnlicher, ihr Glaube sinnlicher, ihre Liebe zu Gott und Jesu sinnlicher. Weit entfernt von jener rein geistigen Verehrung und Anbetung Gottes, die von allem Sinnlichen abzusondern ist, behandeln sie den erhabenen Gegenstand ihrer Liebe mit allen Aeußerungen einer irdischen Zärtlichkeit; machen oder verzieren ihm Bildnisse mit frommer Tändelei; schmücken ihn mit süßen und verliebten Beinamen, die mehr an das Gemeine auf Erden, als an das hohe Ueberirdische mahnen. Ja es ist nichts Unerhörtes, daß eine solche religiös geglaubte Liebe in eine wirkliche Schwärmerei, in verliebte Raserei ausartete, und daß sich mit den heilig gewähnten Begeisterungen die wilden Regungen eines unterdrückten Geschlechtstriebes gern vereinigten. Zu welchen Verirrungen brachte solche Art der Andacht nicht die Menschen schon!

So traurig nun auch die Verirrungen sein mögen, und so wünschbar es wäre, auch die minder schädlichen Abwege dieser Art von Religiosität gänzlich vermeiden zu können, ist dazu doch wenig Hoffnung. Bloße Belehrung fruchtet nicht, oder doch nur selten, weil man in der Belehrung zu einem Verstande spricht, der von der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen längst überwachsen ist. Hier kann man nur von der Zeit, von der körperlichen Gesundheitspflege (deren Beschaffenheit auf die höhere Sinnlichkeit so großen Einfluß hat!) und von der göttlichen Leitung der Schicksale das Beste erwarten. Denn diejenigen, welche in religiöse Uebertreibungen und schwärmerische Einbildungen gerathen, fehlen weniger aus Irrthum des Verstandes oder aus bösem Willen (vielmehr ist dieser gar oft sehr edel), als vielmehr aus einem falschen Verhältniß in der Entwickelung ihres Gemüthsvermögens. Sie sind, ohne es zu wissen, ohne es glauben zu wollen, wirkliche Seelenkranke. Nur in früher Jugend kann man solchem Uebel wirksam vorbeugen, sobald man Neigung dazu wahrnimmt und daß diese überhand nehmen will.

Am gewaltigsten entfaltet sich die unbändige Kraft der Gefühle und der

Phantasie im Alter der Jünglinge und Jungfrauen, auf dem Scheidewege des Kindes zum Manne. Hier ist's, wo am ernstesten gegen die Ueberlegenheit solcher Kraft zur Rettung der Verstandesherrschaft gerungen werden muß. Treten aber noch fehlgeschlagene Wünsche, Unglücksfälle und Leiden aller Art hinzu, welche das lebendige Gemüth ohnehin fester an das Religiöse ziehen: so kann der Hang zur Einsamkeit, zur Weltentsagung, zu geheimnißvoller Vereinigung mit Gott, von Jahr zu Jahr durch tägliche Uebung bis zur Unzerstörbarkeit wachsen. Auch in spätern Lebensaltern kann körperliche Schwäche und erhöhte Reizbarkeit bei unerwarteten Leiden gleiche Wirkung hervorbringen, wenn der Mensch nicht seiner Empfindungen schon sehr Meister zu werden gewohnt ist.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche sah man die in Wüsteneien von aller Welt geschiedenen frommen Beter mit Rührung und Ehrfurcht. Denn sie waren in heiliger Ueberzeugung, ohne alle irdischen Nebenabsichten, dahin gegangen, übermannt von der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle. Auch mich rührt das schwere Opfer, welches sie, in wahrhaft edler Meinung, Gott darbrachten. Ich ehre ihre Tugend, ihre muthige Selbstüberwindung. Sie thaten, wie sie sollten. Bei der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Gemüthes *konnten sie nicht anders*. Wie übel würde es mir anstehen, diejenigen etwa mit Vorwürfen zu überhäufen, welche, fast ohne Einbildungskraft und von weniger Reizbarkeit, Alles nur kalt und trocken beurtheilen, kaum einer warmen Theilnahme an etwas, kaum einer schönen Rührung, kaum einer Thräne des Mitleids fähig sind! *Auch sie können nicht anders*; denn sie vermögen es nicht, aus ihrer eigenen Natur herauszugehen. Sie wollen Alles nur nach Grundsätzen behandeln, Alles berechnen, Alles erprüfen mit dem Verstande. Warum sollte ich nun diejenigen tadeln, deren Gemüth, ohne ihr Zuthun, weich geschaffen und reger ist? Ehret doch Jeden in dem, was er nach den natürlichen Gaben, die er von Gott empfangen hat, Gutes ist und thut.

So thaten die ersten Christen. Ihnen schienen die frommen, gottergebenen Beter in den Einöden bessere und heiligere Menschen zu sein, als die sind, welche im Weltgewühl wohnen. Man behandelte sie auch mit größerer Auszeichnung und Hochachtung; wähnte sie vielleicht wirklich in vertrauter Verbindung mit der Gottheit; betrachtete sie als Lieblinge des Himmels, wohl gar als Wunderthäter, und nannte noch lange nach ihrem Tode ihre Namen mit frommer Bewunderung.

Ihr Beispiel reizte manche gute Menschen zur Nachahmung, ohne daß sie eigentlich dazu von einem innern Triebe geleitet worden wären. Um so verdienstvoller schien diesen eine strenge Weltentsagung zu gelten. Andere thaten das Gleiche aus minder lautern Gründen. Auszeichnungssucht und Ruhmbegier spornten sie an, in die Einsamkeit zu ziehen und die Achtung als heilige Leute zu genießen. Bald mehrte sich die Zahl der Einsiedler, bald wohnten sie in Haufen und Zellen beisammen; bald schrieben sie sich strenge Regeln des Lebens und der gottesdienstlichen Uebungen vor. Und so empfing nach und nach unter den Christen das Klosterleben seinen Anfang; und die Meinung ward herrschender, daß Entsagung des Weltlebens in der Gott geweihten Einsamkeit, unter Uebungen der Andacht und Abtödtung des Fleisches, die gottgefälligste

aller Menschenthaten sei. Fern von den Menschen und den in ihrem Umgang erwachsenden Versuchungen zur Sünde, glaubte man seine Unschuld und Heiligkeit am besten zu bewahren, und der Gnade und Liebe Gottes am würdigsten zu bleiben.

Die heilige Schrift sagt: Meidet die Lüste des Fleisches, meidet die sinnlichen Gedanken und Begierden; verleugnet euch selbst und die Welt, das ist, um des Göttlichen, um der Tugend willen achtet alle Freude und allen Schmerz des Lebens gering. Wer seinen Ehrgeiz, seinen Golddurst, seine Wollüste, seinen Neid und Groll befriedigen will, der dienet Gott nicht. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon! — Doch nirgends wird geboten, die Menschen zu fliehen, sich in Einöden zu begraben, und aufzuhören, seinen Nebenmenschen durch Rath und That nützlich zu sein. Nein, vielmehr lasset euer Licht leuchten vor den Leuten; wuchert zum Besten der Menschheit mit dem Pfunde, welches euch Gott anvertraute; was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen zuvor!

Und so will ich, wie Jesus Christus, wie alle seine Jünger, im Umgang mit Jedermann verbleiben; genießen mit Dank die Gaben Gottes; Allen wohlthun nach meinen Kräften, und nicht in träger Andacht davon ferne stehen, wo ich helfen könnte und sollte. Wie Gott die Welt geliebet hat, daß er uns seinen eingebornen Sohn gab, so will auch ich die Welt lieben; nicht das Irdische in der Welt, sondern das Heilige und Göttliche darin; nicht den Staub, sondern den Geist: nicht die thierische Begierde, sondern die gottgefälige Tugend. So diene ich nur Gott, nicht dem Mammon.

85.

Der Sieg der christlichen Kirche.

Luk. 12, 32.

Fürchte dich nicht, sprach Jesus einst mit weissagender Hoheit zu den geliebten Seinigen: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. (Luk. 12, 32.)

Und in den großen Kämpfen seiner Kirche waren dreihundert Jahre beinahe verflossen. Beinahe dreihundert Jahre lang hatten die Christen die schmählichsten Beschimpfungen und Grausamkeiten erduldet. Ihrer waren Unzählige hingerichtet worden unter allen ersinnlichen Martern; viele waren im Elend untergegangen. Dennoch, nach dreihundertjährigen Leiden, stand die verfolgte Kirche triumphirend auf Erden. In allen bekannten Ländern der Erde wohnten Christen. Christen waren unter den kaiserlichen Heeren; Christen saßen auf den Richterstühlen; Christen waren unter den vornehmsten Beamten des römischen Reichs, unter den größten Gelehrten des Zeitalters. Christen standen selbst in der Nähe der kaiserlichen Throne. In ihrer Anzahl waren sie beinahe den Heiden selbst gleich, von denen sie fort und fort gequält wurden. Es fehlte nur ein christlicher Kaiser auf dem Thron des Morgen- und Abendlandes, um Alles neu zu gestalten.

Und auch dieser erschien. Er trug den Namen Konstantin.

Es war dieser Fürst schon in seiner Jugend von Christen umgeben, und mit dem Glauben an Jesum bekannter gemacht worden. Die ersten Eindrücke aus dem zarten Lebensalter erloschen in ihm nie ganz. Christen hatten ihm, bei manchen Verfolgungen, die er früher erfahren, treue Hilfe geleistet. Ihre Freundschaft schien seine Dankbarkeit zum Schutze ihres Glaubens aufzufordern. Lange war er, bei seinen ehrgeizigen Neigungen zur Herrschaft, zurückgesetzt worden; tapfer fochten für ihn die christlichen Heere, als sie seine Neigung für sie erkannten. Es gelang ihm, alle Fürsten, welche ihm die Alleinherrschaft im römischen Reich streitig machen wollten, zu besiegen. Er leugnete nicht, daß er sein Glück nur dem von den Christen verehrten Gott, nicht den steinernen Götzenbildern des Heidenthums schuldig sei. Ein besonderes Ereigniß bestätigte ihn in diesem Glauben.

Eines Tages, da er im Begriff war, gegen einen Nebenbubler um die Kaiserkrone eine entscheidende Schlacht zu liefern, und der Kampf schon begonnen und noch sehr zweifelhaften Ausganges war, sah er ängstlich zum Himmel empor. Und mit Erstaunen sah er, wie die Strahlen, welche von der Mittagssonne ausgingen, einen seltsamen Schein durch den Himmel warfen, welcher die vollkommene Gestalt eines Kreuzes hatte, dieses allen Christen ehrwürdigen Zeichens. Obgleich eine solche Lufterscheinung an sich nichts Außerordentliches oder Uebernatürliches ist, da man auch selbst in neuern Zeiten schon den Mond am überzogenen Himmel mit seinen Strahlen ein glänzendes Kreuz gestalten sah: so gehört doch dergleichen Erscheinung zu den seltenen. Konstantin, dem solches ein Unerhörtes und Niegesehenes war, und der in seiner bedenklichen Lage mit Gott und dem Gekreuzigten beschäftigt sein mochte, nahm das glänzende Kreuz als eine himmlische Verheißung des Sieges, setzte die große Schlacht muthiger fort, und bezwang seinen Feind. Man hat nachmals diese Begebenheit als ein wirkliches Wunder angesehen, sie mit allerlei Träumen und Sagen ausgeschmückt, die größtentheils wohl erdichtet worden sein mögen.

Wie dem aber auch sei, der Sieger erklärte sich fortan öffentlich für die christliche Religion. Er ließ sich taufen. Er nöthigte Alle, die seine Gnade genießen wollten, zum Glauben an Jesum überzutreten. Und wie er zum erstenmal den Scepter als Alleinherrscher über das gesammte römische Reich ausstreckte, ward das Christenthum die alleinherrschende Religion des Staats in Morgen- und Abendländern. Geendet war hiermit der dreihundertjährige blutige Kampf, geendet alle Verfolgung. Der Name des Christen ward öffentlicher Ehrenname, und beförderte zu Aemtern und Würden; das Kreuz ward öffentlich aufgepflanzt, wo sonst des Heidenthums Altäre prangten; das Kreuz glänzte in den kaiserlichen Fahnen; und die Tempel der falschen Götter verwandelten sich in Tempel des unsichtbaren, lebendigen Gottes.

Diese Zeit war für die Lehre Jesu eine der wichtigsten auf Erden. Mit ihren Wahrheiten vereinte sie nun die irdische Macht der Mächtigen hienieden, und nicht mehr einzelne Menschen, sondern ganze Nationen wurden bekehrt und getauft. Es ward die christliche Religion eine der ausgebreitetsten auf dem Erdball, und selbst irdischerweise gegen Zerstörung und Gewalt der Ungläubigen gesichert.

Doch müssen wir, indem wir die Wege der Vorsehung hier Ursache haben zu bewundern, uns nicht verhehlen, daß das Christenthum in gleichem Maße an innerer Würde und Reinheit einbüßte, was es von außen durch Glanz und Ausbreitung gewann. Denn viele Hunderte und Tausende, welche nun plötzlich Christen wurden, hatten von den durch Jesum und seine Boten verkündeten Hauptwahrheiten des heiligen Glaubens äußerst mangelhafte Erkenntniß. Sie nannten sich Christen, weniger aus innerer Ueberzeugung von der Herrlichkeit des durch den Messias gegebenen göttlichen Wortes, als vielmehr, weil sie sich dem Kaiser gefällig machen, und sich durch hartnäckiges Beharren im Götzendienste nicht Mißhandlungen und Strafen aussetzen wollten. Sie glaubten durch die Taufe schon Christen geworden zu sein, mit Hersagung eines Gebetes, eines Glaubensbekenntnisses, mit Besuch der Kirchen, Genuß des Abendmahls und Zeichnung eines Kreuzes alle Pflichten der Religion erfüllt zu haben. Sie waren und blieben von innen Heiden, während sie von außen als Bekenner Jesu gelten wollten. Ihre Gemüther blieben roh und abergläubig; ihre Laster legten sie nicht ab; Viele hingegen freuten sich wohl gar, daß sie nun nach dem Tode die höchste Seligkeit erlangen würden, und doch dabei während ihres Lebens auf Erden nach Wohlgefallen leben könnten. Denn in ihrer beklagenswerthen Unwissenheit bildeten sie sich ein, daß das bloße Glauben selig mache, und Jesus Christus durch seinen Tod auf Golgatha genug gethan habe, um sie von allen Sünden zu reinigen.

Selbst der neubekehrte christliche Kaiser, der in spätern Zeiten nicht nur der Große, sondern auch der Heilige genannt worden ist, weil er die christliche Kirche siegreich gemacht, und die Bischöfe zu Macht und Ansehen erhoben hatte, blieb von innen ein unchristlicher Heide. Er änderte seinen herrschsüchtigen, ehrgeizigen und grausamen Sinn nicht. Seine argwöhnische und rachgierige Denkart überließ sich den gräßlichsten Ausschweifungen, und besudelte ihn mit dem Blute vieler Unschuldigen. Um seine Absichten zu erreichen, ward er unzähligemal der größte Verbrecher seines weitläufigen Reiches. Greise und Kinder ließ er morden, sobald ihm der leiseste Verdacht gegen sie aufstieg. Die heiligsten Versprechungen, die er gethan, brach er mit schamloser Treulosigkeit, sobald er sich davon Vortheil versprach. So war er. Aber daneben ermunterte er zur Annahme des Christenthums; beförderte die Christen zu den höchsten Ehrenstellen seines Reichs; gab den Priestern und Bischöfen Freiheiten, Rechtsame, stattliche Einkünfte; baute neue, prächtige Kirchen, gab den Christen die heidnischen Tempel, und ließ in denselben statt der Bildsäulen umgestürzter Götter die Bildsäulen des Gekreuzigten, der Apostel oder anderer um den Glauben wohlverdienter frommer Personen stellen, die man Heilige hieß; führte mit strengem Eifer die allgemeine Feier des Sonntags ein; beförderte sehr die Verehrung der Kreuzbilder und des Kreuzzeichens; that vieles Andere noch, um der triumphirenden Kirche Glanz und Ansehen zu verschaffen—aber das Allerheiligste der Religion Jesu Christi blieb vergessen und versäumt. Der Kaiser kannte es selber nicht, oder wollte es nicht kennen, weil er glaubte, auf bequemere Weise ein Erbe ewiger Seligkeit nach dem Tode zu werden, als wenn er mit seinen Leidenschaften und Lastern einen schweren Kampf begänne. Darum ließ er sich erst gegen das Ende

seiner Tage durch die Taufe förmlich in die Kirche aufnehmen, um von Sünden rein gewaschen in den Himmel zu kommen. Denn was Jesus in geistigerm, höherm Sinn gesprochen, das Wort: Wer da glaubet und getaufet wird, der wird selig werden! nahm er im ganz buchstäblichen Verstande. Ja, in der Meinung, daß er gegen das Gericht des Todtenrichters, vor dem kein Ansehen der Person, keiner irdischen Krone elender Glanz gilt, noch vielgeltendere Fürsprache habe, wollte er, daß sein verwesender Leichnam in der Kirche begraben werden sollte. Als wenn in der Kirche eine heiligere und seligmachendere Erde sei, denn anderswo; als wenn die Erde nicht überall des Herrn wäre!

O wie von seiner ursprünglichen Einfalt, Würde und Weisheit war jetzt schon der Glaube der Christen abgewichen! Mit wie vielem Aberglauben und Mißbrauch sollte er in den kommenden Jahrhunderten noch vermischt werden!— Schon jetzt — wäre einer von den Boten und Jüngern Jesu Christi erschienen, und Zeuge vom Zustande der christlichen Gemeinden gewesen—schon jetzt hätte er nur selten noch in den ersten Christen die wahren Nachfolger Jesu von Nazareth erkannt, und das Christenthum des Tages nicht für das vom Heiland verkündete Wort gehalten. Es ist Niemand heilig, als der Herr! sprach die Schrift. Und nun wurden Menschen von Menschen auf Erden schon heilig genannt. Gott ist die Liebe! sprach Johannes. Und nun verfolgten sich die christlichen Religionsparteien mit Feuer und Schwert im Namen Gottes. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! sprach Jesus. Und nun sah man betende Haufen vor den Todtengebeinen von Märtyrern, vor Bildnissen heiliggenannter Sterblichen, vor selbstgeschaffenen Kreuzesbildern knien, und ihnen eine fast göttliche Verehrung bringen. Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen! sprach der Sohn Gottes. Und nun hörte man Tausende lange, auswendig gelernte Gebete in Kirchen und über den Gräbern der Märtyrer herplappern; Gebete, die Viele nicht einmal verstanden, Gebete, bei denen sich die Wenigsten etwas dachten, und damit glaubten sie ihrem Gott zu dienen und seine Huld zu erwerben. Der Weltheiland hatte einst gegen den Irrthum der Samariter und Juden gepredigt, von denen die Einen glaubten, Jehova lasse sich am liebsten auf dem Berge Garizin, die Andern, er lasse sich am liebsten zu Jerusalem anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet, sprach der Herr: aber es kommt die Zeit, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiste und in der Wahrheit! Nun ward bald eine Kirche heiliger als die andere, eine vor Gott begnadigter und wunderwirkender als die andere geachtet. — Der Offenbarer Gottes, des Herrn, Jesus, hat gesagt: Gott ist unser Aller Vater im Himmel, ihr seid seine Kinder. Nahet euch dem ewigen Vater mit kindlichem Vertrauen, und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben. Nun sah man Gott nicht mehr als seiner Erschaffenen Vater, sondern als einen Hochgewaltigen dargestellt, der wie ein irdischer Machthaber seine Räthe, seine Lieblinge hätte, an die man sich um ihre Fürbitte wenden müsse, um von dem Könige des Weltalls eine Gabe zu erhalten.

Wie entstellt war die Religion Jesu! Und sie ward von Jahr zu Jahr mehr

durch heidnische Begriffe und Aberglauben ehemaliger Götzendiener verdunkelt; nicht minder durch die spitzfindigen Meinungsstreitigkeiten christlicher Schriftgelehrten; oder durch den Mißbrauch, welchen der priesterliche Eigennutz mit Glaubenssachen trieb. Um immer mehr Heiden für den christlichen Gottesdienst einzunehmen, machte man denselben prächtiger, als je der heidnische Gottesdienst gewesen. Man dachte nicht so sehr darauf, durch die Wahrheit des göttlichen Wortes Herzen und Gewissen zu überwinden, als vielmehr die Blicke zu fesseln, die Augen und das Gehör zu berauschen. Es lag weniger an dem christlichen Sinn, als an der großen Anzahl der Bekehrten. So wurden die heidnischen Zeremonien immer mehr eingeführt, selbst Opfer für die Todten.

Der Triumph der christlichen Kirche ward auf solche Weise kein eigentlicher Triumph des reinen Christenglaubens; und der Sieg der Kirche sogar kein allgemeiner Sieg des Christenthums. Denn die mit einander hadernden Kirchenparteien haßten sich gegenseitig mehr, als sie selbst die Heiden haßten. Nur diejenige, welche damals, als Konstantin mit kaiserlicher Macht dem Glauben beitrat, die größere Anzahl der Gemeinden für sich, und am Kaiserhofe die meisten Gönner hatte, nannte sich die herrschende, und verdammte alle übrigen. Wer nun nicht den Glaubensvorschriften und Verordnungen dieser beipflichtete, ward aus der Gemeinde verstoßen, wie ein Irrgläubiger und Abtrünniger. Die herrschende Kirchenpartei nahm den Titel der alleinwahren, der rechtgläubigen an; es ward bald Grundsatz, daß außer der wahren Kirche kein Heil zu erwarten, sondern sie die alleinseligmachende sei; und so ward von der einen Seite die Einheit der katholischen oder allgemeinen Kirche festgestellt, von der andern Seite eine ewige Trennung derselben von andern christlichen Kirchen begründet, die sich nicht minder für rechtgläubig, wahr und alleinseligmachend ansahen.

Am meisten aber gewannen die christlichen Priester in Ansehen, Macht, Ehren und Reichthümern, sobald das Christenthum die Religion des Staates geworden war. Ehemals hatten die Priester und Bischöfe unter sich keine große Verschiedenheit des Ranges genossen. Nur der Tugendhafteste oder Weiseste war der Ehrwürdigste unter Allen gewesen. Nachher, da sich die Gemeinden der Christen an Zahl mehrten, ward Einer der Priester Aufseher oder Bischof über eine gewisse Zahl anderer. Diesem wurden anfangs gewisse Vorrechte ertheilt, um sein Amt mit Nachdruck verwalten zu können. Diejenigen, welche in großen und reichen Städten wohnten, hatten auch wohl ansehnlichere Steuern aus den Händen der Gläubigen zu erwarten. Bald aber nahmen nun die Bischöfe größere Macht an sich; bald wurden sie in ihren Versammlungen die einzigen Gesetzgeber der Kirche; bald hörte selbst unter den Bischöfen die ehemalige Gleichheit auf, und Stolz der Geistlichen oder Schmeichelei der Untergebenen erfand für sie neue Ehrennamen. Man hörte nun nicht nur von Bischöfen, sondern auch von Erzbischöfen, welche ihre Hoheit über andere Bischöfe ausdehnten; nicht nur von Erzbischöfen, sondern auch von Patriarchen, welche über diese erhaben waren. So viele große Hauptstädte des Reichs, so viel Patriarchen der Kirche gab es. Diese eigneten sich in kirchlichen Dingen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit zu. Es entstand neben der weltlichen Macht eine geistliche Macht. Patriarchen sah man zu Jerusalem und Antiochien, zu Alexandrien in

Egypten und zu Konstantinopel und zu Rom. Die ehemalige Demuth der ersten Christenlehrer verschwand, und die Nachfolger Jesu wurden, bewegt von sinnlichen Begierden, Fürsten dieser Welt.

Bis zu den Tagen Konstantins, des ersten christlichen Kaisers, war Rom die Hauptstadt des gesammten Reichs gewesen. Er aber baute eine neue Hauptstadt, dem Morgenlande näher gelegen, und nannte seinen neuen Wohnsitz nach seinem Namen, Konstantinopel. Demungeachtet behielt die Stadt Rom noch lange ihr tausendjähriges Ansehen in der Welt. Daher kam es, daß in kurzer Zeit der Patriarch zu Rom, wie der Patriarch in der neuen Hauptstadt, in Ansehen und Einfluß einen Vorrang selbst über andere Patriarchen zu erhalten strebten. Sie waren darin nicht unglücklich, und von den Kaisern, wie deren Statthaltern, begünstigt, sowie von der Unwissenheit des Zeitalters. Die vom Heidenthum bekehrten Christen, welche in der Rohheit ihrer Begriffe die Heiligen der Kirche als Götter verehrten, hatten vor den Priestern und Oberpriestern eine blinde, abergläubige Ehrfurcht behalten. Mit dieser umringten sie nun Bischöfe und Patriarchen; und Niemand konnte mit Fug dagegen sprechen, daß zur Einheit der christlichen Kirche auch die Einheit des geistlichen Oberhauptes nothwendig sei. Dazu wagte der Patriarch von Rom den ersten Schritt. Er erklärte, daß Petrus allerdings als der Fürst der Apostel zu achten sei; daß dieser zu Rom selbst der ersten Christen Lehrer und Bischof gewesen; daß alle spätern Bischöfe in dieser Stadt im Amt Petri Nachfolger geworden, und folglich auch ein Bischof, ein Patriarch zu Rom, mit dem Amt des großen Apostels, dessen Befugniß und Ansehen einnehmen, Haupt und Vater oder Papst der Christenheit sein solle. Daraus erfolgte ein langer und trauriger Streit zwischen den Patriarchen im Abend- und Morgenlande, und die noch heute dauernde Trennung der griechischen und römisch-katholischen Kirche.

So bildete sich nach dem Siege der christlichen Kirche ihre Gestaltung aus. Sobald wir nicht die Kirche mit dem durch Jesum geoffenbarten Glauben verwechseln, sondern sie als das äußere Verhältniß der christlichen Glaubensgenossen zur Welt betrachten, wird uns diese Entwickelung der kirchlichen Gewalt weder betrüben, noch, wenn wir auf die finstere Rohheit damaliger Zeiten Rücksicht nehmen, befremden. Wäre der Glaube einfach und rein geblieben in der Kirche, würde wenig daran gelegen gewesen sein, ob die himmlische Frucht in hölzerner oder goldener Schale dargeboten worden wäre. Was liegt daran, wenn in des Menschen Brust ein gottseliges Herz schlägt, ob diese Brust von einem ärmlichen Tuch, oder von Seide und Purpur bedeckt wird? Es ist ein falscher Eifer, das Glänzende des Kirchenwesens zu tadeln. Dieser Glanz ist oft zur Erweckung höherer Empfindungen in rohsinnlichen Menschen wohlthuend gewesen. Warum sollten wir fromme Könige und Fürsten schelten, wenn sie sich edler kleiden, mit irdischer Pracht umgeben, und nicht im Gewande eines Bettlers einhergehen? Ohne die gewaltsam erzwungene Einheit der Kirche wäre unstreitig das Christenthum in spätern, schrecklichen Jahrhunderten allgemeiner Barbarei zersplittert, und gänzlich entartet. Aber dieses Band hielt noch das Letzte fest zusammen. Ohne das weltliche Ansehen eines geistlichen Oberhauptes hätten die wilden und grausamen Fürsten nachmaliger Zeiten kein Gegengewicht ihrer zügellosen

Tyrannei, keine Beschränkung ihrer greuelvollen Willkür gefunden. Die Einheit der Kirche und das Ansehen des geistlichen Oberhauptes half nicht wenig zur Bewahrung fast vernichteter Wissenschaften, zur Vereinigung der kriegerisch geschiedenen wilden Völker, zur Rettung der Freiheit in Europa; nicht wenig, daß unser Welttheil nicht in die Abergläubigkeit und Sklaverei versank, worin noch heutiges Tages die meisten Nationen des Morgenlandes schmachten. — Alles ist seiner Zeit heilsam! — Möge der kurzsichtige Mensch doch Vieles tadeln und beklagen, was ihm im Einzelnen und für den Augenblick ein ungeheures Unglück zu sein däucht: es ist, wie es auch sei, im Zusammenhang des Ganzen nothwendig, segenreich, und wird als ein Werk göttlicher Vorsehung von den Weisen gepriesen.

Der Sieg der christlichen Kirche wider die zahllosen Verfolger war dem wahren Glauben nicht ohne Nachtheil. Wahr ist es! Aber indem wir eingestehen, daß Tausende von Heiden auch nach der Taufe und unter dem Kreuze Heiden blieben, am Sinnlichen klebend, müssen wir zugleich bekennen, daß sie wenigstens nationenweise auf den Weg des wahren Heils hingeführt wurden, den sie zwar nicht erkannten, der aber das Heil ihrer Nachkommen werden mußte. Indem wir eingestehen, daß die Christenheit im Ganzen statt des Christusglaubens dunkeln Aberglauben und Zeremonienwerk empfing, können wir auch nicht leugnen, daß unter den Millionen auch noch tausend Fromme und Gottergebene im Stillen wandelten, die zum Vater droben im Geiste und in der Wahrheit zu beten verstanden. Und genug, daß diese ehrwürdige Schaar mit ihren Tugenden vorhanden war! Das Irdische zerfiel im Gang der Zeiten, und das heilige Licht brach wieder glänzend hervor. Wir, die wir heute leben, genießen dieses Lichts in vollem Maße. Und was Jesus Christus den Seinigen verhieß, ist auch uns erfüllt worden: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. Amen.

86.

Gefahren der Sinnlichkeit und ihres Einflusses auf die Religion.

Luk. 17, 20. 21.

Wie leicht verirren Menschen sich
Vom Lichte, Gott, vergessen Dich;
Vergessen, wer ihr Schöpfer ist,
Daß Du ihr Herr und Richter bist!

Bald täuscht der Menschen Stolz, und bald
Der Lüste wüthende Gewalt;
Vor irdischer Begierden Drang
Verstummet Deines Ruhms Gesang.

Sie gehn dahin, verkennen Dich,
Vergöttern und erheben sich;
Das Heil'ge wird des Eiteln Raub,
Und herrlicher dünkt ihnen Staub!

Wiewohl der Schmuck, mit dem man die Tempel Gottes gern verziert, oder Gepränge und Feierlichkeit, mit welchem die christlichen Andachtsübungen begleitet zu sein pflegen, kein wesentlicher Bestandtheil weder des Glaubens, noch der wahren Gottesverehrung sind: dienen sie doch sehr zweckmäßig zur Erweckung

erhabener Empfindungen. Schwer aber ist es hier, die richtige Mittelstraße einzuschlagen, damit die äußere Feierlichkeit nicht die Aufmerksamkeit zerstreue, welche dem unsichtbaren Heiligthum gehören soll, und die frommen Gefühle nicht erdrücke, indem sie geweckt werden sollen. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß für alle Weltgegenden und Völker einerlei Zeremoniel in den Kirchen nicht gleich wohlthätig sein könnte, weil bei Nationen in wärmern Ländern und von wärmerer Einbildungskraft mehr äußerer Glanz Bedürfniß ist, wo hingegen unter gemäßigten Himmelsstrichen und bei Völkerschaften, in denen besonders der Verstand beschäftigt sein will, allzu vieles Gepränge Widerwillen erregt.

Es läßt sich daraus auch der Widerspruch der noch jetzt bestehenden verschiedenen christlichen Kirchen erklären, welcher rücksichtlich der äußern Einrichtungen ihres Gottesdienstes stattfindet. Als diese Kirchenparteien sich von einander schieden, waren sie gegen einander in allzu lebhafter Erbitterung, und gingen vielleicht beide zu weit, wie es gewöhnlich geschieht, wenn man mit Leidenschaftlichkeit Behauptungen macht. In unsern Tagen, da man ruhiger urtheilt, gestehen die Weisern und Billigern jedes Theils, daß die Feierlichkeiten während der Gottesverehrung bei den Einen viel zu dürftig, bei den Andern zu überhäuft seien. Es ist auch gar wohl möglich, daß das Bedürfniß sinnlicher Verzierungen und Handlungen im Gottesdienste sich mit der Zeit bei einem und demselben Volke ändern könne, wenn das Volk aus dem bilderliebenden Kindheitsalter immer mehr dem Ernst des Denkens entgegenwächst.

Jesus Christus, indem er die Gemeinde seiner Jünger, diesen Keim der künftigen Kirche und weit verbreiteten Religionsgenossenschaft, bildete, führte zwar dabei schon ein gewisses Zeremoniel, äußerliche Feierlichkeit ein, zur lebhafteren Darstellung und Versinnlichung übersinnlicher Dinge. Er kannte des sinnlichen Menschen Bedürfen. Doch weise vermied er das gefährliche Uebermaß. Wesentlicher, als alles Aeußere, war ihm das Innere, der Glaube und das heilige, nur Gutes wollende Gemüth seiner Nachfolger. Sein Reich, welches er in der Welt gründen wollte, war ein unsichtbares, geistiges für Geister, die er mit dem höchsten aller Geister durch Tugend verknüpfen wollte. Er erklärte sich darüber oft und laut, nie aber bestimmter, als an jenem Tage, da er von den Pharisäern gefragt ward: Wann kommt das Reich Gottes? Er antwortete ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es oder da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. (Luk. 17, 20. 21.)

Zur Zeit des großen, allgemeinen Sieges der christlichen Kirche, da sie nach langen Unterdrückungen endlich der Wuth heidnischer Gewalt entzogen, und in dreien Welttheilen zugleich herrschend ward, gedachte man kaum dieses wichtigen Ausspruches. Man schien beinahe nicht genug thun zu können, um den Triumph der Kirche glänzend zu machen, und freudig rufen zu können: Der Herr hat gesiegt! siehe, hier ist die Gemeinschaft seiner Heiligen! hier ist das Reich Gottes auf Erden!

Es war aber gewiß nicht bloß menschliche Eitelkeit oder Stolz damaliger Geistlichen, oder ihre Herrschsucht, wie man gern glauben machen will, wodurch

plötzlich der christliche Gottesdienst mit Pracht und Feierlichkeit überladen, und beinahe gänzlich versinnlicht wurde. Nein, es war eine Nothwendigkeit, die sich selber herbeiführte. Der größte Theil des Volkes in den verschiedenen Nationen war noch ganz roh und sinnlich; der Aufgeklärten und Gebildeten fanden sich überall wenige. Die Leute, meistens an die Pracht heidnischen Gottesdienstes gewöhnt, an Herrlichkeit der Tempel, an glänzende Feste und Umzüge, hätten für die einfachen Wahrheiten des Christenthums wenig Sinn gehabt, wenn man ihnen damit nicht auch äußern Reiz verbunden, und was sie bei den alten Religionen verloren, wieder ersetzt haben würde. Ueberdies waren die Uebergänge der Völker zu dem neuen, von den Kaisern angenommenen Glauben viel zu plötzlich, als daß Alle, die sich nun Christen nannten, in den Wahrheiten des Christenthums ausführlichen Unterricht hätten erhalten können. Man gab ihnen demnach das Versinnlichende, um damit auf das heilige Uebersinnliche beständig hinzudeuten. Dies war aber damals um so nothwendiger, theils weil die vorzüglichsten und angesehensten Kirchengelehrten aus den wärmern Landschaften Europas, Afrikas und Asiens herstammten: theils weil die bekehrten Völker selbst meistens nur unter diesen Himmelsstrichen wohnten, wo der Sinn für das Gefällige und Blendende durch die Natur vorzüglich lebhaft ist.

So wie von den Juden, von denen her das Christenthum zuerst in die Heidenschaft ausging, die Verehrung der Schriften des alten Testaments in den christlichen Lehrbegriff überging, und nun Alles, was der Apostel Paulus den verschiedenen jüdischen Sekten zu ihrer Belehrung, mit Anspielung auf ihre Vorurtheile und Kenntnisse, geschrieben hatte, auch den Heiden als eine Grundwahrheit gepredigt ward, ob sie gleich von jenen jüdischen Vorurtheilen und Kenntnissen nichts wußten: so ging wieder von den bekehrten Heiden mancher Tempelgebrauch, manches Fest, manche Vorstellung in die Kirche über. Die Religion Jesu Christi blieb zwar immer dieselbe, allein sie ward durch menschliche Zusätze in eine immer dichtere Hülle eingeschlossen, also daß diese oft undurchdringlich und der Kern unter der Schale fast vergessen ward.

Alle jene aus andern Religionen herstammende und nun gleichsam verchristlichte Vorstellungen hatten wieder neue Versinnlichung für das unwissende Volk vonnöthen. Damit häuften sich die Kirchenübungen, Zeremonien und gottesdienstlichen Handlungen so sehr an, daß die ersten Christen, hätten sie den Zustand des Glaubens und der Kirche drei-, vier- und fünfhundert Jahre später sehen können, schwerlich geglaubt haben würden, sich bei ihren Glaubensgenossen zu befinden.

Besonders ward das Zeichen des Kreuzes fast bis zur Abgötterei verehrt; und es gab damals viele tausend Christen, welche nach empfangener Taufe von ihrer neuen Religion wenig mehr wußten, als ein Kreuz zu schlägen. Es galt anfangs als das gemeine Bild, wodurch sich Christen einander zu erkennen gaben. Nachher glaubte man, daß in der bloßen Bezeichnung mit dem Kreuze eine wunderwirkende Zauberkraft gegen allerlei Uebel liege. Wenig ward an die Nachfolge Jesu, an Nachahmung seines heiligen, menschenfreundlichen Wandels gedacht, sondern mehr daran, daß wir durch sein am Stamm des Kreuzes vergossenes Blut sündenrein geworden wären; endlich, besonders als man in den

Kirchen anfing, priesterliche Lossprechung von Sünden, und wohl gar um Geld dergleichen zu ertheilen, dachte man weniger an Jesu Blut und Verdienst, als an die übernatürliche Kraft des bloßen Kreuzzeichens. Es war durchaus nicht mehr ein Erinnerungsmittel an die heiligen Gebote Jesu, sondern ein Wundermittel zum häufigen und persönlichen Nutzen, gegen Beherungen, bösartige Geister und Unglücksfälle aller Art. Man sah das Kreuz an allen Straßen, in allen Kirchen, in allen Häusern. Man trug es beständig auf dem Leibe; man bezeichnete sich damit mehrmals an einem Tage; man heftete es selbst an die Thüre der Ställe, um das Vieh vor Schaden und Krankheit zu bewahren. So ging durch Mißverständniß der Unwissenden ein ursprünglich unschuldiger Gebrauch in das wahre Heidenthum über.

Christus hatte seinen Nachfolgern ein ganz anderes Erkenntnißzeichen mitgetheilt, davon die Welt wahrnehmen sollte, ob sie seine Jünger wären. Dabei wird Jedermann erkennen, sprach er, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet. Schon stand man eine Stufe tiefer, als man statt der Liebe das Kreuz zum Kennzeichen wählte. Als aber endlich Christen, das Kreuz in der Linken, den Dolch in der rechten Hand tragend, sich mit verfolgerischer Wuth im Namen des Gekreuzigten mordeten, da war von der Religion Jesu nichts mehr in ihnen vorhanden.

Ursprünglich war die Verehrung, welche die ersten Christen den standhaften Bekennern Jesu bezeugten, unschuldig und ehrwürdig. Jeder tugendhafte Mensch verdient die Hochachtung der Menschen. Wer solchen ehrt, der schätzt das Göttliche im Sterblichen. Warum finden wir es nicht anstößig, wenn wir noch in unsern Tagen das Andenken großer Todten werthvoll bewahren, die das Opfer ihrer Menschenliebe wurden, oder den Heldentod für's Vaterland starben, oder sich durch Kunst, Wissenschaft, Entdeckungen und Stiftung gemeinnütziger Werke Verdienst um Welt und Nachwelt erwarben? So tadle Niemand die Bewunderung und dankbare Ehrfurcht des Alterthums gegen fromme Menschen, welche lieber Kerker und Folter und Tod erduldeten, als vom Glauben an Jesum abfallen wollten. Das Blut aus den Wunden jedes Märtyrers war ein Zeugniß für die Wahrheit und seligmachende Kraft der christlichen Religion; der Märtyrertod ein Verdienst, nicht um ein kleines Vaterland, sondern um die gesammte Menschheit, um das Gottesreich.

Ursprünglich war die Verehrung und Aufbewahrung von Ueberbleibseln der gottbegeisterten Märtyrer und Blutzeugen sehr unschuldig. Es war nicht Aberglaube, sondern bewundernde Liebe, welche sie sammelte und den Nachkommen aufbehielt. Sprechet immerhin, dies sei ein allzu sinnliches, mit der Religion unvereinbares Werk. Verdammet aber nicht zu voreilig, denn ihr verdammet euch selbst. Es mochte sinnlich sein; aber sinnlich ist des Menschen Natur. Warum sendet der entfernte Gatte in der Todesstunde noch seinen Ring, oder eine Locke seines Hauptes gern an die Geliebte, die ihn nicht sterben sehen konnte? Warum bewahrt die zärtliche Mutter noch gern ein Kleidungsstück ihrer im Grabe schlummernden Kinder, und betrachtet es mit wehmüthiger Lust, und achtet dies geringe Heiligthum mehr, als die schönste ihrer Kostbarkeiten?

Siehe, so bewahrten mit wehmüthiger Liebe und Bewunderung die ersten Christen Andenken und Ueberbleibsel ihrer Glaubenshelden. Die Sage von ihren Tugenden und Leiden ging von Munde zu Munde und von Geschlecht auf Geschlecht. Und wer die Ueberbleibsel der edeln Denkmale sah, wähnte sich gleichsam in die Zeiten der großen Dulder versetzt und ihnen näher zu stehen. Er empfand, was wir noch empfinden, wenn wir im Todtengewölbe einer berühmten Person der Vorwelt stehen, oder Kleidungsstücke oder eigenhändige Briefe derselben, oder auch nur ihre Aufenthaltsorte und Wohnungen erblicken.

Allein die Zeiten wurden finsterer, und die menschlich schöne Verehrung der Märtyrer verlor sich durch Mißverständniß und Unwissenheit in wahre Anbetung derselben. Ihre Ueberbleibsel galten ihnen nicht mehr als werthvolle Denkmäler, sondern als wunderthuende Heiligthümer. Man war nicht mehr so begierig, die Frömmigkeit der Glaubenshelden kennen zu lernen und nachzuahmen, sondern wollte sich durch Gebet zu ihnen, und durch Berührung der Reliquien, von Krankheiten und Leibesgebrechen heilen, oder andern persönlichen und häuslichen Nutzen stiften. Da ging der edle Zartsinn des Christenthums in rohes Heidenthum über. Bald war nun jeder Jünger und Freund Jesu aus den ersten Zeiten der Kirche heilig erklärt und zur Verehrung empfohlen; bald jeder von den ersten Einsiedlern; bald Jeder, der mit schwärmerischem Eifer, in der Meinung, Gott zu dienen, der Welt entsagt, und durch Kasteiungen des Leibes seine Gesundheit zerrüttet, seinen Tod beschleunigt hatte. Wo noch der Verständigere von bloßer Verehrung sprach, ging der große Haufe der Unverständigen zur wirklichen Anbetung über. Man errichtete den Heiliggepriesenen Altäre, Kirchen, Bildnisse und Bildsäulen. Jedem von ihnen schrieb man Wunderkräfte für besondere menschliche Angelegenheiten zu; dem Einen, daß er in Pestzeiten, dem Andern, daß er in Fiebern heilen könne; dem Einen gab man Schiffe, dem Andern Häuser, dem Dritten Brücken in Schutz. Bald hatte endlich jede Kirche, jede Stadt, jedes Dorf, jedes Handwerk, jedes Haus seinen eigenen Schutzheiligen, gleich wie einst die Heiden für jeden besondern Fall, für Haus, Gärten, Felder, Wälder, Gewerbe und Städte, eigene Gottheiten hatten. Man brachte den Heiligen Blumen und köstlichere Opfer, wie die Heiden ihren Götzen brachten. Nicht zum lebendigmachenden Gott, nicht zum Vater im Himmel, sondern zu den Heiligen stiegen inbrünstige Gebete empor. Es war kein Christenthum, es war wieder das alte Heidenthum da in verwandelter Gestalt. Nun trieben schlauer Eigennutz und Herrschsucht mit dem dummen Aberglauben der Menge ihr ruchloses Spiel. Nun wurden Märtyrergeschichten in Menge erdichtet und dem unwissenden Volke vorerzählt; nun wurden Todtengebeine hervorgesucht, mit Seide und Gold unwickelt, für Gebeine von Heiligen ausgegeben, die vielleicht nie gelebt hatten, und so dem Volke zur Verehrung ausgestellt. Nun wurden Wunder über Wunder von solchen Gebeinen und Bildern berichtet und den einfältigen Leuten glaubwürdig gemacht; nun glückliche Zufälle benutzt, um sie als übernatürliche Wirkungen geltend zu machen. Es entstand ein Wetteifer darin bei Kirchen und Klöstern, um desto mehr Volk anzuziehen und sich von dessen Opfern zu bereichern. Ja, so weit ging die Verworfenheit selbst vieler Priester, daß sie sich dergleichen Betrugs keineswegs

schämten, sondern in der Meinung, ein guter Zweck könne verabscheuungswürdige Mittel heiligen, erlaubten sie sich jeden sogenannten frommen Betrug.

Sehr natürlich war es, daß man, beim Verfall des Christenthums und bei der Verehrung heilig gepriesener Sterblichen, auch vor allen Dingen zuerst an die Mutter des Heilandes dachte, die Gott gewürdigt hatte, den Welterlöser zu gebären. Nachdem Christus die Erde auf immer verlassen hatte, war sie, so geht die glaubwürdige Sage der ersten Kirchen, vom Jünger Johannes mit sich nach Ephesus genommen worden. Er hatte sie bis in ihr spätes Alter verpflegt, wie ihm Jesus solches vom Kreuze herab empfohlen hatte. Sie war die Frau Josephs, des Zimmermanns von Nazareth. Ohne Zweifel starb sie früher, als ihr Gatte. Keiner der ersten Jünger, keiner der Christen in den ersten Jahrhunderten konnte ohne Rührung und Ehrfurcht an die Mutter des göttlichen Weltbeglückers denken. So preisen wir ja noch heute die Eltern großer und verdienstvoller Söhne glücklich. So war es eine sehr natürliche Empfindung, als einst ein Weib Jesum, den Messias, erblickte und dabei an die Mutter desselben dachte, das Glück derselben beneidenswürdig fand, und ausrief, indem es sich zum Messias wendete: Selig ist der Leib, der Dich getragen hat, und die Brüste, die Du gesogen hast! — Jesus Christus aber mochte nichts von diesen rein irdischen Glückspreisungen und Verehrungen wissen. „Ja," sprach er, ohne in des Weibes Gedanken einzustimmen, „ja selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!" (Luk. 11, 27. 28.) Selig sind nicht die Menschen bloß irdischer Verhältnisse wegen, sondern wenn sie die Gebote Gottes, wie sie dem Vollkommenen ähnlich werden, lernen und üben im täglichen Leben.

Die in gemeine Sinnlichkeit nachmals immer mehr versinkenden Christen betrachteten den Wink und ernsten Willen des Heilandes weniger, als die Worte des bewundernden Weibes. Man erwies Marien beinahe ganz göttliche Ehrenbezeugungen; betete nicht zu Gott in Christo Jesu so inbrünstig, als zu ihr, von deren Fürwort man sich mehr, als von der ewigen Barmherzigkeit unsers Vaters zu versprechen schien, zu welchem, und nicht zu Marien, uns Jesus Christus beten gelehrt hatte. Man stellte in allen Kirchen ihre Gemälde und Bildsäulen aus, schrieb denselben häufig wahrhaft göttliche Kräfte zu, und fühlte sich zu ihr um so mehr hingezogen, da die Kunst der Maler und Bildhauer in der Gestalt der Jungfrau alle sinnlichen Reize der Schönheit auszudrücken bemüht gewesen war.

Und also ging das Geistige ins Irdische hinab, das Uebersinnliche ward durch allzu grobe Versinnlichung fast ganz leiblich. Es trat an die Stelle der innern Religion eine äußerliche; man legte den kirchlichen Zeremonien eine gnadenreiche Kraft bei; man nahm die bloße Bezeichnung des Höhern statt das Höhere selber; man vergaß die innere Tugend und suchte in Beobachtung äußerer Kirchenvorschriften Seligkeit; man that nicht mehr des Glaubens, sondern des Gesetzes Werke, wie einst die unwissenden Juden; man nannte sich christlich, und war heidnisch geworden. Zum Nichts geworden war, was Jesus Christus warnend und wahr gesprochen hatte: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; man wird auch nicht sagen: Siehe,

hier ist es, oder da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch!

Doch ist auch zuverlässig, daß selbst in den verdorbensten Zeitaltern nicht alle und jede Christen die Kirche höher, als den Glauben und die Lehre Jesu, oder die Beobachtung der täglichen Gebete, Meßopfer, Zeremonien, Feste, Fasten und andere vorgeschriebene Andachtsübungen höher, als die Beobachtung der Tugendvorschriften des Erlösers achteten. Viele blieben von diesem heidnischen Christenthum entfernt, und wenn sie sich den Kirchengesetzen nicht ganz entziehen konnten, waren sie darum nicht minder fromme Erfüller alles dessen, was Jesus denen geboten hatte, die seine Jünger sein wollten.

Viel ist von jenen versinnlichenden Ausdrücken, Bildern, Zeremonien und Andachtsgebräuchen voriger Zeiten bis auf die unserigen gekommen. Es ist keine von den gegenwärtig neben einander bestehenden Kirchen davon frei geblieben. Doch auch selbst in unsern Tagen ist es schwer, oft gefährlich, dieselben abändern oder vermindern zu wollen. Der große ungebildete Volkshaufe, durch Gewohnheit und Herkommen allzusehr gebunden, verwechselt noch immer die Kirche zu sehr mit der Religion, und wird in Abänderungen kirchlicher Gebräuche Glaubensveränderungen sehen, weil er beide nicht zu unterscheiden versteht. Alle gewaltsamen Verbesserungen sind verwerflich, weil sie keine Verbesserungen, sondern nur Zerstörungen sind. Wohlthätiger ist es, sowohl für das Herz, als für die bürgerliche Gesellschaft, dem Ungebildeten ein Etwas zu lassen, als auch ihm das Letzte zu rauben. Den Kindern gebet Milch; den Erwachsenen stärkere Speisen. Aber sorget auch, daß die Kinder nicht verwahrloset, in ewiger Unmündigkeit bleiben. Stellet fromme und weise Lehrer an, haltet euch zu denselben, die uns statt des Gesetzes den Glauben, statt der todten Buchstaben den lebendigmachenden Geist zeigen und geben. Entwöhnet das Volk erst allmälig von dem Heidenthum, in welchem es leider zum Theil noch heute schmachtet.

Tadelnswürdig ist der unkluge, wenn gleich gutgemeinte, Eifer solcher Personen, die das Volk plötzlich, ehe es bessere Begriffe und Empfänglichkeit für das reine Christenthum hat, vom todten Zeremonienwerk hinwegziehen wollen. Aber verbrecherisch vor Gott und Welt und Nachwelt ist die Scheinheiligkeit und Pharisäerei derjenigen, welche, um sich bei dem Volke in Ansehen zu setzen, mit großem Eifer mehr auf Zeremonienwerk als innere Religiosität halten, und lieber eine unterlassene That, ja Lüge, Betrug, Verleumdung, Haß und Hurerei verzeihen wollen, als eine Versäumung der geringsten kirchlichen Vorschrift. Dies verderbliche Otterngezücht unsers Zeitalters ist dasselbe noch, was es zur Zeit Jesu Christi war. Es möchte das Volk in Wahn und Blindheit und in geist- und herztödtendes Herkommen niederdrücken, und es im alten Unsinn gefesselt sehen, um bequemer über dasselbe zu herrschen, zu walten, um aus dieser Herrschung und Waltung Vortheile zu ziehen. Dies verderbliche Otterngezücht unserer Zeiten ist dasselbe, dem Jesus in seinen Tagen so häufig begegnete und zurief: Wehe euch, Heuchler, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich Gerechtigkeit im Gericht, Barmherzigkeit und den Glauben. Dies sollte man thun, und jenes nicht unterlassen. Ihr

verblendeten Volksführer, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket; die ihr gleich seid, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengebeine und allen Unflaths; ihr Schlangen, ihr Otterngezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdammniß entrinnen? (Matth. 23, 23—33.) Wahrlich, ich kann nicht glauben, daß es einen Gottesleugner gebe; aber gibt es einen, so ist es derjenige, welcher die Religion Jesu Christi, das Hetligthum aller großen und guten Menschen, zu einem heidnischen Gaukelspiel fürs Volk macht, um dabei seinen Eigennutz zu sättigen, oder seine Ehrsucht; oder welcher das Göttliche zu einer gemeinen Polizeimaßregel herabwürdigt, womit er, wie am Leitseil einen Hund, den Pöbel anziehen und loslassen kann. Da ist nicht das Reich Gottes, und würde mit silbernen Glocken in die Kirche geläutet, und auf goldenen Bänken gebetet!

O Gott, Vater des Lichts, erleuchte die Fürsten und Obrigkeiten der Völker unserer Tage, rühre die Herzen derer, welche die Verkünder Deines seligmachenden Wortes sind, daß sie sich hinwenden zu dem Einen, was uns Noth thut, und des Irdischen vergessen! O bleibe bei uns mit Deiner Gnade, Jesus Christus, denn es will wieder Abend werden! Inbrünstiger denn jemals bete ich zu Dir: Dein Reich komme zu uns! Amen.

87.

Des Christen Gewalt und Rache.

Gal. 5, 22.

Wo fürchtet sich der Mensch zu wüthen,
Wenn er der Welt allein gebieten,
Allein will frei und furchtbar sein?
Ihr Wellen brauft nicht! Euch empöre
Kein Sturmwind, und die stillen Meere.
Durchstürme nur der Mensch allein!
Er, er wird leben, wird zerschmettern,
Wird quälen, plündern—selbst den Freund!
Ergrimmter, als in Winterwettern
Die Fluth, ein unversöhnter Feind!

Eine alte, traurige Wahrheit ist es, daß dem Menschen leichter sei, sein Unglück zu ertragen, als sein Glück.—Das bezeugt die Erfahrung an einzelnen Personen, an ganzen Völkern. Auch leider an den Christen ist es bestätigt worden.

So lange sie die Verfolgten waren, sah man sie aller Orten als Muster der Demuth, des gesetzlichen Gehorsams, wenn ihnen nichts wider ihren Glauben geboten wurde. Sie lebten einfach, in strengen Sitten, aller Weichlichkeit feind; ertrugen die größten Beschwerden mit Fröhlichkeit; achteten es gering, Eigenthum und Vaterland für das Bekenntniß der ewigen Wahrheit zu verlieren, in Wäldern und Höhlen als Flüchtlinge zu leben, und, sollte es sein, selbst mit Freuden zu sterben. Alle waren eine Liebe. Keiner verrieth den Andern. Der Reiche theilte dem Armen mit, und selbst diejenigen, welche sich in ihren Meinungen und Auslegungen heiliger Schriften entzweiten, stritten mit Worten, nicht mit Dolchen, Foltern und Kerkern, wider einander. Sie wollten sich wechselweise bekehren, nicht verderben. Sie verabscheuten den heidnischen Aberglauben, aber haßten die Heiden nicht; sie beklagten nur die Irrenden. Sie beteten noch auf den blutigen Richtplätzen edelmüthig im Tode für ihre ungerechten Verfolger.

Sobald aber die Gewalt in ihre Hände gegeben war, verwandelte sich das große Schauspiel. Die Verfolgten wurden nun die Verfolger. Verschwunden

war plötzlich Liebe und Großmuth. Der Sieger athmete nur Rache. Galt es vor Zeiten für ein Verbrechen, den Namen Christ zu führen: war es nun Verbrechen, ein Heide zu sein, oder ein Jude. Die christlichen Bischöfe suchten Einfluß an den Höfen der zum Glauben bekehrten Kaiser, um diese zu den gewaltsamsten Maßregeln gegen ihre heidnischen Unterthanen zu verleiten. Es war nicht um Bekehrung, sondern nur um Taufe zu thun: gleichviel, ob der Mensch von innen unerleuchtet und ruchlos blieb, wußte er nur sein Kreuz zu schlagen, sein kurzes, unverständliches Glaubensbekenntniß zu sprechen, und in den Kirchen ein Gebet zu plappern. Eben die Christen, welche ehemals mit Recht von Juden und Heiden für sich selbst nur Duldung gefordert hatten, versagten diese nun mit oft empörender Hartherzigkeit den Gegnern.

Die Strenge und Verfolgungswuth der christlichen Kaiser, Fürsten und Beamten stieg von Jahr zu Jahr, und von Jahrhundert zu Jahrhundert stufenweise. Anfangs begnügte man sich, den Heiden nur ihre Wahrsagerkünste zu verbieten, ihre grausamen, menschenmordenden Fechterspiele abzustellen. Dies war noch billig, menschlich, weise. Bald ging man einen Schritt weiter, stürzte die Götzenaltäre mit Gewalt, verschloß in den Städten die heidnischen Tempel, verbot allgemein den Göttern zu opfern, und entriß die Tempel und deren Gut gewaltthätig den wahren Eigenthümern, um damit die christlichen Kirchen zu bereichern. Wenn auch der Abscheu und Eifer der Christen gegen den Götzendienst allerdings zu entschuldigen war, konnte die Beraubung der Heiden zum Besten des christlichen Gottesdienstes nie gerechtfertigt werden. Denn auch meines größten Feindes Gut ist sein eigenes, und nicht das meine. Hier handelte schon nicht mehr frommer Eifer, sondern wüthender Schwärmergeist, dem nichts mehr heilig ist, als das Lechzen seiner Raserei, der Alles für sein Ziel erlaubt hält. Man wollte Gottes Sache ehren, und schändete sie.

Die Heiden waren, so oft auch die Christen von ihnen ehemals verfolgt gewesen, dennoch im Ganzen mit größerer Duldsamkeit und Schonung gegen die Christen verfahren, als nun von Seiten dieser gegen sie geschah. Sie erhielten keine Ruhe. Der Pöbel der Christen in den Städten erlaubte sich ungestraft dieselben Ausschweifungen und Grausamkeiten wider sie, mit welchen sich vormals der heidnische Pöbel gegen die Christen ausgezeichnet hatte. Treu dem Glauben ihrer Voreltern, ohne Kunde des Bessern, sahen die Heiden mit Betrübniß ihr Loos. Sie kamen nun, wie sonst die Christen gethan, in stiller Nacht heimlich zusammen, und brachten ihren verlassenen und geschmähten Gottheiten die verbotenen Opfer. Ihre Abneigung gegen das Christenthum mußte nur beim Anblick der Grausamkeiten zunehmen, zu welchen die neue Religion des Staats zu berechtigen schien. Endlich ward den Heiden auch aller nächtliche Gottesdienst untersagt, und wer verrathen ward, an demselben Theil genommen zu haben, mit Kerker, Entehrung und Tod bestraft.

Nicht bessere Schicksale erfuhren die unglücklichen Juden. Dieselben waren den Heiden bisher nur ein verächtliches Volk gewesen. Ihre Unreinlichkeit bei aller Prahlerei mit Waschungen und Enthaltsamkeit von verunreinigenden Speisen, ihre Verworfenheit und Zerstreuung unter den Nationen, bei allem ihrem thörichten Stolz, das erste Volk der Welt, das Volk Gottes zu sein, mußte sie

zum Gegenstand allgemeinen Spottes machen. Doch wurden sie von den römischen Kaisern im Ganzen geduldet und glimpflich behandelt. Selbst die Christen hatten oft ihren Schutz unter dem Schein gefunden, als gehörten sie zu den Juden. Härter aber verfuhren nun die christlichen Fürsten gegen die Bekenner des mosaischen Gesetzes; man gestattete ihnen selten die Rechte anderer Unterthanen, zuweilen kaum die Rechte des Menschenthums, und wenn der christliche Pöbel sie steinigte, mordete, plünderte, glaubte derselbe wohl gar noch mit seinem Frevel Gott zu dienen.

Eine Religion aber, welche solche Wirkungen erzeugt, eine Religion, die zum Haß, zur Unverträglichkeit, zur blutigen Verfolgung Andersglaubender entflammt, oder zum Plündern und Rauben fremden Gutes berechtigt, ist die schändlichste, welche der Mensch erfinden kann. Sie ist die Religion der Hölle, geschaffen zur Zerstörung der Zwecke Gottes auf Erden und zur Verewigung des Krieges. Das war nie die Religion, welche Jesus geoffenbart hatte, der seinen Bekennern zur ersten aller Pflichten die Liebe machte, Liebe selbst gegen Feinde und ein segnendes Gemüth gegen Verfolger. Das war die Frucht der gemeinen, rohen, thierischen Leidenschaften, nicht die Frucht des durch den Glauben an Jesum geheiligten Geistes. Die Frucht aber des Geistes, sprach Paulus (Gal. 5, 22), ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.

Mit tiefem Unwillen und empörtem Herzen sehe ich auf jene schrecklichen Tage hin, da das Christenthum so tief von seiner Höhe gesunken lag, daß es mit dem von Christo und seinen Jüngern geoffenbarten Glauben noch kaum eine entfernte Aehnlichkeit hatte. Es darf uns nicht befremden, wenn edelmüthige Heiden in jener Zeit ihr Heidenthum und dessen Tugenden allen Spitzfindigkeiten und heiligen Greueln der christlichen Kirche vorzogen. In der That blieb der größte Theil der unterdrückten Heiden heimlich voll Abscheu gegen das aufgezwungene Kreuz, gegen die Verehrung von einem Schutzheiligen, und gegen die unduldsame Wuth der alleinseligmachenden Kirche. Dies zeigte sich besonders, als nach einer Reihe von christlichen Kaisern endlich einmal wieder Einer den Thron betrat, der dem Heidenthum öffentlich Schutz gewährte und den Christen seine tiefste Verachtung bezeugte. Dieser hieß Julian, ein weiser, enthaltsamer, tapferer Mann.

Er war freilich in der christlichen Religion erzogen, aber die Wirkungen dieser Religion, das Betragen der durch sie gebildeten Fürsten, das Betragen der sie verkündigenden Priester, hatten ihn früh schon mit Widerwillen gegen sie erfüllt. Er zog ein veredeltes Heidenthum vor, und hielt die Grundsätze desselben der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft für angemessener und dem Wohl des Staates für zuträglicher. Denn seit die Kaiser sich öffentlich zum Christenthum bekannt hatten, war auch nicht Einer mehr unter ihnen gewesen, der sich durch die Tugenden des Alterthums ruhmwürdig gemacht hätte. Ewiger Krieg, ewige Zwietracht, Rotten und Parteien umringten sie; Huren, Verschnittene, Priester belebten ihren üppigen, wollüstigen und mit Grausamkeiten besudelten Hof. Des Heidenthums schönste Tugenden schienen da weniger werth, als christliche Laster, für welche die gefälligen Priester jederzeit himmlische Vergebungen und

Entsündigungen bereit hatten. Seit das Christenthum im römischen Reich herrschend und die Verehrungen der alten Gottheiten versäumt worden war, sah man das Reich immer kraftloser dem endlichen Untergange nahen. Rom, sonst immer siegreich in allen Welttheilen, zitterte nun furchtsam vor den beglückten Waffen fremder Nationen. — Dieser Anblick der Uebel mochte auf Julian's Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht haben. Er schrieb in seiner traurigen Unzufriedenheit dem Christenthum mehr zur Last, als es verschuldet hatte. Bei der Erziehung, die er genossen, war er ohnehin nicht von allem Aberglauben seines Zeitalters rein. Auch die harte, die unmenschliche Art, mit welcher seine Familie, er selbst und seine Freunde von sich Christen nennenden Kaisern behandelt worden waren, nicht weniger sein Umgang in der Jugend mit heidnischen Gelehrten, die ihm die Schwächen, die Unduldsamkeit, die Widersprüche der Christen und ihre gewaltthige Herrschsucht zeigten, und wie sie dem Menschen jedes Laster verziehen, wenn er nur an Jesum glaubte — alles dieses hatte auf ihn zum Nachtheil der Christen gewirkt.

Sobald ihn daher seine Heere zum Herrn des Reiches ausgerufen hatten, entsagte er der christlichen Religion. Und wie er nun den bisher verfolgten und mißhandelten Heiden, gleich christlichen Unterthanen, Schutz und Gerechtigkeit widerfahren ließ, standen Tausende und Tausende, die man für Bekehrte gehalten, wieder vom Christenthum ab. Die zerstörten Altäre der Gottheiten erhoben sich neben den Altären der christlichen Heiligen, und ungestraft durfte das verehrte Bild des Mondes oder der Sonne neben dem verehrten Bilde des Kreuzes erhöht werden. Julian war Heide, aber steinerne Gottheiten verehrte er nicht, sondern das Höhere, Unsichtbare, dessen Eigenschaften sie bedeuten. Er hatte den Glauben an das höchste Wesen, an eine Geisterwelt, und selbst, daß man mit dieser in Gemeinschaft treten könne. Er war Heide, aber die Christen verfolgte er im Anfang keineswegs, sondern er wollte nur allgemeine Verträglichkeit der verschiedenen Religionsparteien in seinem Reiche einführen. Es fehlte nicht an rachsüchtigen Ausschweifungen des heidnischen Pöbels gegen die Christen, wegen der von ihnen erfahrenen Bedrängungen. Die Christen sahen mit Schrecken von ihrer ehemaligen Gewalt sich vertrieben. Sie nannten öffentlich den Kaiser einen Abtrünnigen, und wurden voll des bittersten Hasses wider ihn. Er aber ließ sich nicht erschüttern; führte die edeln und strengen Sitten der Vorwelt wieder an seinem Hof und in seinen Lagern ein, entfernte von sich die Werkzeuge ehemaliger Tyrannei, gab vortreffliche Gesetze und erwarb den Ruhm eines vorzüglichen Fürsten, ungeachtet ihn die Christen in Schriften und Predigten verdammen mochten. Ihre Widerspenstigkeit und Unzufriedenheit vermehrten seine Abneigung gegen sie. Er zeigte sich nachsichtsvoller, wenn das heidnische Volk die Christen zu mißhandeln anfing; es entstand der Wunsch in ihm, das ganze Christenthum wieder abzuschaffen. Aber zu klug, um Meinungen mit der Schärfe des Schwertes auszurotten, wandte er gelindere, doch wirksamere Mittel an. Allen christlichen Kirchenparteien erwies er sich gleich gnädig; keine durfte die herrschende sein; so hoffte er sie durch ihre Zänkereien unter sich selber aufzureiben, oder zum Gegenstand allgemeiner Verachtung zu machen. Er nahm den Kirchen ihre aufgesammelten Reichthümer, und setzte spottend hinzu: es sei

billig, daß sie zu jener evangelischen Armuth zurückkehren, die sie dem Volke immerdar priesen, ohne sie selber tragen zu wollen. Er verbot den Christen nicht nur, öffentliche Aemter zu bekleiden, sondern auch in Streitfällen ihre Sache selbst vor den Gerichtshöfen führen zu dürfen. Er wollte sogar nicht, daß sich Einer von ihnen den Wissenschaften widme. In Unwissenheit wollte er sie Alle zurückstürzen, damit sie in derselben untergingen. — Er verfuhr mit einer Ungerechtigkeit, die alle seine Tugenden verdunkelte, und ohne den Schein der Grausamkeit zu haben, ward er dem Christenthum ein weit gefährlicherer Feind, als jemals einer der wildesten Christenverfolger gewesen war.

Aber Gott wachte. Das Wort des Herrn, wenn auch von der Menschen Thorheit verfinstert, sollte ewiglich bleiben! Der abtrünnige Julian konnte sein Werk nicht vollenden. Nach einer kaum zwanzig Monden langen Herrschaft kam er im Kriege wider die Perser ums Leben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch die Hand eines seiner eigenen Unterthanen gefallen, oder wie seine Verehrer sagten, daß er durch die meuchelmörderische Faust eines Christen fiel. Lautes Frohlocken erfüllte die christlichen Kirchen bei der Nachricht vom Tode dieses Fürsten, und viele abgeschmackte Fabeln wurden von seinem Sterben erdichtet, um ihn bei der Welt und Nachwelt desto verhaßter zu machen. Er starb mit der Würde eines edeln Mannes. Der Tod, sprach dieser von den Christen seiner Zeit geschmähte Heide, ist nur ein Uebel für den Bösen; er ist ein Gut für den Tugendhaften, eine Schuld, welche der Weise ohne Murren bezahlen soll. Ich war Unterthan, ich war Kaiser, und weder in meiner Niedrigkeit noch auf dem Throne ließ ich mir, hoffe ich, Vieles zu Schulden kommen, dessen ich mich zu schämen hätte.

Die Schicksale der Kirche unter seiner Herrschaft schienen eine höhere Warnung zu sein für die Christen, wie sie zurückkehren sollten zum Geiste Christi, und zur heiligen Frucht des Geistes, die da ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit und Gütigkeit. Aber es geschah das volle Gegentheil. Kaum ward durch Gunst nachfolgender christlicher Fürsten die Kirche wieder ins verlorne Ansehen erhoben, begann eifriger und anhaltender als zuvor, das Verfolgen und Unterdrücken der Heiden und Juden. Denn nun hatten die Christen erfahren, was sie von den Dienern der Abgötterei zu fürchten hätten, wenn dieselben jemals wieder, sei es durch Verschwörungen, durch Wahl eines heidnischgesinnten Monarchen, oder durch fremde heidnische Völker unterstützt, oder durch Aufrührer emporkommen sollten. Es ward ihnen keine Nachsicht und Schonung mehr gegeben. Das Heidenthum sollte bis auf die letzte Wurzelsprosse vertilgt werden. Man sah mit kaltem Blute diejenigen in Kerker geschleppt oder hingerichtet werden, welche sich hartnäckig weigerten, ihre Zuflucht in den Schooß der Kirche zu nehmen.

Und seit dieser Zeit blieb die christliche Religion bis auf unsere Tage die herrschende Religion in unserm Welttheil. Julians Versuch, noch einmal das untergegangene Alte der vormaligen Zeiten wieder herzustellen, war ein vergeblicher Versuch, wie es ein jeglicher solcher Art ist. Denn jede Zeit hat ihren eigenen Geist, der mit der Heimkehr des Vergangenen unverträglich ist. Das europäische Heidenthum hatte sich schon selbst überlebt. Die Tempel der Götter wur-

den in Folge kaiserlicher Gebote mit Gewalt zerstört, und die Aufstände derer, die den Glauben ihrer Vorfahren nicht meiden wollten, mit blutigem Schwerte niedergeschlagen. Empörungen, Morde und Entzweiungen waren überall. Die Sitten der Christen verwilderten immer mehr.

Aber nicht nur wider die Heiden eiferten und wütheten die Bischöfe, Priester und das gläubige Volk, sondern fast mit größerer Erbitterung gegen die eigenen Freunde und Mitchristen, wenn sie in Glaubensdingen andern Sinnes waren, als die Kirche vorgeschrieben hatte. Denn die herrschende Kirche, nicht das Christenthum, machte in diesen Zeiten zum Christen. Schon war die herrschende Kirche aber in sich selbst getrennt, weniger durch Hauptunterschiede im Lehrbegriff, als durch äußerliche Nebendinge und den Eigensinn oder Stolz der Häupter. Es gab eine abendländische oder römisch-katholische, und eine morgenländische oder griechische Kirche. Dieser Unterschied hatte sich durch Jahrhunderte fortgeerbt bis auf den heutigen Tag. Denn nicht nur die Christen in dem türkischen Reiche, sondern auch die meisten Völker des russischen Reichs, sind der griechischen Kirche treu geblieben, und ohne Gemeinschaft mit der abendländischen.

Neben beiden Kirchen breitete sich, von beiden gleich sehr gehaßt, eine dritte im Norden wie im Morgenlande aus, die arianische genannt, welche abweichend von den übrigen lehrte, es sei nur ein einziger Gott; Christus aber sei nicht Gott selbst, sondern das erste und höchste aller vom ewigen Vater erschaffenen Wesen. Eine allgemeine Kirchenversammlung verdammte zwar diese Behauptung; aber sie fand bei vielen Völkern wunderbar schnellen Eingang, und würde vielleicht trotz allen Verfolgungen eine der mitherrschenden geblieben sein, hätten sich nicht ihre Anhänger unter einander selbst entzweit.

Eine Glaubensstreitigkeit erzeugte die andere, und jede, sie mochte um die Person und Naturen in Christo, oder um die Geheimnisse der Dreieinigkeit und des heiligen Geistes, oder auch nur um die Verehrung der heiligen Bilder, oder um gottesdienstliche Gebräuche geführt werden, ward mit einer lieblosen Heftigkeit geführt, welche nicht die Frucht des wahren Jesussinnes war. Die herrschende Kirche, oder vielmehr deren zu Gewalt erwachsene Lehrer, Bischöfe und Erzbischöfe, verfolgten die Abweichungen von dem, was sie für wahr erkannt hatten, häufig mit den strengsten Strafmitteln, nicht selten mit Verbannung und Beraubung aller Ehren, Aemter und Güter, nicht selten mit Todesstrafen.

Die Liebe, die Jesus gepredigt hatte, war verloren. Man haderte statt dessen um Worte, um Dinge, die kein Sterblicher ergründet, oder die zum Theil selbst aus bloßen Mißverständnissen entsprungen waren. Ein langer und trauriger Streit ward über die Ursachen der Bösartigkeit der Menschen geführt, und ob sie nur aus den sinnlichen Trieben der irdischen Natur entstehe, oder durch Zurechnung der ersten Sünde seit Adams Fall. Lange verfolgte und verdammte man sich wegen des Daseins oder Nichtdaseins der Erbsünde, des gänzlichen Verderbens und der vollkommenen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten; lange wegen der übernatürlichen Gnadenwirkungen Gottes im Menschen, durch die er allein gebessert werden könne, oder wegen der unbedingten Gnadenwahl und göttlichen Vorherbestimmung einiger Menschen zur Glückseligkeit und anderer zur Ver-

dammniß. So groß und wild war die Schwärmerei, daß Christen sich in solchem Zwiste mit innigerm Zorn haßten, als sie je einen Heiden oder Juden gehaßt hatten, und es verdienstlich galt, einen Ketzer todtzuschlagen. Oft geschah, daß das, was eine Kirchenversammlung gebilligt hatte, wenige Jahre später eine andere Versammlung verfluchte. Wie leicht waren auch Irrthum und Mißverständniß in Dingen, die über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinausliegen! Aber um so angelegentlicher erörterte man solche Gegenstände, wie zum Beispiel: ob in der Dreieinigkeit drei Personen oder drei Naturen wären; ob Einer aus der Dreieinigkeit gekreuzigt sei oder nicht; ob in Jesu Christo, unserm Heiland, ein oder zwei Willen gewesen wären; inwiefern der Begriff der Opferung des Leibes Jesu im Abendmahle anzunehmen; oder die Seelenmessen Kraft haben, abgeschiedene Geister aus dem Fegfeuer zu erlösen; oder was unter dem Ausgang des heiligen Geistes zu verstehen sei.

Diese kirchlichen Trennungen und Verketzerungen dauerten nicht etwa nur Jahre, sondern Jahrhunderte lang; sie erfüllten nicht nur die der Andacht und Verehrung Gottes geweihten Tempel, sondern die Gerichtshöfe, Städte und Landschaften, mit Zank und Verlästerung und Mord. Die geistlichen Parteien wurden zugleich bürgerliche Parteien; und wider die Parteien an den Höfen verstärkten sich diejenigen der Kirchen. So mußte die Stütze des Staates selbst vernichtet, der allgemeine Verband des Reiches aufgelöset werden, indem man Alle, die anderer Meinung, als die Mehrheit der Bischöfe, zu sein wagten, wie Feinde Gottes und des Staates verfluchte und behandelte. Das Christenthum, indem es zur bloßen Sache spitzfindiger Verstandesgrübelei und todten Ceremoniels gemacht wurde; die Kirche, indem sie nichts mehr als ein Schauplatz wider einander empörter Leidenschaften ward, wo man um Jesu willen, wider dessen eigene Lehre, Uebertretung der heiligsten Pflichten, Vergessung der Liebe, der Sanftmuth und Aufsagung des Gehorsams predigte, sobald es der Kirche Vortheil forderte; das bürgerliche Leben, indem es im Allgemeinen das wüste Treiben der rohesten Sittenlosigkeit und schnöden Wollust ward, dafür man immer wieder in der Kirche Sündenvergebung oder Hoffnung auf die Fürsprache der Heiligen fand — — mußte ein Reich, von solchen Uebeln zerrüttet, nicht zum nahen Untergang reif sein?

Und es war reif; und es ging unter! Ihr Sterblichen, vergebet immer die Sünden; aber die Sünde selbst vergibt sich nicht, sondern straft sich selber.

In Lastern der Weichlichkeit und in den grausamen Verbrechen der Selbstsucht löste sich das große, weltgebietende römische Reich auf. Da geschah der Wink der Vorsehung, und abgehärtete kriegerische Wilde fremder Länder rückten in unzähliger Menge hervor, unterjochten das ganze Abendland, zertrümmerten das große Kaiserreich, zerschlugen den römischen Thron, und brachten ihre rauhen Kriegertugenden an die Stelle der herrschend gewordenen Ueppigkeit und Wollust. Es sollte durch die Vermengung der wilden Sieger mit den besiegten Weichlingen ein neues Geschlecht entstehen.

Die Kirche bebte in diesen Stürmen; aber sie bestand, während die Throne der Kaiser und Könige zerschellt wurden und die Schlösser der Weltunterjocher zerstäubten. Die Kirche bebte. Sie hatte Ursache. Hoffart war an die Stätte

christlicher Demuth, Geiz und Prachtsucht an die Stätte frommer Genügsamkeit, Verehrung des Staubes an die Stätte der Anbetung Gottes, und Werkheiligkeit und Ceremoniel an die Stätte der Jesustugenden und thätiger Menschenliebe getreten. Christen verfolgten Christen. Haß und Zwietracht und Parteiung war die Tagesgeschichte der Gläubigen. Einer war wider den Andern, um nichtiger Meinungen willen; Menschenfurcht ging über Gottesfurcht.

Da kam der große Tag des Gerichts! Es kam der Tag des Herrn, an welchem erfüllt ward, was Jesus einst geweissagt hatte von sich und seinem Gottesreich: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet! (Luk. 11, 13.)

Es kam der Tag des Herrn! — Eine Begebenheit geschah, wie nie geschehen war, seit Menschen den Erdkreis bewohnen; das Unerhörteste, das nie für möglich Gehaltene erfüllte sich. Als sollte Alles, was bisher bestanden war, untergehen; als sollte nichts auf seinen Stätten bleiben; so geschah ein Drängen und Verwirren unter den Bewohnern der Erde vom Aufgang bis zum Niedergang. Denn, wie von der Stimme Gottes gerufen, sprangen Nationen von ihren alten Wohnsitzen, ergriffen das Schwert, und zogen davon mit Weibern, Kindern und Heerden, sich eine andere Heimath in dieser Welt zu suchen und zu erobern; Nationen kamen vom Sonnenaufgang, Nationen von Mitternacht her; nie hatte man zuvor ihre Namen vernommen. Sie kamen; ihre Gestalten waren unbekannt; Niemand verstand ihre Sprache. Sie kamen, färbten weite Länder mit dem Blute der überwundenen Einwohner. Was nicht unter der Schärfe des Schwertes fiel, floh mit Entsetzen von Hütten und Vaterland hinweg, in noch nie gesehene Gegenden. Ganze Völker flohen von Hütten und Vaterland hinweg mit Weibern und Kindern, griffen verzweifelnd zu den Waffen, und trieben schwächere Völkerschaften vor sich hinweg, um eine bleibende Stätte zu finden. Und so aller Orten Krieg und Kriegsgeschrei in drei Welttheilen, Verwirrung, Flucht, Aufbruch und Streit aller Nationen. Das ungeheure Reich Roms ward von den Unbekannten erbeutet und zerstückelt. Nichts blieb das Alte. Alles sollte neu werden. Es war ein immerwährendes, unruhiges, schreckenvolles Wandern der Völker. Es war ein Gericht Gottes.

Einige Jahrhunderte währte dies ungeheure Völkerspiel, dieser Sturm in der Menschheit. Und als sich Alles nach und nach beruhigt und gesetzt hatte, war Alles verwandelt von einem Ende unseres Welttheils zum andern. Da waren neue Throne, neue Sprachen, neue Sitten, neue Gesetze, neue Verfassungen. Da standen die Völker, die Staaten alle da, welche wir noch heute kennen und sehen, wie eine neue Schöpfung. Von dem, was ehemals gewesen, war kaum noch der Name übrig; nichts war geblieben, als die christliche Kirche; Alles hatte verloren, nur die Kirche hatte sich über Alles ausgebreitet, was gekommen war, und einen Umfang und eine Macht gewonnen, die sie selbst in den Tagen nicht gehabt, da noch Weltbeherrscher vom römischen Kaiserthron herab sie siegend erhoben hatten.

Aber in diesen Wanderungen und zweihundertjährigen Kriegen der Nationen waren sie alle verwildert von einem Ende des Welttheils zum andern. Wissenschaft und Kunst der alten Zeit ward nicht mehr gefunden. Barbarei und Un-

wissenheit herrschte an den Höfen der Fürsten, in den Hütten der Knechte, in den Wohnungen der Priester. Ganz Europa glich einer großen Ruine.

Es hat viele Personen gegeben, welche bei diesem traurigen Anblick der Verwüstung schauderten und an dem Fortschreiten des menschlichen Geschlechts gänzlich verzweifelten. Alles dreht sich im ewigen Kreise herum! sprachen sie trostlos: Nationen gehen auf und unter, wie die Blumen des Feldes. Sie prangen eine Zeit lang, dann sind sie nicht mehr. Wo ist die Weisheit Griechenlands, wo Roms Glanz? Die Nationen erreichen nur einen gewissen Grad von Vollkommenheit, dann gehen sie wieder in Dunkelheit zurück. Das Fortschreiten des menschlichen Geschlechts ist ein schönes, aber nichtiges Traumgebilde gutmüthiger Schwärmer.

So sprachen sie, klagend über den Untergang herrlicher Nationen, wo statt ehemaliger Freiheit noch heutzutage Sklaverei, statt ehemaliger Wissenschaft rohe Unwissenheit, statt ehemaligen Reichthums verächtliche Dürftigkeit und Trägheit herrscht. Aber ihre Klage war voreilig und eitel. Die Nation verlor, aber die Menschheit gewann. Wer den Gang der Vorsehung in Erziehung des menschlichen Geschlechts beobachten und beurtheilen will, der habe nicht ein einzelnes Völklein, sondern die Menschheit, nicht das Jahrhundert, sondern das Jahrtausend im Auge. Wer kennt an einem Tropfen das Weltmeer?

Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, sprach Jesus Christus; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Die christliche Welt, mit allen ihren Wissenschaften und Künsten aus Rom und Griechenland, war nicht mit Christo, sie war nicht mehr mit seinen Tugenden, in seinem Geiste; sie war wider ihn mit ihren Parteiungen, Aberglauben und Lastern. Darum, weil sie nicht mit ihm sammelte, zerstreute sie. Es kamen die fremden Nationen, überwältigten alle Lande, und erbeuteten die Schätze der Kunst und Wissenschaft. Und was vormals nur ein Vorzug weniger Städte und Gegenden gewesen, ward durch Zerstreuung das gemeine Gut eines ganzen Welttheils. Ohne die Völkerwanderung wäre so schnell nicht vom Morgenlande bis zu den äußersten Meeresküsten des Abendlandes, und vom üppigen Rom hinweg bis in den rauhen Norden, ein gleicher Grad von Einsicht und Menschlichkeit, ein gleiches Streben nach Sittlichkeit, Kunst und Einsicht gemein worden. Blicket hin auf die schönsten Zeiten der Griechen und Römer: wer waren sie? Verfeinerte, oft vortreffliche Menschen, so weit die heidnische Religion den Menschen zur Vortrefflichkeit gelangen ließ. Was war die übrige Welt? Finsterniß, Knechtschaft, Elend. Blicket umher auf den Völkerzustand Europa's! Es ist die Frucht der Völkerwanderung. Alle Nationen erfreuen sich des Lichts der Wissenschaften, menschlicher Gesetze, milder Sitten, freundlicher Künste. Als Rom, als Griechenland nicht mehr sammelte, mußte es zerstreuen. Seine Schätze zerstoben in alle Welt und wurden weit umher Saaten des Bessern. Nie war der Kampf des Guten und Bösen auf Erden lebhafter geführt, als in jenen Zeiten allgemeiner Gährung der Nationen, da sich Alles vermischte und verwirrte. Aber nie war auch der Sieg ausgebreiteter und glänzender. Das Licht, sonst einzeln strahlend, ward vertheilt überall, daher schwach und dunkel überall; aber es blieb auch der geringste Lichtfunke noch thätig. Er ergriff, was ihm zunächst lag, und verzehrte

den rohen, schlechten Stoff des Bösen; und immer neu genährt, wuchs er und loderte zur heiligen Flamme auf hier und allenthalben.

Wer nicht mit mir ist, sprach Jesus Christus, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Dies erfuhr vornehmlich auch die seinen Namen tragende Kirche damaliger Zeit. Wie tief war sie hinabgesunken ins Sinnliche; wie nahe wieder dem Heidenthum verwandt geworden! Und weil sie nicht mehr sammelte und an innerm Werthe wuchs, mußte sie zerstreuen und durch Umfang gewinnen. Gott warf die Völker durch einander wie Spreu. Es kamen für die Christen wieder die Tage der Noth, unter denen das Christenthum die größten Tugenden, die bewundernswürdigsten Glaubenshelden hervorgebracht hatte. Und die neue Noth gebar neue Tugend, stärkte den Schwächling, machte den Feigen muthvoll. Es entstanden neue Apostel, die den fremden Siegern das Evangelium predigten; es triumphirten neue Bekenner Jesu über alle Schrecken; es begeisterten neue Märtyrer die Heidenschaft, an Jesum zu glauben. Darum, wiewohl unter dem eisernen Fuß der durch die Welt umherziehenden Nationen Alles verging, was ehemals preiswürdig gewesen, die christliche Kirche allein verging nicht. Vielmehr sie umschloß endlich allesammt, und versöhnte und verbrüderte die Streiter in ihren mütterlichen Armen.

Es ist merkwürdig, daß die Wanderung der Völker fast in derselben Zeit anhob, als die christliche Kirche nach dreihundertjährigen Leiden siegreich und in der römischen Welt herrschend geworden war. Eine Stufe war erstiegen; nun sollte die zweite betreten werden.

Zur schnellen Verbreitung der göttlichen Offenbarung durch Jesum war ehemals die Einheit des ungeheuern römischen Reichs nothwendig gewesen. Und der Erlöser der Welt ward in derselben Zeit geboren, da solche Einheit unter Kaiser Augustus vollendet war. Nachdem nun das Christenthum in diesem ganzen Reiche mächtig und herrschend geworden, mußte es auch den entferntern heidnischen Völkern zukommen. Aber die Römer zogen nicht erobernd zu ihnen, sondern die Völker der Ferne stürzten sich gegen das Römische. Dessen Zertrümmerung ward nun dem christlichen Glauben das wieder, was ihm ehemals die Einheit des Reichs gewesen.

Die wilden Nationen der Ferne sandte Gott, um die üppigen, weichlichen, zwistigen, sinkenden Völkerschaften und Menschen, die unter Roms Hoheit wohnten, mit neuer Kraft zu mengen und zu härten; sie würden ohnedem in ekelhaften Wollüsten und Grausamkeiten einander selbst aufgezehrt haben. Aber das Christenthum mußte hinzutreten, um die Wildheit der unmenschlichen, rauhen Sieger zu mildern, um die Trümmer der Wissenschaft und Kunst der alten Welt zu retten; sonst würde der gesammte Erdkreis in größere Barbarei und Unwissenheit versunken sein, als er jemals gewesen.

Mit zitternder Ehrfurcht, Gott! erblicke ich Deine Thaten und Deine Leitungen des Menschengeschlechts! Wie groß, wie weise, wie gnädig bist Du! Nur dunkel ahne ich das Unendliche Deiner Zwecke und Mittel. Wie gar unbegreiflich sind Deine Gerichte und wie unerforschlich sind Deine Wege! Wer hat je Deinen Sinn erkannt, oder wer ist je Dein Rathgeber gewesen? Von Dir, durch Dich, in Dir sind alle Dinge. Dir sei Ehre in Ewigkeit. Amen.

88.
Gefahren der Unwissenheit in religiöser Hinsicht.

Epheſ. 4, 17. 18.

Hilf, daß Dein Licht
Die Finsterniß durchbricht;
Daß die erschaff'nen Geister
Dich, ihren Herrn und Meister,
Stets deutlicher erkennen,
In Dir entbrennen!

Dein heil'ges Bild,
In Schleiern leicht verhüllt,
In Schleiern der Naturen,
Schwebt in den Sternenfluren,
In Thälern, Höh'n und Meeren
Und Blumenheeren.

Ach, ohne Kraft
Und Licht der Wissenschaft
— Mag Mond und Sonne funkeln —
Tappt doch der Mensch im Dunkeln,
Und muß sich, gleich den Thieren,
Im Staub verlieren.

Die wir unter einer wohlwollenden, einsichtvollen und freien Regierung zu wohnen das Glück haben, müssen es allerdings unbegreiflich finden, daß es noch Regierungen geben könne, welche, statt die Kenntniß und Belehrung des Volkes und die Aufklärung des Verstandes und den Unterricht der Jugend zu befördern, alle Mittel anwenden, das Volk in dumpfer Geistesbefangenheit und Unwissenheit zu erhalten. Sie umzäunen mit ängstlichen Strafgesetzen das Gebiet des Denkens, der Wissenschaft und der Wahrheit; schreiben dem öffentlichen Unterricht die engsten Grenzen vor; halten durch Bücherverbote die Erkenntniß des Bessern zurück, unter dem Vorwand, die Verbreitung sittenverderblicher, irreligiöser oder bürgerliche Unzufriedenheit erweckender Schriften zu hindern; sie scheuen alle freie Untersuchung und sind voll Argwohn oder Eifersucht gegen alle höhere Einsicht. Sie maßen sich an, gleichwie sie über Hab und Gut der Unterthanen verfügen, auch über deren Geister Gewalt zu üben und deren Gewissen zu beherrschen. Sie greifen in das Recht Gottes ein, denn nur Er und kein Anderer ist der Fürst der Geister. Sie tasten das Heiligthum der Menschheit, das Recht zur höchsten Ausbildung des Geistes an, welches sie und die Ihrigen vorzugsweise genießen und Andern versagen wollen, ungeachtet sie, als sterbliche Menschen, dem geringsten Bettler ihres Reiches in diesen Rechten vor Gott gleich sind.

Diejenigen Menschen, welche sich eine gesetzlose und willkürliche Gewalt über irdisches Eigenthum, Ehre, persönliche Freiheit und Leben der Untergebenen anmaßen, werden mit Recht als Tyrannen gescholten und verdammt. Aber was sind diejenigen, welche das geistige Leben des Menschen beschränken und verderben wollen? Sie sind mehr zu fürchten, als diejenigen, welche den Leib tödten. Sie gehören zu den Irrlehrern, welche die Seele vergiften oder ihr den Genuß der Wahrheit entziehen.

Ihrer Viele sind aber, welche eine vernunftgemäße Ausbildung des Geistes scheuen, weil sie selber von äußerst beschränktem Verstande sind; das kleine Maß ihrer Begriffe für das genügende halten, und vor Allem erzittern, was darüber hinausgeht, Sie fehlen aus Kurzsichtigkeit gegen Gott und Menschen, nicht aus boshaftem Gemüth. Viele hingegen scheuen die höhern Erkenntnisse im Volke

weil sie fürchten, daß ihre Unwürdigkeit oder ihre Verbrechen erkannt und der Verachtung überliefert würden. Andere wieder suchen mit verbrecherischer Klugheit das Volk in leitsamer Unwissenheit und bleibender Unmündigkeit niederzuhalten, um desto leichter allen Stolz ihrer selbstsüchtigen Herrschbegier zu befriedigen.

So sündlich ein solches Beginnen an sich selbst — Gott richtet den Seelenmord! — ebenso eitel ist es. Denn die Wahrheit siegt dennoch früh oder spät, und alle Anstrengungen sind vergebens, sie zu bekämpfen. Mochte auch der abtrünnige Julian einst die Schulen der Christen schließen und ihnen ihre Bücher entreißen: die Erkenntniß ging ihren stillen Gang, und das Christenthum breitete sich, alle Gesetze des Tyrannen verhöhnend, täglich weiter aus. Die Unwissenheit der Völker aber war von jeher der Völker Verderben. Denn Unwissenheit erzeugt Aberglauben, Irrthum und thierische Rohheit, wilde Sitten, ungestüme Begierden und Laster. Die berühmtesten Staaten, die glänzendsten Throne gingen erst unter, wenn die Wissenschaften in Verfall gerathen waren. Unter rohen und unwissenden Völkern ist die Herrschaft und das Leben des Regenten am allerunsichersten; denn da wird die Unzufriedenheit bald zur gewissenlosen Mordlust, der bürgerliche Eifer zur Schwärmerwuth und die bigotte Frömmigkeit zum Fanatismus.

Die Religion, welche unser Heiland verkündet hat, ist selbst der Gipfel menschlicher Weisheit; denn sie ist die Wissenschaft um alles Göttliche in der Natur, im All der Schöpfung, in den Verhängnissen des Lebens und in der Thätigkeit vernunftbegabter Geister. Darum sandte Gott seinen Sohn in die Welt, erst als diese einen gewissen Grad der geistigen Ausbildung erreicht hatte, um die Wahrheiten des Lebens zu begreifen. Ohne Empfänglichkeit des Bodens ist die edelste Saat unfruchtbar. Wo diese Empfänglichkeit des Geistes wie des Herzens fehlte, wandte sich das Volk von ihm ab, den alten Vorurtheilen zu. Alle seine Jünger suchten das Selbstdenken im Volke zu erwecken, und forderten ihre Zuhörer zum Selbstforschen auf. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! sagt die heilige Schrift. (1. Thess. 5, 21.)

Die Stumpfheit des Verstandes, dumpfes, bewußtloses Glauben, Unwissenheit und Mangel geistiger Selbstthätigkeit, ist daher als einer der furchtbarsten Nachtheile für die Reinheit der christlichen Religion und ihre segenvollen Wirkungen zu halten. Denn „welcher Verstand verfinstert ist, sagt der weise Apostel Paulus (Epheſ. 4, 18), die sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, und durch die Blindheit ihres Herzens.“ Der Verfall der Kenntnisse und Wissenschaften hielt mit dem Verfall des großen römischen Reichs, mit der wachsenden Ruchlosigkeit der Sitten gleichen Schritt, und hatte auch auf die Verfinsterung der christlichen Wahrheiten den traurigsten Einfluß.

Wie verderblich Unwissenheit aber für die Religion sei, ist nie offenbarer geworden, als nach den Tagen, da es Gott gefiel, die Völker in jener großen Umwälzung aller Reiche, in jener wunderbaren, schrecklichen Wanderung der Nationen zu vermischen, die bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt dauerte.

Es kamen die wilden Heiden aus dem unbekannten Nordlande und aus dem entferntesten Asien hervor, raublustig, blutdürstig, unwissend. Sie verbrannten die Schriften des Alterthums, ohne zu ahnen, welche Schätze der Weisheit sie zerstörten. Sie zertrümmerten die herrlichen Denkmale menschlicher Kunst und Einsicht, ohne zu wissen, wie viel Böses sie thaten. Sie machten die Ueberwundenen, von denen sie an Kenntnissen übertroffen waren, zu ihren leibeigenen Knechten, und herrschten über sie mit allem Trotze, welchen Macht und Kenntnißlosigkeit einflößt. So gingen in den zu Sklaverei und niedrigen Arbeiten verdammten Völkern, die sie unterjocht hatten, die meisten Wissenschaften der Vorwelt, bis auf sehr geringe Ueberbleibsel verloren.

Schon die Unverständigkeit der römischen Kaiser hatte vorher, ehe die Wanderung der barbarischen Nationen anfing, den Verfall der Einsichten und Kenntnisse herbeigeführt, sowohl durch die tyrannische Unterdrückung und Beschränkung der Freiheit im Denken, Lehren und Schreiben, als durch das Verbot und die Vernichtung vieler Bücher, und Beförderung des Luxus und Wohllebens in sinnlicher Hinsicht. Als nun aber die kriegerischen Wilden aus der Ferne heranzogen, und die Völker von ihnen leicht bezwungen wurden, die durch Wollüste körperlich entnervt und verweichlicht, durch Unwissenheit auch der geistigen Kraft beraubt waren: ward allgemeine Barbarei und Finsterniß das Loos der Welt.

Die Zeiten wurden so kläglich, daß endlich selbst nur der kleinste Theil der Geistlichen zu schreiben, oder ein Lehrer des Volks zu lesen verstand. Es gab nur Wenige, welche die heiligen Schriften jemals zu Gesicht bekommen hatten, und noch Wenigere, welche dieselben eigenthümlich besaßen. Die Unwissenheit der Menschen mehrte sich, weil die, welche herrschten, das Kriegsschwert zu führen für köstlicher hielten, als alle Weisheit. Es waren keine Schulen. Nur bei den Klöstern errichtete man hin und wieder einige derselben, damit doch die Geistlichen fähig würden, lesen zu können. Denn wie wollten sie, die das Wort Gottes nicht lasen, es auslegen und erklären?

Daher ist es allerdings keiner Verwunderung werth, wenn man von den betrübten Wirkungen dieser allgemeinen Unwissenheit hört, wie die christlichen Unterthanen, mit geringen Ausnahmen des vornehmern Theils und der Geistlichkeit, als leibeigene Knechte und Mägde behandelt, ohne wahres Eigenthum, oder ohne Sicherheit desselben, ohne Sicherheit ihrer Ehre, ihres Lebens, gleich dem Vieh vertauscht, verschenkt, oder um baares Geld verkauft wurden; wenn man hört, wie das gemeine Volk, gleich dem Vieh behandelt, dumm und viehisch ward, und seine Vorgesetzten nicht wie Menschen, sondern wie von Natur höhere Wesen, wie eine Art Götter betrachtete; wenn man hört, wie die Vornehmen, die Edelleute, die Fürsten nicht als Beschützer der Unterdrückten, sondern als kleine und große Räuber lebten, einander erschlugen, erwürgten und vergifteten, geringer Ursachen willen; in Sauf und Fraß und Wollüsten ihre Tage verpraßten, und den Krieg als ihre höchste und edelste Lebensbestimmung ansahen; wenn man hört, daß selbst die meisten Geistlichen in und außer den Klöstern, neben ihren auswendiggelernten Gebeten und Gesängen und kirchlichen Gebräuchen, sich ohne Scham und Zucht dem Wohlleben überließen, ohne Enthaltsamkeit, ohne Nüchternheit, ohne Keuschheit beisammen wohnten, und es an Pracht und

Schwelgerei oft den Weltlichen zuvor thaten. Je größer die Unwissenheit, je größer ward die Verwilderung des Gemüthes, die Schändlichkeit der Sitten. Man vergab die Sünden an Gottes Statt und sündigte mit; nur der ward von Allen selig gepriesen, der Kirchen und Klöstern das meiste Gut schenkte und in freiwilliger Armuth lebte, oder die Seinigen in Armuth stieß, damit die Geistlichen vollauf hatten und im Ueberfluß schwimmen konnten. Je reicher diese wurden, je leichter konnten sie das Volk beherrschen. Je unwissender, abergläubiger und leichtgläubiger die Laien waren, je weniger Mühe kostete es, dieselben nach Willkür zu lenken. Ja, es fehlte nicht an Personen, welche Nachfolger Jesu, Verkündiger des göttlichen Wortes, Geweihte Gottes hießen, die sich an der Unwissenheit des großen Haufens belustigten, oder ihn in tiefer Unverständigkeit geflissentlich zu erhalten suchten, um bequem herrschen zu können. War das Volk in ihrer Gewalt, und konnten sie es mit wenigen Worten empören oder besänftigen, so waren auch die Regierungen selbst in ihrer Gewalt. Und so geschah es. Die Gewalt der Geistlichkeit stieg zu einer furchtbaren und unnatürlichen Höhe; theilte sich erst mit weltlichen Obrigkeiten in die Herrschaft, und machte dann selbst die Könige der Erde von sich abhängig. Christus hatte gelehrt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Da aber Priester sich zu Auslegern des göttlichen Willens über einzelne Vorfälle des Lebens, zu Statthaltern Jesu auf Erden machten, fähig, sterbliche Menschen nach Belieben zu entsündigen und zu heiligen, oder aus dem Schooße der Kirche, aus der Gemeinschaft der Gläubigen zu verstoßen, zu verfluchen, und zur ewigen Pein zu verurtheilen; da das leichtgläubige Volk, zitternd vor den vom Priester angedrohten Gerichten Gottes, gehorsam den Befehlen der Kirche folgte: so ward die Kirche, oder vielmehr die ehrgeizige Schaar ihrer Priester, übermächtig gegen den weltlichen Arm. Umsonst hatte das Gotteswort gelehrt: Seid unterthan der Obrigkeit, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Mehrmals predigte die Kirche den Aufruhr gegen Obrigkeiten, und empörte die unwissenden Völker gegen ihre rechtmäßigen Beherrscher. Zu keiner Zeit sind mehr Fürsten und Herren eines unnatürlichen Todes gestorben, von ihren Thronen gestürzt, aus ihren Landen vertrieben oder lebenslänglich mit Kriegen umringt worden, als da die Völker in größter Unwissenheit lebten und erhalten wurden.

Das waren die unglückseligen Wirkungen der allgemeinen Geistesverwilderung! Die wahre christliche Tugend war wieder so selten, wie sie während der heidnischen Zeit irgend hätte sein können. Es war überall nur dumpfes, thierisches Hinbrüten; der Gottesdienst ein todter Zeremoniendienst. Wie konnte es anders sein? Welcher Verstand verfinstert ist, wie der Apostel spricht, die sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, die in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens.

Und begünstigt durch die Rohheit der Menschen und durch die freiwillige Entsagung der Vernunft in Sachen des Glaubens, drangen Irrthum und Aberglauben in ungeheurer finsterer Menge zur Kirche. Weil man viel zu kenntnißlos war, um sich manche der natürlichsten Erscheinungen in der Natur zu erklären, so gab man dieselben sogleich für Wunderwerke irgend eines Heiligen aus, um das Ansehen desselben, oder vielmehr das Ansehen der Kirche zu vermehren.

Und wo es an solchen Ereignissen fehlte, erfand man falsche Wunderwerke. Das Alles aber geschah, wie man sich ausdrückte, zur größern Ehre Gottes. Ach, als wenn es möglich wäre, daß ein Wurm des Staubes dem unendlichen Gebieter des Weltalls an seiner Ehre etwas zulegen und sie vergrößern könnte! Als wenn es möglich wäre, daß das Allerheiligste im Himmel und auf Erden durch Betrug, Falschheit und Sünde geehrt werden könnte!

Nicht für die Gottheit, nicht für die Religion Jesu ward dies Unwesen getrieben, sondern für die Vermehrung des irdischen Reichthums der Kirchen und ihrer Priester. Darum wollte jedes Kloster und Klösterlein, jede Kirche, jedes Kirchlein mit Reliquien prangen, damit die frommgläubige Gemeinde desto freigebiger werde, die Heiligen zu beschenken. Die Geistlichen waren die Verwalter, Bewahrer und Genießer des heiligen Gutes. Und was sie einmal erworben hatten, hüteten sie wohl, daß es nicht wieder in weltliche Hände falle. Denn bald stellten sie das kirchliche Gebot auf: heiliges Gut sei unantastbar, und wer es an sich nehme, der ziehe den Zorn der Heiligen und den Fluch des Himmels auf sich. Sie verknüpften mit dem Heiligendienst die Pflichten reicher Opfer und Gaben. Sie führten die Sitte der Wallfahrten ein, stifteten den Schutzheiligen Feste, und ertheilten an denselben Sündenvergebung.

In diesen Zeitaltern der Unwissenheit entstand neben der wachsenden Pracht kirchlicher Geräthe, Zierrathen und priestlicher Gewänder mancher neuer Gebrauch, manche neue Lehre, von denen die ersten Kirchen der Christenheit nie gewußt hatten, und manche Uebungen des Alterthums wurden dagegen verändert oder gänzlich abgeschafft. Das schuf den zahlreicher angestellten Geistlichen neuen und beträchtlichen Zuwachs der Einkünfte. Ihr Ansehen stieg über die Maßen mit Zunahme der Unwissenheit und des von ihnen viel gepredigten blinden Glaubens und Gehorsams. Auf diese Weise wurden sie abermals gleich den Priestern des alen Testaments, und wurden es in einer noch weit höhern Bedeutung, indem sie ewige Seligkeit und ewige Verdammniß austheilten, als wären sie der Gottheit selbst gleich.

Dergleichen Neuerungen aus der alten Christenheit, noch mehr den Aposteln und Jesu Christo unbekannt gewesene Lehren, drängten sich jedoch nicht ohne Widerstand in die Kirche ein. Noch gab es einzelne fromme, und für ihre Zeit gelehrte Männer, die denselben heftig und mit den Worten der heiligen Schrift widersprachen. Noch achthundert Jahre nach Christi Geburt ward von der Hälfte der christlichen Welt gegen die Verehrung der Heiligenbilder geeifert, doch vergebens. Als diese errungen war, ernannten die Bischöfe in ihren Versammlungen diejenigen, welche in den Rang der Heiligen erhoben werden sollten, und bald eignete sich der Papst, als einziges Oberhaupt der Kirche, das Recht zur Seligsprechung und Heiligung allein zu. Zwar schon achthundert Jahre nach Christi Geburt trat ein Geistlicher auf und lehrte, daß im Abendmahl Brod und Wein in Fleisch und Blut Christi verwandelt werde, oder in Gott selbst. Aber noch drei- bis vierhundert Jahre lang ward dies bestritten, bezweifelt, widerlegt, bis es endlich, als ein Theil des christlichen Glaubens, anzunehmen geboten ward. In derselben Zeit ward auch die alte Lehre vom Opfer Jesu, des

Messias, mit Bestimmtheit dahin erklärt, daß Christus für unsere Sünden genug gethan habe. Die Kirche spendete nun die Schätze himmlischer Gnaden.

Neben diesen Mitteln, nicht zur Vermehrung der Gottseligkeit und des aus Gott stammenden Lebens, sondern kirchlicher Gewalt und priesterlichen Ansehens und Reichthums, vervielfältigten sich die Feierlichkeiten der Kirche und todten Andachtsübungen des häuslichen Lebens. Beim Gottesdienst selbst ward nur die allem Volke unverständliche lateinische Sprache erlaubt. So sank die Menge der Gläubigen in die tiefste Unwissenheit über den Zweck und Inhalt der heiligen Handlungen. Nichts blieb ihm mehr zu denken übrig; dies wurde sogar für gefahrvoll erklärt. Man erfand im Morgenlande den so geheißenen Rosenkranz und führte ihn bei den Abendländern ein; man traf allerlei Einrichtungen, um dadurch die Kirche oder vielmehr die Priesterschaft in das Geheimniß aller Familien einzusetzen. Nur dies mangelte ihr, um immerdar des Volkes mächtig zu bleiben und jeder weltlichen Obrigkeit überlegen zu sein. Blindlings folgte nun mit Zittern der Pöbel, welcher in den Priestern Boten und Diener Gottes sah; und Könige und Fürsten vermeinten seliger zu sterben, wenn sie sich mit einem Mönchsgewand angethan in den Sarg legen ließen.

Das Christenthum war fast ganz verschwunden; das rohe Heidenthum war wieder aufgethan und mit dem heiligsten aller Namen geschmückt. Geraubt war der Menschheit die frohe Kindheit zu Gott, dem Vater Aller; und statt der ihr von Jesu erworbenen kindlichen Freiheit war sie wieder in die Knechtschaft unter das Gesetz der Priesterschaft gethan. Ach, nur allzuwahr ist des Apostels Wort geworden: „Welcher Menschen Verstand verfinstert ist, die sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, und durch die Blindheit ihres Herzens!“

Mit Entsetzen wende ich mich ab von den Entartungen des Christenthums, von der Verfinsterung der gesammten Kirche. Das waren die Wirkungen der Unwissenheit. Aber was geschehen war, konnte nicht anders kommen. So stand es im Plan der göttlichen Verhängnisse, als die Völker der Erde vermischt und rohe Heiden der Ferne herbeigesandt wurden, die Völker des Welttheils zu erneuern. Und doch auch mitten in dieser Barbarei bewegte noch viel heiliger Sinn manches Gemüth; und konnte ihn die Kirche nicht mehr erwecken, so erweckte ihn der natürliche Trieb des Herzens, die bleibende Sehnsucht in den Seelen nach Gott, und dem was Gottes ist. Denn Religion ist nicht Sache der Willkühr, sondern ein unauslöschliches Bedürfniß der Menschheit! Die Heiden, wie die heilige Schrift sagt (Röm. 2, 14. 15), die das Gesetz nicht haben, thun von Natur des Gesetzes Werk, und hiemit beweisen sie, des Gesetzes Werk sei geschrieben in ihren Herzen; sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander anklagen und entschuldigen.

Ach, mein Gott, wie soll Dir mein Geist genug danken, daß er, erleuchtet durch Deine Gnade in Jesu Christo, Dich würdiger erkennen kann und anbeten im Geist und in der Wahrheit!

89.

Der Mensch das Werkzeug Gottes.

Jesaias 40, 13.

Deiner Weisheit tiefste Schlüsse
Bleiben, Gott, uns unbekannt.
Wie viel auch ein Engel wisse,
Nie entdeckt es sein Verstand,
Wie du deine Welt regierest,
Alles zu der Absicht führest,
Die Dein huldreich weiser Rath
Immer gut gewählet hat.

Und doch kann's der Mensch oft wagen,
Er, dem Deine Einsicht fehlt,
Sich vermessen zu beklagen!
Er, dem Zukunft ist verhehlt,
Tadelt, wo er nichts verstehet,
Wo er leicht sich hintergehet;
Tadelt, was Dein Rath beschließt,
Weil es ihm jetzt dunkel ist.

Wer ist denn groß auf Erden? Und wer von den Menschen ist gering zu achten? — Ihr nennt denjenigen groß, der mit Pracht umgeben ist, und über Viele zu gebieten hat? Diese Pracht ist ein nichtiger Tand, dessen Werth mehr in der Einbildung besteht, als in sich selber; und ist denn der Mensch groß, weil er ein höheres oder niederes Amt bekleidet? — Wer ist gering? — Die Lumpen des Bettlers sind mit dem Purpur- und Seidengewand ursprünglich gleicher Abkunft, Staub vom Staube, der zum Staube zurückgeht. In der Sterbestunde ist kein Weltbeherrscher reicher als ein Halbnackter, der auf dem Strohlager den Geist aufgibt.

Was ihr für Herrlichkeiten auf Erden achtet, Kinder des Staubes, ist es nur durch die Meinung, welche ihr davon habet. In Gottes Augen sind euere Köstlichkeiten um nichts köstlicher, als das Sonnenstäubchen, welches euch umfliegt. Darum verachtete Jesus Christus die übergroße Werthschätzung solcher vergänglichen Nichtigkeiten. Er forderte euere Pracht nicht, euern Reichthum, euern Ruhm, euere Throne nicht; und der Weise, der Christ, welcher wie Christus denkt und lebt, hält das Gemeinste wie das Seltenste, das Wohlfeilste wie das Theuerste nur in so weit beachtungswürdig, als es in seiner Hand zur Beförderung des allgemeinen Wohlseins ein brauchbares Mittel werden kann.

Vor Gott ist Niemand groß, Niemand klein. Jeder ist ihm gleich werth und lieb, Jeder eins seiner Kinder. Auch Christus nannte alle Menschen seine Brüder; er starb nicht für die Reichen, für die sogenannten Vornehmen allein; er starb auch für das Heil dessen, den der Mensch für den Aermsten und Verächtlichsten seines Geschlechts hält. Darum sollen auch wir, als Christen, für jeden unserer Nächsten Hochachtung haben. Schon seine Menschenwürde berechtigt ihn dazu, Achtung von uns zu begehren, gleichviel, weß Standes und Herkommens, weß Glaubens und Landes, weß Alters und Geschlechtes er sei.

Auch bedient sich Gott in seiner Regierung der Volksschicksale nicht der Hohen, der Könige und Fürsten allein, sondern auch der von andern Menschen oft unbemerktesten Personen. Ja, wir wissen, daß die wichtigsten Begebenheiten in der Welt, die wohlthätigsten Veränderungen im Zustand der Nationen, meistens von Leuten ausgingen, welche weder durch Reichthum mächtig und angesehen, noch in hohen Stellen waren. Was Könige und Fürsten oder deren Räthe und Feldherren verrichteten, oder mit Gewalt nach ihrem Sinn zu erzwingen trachteten, war selten von langer Dauer und großer Ausbreitung. Was ist von

allen Thaten der weiland bewunderten Eroberer übrig geblieben, als der Abscheu gegen ihre Verrichtungen und der Fluch ihres mit Greueln befleckten Namens? Denn was sie auch thaten, es war keine Einwirkung in das Gebiet der Geisterwelt, sondern in irdisches Gebiet. Darum war die Frucht ihrer Werke vergänglich. Wie sie gebaut hatten, ebenso kamen Andere zur Zerstörung.

Im Grunde ist der Mensch ein Werkzeug Gottes zur Verrichtung seines heiligen Willens und zur Erfüllung seiner weisen Absichten. Schon darum soll uns auch jeder Mensch achtungswürdig sein; wir wissen von keinem, zu welchen Zwecken Gottes er erkoren ist und dasteht. Oft vollbringt unerwartet die Hand eines Kindes, was dem Scharfsinn des klügsten Denkers zu schwer gewesen, und außerordentliche Begebenheiten werden durch scheinbar unbedeutende Handlungen veranlaßt, bei denen der, welcher sie begeht, sich selber unbewußt ist, welchem großen Werke er zuerst den Ursprung gibt. Gott allein ist groß; alles Andere klein. Er allein leitet den dunkeln Gang der Verhängnisse und achtet der menschlichen Seufzer und Triumpfe, Anstrengungen, Thorheiten und Weisheiten nicht. Wer unterrichtet den Geist des Herrn und welcher Rathgeber unterweiset ihn? (Jes. 40, 13.)

Was du auch thust, und so gering es dir auch selber zu sein scheint, du weißt nicht, welche Wirkungen es verursachen kann. Ja, die ersten Folgen scheinen dir so unerheblich, daß du sie kaum einen Augenblick lang bemerken magst. Aber sie währen still fort; Eins veranlaßt das Andere; Alles hängt, gleich Gliedern einer Kette, zusammen. Du selbst kannst einst vor Ereignissen erschrecken, oder von andern entzückt werden, deren erste Veranlassung du selber gegeben, und die nicht erschienen wären, hättest du eine gleichgültig geschienene Handlung unterlassen, die von dir schon längst vergessen worden ist. Dies muß uns auf unser Thun und Lassen aufmerksamer machen. Dies muß uns um so mehr bewegen, überall so zu handeln, wie es unsere Pflicht gebietet, unser Gewissen billiget, weil wir nicht die Folgen berechnen können, und großes Heil oder Unheil stiften mögen, je nachdem wir uns entscheiden, mit oder wider den Geist Gottes zu gehen.

Und gleichwie es gar kein ungewöhnlicher Fall ist, daß eine unserer gleichgültig vollbrachten Handlungen, ein Geschäft, von dem wir uns gar nichts versprachen, ein Wort, das wir leicht hinwarfen, mehr Wirkungen nach sich zog, als Manches, welches wir für sehr wichtig hielten, mit vieler Ueberlegung und Mühe thaten: ebenso ereignet sich häufig von der andern Seite, daß menschliche Handlungen und Anstalten ganz andere Wirkungen haben, als ursprünglich beabsichtigt waren. Rühme sich doch damit Niemand seiner Thaten! Der Mensch hat nichts als den freien Willen; die That und ihr Einfluß auf die übrige Welt liegt in Gottes Hand. Der Mensch hat nichts als den freien Willen, sich göttlich edel oder thierisch schlecht zu entschließen, die Folgen des Willens sind von ihm unabhängig; ihr Spiel umgibt ihn lehrreich in der Außenwelt zur Beförderung seines und anderer Geister, ohne daß er es ändern kann. Wer aber mit Gott ist, mit dem ist Gott.

Wie ganz anders die Folgen der Menschenthaten von demjenigen sind, was der Mensch eigentlich wollte, ist in der Geschichte des Christenthums ganz beson-

ders auffallend, und mit anbetender Ehrfurcht fühlt man sich auch hier oft gezwungen, im Sinn des Propheten Jesaias auszurufen: Wer unterrichtet den Geist des Herrn, und welcher Rathgeber unterweiset ihn?

Die ersten Lehrer und Priester zu Rom waren arme, unbekannte, fromme Leute. Als die Gemeinde der Gläubigen daselbst größer geworden war, wählte sie sich einen Aufseher oder Bischof über die andern; doch war derselbe noch durch nichts von ihnen verschieden, als durch die allgemeinen Befugnisse seines Amtes. Allein nach und nach empfing er durch spätere Stiftung anderer Gemeinden in Rom und Italien, als älterer Bischof, einen gewissen Vorzug, den er um so leichter behauptete, da Rom immer noch die Hauptstadt des Abendlandes war. Er betrachtete sich als das Oberhaupt der übrigen Bischöfe in der Nachbarschaft, wiewohl man ihn lange nicht der That nach dafür gelten ließ. Gleichwie die Bischöfe zu Jerusalem, Konstantinopel, Antiochien und Alexandrien, nahm auch er den Titel eines Patriarchen oder christlichen Erzvaters an, und genoß damit einer größern Ehre.

Sobald die Glaubensstreitigkeiten unter den Christen gemeiner wurden, und die Mehrheit der Bischöfe auf Kirchenversammlungen entschied, was rechtgläubig sei, entstand der Grundsatz, daß es nur eine einzige rechtgläubige, allgemeine (oder katholische) Kirche geben könne. Als man einmal den Gedanken von solcher Einheit der Kirche angenommen hatte, wollte man, um in dieser Einheit zu verharren, auch nur ein einziges sichtbares Oberhaupt haben. Der Patriarch von Rom bemerkte, daß Petrus, das Haupt der Apostel, auch in Rom der erste Vorsteher der Gläubigen gewesen, und folglich jeder Bischof zu Rom Nachfolger auf dem Lehrstuhl im apostolischen Recht und Amt Petri sei.

Da entstand der große Rangstreit der abendländischen und morgenländischen Kirche wegen des Vorzugs der Patriarchen zu Rom und Konstantinopel; da die allmälige Trennung beider Kirchen. Die Erhebung des Christenthums durch den Kaiser zur allgemeinen Landesreligion erhöhete auch das Ansehen des römischen Bischofs, welcher nun in steter Berührung mit den Kaisern stand. Er ward von ihnen groß geehrt und beschenkt. Bald übertraf sein Ansehen, sein Reichthum, seine Pracht den Glanz und die Wichtigkeit aller übrigen abendländischen Bischöfe.

Dann kamen die traurigen Zeiten der Völkerwanderung und allgemeiner Unwissenheit, wo der Aberglaube der Völker aufs Höchste stieg. Und obgleich die aus Asien nach den Mitternachtsländern gekommenen siegreichen Heiden mit den Sitten, Bequemlichkeiten und Künsten der überwundenen Völker auch ihre Religion, den christlichen Glauben, annahmen, vermischten sie doch denselben mit ihren heidnischen Vorstellungen. Gewohnt, gegen die heidnischen Priester in größter Ehrfurcht zu sein und sie als heilige Personen, als Vertraute und Lieblinge der Götter zu betrachten, versagten sie diese Ehrfurcht nun noch weniger den christlichen Priestern. Die allertiefsten Ehrenbezeugungen erwiesen sie dem Bischof zu Rom, dem Nachfolger des Apostel Petrus, als einem Statthalter des Messias und sichtbaren Oberhaupt der Kirche. Es wurden seiner Person die erhabensten Namen beigelegt, weil er im Namen Gottes die schwersten Sünden vergab, den Segen und Fluch des Himmels austheilte, Seligkeit oder ewige Verdammniß aussprach, und auch das sonst nur von Kirchenversammlungen

geübte Recht erlangt hatte, verstorbene Menschen unter die Heiligen Gottes zu versetzen, wegen der Wunder, so sie im Leben oder noch im Grabe verrichtet haben mochten. Man nannte auch ihn heilig, das heißt sündenrein, und allgemein den heiligen Vater. Man erwies ihm knieend, und den Staub seiner Füße küssend, fast göttliche Ehre. Man schrieb ihm in Glaubensangelegenheiten eine Unfehlbarkeit des Urtheils zu. Und gleichwie das Göttliche höher als das Irdische ist, so gewöhnte man sich auch, das Geistliche für höher als das Weltliche, die Kirche für erhabener als die Throne, und das Oberhaupt der Kirche folglich für ehrwürdiger, als weltliche Fürsten, anzusehen.

Die ersten christlichen Kaiser zwar hatten sich ihr altes Recht behalten, gleichwie sie alle Stellen im Reiche vergaben, auch den Bischof zu Rom als kirchliches Oberhaupt zu ernennen, oder den Erwählten zu bestätigen. Denn sie betrachteten die Bischöfe und Patriarchen als Personen, welche unter dem Schutz ihres kaiserlichen Scepters lebten. So ward die Macht der römischen Patriarchen noch lange Zeit von ihnen beschränkt. Je mehr aber durch die Siege fremder Völker auch das römische Reich geschwächt und das Ansehen der Kaiser vermindert ward, je unfähiger wurden diese, der Hoheit und dem Ansehen des Papstes zu widerstehen. Dieser, vor dem sowohl die überwundenen Nationen, als die siegreichen Barbaren eine Verehrung hatten, die fast an vergötternden Aberglauben grenzte, konnte durch seinen Ausspruch das Gemüth der Völker auf jede Weise bewegen und leiten. Und dadurch wurde in Rom und Italien der Papst von nicht geringerer Gewalt, als ein weltlicher Fürst. Die römischen Kaiser, von den Barbaren überwunden, verschwanden aus der Welt; aber das Oberhaupt der christlichen Kirche blieb in wachsender Majestät. Das römische Reich ward zertrümmert, aber die christliche Kirche erweiterte sich durch Bekehrung der Barbaren über die Welt, und die Millionen, deren Tapferkeit Roms weltlichen Thron gebrochen hatte, beugten sich vor dem heiligen Stuhl Petri.

Die aber, welche auf diesem Stuhle saßen, sahen sich theils durch die Gewalt der Verhältnisse, theils durch ihre Staatsklugheit zu einer Höhe weltlicher Größe erhoben, welche sie zu befestigen und zu erweitern suchten. Den Besitz Roms und der umliegenden Provinzen ließen sie sich von denen bestätigen, welche nachmals wieder den Namen und die Würde eines Kaisers annahmen. Sie ließen sich von andern Bischöfen und Erzbischöfen den Eid des Gehorsams und der Treue schwören. Sie setzten ihr Ansehen dem Ansehen der weltlichen Fürsten gleich, und hielten es unter ihrer Würde, von Kaisern ernannt und bestätigt zu werden. Durch den Glauben, daß Taufe, Abendmahl und andere heilige Handlungen entsündigen und durch sich selbst schon die Seelen zum Genuß der ewigen Seligkeit fähig machen, betrachtete Jeder es für das namenloseste Unglück, aus der Kirche verbannt, und von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen zu sein. Dadurch ward das Oberhaupt der Kirche allein mächtig, daß es im Zwist mit weltlichen Fürsten nicht nur diese in den Kirchenbann legte, sondern auch deren Unterthanen vom Eid der Treue lossagte, welchen sie dem mit dem Fluche der Kirche Behafteten geschworen hatten.

Die Bischöfe und Priester standen unter dem Willen des kirchlichen Oberhauptes und vollzogen seine Befehle. Sie hingen ihm besonders seit den Zeiten

an, da allen Geistlichen von Rom aus das eheliche Leben verboten war. Denn nun waren diese durch keine Familien- und engern Blutsbande an weltliche Verhältnisse geknüpft; sie gehörten ganz der Kirche; dankten ihr allein nur Versorgung und Ehre.

Auch die Einsiedler oder Mönche wurden zu den Geistlichen gerechnet, zu denen sie in den ersten vierhundert Jahren der Christenheit eigentlich nicht gezählt worden waren. Ehemals führten sie eine unstete Lebensart, trieben Handarbeit und bürgerliche Beschäftigungen, und waren durch ihre Zurückgezogenheit, durch ihre anhaltenden Andachtsübungen, durch ihre Entsagung aller Lebensfreuden, durch die Selbstpeinigung ihres Körpers dem Volke ein Gegenstand bewundernder Ehrfurcht. Früher schon vervielfältigten sie sich in den Morgenländern; früh ward in den Abendländern ihre Lebensart zur Nachahmung empfohlen; eben so früh vereinigten sie sich zu ordentlichen Gesellschaften, die in verschlossenen Häusern, Klöster genannt, von allem Umgang mit Weltlichen abgesondert, mitten in großen Städten einsam wohnten. Früh fingen die Gesellschaften, nicht nur männliche, sondern auch weibliche, an, unter abgelegtem Gelübde ewiger Keuschheit, freiwilliger Armuth und treuen Gehorsams gegen die Kirche, ihre Lebensart zu jeder Stunde Tags und Nachts nach besonderen Vorschriften einzurichten. So entstanden die verschiedenen und zahlreichen Mönchsorden.

Die Gesammtheit derselben mit ihren Aebten und Vorstehern, nur von der Kirche und dem Oberhaupte derselben abhängig, ward eine mächtige Stütze der päpstlichen Hoheit. Vergebens sträubten sich Fürsten, Herzoge, Könige und Kaiser gegen die immerfort steigende Allgewalt des Nachfolgers Petri: sie waren und blieben der öffentlichen Meinung des Volkes untergeben, und von der unsichtbaren Gewalt geistlicher Ordnungen und geistlichen Einflusses beherrscht. Das Oberhaupt der Kirche hörte auf, der Unterthan einer weltlichen Macht zu sein, und ward zuletzt über sie erhoben.

Allerdings wurde aber auch durch dasselbe eine, besonders in jenen Zeiten der Unwissenheit höchst nothwendige Einheit und Gemeinschaft der Gläubigen erzweckt, und mitten im Sturm der Barbaren, die alles Alte vernichteten, das Christenthum bewahrt, so sehr es auch von Menschenmeinungen entstellt wurde. Durch diese Einheit des kirchlichen Oberhauptes wurden zu einer Zeit, da Volk wider Volk aufstand, und kaum eine andere, als die Tugend des Kriegers oder Mönchs geschätzt ward, die getrennten Nationen zu einer einzigen großen Familie verbunden, und in dieser Verknüpfung festgehalten. Und wie sich in der Kirche das Zwieträchtige endlich immer wieder versöhnte, so war es auch ihr Ansehen, welches die Freiheit des Abendlandes rettete. Denn der rohe Uebermuth, die Grausamkeit und Tyrannei der barbarischen Fürsten, die kein Gesetz ehren mochten, zitterten vor der Gewalt und dem Zorn der Kirche. Die Unterdrückten fanden hier Schutz, die Unterdrücker Lehre und Warnung. Schon waren die meisten Unterthanen der Fürsten Leibeigene oder Sclaven; mehr oder weniger drückte das Joch der Knechtschaft auf alle höheren Stände. Es war in der Rohheit und Unwissenheit des Zeitalters nichts möglicher, als daß die Fürsten endlich, wie noch heutigen Tages in vielen morgenländischen Reichen, alle Freiheit

ausgetilgt und ihre Willkür zum Gesetz von Millionen gemacht hätten. Aber durch das Gegenstreben der Kirche, und durch das Ansehen des geringsten Priesters gegen den gewaltigsten König, ward ein solches Beginnen auch dem wildesten Tyrannen unmöglich, und seine Allgewalt immerdar gebrochen. Aus dem eifersüchtigem Kampf aber der geistlichen und weltlichen Behörden ging zuletzt auch die größere Befreiung selbst der Niedrigsten im Volke hervor.

So waren sie Werkzeuge Deiner Hand, allweiser und allmächtiger Gebieter der Schicksale! Du gabst ihnen Glück und Unglück, daß sich aus der geisttödtenden Knechtschaft die Freiheit, aus der Unwissenheit und Nacht das Licht besserer Erkenntniß, aus dem rohen Aberglauben der heidnischen Menge wieder der reine Glaube an Jesum Christum, Deinen heiligen Sohn, und aus der Rohheit und zügellosen Lasterhaftigkeit der Menschen die Jesustugend sich entwickele. Und wie vor Zeiten, so waltest Du, o mein Gott, mein Vater, noch heute zur Erhebung und Beseligung des menschlichen Geschlechts, wunderbar unbegreiflich, segensvoll, anbetungswürdig auch in den unerforschlichen Tiefen Deiner heiligen Rathschlüsse.

90.

Die Bekehrung heidnischer Völker.

2. Thess. 3, 1.

Wer da verschmachtet ist und matt,
Soll leben und sich freu'n;
Satt werden soll, wer Mangel hat;
Wer glaubt, soll selig sein.

Sagt's aller Welten Völker an:
Bekehret euch zum Herrn!
Ihm werde Jeder unterthan,
Und Jeder dien' ihm gern.

Was Liebe gab, mit Liebe sei,
Es Allen dargebracht,
Nicht mit des Schwertes Tyrannei,
Nicht mit der Fürsten Macht.

So sehr auch wohl in den finstern Zeitaltern voriger Jahrhunderte durch die Barbarei und Unwissenheit der Völker, durch die Kriegssucht und den Ehrgeiz ihrer Fürsten, durch den Stolz und die Habsucht der Geistlichen, das Urchristenthum an seiner einfachen Schönheit verloren hatte, waren dennoch Tausende und Tausende im ächten Sinne der heiligen Religion beharrlich geblieben. Nie gingen die von Jesu gepredigten Heilswahrheiten, nie die von ihm geoffenbarten höhern Erkenntnisse ganz unter. Noch sah man wahrhaft fromme Christen, die Gott und die Mitmenschen liebten von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe; Christen, welche, ohne sich an dem überhandnehmenden Verderben der Zeit zu ärgern, in stiller Einfalt des Lebens, Jesu Christo mit tugendlichem Wandel nachfolgten, und höher als allen äußerlichen Prunk, die Reinheit des Gemüths und Vollkommenwerdung des unsterblichen Geistes achteten. Dergleichen Personen lebten an den lasterhaften Höfen der Fürsten, wie in den untern Ständen, und ebenso zahlreich in den Klöstern, als in der Welt. Ja, die Klöster waren damals eigentlich als die wahren Aufrechthalter der sinkenden Religiosität anzusehen, als außer denselben fast überall roher Sinn und ruchloses Treiben und tugendlose Werkheiligkeit herrschend werden wollte.

Man hat gewiß sehr Unrecht, in neuern Zeiten die Klöster und ihren Zweck ohne Unterschied mit schnödem Urtheil zu verdammen, oder ihnen höchstens nur das Einzige zum Lobe einzugestehen, daß sie durch Ausrottung großer Wälder, Urbarmachung weitläufiger Wildnisse, durch Beispiel des bessern Landbaues nützlich gewesen wären. Nein, sie waren der Welt in viel erhabenerm Sinne ersprießlich. Nicht nur wurden in ihren einsamen Zellen und Schulen die letzten Ueberbleibsel der vergessenen Wissenschaften sorgfältig in den ewigen Kriegsstürmen vor gänzlichem Untergange bewahrt, sondern sie waren auch durch ihr ganzes Wesen ein schneidendes Gegenbild von dem sinnlich-thierischen Treiben der Weltleute. Sie waren die Zufluchtsörter eines heiligern Sinnes. Sie zeigten den übrigen Menschen, die nur nach Raub und Reichthum, Macht und Ehre jagten, daß es noch etwas Besseres, als das Vergängliche, geben könne; sie erhielten in der Menschheit den Glauben an das Dasein und die göttlichgroßen Bestimmungen eines unsterblichen Geistes, der eben durch Verachtung des Irdischen seiner selbst würdiger werden müsse. Geschah es auch wohl, daß zuweilen solche Weltverachtung, mit Schwärmerei ergriffen, zu weit getrieben wurde: es war in Zeiten nicht unnütz, da von der andern Seite auch viele Menschen, ja die große Mehrheit derselben, in zügelloser sinnlicher Verwilderung nur für den Genuß des Augenblicks lebten, sich jedes Laster erlaubten, kein Gesetz, kein Recht, keine Unschuld ehrten, und im Grunde von der ganzen Religion nichts anderes wußten, als das Kreuz zu schlagen, einen Rosenkranz zu beten und vor dem Bilde eines Heiligen zu knien.

Die Bewohner dieser Klöster trugen dann auch nicht wenig dazu bei, daß die christlichen Halbheiden von Gott und der durch Jesum geschehenen Offenbarung edlere Vorstellungen bekamen; daß sie auch nicht nur den Buchstaben des Glaubensbekenntnisses auswendig lernten, sondern auch von den heiligen Pflichten des Christenthums, von dem Leben des innern Menschen hörten. Und so wie die Klöster auf die Besserung des Gemüthes bei Unterthanen und Fürsten wirkten, gewissenlosen Richtern die Gerechtigkeit, grausamen Herren die Barmherzigkeit Jesu zur Nachahmung empfahlen, eben so sandten sie Boten des Evangeliums zu den heidnischen Völkern der Nachbarschaft aus, sie zum christlichen Glauben überzuführen.

Dies schöne Bestreben, das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, blieb noch viele Jahrhunderte lang allgemein herrschend. Kriegssöhne verließen voll frommen Eifers die Paläste und gingen unerschrocken in die Länder der kriegerischen Heiden, und predigten ihnen den Gekreuzigten und den Glauben an einen einzigen Gott, und die Abscheulichkeit der Menschenopfer und die Thorheit der Götzenanbetung. Die frommen Einsiedler und Mönche und Priester, welche sich in dieser Absicht zu den Heiden begaben, thaten aber der Welt mehr wohl, als alle die Könige und Kriegshelden jener Zeit, welche von den unverständigen und feigen Geschichtsschreibern nachmals große Männer geheißen und laut gepriesen wurden. Der Heidenbekehrer überwand Nationen durch das Wort der ewigen Liebe; trug den lichten Gottesfunken der Jesuslehre in die tiefsten Finsternisse des Heidenthums; brachte Tausende, die in viehischem Treiben dahinfuhren, zur Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes; senkte die Ahnung

und den Glauben eines unsterblichen Seins, einer vergeltenden Ewigkeit in die gefühllose Brust der Barbaren; milderte damit die zuchtlosen Sitten, wie ihre mit Menschenblut geschriebenen Gesetze, und hatte zum Lohn seiner Anstrengungen, Arbeiten und Entbehrungen keine andere Aussicht, als die, eines grausamen Märtyrertodes zu sterben.

Dennoch fehlte es nie an edeln, alle Herrlichkeit und Anmuth des Lebens verachtenden Männern, welche sich der Ruhe der klösterlichen Stille, oder den Armen ihrer Familien entrissen, und mit den Worten des Apostels: Betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde, wie bei euch! (2. Thess. 3, 1) in die fernen Länder des Heidenthums einem unvermeidlichen Elend und Tod entgegen gingen. Gleich den Aposteln und ersten Jüngern Jesu Christi, verleugneten sie Alles und sich selbst, um das höchste Gut auf Erden auszubreiten und die Menschen menschlicher zu machen.

In der That wurden durch diesen ächt-christlichen Heldensinn viele Nationen zu Jesu gewonnen, und diesem Eifer, der auch tausend Jahre nach Christi Geburt, bei aller übrigen Verderbtheit der Christen, nicht erlosch, danken wir noch heute Belehrung und Erleuchtung vom größten Theile unsers Welttheils. Freilich entartete nur zu oft auch dieser heilige Eifer in wirkliche Abscheulichkeit. Wie konnte es aber in so rohen Zeitaltern anders sein? Doch immer geschah es nur, wenn sich Könige und Fürsten in das Bekehrungswerk mischten. Da sah man bei jedem christlichen Kriegsheere immer eine Menge von Priestern, und war ein heidnisches Volk überwunden, mußte es in Seen, Flüsse und Bäche getrieben und getauft werden. Wer fest an seinen Götzen hing, oder zu denselben zurückkehrte, ward niedergehauen. Und vielmals mußte den christlichen Fürsten die Ausbreitung der Religion zum Vorwand dienen, ihre blutdürstige Eroberungs- und Raubsucht bei harmlosen, unschuldigen Völkern zu befriedigen. Sie verfuhren in Verkündung des Evangeliums eben so unmenschlich, als es die Anhänger des Propheten Mahomed in derselben Zeit thaten.

Die Erscheinung dieses Mahomed im Morgenlande ist sowohl an sich selbst, als für das Schicksal des christlichen Glaubens sehr merkwürdig. Denn die mahomedanische Religion hat sich in der Welt, neben der christlichen, weit umher verbreitet, und besteht noch gegenwärtig sehr mächtig in drei verschiedenen Welttheilen. Ihr Stifter lebte im sechsten Jahrhundert nach unsers Heilandes Geburt in Arabien und predigte daselbst seine Lehre, also zu einer Zeit, als die christliche Kirche schon längst im ganzen römischen Reich herrschend, die Religion Jesu selbst aber schon sehr entstellt worden war. Mahomed nahm zur Einrichtung seines Glaubensgebäudes Vieles von den Christen, von den Juden und von seinen eigenen Meinungen an. Er ehrte sowohl Mosen als Christum hoch und nannte sie göttliche Propheten, sich selber aber den größten der Propheten und einen Gesandten Gottes. Er lehrte, wie Moses und Christus, die Einheit des wahren und lebendigen Gottes; er lehrte, daß ein tugendhafter Wandel allein gottgefällig sein könne und dem Sterblichen in der Ewigkeit himmlischen Lohn brächte; er lehrte die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung, die Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, und daß das Schicksal jedes Menschen von Gott schon seit Ewigkeiten vorher bestimmt wäre, also, daß man sich vertrauens-

voll in Alles, was über uns verhängt ist, ergeben, seine Pflicht thun und keine Gefahr scheuen müsse. Daneben verordnete er als Hauptpflichten noch gewisse tägliche Gebete, Waschungen, auch Fasten, Almosengeben, Enthaltung vom Genusse des Weines, und einmal auch im Leben eine Wallfahrt zum heiligen Tempel in Mekka. Er lehrte alles dieses mündlich; erst seine Nachfolger und Schüler sammelten, was er gesprochen hatte, in Schriften. Sowohl die Geschichte seines Lebens ist nachmals von Freunden und Familien mit thörichten Fabeln verfälscht, als auch seine Lehre selbst nicht in der allerersten Reinheit beibehalten worden. Sie hatte das Schicksal der christlichen Religion. Es fanden sich allerlei Ausleger, Parteien und Sektirer, welche mit unächten Zusätzen dem ursprünglichen mahomedanischen Glauben eine ganz andere Gestalt gaben.

Es kann nicht geleugnet werden, Mahomed war ein sehr geistvoller, aber dabei ein von seinen Einbildungen getäuschter Mann, unternehmend, kriegerisch und wild, wie alle seine Landsleute in Arabien waren. Die göttliche Erhabenheit der Lehre Jesu hatte er nicht begriffen; wäre er durch hinlänglichen Unterricht dessen fähig gewesen, er würde, statt Prophet sein zu wollen, vielleicht der eifrigste Verkünder des Evangeliums geworden sein. Aber er sah die Juden zerstreut und verachtet; er sah das Christenthum zu seiner Zeit schon sehr von Nebendingen und Zusätzen verdunkelt. Darum nahm er aus beiderlei Religionen dasjenige, was ihm das Wichtigste und Erhabenste zu sein schien, und stiftete eine neue.

Seine Religion aber war sehr sinnlich, und nicht, wie das Christenthum, rein geistig und den Geist verklärend. Daher gefiel sie den wilden Bewohnern Arabiens besser, als des Christenthums göttlicher Ernst. Seine Religion war ganz der Denkart eines lebhaften, phantasiereichen, kriegerischen Volkes angemessen. Daher breitete sie sich schnell im Innern Arabiens aus, und es ward Grundsatz, daß die besiegten Völkerschaften und Feinde entweder zinsbar werden, oder sich zu Mahomed bekennen mußten. Auf diese Weise verfuhren nun die mahomedanischen Fürsten mit andern Nationen, die ihres Glaubens nicht waren, wie die christlichen Fürsten jener Zeit mit den heidnischen Völkerschaften thaten. Sie bekehrten mit der Gewalt des bluttriefenden Schwertes. Das Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, war den Waffen der Araber günstig. Sie breiteten ihren Glauben und ihr Reich nicht nur in Asien weit aus, sondern auch in Afrika und sogar in Europa, indem sie von Afrika herüberfuhren und beinahe ganz Spanien eroberten.

So kam es, daß die mahomedanische Religion nicht nur in weit kürzerer Zeit mehr Anhänger erhielt, als die christliche, sondern sich sogar auch weiter als diese verbreitete.

Ich weiß es sehr wohl, daß man sich bisher einbildete, es sei Pflicht, die mahomedanische Religion zu verlästern und sie als ein Werk des Teufels, als ein Gewebe von Lügen und Lasterpredigten darzustellen. Allein dies geschah wohl größtentheils aus Unwissenheit oder allzu weit getriebenem Glaubenseifer. Der aus Arabien gekommene Glaube, dem heutiges Tages in Europa nur noch die Türken anhängen, hat viel Würdiges, Herzerhebendes und zur Ausübung hoher Tugenden und edler Gesinnungen Begeisterndes. Er ist der Veredlung

des menschlichen Geistes durch Wissenschaften und Künste keineswegs entgegen. Diese haben auf eine herrliche Weise bei den Bekennern des arabischen Propheten geblüht, als in der ganzen Christenheit Unwissenheit, Aberglaube und rohes Kriegerleben gemein waren. Ja, wir Christen danken der Einsicht und Aufklärung der arabischen Reiche Vieles von unserer gegenwärtigen Einsicht und Erleuchtung. Ich betrachte die mahomedanische Religion als ein verwildertes Kind des Judenthums und Christenthums, welches seine erhabene Abkunft nicht ganz verleugnen kann und will, und den schönsten Theil seiner Züge den Offenbarungen des göttlichen Welterlösers dankt. Es ist gleichsam unter den Religionen der Ismael, welcher von Abraham in die Wüste hinausgeschickt ward.

Es hat sich dieser Glaube über einen großen Theil der Welt verbreitet. Man muß ihn wenigstens in so fern als ein Geschenk der Gottheit für dasjenige menschliche Geschlecht betrachten, welches in den heißen Ländern und Wüsten der Welt ehemals dem rohesten Aberglauben preisgegeben war, indem dadurch an die Stelle unsinniger Abgötterei die Verehrung und Erkenntniß des einzigen Gottes, des Vaters aller Menschen, in Gegenden der Welt bekannt wurde, wohin nie der Fußtritt eines Christen gelangte, und der Glaube an Unsterblichkeit des Geistes und Belohnung und Bestrafung eines tugendhaften oder lasterhaften Wandels die Grundlage aller Ueberzeugungen und Handlungsweisen bei Nationen wurden, die vorher nur wilden, thierischen Trieben folgten.

Und diese Lehre von der Einheit des höchsten Wesens ward zu einer Zeit unter den Barbaren und Wilden der Mittagsländer verbreitet, als selbst in der christlichen Kirche Menschen auftraten, welche aus Mißverständniß der Dreieinigkeitslehre einen dreifachen Gott, oder vielmehr dreierlei Gottheiten annahmen. Die alleinige Anbetung Gottes ward dort zum Gesetz, in Tagen, da bei den Christen Tausende ihre Knie vor Heiligenbildern mit mehr als bloßer Verehrung beugten. Und Tugenden wurden dort wieder anempfohlen, in Tagen, als man bei den Christen zur Seligkeit die von Jesu anempfohlenen guten Werke für überflüssig zu halten anfing, und bloß durch kirchliche Handlungen, Fürbitten der Heiligen, oder durch Jesu Verdienst, oder durch die bloße Willkür Gottes und die Gnadenwahl, eines ewigen Glückes theilhaftig zu werden hoffte.

Die Waffen der Mahomedaner erorberten nicht nur Egypten und vertrieben die dortigen Christen, oder machten sich dieselben zinsbar, sondern sogar Judäa, und die Trümmer Jerusalems und ganz Kleinasien. Alle dortigen Christen flohen mit Entsetzen nach Europa in den Schutz der römischen, oder vielmehr griechischen Kaiser. Die Abendländer sahen voll Erstaunen die Macht von Bekennern eines falschen Propheten, und mit frommem Unwillen die Gegenden, in welchen Jesus gelebt, gelehrt und gelitten hatte, in der Mahomedaner Gewalt. Bei den damaligen Religionsbegriffen der Christen, die ganz an das Irdische und Sinnliche geknüpft waren, schien es die heiligste Pflicht, Gut und Blut aufzuopfern, um das gelobte Land, Jerusalem, und das heilige Grab, worin der Gottmensch gelegen war, den Ungläubigen wieder zu entreißen. Eine unerhörte, unglaubige Wuth ergriff die christlichen Nationen. Man vergaß die innerlichen Kriege bei sich, und vereinigte sich zur Wiedereroberung des sogenannten heiligen Landes. Tausende, Hunderttausende, Millionen liefen aus allen christlichen Rei-

chen Europa's zusammen, bildeten die zahlreichsten Kriegsheere; Kaiser und Könige, Ritter, Mönche, Weiber und Kinder eilten mit dahin, die Eroberung Jerusalems zu erzwingen. Schon längst war das Wallfahrten zum heiligen Grabe als etwas Verdienstliches angesehen worden. Wer nur sein Leben gegen die Ungläubigen wagte, dem versprach die Kirche vollkommene Entsündigung unter den Gewinn des Himmels. Jeder trug, als Bekenner des Gekreuzigten, Kreuzzeichen auf den Kleidern. Und so strömten die Heere ins Morgenland. Es waren neue Völkerwanderungen; man nannte sie aber Kreuzzüge.

Zwar das heilige Land ward erobert, und im neuen Jerusalem ein christlicher Königsthron errichtet, jedoch nur für kurze Zeit. Tapferkeit, Eintracht und Keuschheit von den Bekennern Mahomeds siegte über ungeordnete Wuth der meistens unter sich hadernden Christen. Und obwohl die Kreuzzüge ein paar hundert Jahre lang fortgesetzt wurden, und obwohl Millionen Menschen das Opfer derselben wurden, blieb doch alle Anstrengung fruchtlos. Die Bekenner des arabischen Propheten triumphirten, und vertrieben die Christen nicht nur aus dem ganzen Morgenlande, sondern die Türken drangen auch in Europa ein, zerstörten das christliche Kaiserthum in Griechenland, und machten im fünfzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt Konstantinopel zur Hauptstadt ihres durch Eroberung gewonnenen, weitläufigen Reiches.

Der Sieg der Türken erfüllte die ganze Christenheit mit außerordentlichem Schrecken, und vermehrte den Haß aller Religionsparteien gegen den Glauben der Mahomedaner. Dieser Haß dauerte noch bei vielen Leuten bis zu unsern Zeiten fort, ungeachtet sich seit mehrern hundert Jahren die Verhältnisse sehr geändert haben, und die Bekenner des arabischen Propheten weder durch ihren Glauben, noch ihre Waffen den Reichen der Christenheit so gefahrvoll sind, als vormals. Ja es ist noch heutiges Tages nichts Ungewöhnliches, das Christen in unverständigem Eifer den schauderhaften Wunsch ausstoßen, es möchten sich alle christlichen Mächte vereinigen, und die Türken vom europäischen Boden vertreiben. Wie, ist es denn etwas so Gleichgültiges, oder wohl gar Christliches, einer großen Nation das allernamenloseste Elend zu wünschen? Sind die Bewohner jener Gegenden nicht Menschen, wie wir? Welches Recht habt ihr, ihnen ihr Eigenthum, ihre Wohnungen, ihre Aecker zu rauben? Ist dies der Geist Jesu, der euch zu ungerechten Forderungen, zu Raub, Mord und Todtschlag belebt, oder ist es nicht ein Geist dummer Bosheit und stolzen Fanatismus? Wie würdet ihr von dem Verstand, von der Menschlichkeit und der Religion der Mahomedaner urtheilen, wenn sie dergleichen mörderische Wünsche wider die christlichen Völker äußerten?

Hören wir doch endlich auf, Menschen und ganze Nationen zu hassen, weil sie nicht unsers Glaubens sind! Wahrlich es gibt viele unter den christlichen Völkern, wo minder Tugend, Gottesfurcht und Seelenadel gefunden wird, als selbst unter Türken und Mahomedanern. Es ist die göttliche Vorsehung, welche diese, die ihr Ungläubige nennt, bisher wider die Christen beschützt hat. Vergesset aber nicht, daß sie zu demselben Gott im Himmel beten, wie wir; und villeicht im Allgemeinen mit nicht geringerer Andacht und Frömmigkeit, als ein großer Theil von euch! Es stammen eure boshaften Wünsche, aus schwarzem Religionshaß.

Denn wären jene Länder von Christen beherrscht: würdet ihr es wohl wagen, die Verbreitung eines christlichen Volkes aus Europa anzurathen? Wahrlich, ihr würdet es nicht, auch wenn das Volk unwissender und armseliger, roher und lasterhafter wäre, denn Türken und Heiden sind.

Legen wir doch endlich den blutdürstigen Bekehrungseifer ab, diese Entweihung des christlichen Glaubens und Namens; diese Verleugnung des Grundwesens unserer heiligen Religion, diese Schmach unsers Zeitalters! Beweisen wir vielmehr die Göttlichkeit unsers Jesusglaubens durch Eintracht und Liebe aller christlichen Völker unter einander, durch Gerechtigkeit und Treue in Verträgen, durch Gehorsam der Unterthanen gegen Obrigkeiten; durch eine lange, ungestörte Glückseligkeit aller Nationen, die Jesum Christum bekennen! Erzwingen wir Alle durch unsere höheren Tugenden die Bewunderung und Ehrfurcht derer, die einem andern Glauben zugethan sind, und reizen wir sie durch ein schönes Beispiel zur Nacheiferung! Beurtheilet doch die Güte der fremden Religionen nicht nach der Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Bekenner! Welche üble Vorstellungen würden Heiden und Türken von der Göttlichkeit unsers christlichen Glaubens haben, wenn sie die immerwährenden Empörungen, Kriege, Staatsumwälzungen und Verwüstungen in der christlichen Welt als Früchte der durch Jesum geoffenbarten Religion anzusehen thöricht genug wären?

Ich wollte, der Bekehrungseifer der Christen unserer Zeit würde wieder, wie er in den Tagen der Apostel, in den Tagen des Urchristenthums, selbst in den Zeitaltern der Barbarei war, da selbst Königskinder zu den Heiden reiseten, ihnen Jesum den Erlöser, ihnen die Unsterblichkeit des Geistes zu predigen, und wie Gott die Liebe sei. Wie zahlreiche Völkerschaften leben noch heute in der tiefsten Finsterniß heidnischen Aberglaubens und in der Unkenntniß des lebendigen Gottes! Wahrlich, es ist heute, wie ehemals, ein hochverdienstliches Werk, ein Apostel Jesu zu sein, und den Unwissenden die himmlische Wahrheit, den Geistigblinden die Erleuchtung zu bringen. Aber dafür erkaltet der edle, ächt-christliche Eifer von Tag zu Tag mehr, und man belohnt auch wohl nur den Gedanken daran mit vornehmthuender Spötterei. Und doch ist der größte eurer Staatsmänner, der die Landesgrenzen nur einige Meilen erweitert, und der größte eurer Kriegshelden, der im Fürstendienst Völker ausplündert, und Reiche erobert, gering neben einem Christen, der, groß durch Selbstüberwindung, nicht für diese Welt lebt, sondern für das, was göttlich ist; der sich selbst verleugnet, und armen Wilden das Licht der Erkenntniß, die Offenbarung Gottes und mit dem Glauben an Jesum dessen Tugenden und sanfte Sitten bringt. Das Werk eurer Helden ist Staub und vergänglich; aber die Erweiterung des Gottesreiches ist ein Bauen im Ewigen; ist ein unvergänglicher Sieg im Kampfe des Guten mit dem Bösen; ist ein göttliches Thun.

Und kann ich das, was ich verehre, in meinen mir von Dir, o Vater im Himmel, angewiesenen Lebensverhältnissen nicht selber leisten: so will ich es doch gern nach meinen Kräften, wo ich kann, unterstützen. Beten will ich, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde unter den Heiden, wie bei uns. Segne Vater, o segne Du das heilige Bemühen derer, die sich dem Berufe der ersten Christusboten weihen! Segne diejenigen, welche mit Rath und That solch

heiliges Beginnen befördern, daß alle unsere Brüder, die noch im Finstern wandeln, Dich und Deine Liebe, Dein Erbarmen, Majestät im Geiste und in der Wahrheit verehren mögen! Amen.

91.

Das Christenthum in tiefster Schmach.

2. Timotheus 4, 3. 4.

Mein Eingeweide wird erschüttert!
Mein Herz in meinem Leibe zittert.
Und Gram und Abscheu nimmt mich ein,
Wenn ich Verbrecher seh' und höre,
Die, Gott! Dich lehren, und die Lehre
Durch ihre Heuchelei'n entweih'n.
Sie haben keinen Tod zu leiden,
Und schänden dennoch ihre Pflicht;
Sie sollten Gottes Heerde weiden,
Und suchen das Verlorne nicht.

Schon Paulus, der gotterleuchtete Apostel, sah zu seiner Zeit das Verderben des Christenthums voraus, wenn er bemerkte, wie sowohl Juden als Heiden, die da bekehrt worden waren, vom Sauerteig ihrer vorherigen Meinungen in den neugepredigten Glauben einzumischen geneigt waren. Noch mehr mußte er von der sinnlichen Natur der Menschen selber befürchten, die immer gern wider die Pflichten des Geistes anstrebt, und nur die thierischen Neigungen und Triebe, oft auf Unkosten des bessern Gewissens, sättigen will. Er selber hatte sich viel zu genau beobachtet, als daß er nicht den Menschen und seine Schwächen genau genug kennen sollte. Es ist ein doppeltes Gesetz in uns, sagte er, das einander beständig widerstreitet. Der Geist kämpft wider das Fleisch, das Fleisch wider den Geist. Er selber wußte, wie schwer es sei, der Gewalt unserer Leidenschaften und sündhaften Begierden zu begegnen. Wie sehr mußte er nun besorgen, daß Andere nicht den Muth und Ernst haben dürften, die unreinen Neigungen in sich zu unterdrücken; sondern daß sie von der Strenge und Hoheit der Lehre des göttlichen Erlösers nach und nach ablassen, und sich für ihre Gelüste und thierischen Wünsche eine bequemere Lehre erfinden würden. Deswegen schrieb er einst schon an einen seiner theuersten Freunde von Rom aus: Es wird eine Zeit sein, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehren aufladen, nachdem ihnen die Ohren jucken; und werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln kehren. (2. Tim. 4, 3. 4.) Nur zu früh ward seine bange Furcht und Besorgniß durch die Schicksale und den verderbten Zustand der Kirche gerechtfertigt. Erst stritt man sich um die Persönlichkeit Jesu Christi, dann um die Geheimnisse in der Gottheit, und vergaß über die Person des Heilandes die Sache und den Zweck desselben auf Erden, und über das Geheimniß des göttlichen Wesens das geoffenbarte Mittel, Gott ähnlicher zu werden. Nachdem ward sogar um geringere Dinge gestritten: um Heilige, um Bilder, um Zeremonien, zuletzt um Kirchensprengel, um reiche Einkünfte, um obrigkeitliche Gewalt und weltliche Gerichtsbarkeit. Die Religion schien nur noch vorhanden zu sein, um dem Stande der Geistlichkeit ein bequemes Leben, reiche Pfründen, Sorglosigkeit, Einfluß auf den Staat und auf Familien, Vergnügen und Auszeichnung jeder Art zu verschaffen; oder zum Deckmantel der gröbsten Ausschweifungen zum

Vorwand der schändlichsten Verbrechen, zur Heiligung der niedrigsten thierischen Begierden zu dienen.

Wie Christus einst lehrend auftrat, schied er Alles, was sich in der Welt befindet, gleichsam in zwei große Hälften; in das Irdische oder Veränderliche, und in das Göttliche oder Ewige. Der Mensch steht wunderbar zwischen beiden Welten; mit dem Leibe gehörte er dem Irdischen, mit dem Geiste dem Göttlichen zu. Und auf dieser allgemein anerkannten Wahrheit, welche auch sogar von den Heiden nicht geleugnet wurde, erhob sich das Ganze der Lehre Jesu.

Denn wie der Geist in uns das Höhere und Ewige ist, soll er ebenso gut emporstreben, wie der Leib zur Erde und Thierheit niederstrebt; der Leib soll nicht den Geist, sondern der Geist den Leib beherrschen, weil der Geist nicht um des Leibes willen, sondern der Körper um des Geistes willen vorhanden ist. Aber das war das große Elend der Welt, daß das Fleisch über den Geist siegend geworden, dieser mit seinen herrlichen Eigenschaften bloß ein Diener irdischer Wünsche, und hingegen Gott und das Göttliche vergessen war. Darum sandte der ewige Vater seinen Sohn, daß er die Welt aus ihrer Versunkenheit im todten Vergänglichen wieder erhebe in's Leben, und sie erlöse von den Banden des Irrthums und der Sünde, und sie frei mache aus der Knechtschaft sinnlicher Begierden zur geistigen Kindschaft Gottes, des Vaters der Geister. Diese Kindschaft der von der Gewalt der Sünde und des Irrthums erlöseten Geister zu Gott ist das Himmelreich, das Reich Gottes. Es ist aber dasselbe nicht etwas Sichtbares außer uns, sondern, weil es geistig ist, unsichtbar in uns selber. Wer also, als ein Kind Gottes, das Göttliche und Gute liebt, will und übt, ohne andere Absicht, als weil er selbst göttlicher Art ist und seiner hohen Würde treu bleibt; wer, wie Gott, allen Menschen wohl will, keinen Menschen haßt, und lieber sich selber als Andern wehe thut; wer in diesen Gesinnungen das Irdische, und was es für die thierische Natur Angenehmes oder Unangenehmes hat, weder allzuhoch schätzt, noch allzusehr fürchtet: der ist in Jesu Geist und Nachfolge; der ist wahrhaft durch sein Licht erleuchtet, durch ihn zur Gottheit hingeführt und vom Tode erlöset.

Das wahre Christenthum besteht demnach in dem Glauben, daß wir durch Jesum Christum, das heißt, durch sein Wort, verklärt, geheiligt, des ewigen Vaters unsterbliche Kinder in seinem Weltall sind, geschaffen zur Seligkeit; doch muß dieser Glaube nicht ein bloßes Fürwahrhalten sein, sondern eine lebendige Ueberzeugung. Die Ueberzeugung ist aber lebendig, wenn sie in unser Leben eingeht und dasselbe in den größten und kleinsten Handlungen leitet; wenn sie uns treibt, weil wir Gottes Kinder sind, als höhere Wesen zu wirken, und nur unsern im Geist geoffenbarten Pflichten, nie aber den aus dem Fleische stammenden Begierden und Eingebungen, zu gehorchen. So besteht also die christliche Tugend in der Hoheit des unsterblichen Geistes über alle Neigung zum Schlechten und Vergänglichen; in der Freiheit und Heiligkeit des Willens gegen das, was an uns thierisch ist; in einer großen Seelenstärke gegen Leidenschaften aller Art, in Selbstüberwindung. Und Alles dies müssen wir haben, aus Liebe zum Göttlichen und zu Gott. Darum ist die Liebe das höchste Gut des Christenthums.

Dahin drang Jesus, was er auch lehrte und predigte, durchgehends; darauf hin drangen alle seine Jünger. Auch blieb in der christlichen Kirche lange noch die hohe Lehre von dem Siege des Geistes über das Fleisch, des Lebens über das Todte. Allein mit der wachsenden Unwissenheit und Barbarei der Zeiten verkannte man den wahren Sinn der heiligen Reden, und gerieth in das größte Mißverständniß. Was Jesus geistig verstanden, nahm man im groben, körperlichen Sinn. Man dachte nicht daran, daß Geiz, Wollust, Ehrsucht, Verleumdung, Haß, Betrug, Unwahrheit, Ränke, Trägheit, Stolz, Leichtsinn und dergleichen das Gottlose und Irdische sei, sondern man hielt den menschlichen Leib schon an sich für böse, und glaubte sich zu heiligen und dem Schöpfer zu dienen, wenn man seinen nackten Körper mit knotigen Stricken blutig hieb, härene Gewänder auf bloßer Haut trug, barfuß ging im Schnee, mit kahlem Haupte in der Sonnenguth; wenn man auf bloßer Erde schlief, wenn man regelmäßig hungerte und dürstete, und so den Leib, dieses Werkzeug des unsterblichen Geistes, abmergelte, schwächte, die Gesundheit zerrüttete und die vom Schöpfer mit großer Weisheit gegebenen natürlichen Triebe bekämpfte. Durch die Zerstörung des Körpers entstanden nicht selten Zerrüttungen des Geistes; und die Menschen, deren Wesen fieberhaft und unnatürlich, deren Einbildungskraft bis zum Wahnsinn erhitzt war, glaubten bald Erscheinungen von Teufeln, bald von Engeln, bald von Jesu, bald von der Jungfrau Maria, bald von andern Heiligen, bald von Gott selber zu haben. Sie machten Offenbarungen, sie weissagten, sie prophezeiten.

Damals aber ward solche Kasteiung und Selbstmörderei für etwas Heiligendes gehalten. Man baute immer neue Klöster, um sich in ihnen begraben zu können. Man erfand immer strengere Ordensvorschriften für Mönche und Nonnen. Man ließ es dabei nicht, sondern oft sah man tausend und tausend Menschen singend und betend durch Straßen ziehen, die sich an Scheidewegen und öffentlichen Märkten blutig geißelten, und damit Gott zu verehren, sich selbst zu überwinden wähnten. Aber das Leben dieser Geißler, in deren Gemeinschaft Männer und Weiber voll Unzucht lebten, war selbst geistlichen und weltlichen Obrigkeiten anstößig und ward untersagt. Doch sah man dergleichen Züge über hundert Jahre lang in allen Ländern.

Und bei dem Allen konnten jene Menschen, die inner oder außer den Klostermauern sich durch Fasten, Beten, Geißeln, durch Verzichtleistung auf alle Lebensanmuth, durch freiwillige Armuth, durch Entsagung des ehelichen Standes zu heiligen gedachten, noch als diejenigen angesehen werden, welchen es um wahre Religion, um die von Jesu Christo empfohlene Selbstüberwindung am meisten zu thun war. Obgleich ihre Handlungsweise, ihr unnatürliches Verfahren gegen sich, auf einem Mißverständnisse beruhte, ist doch selbst in diesem Mißverständnisse ihr starker Wille, ihre Sehnsucht, Gott zu gefallen, ehrwürdig geblieben. Und gewiß diesen edeln Willen, nicht das Mißverständniß, sah Gott an. Ein weiser Unterricht, durch welchen sie aus der Unmündigkeit erhoben worden wären, hätte sie, bei der Kraft ihres Strebens nach Heiligung, zu den tugendhaftesten Nachfolgern des Heilandes gemacht. Und Viele, sehr Viele waren in der That tugendhafte, erhabene Menschen, die nicht nur bei Fasten und Geißeln

es bewenden ließen, sondern ihr ganzes Leben liebreich dem Wohle ihrer Mitmenschen widmeten, und sich Alles versagten, um Andern desto mehr Gutes leisten zu können. Daß sie in den äußerlichen sogenannten Bußwerken zu weit gingen, war der Irrthum und die Wirkung des Zeitalters, nicht ihres schönen Gemüthes. O tadle doch Niemand jene frommen Menschen, die aller Weichlichkeit, ja oft den nöthigsten Lebensbedürfnissen entsagend, ihr ganzes Dasein zu einem langen, schmerzlichen Selbstopfer machten! Es war ein Opfer, das sie nicht ohne Kampf Gott brachten. Wie wenige Menschen in unsern Tagen wären wohl solcher Entschlossenheit aus rein religiösem Sinne fähig!

Jedoch auch in jenen Tagen der Barbarei hatte sich bei weitem der größte Theil der Christenheit eine bequemere Religion gemacht. Sie war weniger eine Feindin als gefällige Dienerin der Sinnlichkeit. Wer die Taufe empfangen und das Glaubensbekenntniß erlernt hatte, glaubte auch schon Christ zu sein. Man befriedigte sich mit leiblichen Uebungen und Zeremonien-Beobachtungen, lebte übrigens wie man wollte und wegen bürgerlicher Gesetze und Ordnungen durfte. Wer Macht hatte, bekümmerte sich auch um diese nicht sehr.

Da war die Zeit gekommen, und eine verabscheuungswürdigere Zeit, als sich Paulus, der Apostel, je gedacht haben mochte, als er sie dem Timotheus verkündete — die Zeit, da sie die heilsame Lehre nicht mehr litten, sondern sich nach ihren eigenen Lüsten eine Lehre schufen; da sie die Ohren von der Wahrheit hinweg wendeten und sich zu den Fabeln kehrten.

Mit Schaudern nennt die Geschichte jener Zeiten die Thaten der herrschsüchtigen Ungerechtigkeit, des empörenden Geizes, der blutigen Grausamkeit, der verschwenderischen Prachtsucht, der ekelhaftesten Wollust, welche von den Häuptern der christlichen Kirche ohne Schaam und Scheu vollzogen wurden. Den Meisten war um Gold Alles feil.

Nicht nur Kaiser, Könige, Fürsten suchten diesem Unwesen Schranken zu setzen, sondern selbst der gemeine Mann klagte über die Ungläubigkeit und Gottlosigkeit derer, die ein Muster heiligen Lebens sein sollten. Die Welt ward an sich selbst irre.

Viele ehrwürdige, weise Glieder der Kirche eiferten dagegen; aber vergebens. Mancher fromme Priester, welcher aus Gottes Wort oder aus den Schriften der Kirchenväter die Erkenntniß des Bessern erworben hatte, wurde für seine Kühnheit, mit der er die Laster der Geistlichkeit oder den Mißbrauch der Kirche strafte, in die Kerker geworfen, aus der Gemeinschaft der Christen, aus dem Schooße der Kirche verstoßen, oder, weil er Tugend predigte, als Ketzer des Todes würdig gefunden. — Die Welt lag abermals im Schatten des Todes. Es war neue Erlösung vonnöthen. Sie kam.

Sie kam durch Jesum Christum; sie kam durch Gottes Wort. Noch war es nicht untergegangen. Mitten in der allgemeinen Finsterniß strahlte das ewige Licht der Wahrheit. Und Gott erhörte das Seufzen der Menschheit. Er war nahe, und rettete das Christenthum aus der tiefsten Schmach.

92.

Werth höherer Geistesbildung in der Religion.

Matth. 6, 22. 23.

Entreiße dich der Dunkelheit!
Erwache, Sohn der Ewigkeit,
Und strebe mit entzücktem Sinn,
Zum hohen Ziel der Weisheit hin.
Es fordert's Gott.

Die tausend Wunder seiner Welt,
Hat er umsonst nicht aufgestellt.
Mit Frohgefühl sollst du sie seh'n,
Und ihres Schöpfers Ruhm erhöh'n
Und dankbar sein.

Ja, sei ein Christ, ein wahrer Christ,
Und lerne, was die Weisheit ist;
Dann stürzt des Aberglaubens Reich,
Dann schwingt dein Geist sich, Engeln gleich,
Zum Licht empor.

Schon längst war die Rettung des christlichen Glaubens vorbereitet, nachdem derselbe beim größern Theile des menschlichen Geschlechts in ein neues Heidenthum mit christlichem Namem übergegangen war. Nicht ein Mensch, nicht ein König, nicht ein auserkorener Weiser, nicht ein neuer Prophet mit Wundern und Zeichen, brachte die Rettung: sondern Gott selbst in der weisen Anordnung und Leitung der menschlichen Schicksale!

Denn wie auch beim tiefsten Verfall der Religion noch immer einzelne wahre Bekenner des Herrn in frommer Demuth, in thätiger Menschenliebe, in reiner Gottesfurcht in allen Ländern, innerhalb der Klöster und außer denselben, lebten: so mußte die Ruchlosigkeit des Lebens im Volke, an den Höfen der Großen und besonders bei der Geistlichkeit jedes unverdorbene, natürliche Gefühl der Herzen empören. Die Klage um so großer Tugendlosigkeit ward immer lauter, und immer lauter die Stimme der Sehnsucht in Allen nach dem verlorenen Unsichtbaren, nach der Vereinigung des Geistes mit einer geistigen Welt.

Unterdessen wachte Gott. Alle Bosheit und Kunst der Herrschsucht und des Geldgeizes war vergebens, den menschlichen Verstand gänzlich zu unterdrücken, und das Zeremonienwerk an die Stelle der Religion Jesu Christi, und den Unsinn an die Stelle der Wahrheit zu setzen.

Das Auge ist des Leibes Licht, sagte einst Jesus, der Weltheiland. Wenn dein Auge einfältig und hell ist, so wird dein ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, finster ist: wie groß wird dann die Finsterniß selber sein! (Matth. 6, 22. 23.) Das Licht in uns aber ist die uns von Gott verliehene Vernunft. Sie ist dem Geiste, was dem Leibe das Auge ist. Jesus Christus haßte die Finsterniß jeder Art. Er wollte auch, daß jeder Mensch die ihm von Gott verliehenen Gaben auf zweckmäßige Weise gebrauchen solle. Denn er kam in die Welt zur Erleuchtung und Erlösung vernunftbegabter Wesen, nicht der unvernünftigen Thiere. Ist aber des Menschen Vernunft verfinstert, und der Verstand durch Aberglauben verwirrt: wie kann die erhabene, klare Wahrheit begriffen und verstanden werden, welche Jesus uns geoffenbaret hat?

Sollte nun das Christenthum wieder in seiner hohen Einfalt und Majestät,

frei von menschlichen Zusätzen und Irrthümern, erkannt werden, so mußte erst das Licht, das in den Menschen ist, von der Finsterniß befreit und das Auge des Geistes sehend werden. Zwar in der abendländischen Christenheit, in den Ländern, welche wir bewohnen, waren Kenntnisse und Wissenschaften so ganz verschwunden, daß es viele Geistliche und Pfarrer gab, die nicht einmal lesen, geschweige das Wort Gottes würdig erklären konnten. Im Morgenlande hingegen hatten sich die Kenntnisse weit länger erhalten. Da waren in Griechenland noch immer sehr gelehrte Männer unter Bischöfen und Geistlichen. Selbst die Juden hatten berühmte Schulen zu Sora und Tiberias, und die mahomedanischen Araber übertrafen lange Zeit die Christen an Einsicht und Weisheit. Und von daher kam auch wieder das Licht.

Denn als die abendländischen Christen zu Hunderttausenden auf Kreuzzügen nach Griechenland und Asien kamen, das gelobte Land und das heilige Grab wieder zu erobern, sahen sie da die erstaunenswürdigen Werke der Wissenschaft und Kunst, von denen sie vorher gar nichts gewußt hatten. Erst jetzt sahen sie ein, wie unwissend und roh sie selber waren. Gern gewöhnten sie sich an die Pracht und Schönheit und an die Lebensannehmlichkeit des Morgenlandes. Vieles davon brachten sie mit sich in die Heimath zurück. Erfindungen und Entdeckungen wurden aus jenen glücklichern Gegenden auch in unsern Ländern nachgeahmt. Die Kreuzzüge beförderten den Handelsverkehr mit Asien. Dadurch wurden viele Städte in unserm Welttheil reich und blühend. Der Handel und Reichthum der Städte beförderte aber die Freiheit der Bürgerschaften, die Verbesserung der Gewerbe, der Handwerke und Künste. Der zunehmende Wohlstand der Länder milderte die kriegerischen Sitten ihrer Bewohner. Der Adel wollte nun das Volk in edlerm Wesen übertreffen, der Bürger in Geschicklichkeit und Wohlstand glänzen. Man fühlte aber zu dem Allem den Mangel erforderlicher Kenntnisse. Man brachte die Schriften der arabischen Weisen in die Klöster und Schulen. Ueberall wurden nun der Schulen mehr gestiftet. Einige Fürsten, einige Päpste, viele Mönchsorden suchten großen Ruhm darin, Wissenschaften zu befördern. Durch die Grausamkeit der türkischen Eroberer in Asien und dem angrenzenden Europa wurden mehrere gelehrte Griechen in unsere Gegenden hin vertrieben. Sie brachten ihre Kenntnisse und die vergessenen Meisterwerke alter Weisen mit, die in Abschriften bekannter wurden, und nun ganz neue Ansichten eröffneten. Endlich ward noch die Buchdruckerkunst erfunden, durch welche eine Schrift ohne Mühe mit einer ungeheuern Schnelligkeit vervielfältigt werden konnte. So viel Abschriften eines Buches vor Zeiten der vereinigte Fleiß mehrerer Menschen nicht in einem Jahrhundert hätte hervorbringen können, wurden jetzt von wenigen Personen in wenigen Monaten durch Abdruck bewerkstelligt; und für den Preis, mit welchem man vormals kaum ein einziges Buch erkaufen konnte, war man nun vermögend, eine ganze Sammlung lehrreicher Werke anzulegen.

Durch diese Erfindung verbreiteten sich nun die Gedanken und Meinungen der Gelehrten, die Ueberzeugungen und Wahrheiten der Weisen schnell. Die heilige Schrift, sonst kaum in den Händen der Bischöfe, kam nun in die Hände Geistlicher und Weltlicher. Jedermann hatte nun das Mittel in seiner Gewalt,

seinen Verstand aufzuklären und sich durch das göttliche Wort zu erleuchten. Jedermann hörte und las nun selbst die Warnung des göttlichen Lehrers: Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein!

Die Welt aber erschrak vor sich, als sie ihre bisherige Verwilderung und Versunkenheit erkannte; als sie wahrnahm, wie vor alten Zeiten die Menschen schon einsichtvoller gewesen und edler; wie einst die Heiden schon tugendhafter gewesen, denn nachher die Christen; wie einst das Christenthum eine ganz andere Gestalt gehabt, als es nun angenommen. Hier und da fing man an, die Lehren Jesu und der Apostel mit den Lehren der Kirche, die Armuth, Einfalt und Frömmigkeit der ersten Christen mit der Pracht, Ueppigkeit und ausschweifenden Lebensart vieler Geistlichen und Weltlichen zu vergleichen. Der Erkenntniß der Wahrheit folgte die Liebe zur Wahrheit, der Einsicht des Bessern das feurige Verlangen des Bessern. Und der uralte Kampf des Guten wider das Böse erneuerte sich mit verdoppelter Heftigkeit. Umsonst stritten Unwissenheit und Stolz, Habsucht und Ehrgeiz für Emporhaltung des Alten und für das Reich des Aberglaubens; umsonst baute man den Bekennern der Wahrheit neue Kerker, neue Scheiterhaufen; umsonst verbot man das Lesen der heiligen oder anderer nützlicher Bücher: das Licht siegte wieder gegen die Macht der Finsterniß.

Da schieden Tag und Nacht von einander; von einander Gottes Wort und Menschenlehre; von einander Glauben und Aberglauben; von einander das Reich der Menschen und das Reich Gottes.

Das Alles geschah aber nicht an einem Tage, nicht in einem Jahre, sondern im stillen Lauf der Jahrhunderte; und der Kampf ist noch nicht am Ende, und dauert noch bis zum heutigen Tage fort. Denn obwohl in vielen Millionen Menschen die Erkenntniß des Bessern schon vorhanden ist, sträubt sich doch ihr Eigennutz, ihre Herrschsucht, ihr Stolz gegen den Sieg der Wahrheit. Sie wollen nicht verlieren, was sie der Herrschaft ehemaliger Vorurtheile danken, und klagen die Wahrheit an, sie sei das öffentliche Unglück der Welt, und das Recht: es sei das Verderben der Völker, weil es ihren eigenen Vortheil zum Wohl Aller beschränke.

Wir sind daher noch allezeit Zeugen von dem Streit des Lichts und der Finsterniß auf Erden; Zeugen, mit welcher Kunst die Wahrheit verdreht, entstellt und verdächtigt, und dem Vorurtheil, dem Aberglauben das Wort geredet wird; Zeugen, wie ängstlich man an vielen Orten Schriften unterdrückt und verbietet, in denen ein freier und muthiger Geist der Untersuchung waltet, und wie emsig man diejenigen verbreitet, die des alten Unwesens feile Lobredner sein mögen; Zeugen, wie man an andern Orten mit Kerker und Todesstrafen Meinungen, Glauben und Grundsätze verfolgt, die nicht des Gewalthabers Meinung, Glauben und Grundsätze sind; Zeugen, wie an andern Orten die Schulen des Volks mit schlauer Vorsetzlichkeit beschränkt, versäumt, die Lehrer verspottet, die Verbesserer behohnlächelt werden. Denn der thierisch gesinnte Mensch will nicht, was aus Gott ist, nicht für Alle die Wahrheit und Erkenntniß, nicht für Alle das Recht und die Liebe: er will nur des Thieres Herrschaft, und daß

getödtet werde, welcher nicht dessen Bild anbetet. Er will für sich die Einsicht, für sich die Gunst, für sich das Recht, für sich den Vortheil, und alles Uebrige ihm zinsbar und unterwürfig. Er lebt nur als Thier für die Wollust, Bequemlichkeit und flüchtige Ehre: was kann ihm die Herrlichkeit des Geistes sein? Er will eine Religion, welche seinen Sünden den Deckmantel, seinen Lastern eine Fürsprache und Entschuldigung gewährt; keine Religion, die ihm den Kampf wider Lüste und Begierden des Fleisches zur Pflicht, und die Nachfolge in den Tugenden Jesu zum Himmelsweg macht.

Sind wir nun des Kampfes Zeugen, so lasset uns Mitstreiter Gottes werden für das, was wahrhaft, gerecht und wohlthätig ist, damit der Kampf zum Ende geführt und die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts erhöht werde. Wer da, wo Wahrheit und Irrthum hadern, gleichgültig bleibt, der ist von der Wahrheit selber noch nicht ergriffen, oder in ihm wohnt die Liebe, der alleinseligmachende Geist Jesu Christi nicht.

Lasset uns vor allen Dingen trachten, in unsern eigenen Vorstellungen Klarheit, in unsern Meinungen Gewißheit zu empfangen. Denn wo dieses mangelt, wird jedes Urtheil ein vorschnelles Vorurtheil werden. Jeder prüfe sein Wissen mit Ernst; prüfe Alles, und behalte das Gute. Er belehre sich durch Nachdenken, durch Unterhaltung mit kenntnißvollen Freunden, durch Lesung nützlicher und zur Belehrung und Besserung verfaßter Schriften. Ohne Ausbildung des Verstandes, ohne gehörige Erweckung der Vernunft, ist kein Wachsthum im Glauben, keine klare Erkennung des Geistes Christi und seines heiligen Wortes, keine würdige Vorstellung von Gott und der Welt, keine Verehrung des Allerhöchsten im Geiste und in der Wahrheit möglich. Denn könnte auch ein roher, unwissender Mensch Jesu Christo ähnlich werden, oder ihn so vollkommen begreifen, als der Weise oder der durch Benutzung vielfacher Erfahrungen belehrte Mann?—Nimmermehr! Sonst wäre ja die mangelhafte oft lächerliche Vorstellung des unmündigen Kindes von Gott und der Ewigkeit so vortrefflich, als die des Mannes. Wir wollen aber nicht immerdar Kinder sein an Verstand, sondern zunehmen in Erkenntniß der Wahrheit.

Die Erkenntniß der Wahrheit folgt aber aus der größern oder geringern Ausbildung der Vernunft und des Verstandes. Diese Ausbildung kommt aber nicht von sich selber mit den Jahren, sondern durch die Benutzung dieser uns von Gott gegebenen Vorzüge. Die Uebung derselben aber besteht im fleißigen Nachdenken, Forschen und Sichbelehren. Je reiner wir von Aberglauben und Vorurtheilen sind, und je kraftvoller unsere Vernunft ist, um so besser erkennen wir Gott, um so lichtvoller, wunderreicher wird uns die Weisheit Jesu des Erlösers. Ein geübter Verstand, eine freie Vernunft sind besser als alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Wer Jesum ganz versteht und kennt, der wird ihn unwiderstehlich lieben müssen. Und ihn lieb haben, das ist mehr denn alles Wissen.

Wohin Trägheit des Verstandes, Meiden des eigenen Denkens, blindes, abergläubiges Glauben und Nachbeten führen können: das haben die finstern Jahrhunderte der Vorwelt schrecklich dargethan. Lasset euch nicht irren durch das unverständige und geflissentliche Schreien derer, welche die Thätigkeit in Religionssachen verdammen, und jenen mißverstandenen Spruch übel anwenden, daß

man die Vernunft gänzlich unter den Glauben gefangen nehmen müsse. Wahrlich Gottes Wort hat sich vor menschlicher Einsicht nicht zu scheuen, und das Licht, welches Jesus in die Welt brachte, keineswegs das Licht der Vernunft zu fürchten. Ein heiterer, vorurtheilsfreier Geist ist der würdigste Empfänger der göttlichen Offenbarung, so wie ein reines Herz für die Liebe des Guten und Göttlichen am offensten ist.

Glaube an Jesum. Zweifle nicht! Glaube an Jesum, und der Glaube, nicht der Zweifel, wird dich zur Ueberzeugung und innern Ruhe führen. Durch den Glauben und die Einsicht deiner Eltern und Lehrer bist du als Kind zur Erkenntniß, Einsicht und Wahrheit gelangt; durch den Glauben an die Göttlichkeit deines Jesus gelangst du zu der Seligkeit des Gemüthes, die er verheißen hat.

Glaube an Jesum und zweifle nicht. Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß! schrieb Paulus an die Römer (14, 6). Und ist dir Manches dunkel in seinem Wort: glaube an Jesum, aber nicht an deine höhere Einsicht; zweifle an deiner eigenen, nicht an des göttlichen Lehrers Weisheit. Es kommt dir ein Tag, ein Schicksal, ein Wort, und es wird dir plötzlich ein Licht werden. Glaube mir, die göttliche Vorsehung ist oft die vortrefflichste Auslegerin der Lehren Christi! Menschenwitz vermag es selten so.

Forsche, prüfe. Du hast die Wahrheit, wenn sie dich zur Tugend belebt; du hast den Irrthum, wenn deine Meinung dich nicht innerlich bessert, sondern zum Stolz, zum Haß, zur Streitsucht entflammt. Du hast Recht, wenn du glauben kannst, daß die Glückseligkeit der Menschen auf Erden unzweifelhaft vermehrt werden müsse, sobald alle Sterblichen dächten wie du; du hast Unrecht, wenn deine Meinung nicht zur allgemeinen Wohlfahrt, vielmehr zu gegenseitigem Unglück beitragen müßte. Was du denkst, das denke dem Herrn; was du thust, das thue dem Herrn.

Hast du eine beseligende Wahrheit erkannt, theile sie zur Beseligung Anderer mit. Wer wahrhaftig ist, ist frei, sagt frei, was Recht ist. (Spr. Sal. 12, 17.) Doch glaube nie, daß das, was dir wahr ist, sogleich von Jedermann dafür erkannt werden könne. Denn nicht Alle gingen deinen Weg, nicht Alle stehen auf einerlei Stand. Der Eine sieht herab vom Hügel in's Thal, der Andere hinauf vom Thal zum Hügel. Alle sehen dasselbe, aber nicht in derselben Art, von derselben Seite. Darum sei duldsam gegen andere Meinung und anderen Glauben. Meide rechthaberischen Streit. Die Wahrheit ist ein Geisterschatz, der durch irdische Gewalt nicht angetastet, nicht übergeben, nicht entrissen werden kann.

Dich freut es, kein Kind mehr zu sein, und die Unwissenheit deiner frühern Jahre abgelegt zu haben. So freue es dich, an Andern zu thun, was weisere Menschen, was Gottes Vorsehung dir gethan haben. Es kommt aber nicht sowohl darauf an, daß du deine Meinungen und Ueberzeugungen ausbreitest, als vielmehr darauf, daß du viele Menschen in den Stand setzen hilfst, zu wahrern Meinungen und Ueberzeugungen zu gelangen. Die selbstgefundene Wahrheit ist ein Schatz, der uns reicher macht, als ein ganzes Buch voll fremder Lehren. Und nicht die Ueberzeugung, welche man auswendig lernen muß, sondern die

aus unserm Innern von selbst hervorgeht, ist die eigenthümliche Blüthe des Geistes. Je vollkommener der Geist, je vollkommener und schöner wird seine Blüthe sein. Darum befördere die Anstalten alle, in welchen zu höherer Erkenntniß und Selbstthätigkeit der Geister vorbereitet und angeleitet wird. Hilf den Schulen, auf daß sie besser werden; ehre den öffentlichen Gottesdienst, und ermuntere zum Anhören des göttlichen Wortes.

Noch ist von alten Zeiten im Volke großes Vorurtheil und allerlei Aberglauben zurückgeblieben. Mit Worten des Ernstes oder Spottes rotteſt du diese Hefen ehemaliger Barbarei nicht aus. Aber hilf, daß der Verstand und die Vernunft der Volksjugend in den Schulen kräftiger entwickelt werde. Ist der Geist mächtiger geworden, sprengt er die Bande des Wahnes von selbst, und Niemand ist stark genug, sie ihm wieder anzulegen.

Noch leben Tausende und Tausende im Volke, deren Verstand und Fassungskraft so ungeübt und schwach ist, daß sie nicht einmal fähig sind, den Inhalt der Predigten ihrer Lehrer zu erfassen. Willst du Tugend, willst du den Glauben an Jesum, willst du das unsichtbare Reich Gottes auf Erden verbreiten helfen: so hilf in deinem dir von Gott angewiesenen Verhältnisse und nach den dir beiwohnenden Kräften, daß die Unmündigen auch bei reiferen Jahren Mündigkeit erlangen. Denn ohne Licht von innen ist draußen alles Finsterniß oder Dämmerung; ohne Fähigkeit zum vollen Erkennen ist keine Erkenntniß von Gott und den heiligen Wahrheiten und Offenbarungen Jesu Christi möglich.

Wie oft, o Vater des Lichts! wie oft bete ich im Namen und Gebet Deines eingebornen Sohnes, meines Erlösers: Dein Reich komme zu uns! Und wie wenig habe ich doch nach meinem Vermögen bisher noch dazu beigetragen, Dein Reich der Wahrheit, des Lichts und der Seligkeit um mich her zu verbreiten! Ich erkenne den Werth höherer Geistesbildung in der Religion, und daß Glauben, Liebe und Hoffnung zu Dir immer kraftvoller erstarken, immer herrlicher wachsen, je fähiger der menschliche Geist ist, Dein seligmachendes Wort zu begreifen, und sein ganzes Wesen damit zu läutern. Aber nur oft allzugleichgültig bin ich bis anhin gegen die Verwahrlosung und Trägheit des Geistes bei vielen meiner Nächsten geblieben! — Nein, ich will fortan, so viel ich kann, auch Mitstreiter Jesu werden, und sein heiliges Reich auf Erden erweitern helfen, indem ich durch Unterstützung neuer Lehrschulen des Volks, und besonders der Jugend, die Fähigkeiten der Geister zu Erkenntniß des Bessern mehre. Und Du, Vater des Lichts, Vater der Gnade, segne unsere gute Regierung und unsere Beamten in ihrem Bemühen, unsere guten Lehrer, unsere Weisen, daß ihr Leben und Wirken zum Unterricht der Völker gedeihen möge. Dein ist das Reich, welches verbreitet werden kann; Dein darin die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

93.

Die ersten Kennzeichen des wahren Christenthums.

Hebr. 12, 2.

Du bist mein Licht!
Du, den mein Vater sandte,
Daß ich mein Heil erkannte,
Du bist mein Licht,
Ein Andrer ist es nicht!

Du bist mein Licht!
Dich hat mir Gott gegeben,
Zu seh'n mein höh'res Leben.
Du bist mein Licht,
In Andern schau' ich's nicht.

Du bist mein Licht!
Und was auch Menschen lehren,
Dich Jesu, will ich hören,
Und Menschen nicht;
Du bist aus Gott mein Licht!

Wenn in jenen Zeitaltern, da die christliche Welt in allgemeiner Verfinsterung, Rohheit und Verderbniß der Sitten versunken lag, ein frommer, nach der Erkenntniß des wahren Glaubens schmachtender Geist die Lehren und Worte Jesu Christi und seiner ersten Jünger unmittelbar selber in der heiligen Schrift las, die damals äußerst selten war; wenn er eine Vergleichung anstellte zwischen dem, was der Heiland des Lebens gepredigt hatte, während seines Wandels auf Erden, und dem, was von Bischöfen und Priestern gelehrt und getrieben ward: wie mußte er erschrecken vor der ungeheuern Kluft, welche zwischen dem ersten, einfachen Glauben der Christen und zwischen dem christlich genannten Glauben des Zeitalters lag!

Er erblickte statt des heiligen, bescheidenen Wandels der Jünger Jesu eine stolze, reiche, üppige Geistlichkeit, welche mit weltlichen Fürsten um den Vorzug stritt in Macht und Ansehen; Priester, welche in Völlerei und Unzucht lebten; Altäre, wo man nicht mehr sein Herz zum Opfer brachte, sondern Geld und Güter zur Bereicherung vornehmer Klöster. Er erblickte einen christlich geheißenen Lehrbegriff, der viel heidnischen Aberglauben beherbergte, viele Spitzfindigkeiten, von denen Jesus nie, seine unmittelbaren Schüler nie gesprochen hatten. Er entdeckte ein Gewebe von Unvernunft, widernatürlichen Satzungen und Betrug, abzielend, den unwissenden, wenig unterrichteten Haufen des Volks zu blenden und ihn unter Gewalt und Herrschaft und Einfluß von Mönchen und Priestern zu bringen. Er nahm wahr, wie es denen, welche sich Diener des Altars, Verkünder des Evangeliums nannten, nicht darum zu thun war, Gottes Reich durch göttliche Gesinnungen auf Erden zu verbreiten, sondern ihr eigenes weltliches Reich; wie sie mit Königen und Fürsten stritten, selbst Harnisch und Panzer anlegten, um in den Schlachten zu kämpfen. Sie haderten unter sich selber; nicht um die von Jesu verkündeten Wahrheiten, sondern um selbsterfundene Kirchenlehren; um Lehren, von denen Christus nie geredet; um Lehren, die zur Beseligung der Menschheit nichts beitrugen; um Lehren, die oft dem gesunden Menschenverstande geradezu widersprachen. Da zankte man um die einwirkende Gnade, da um die gänzliche Sündenlosigkeit der Mutter Jesu Christi, welcher man eine Art göttlicher Verehrung und Anbetung erwies, ja zuletzt in Gebeten öfter anrief, als Gott, den Vater des Weltalls, und Jesum, den ewigen Sohn der Gottheit. Festtage wurden über Festtage gefeiert, mit

großem Prunke, oft mit lächerlichen Spielen und Feierlichkeiten, nicht dadurch die Seelen zum Göttlichen zu erheben, sondern um das Volk immer mehr von der Wahrheit abzuziehen in die Knechtschaft des Aberglaubens, der rohen Sinnengelüste und der geistigen Gewalt.

Und in der That, kaum leuchtete das Licht der Wissenschaften wieder, kaum hatte man angefangen die Schulen zu verbessern und ihrer in allen Ländern mehrere zu stiften: so fehlte es nicht an redlichen, gelehrten Personen, welche den in das Christenthum eingeführten Unrath von Irrthümern und Mißbräuchen deutlich erkannten. Es waren unter diesen Personen selbst von den Angesehensten unter den Priestern; es waren Männer, welche sich nicht durch Gelehrsamsamkeit, sondern auch durch ein äußerst rechtschaffenes, frommes Leben auszeichneten; Männer, die so ehrwürdig waren, daß sie, nach Sitte damaliger Zeit, von der Kirche selbst unter die Heiligen versetzt worden sind. Aber das überhandgenommene Verderben im Christenthum zu erkennen, war kaum große Gelehrsamkeit vonnöthen. Auch Leute ohne Wissenschaft, deren Verstand aber unbestochen, deren Herz lauter und redlich war, wurden Gegner des Nichtchristenthums. Sie wandten sich ab von den eingeschlichenen Mißbräuchen; sie verloren das Zutrauen zu den Geboten der Kirche und ihrer Priester. Sie suchten das wahre Christenthum wieder auf in den Worten des ewigen Heilandes. Und wer es nur von ferne erkannte, entsagte dem, was er bisher gehabt, entriß sich der gold- und herrschbegierigen Priesterschaft und sprach mit Josua (24, 15): Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.

Diese Sehnsucht des bessern Menschen, das neueingeführte, in christlichen Kirchen aufgenommene Heidenthum zu verlassen und Erleuchtung durch das göttliche Wort zu suchen, ward mit jedem Jahrhundert allgemeiner. Es traten entschlossene, fromme Männer in ganz verschiedenen Weltgegenden auf, ohne von einander zu wissen; es entstanden kleine nach Erleuchtung begierige Gemeinden; deren Wahlspruch war: Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens! (Hebr. 12, 2.)

Die Mehrzahl derjenigen, welche so dachten, richteten aber ihre Angriffe nicht sowohl gleich anfangs gegen dieses verworrene Lehrgebäude, als vielmehr gegen den Einfluß priesterlicher Herrschaft und gegen das unehrbare Leben der Geistlichkeit. Die Leute wollten in denen, welche sie als Lehrer hochachten sollten, auch hochachtungswürdige Personen sehen; wollten nicht, daß die Nachfolger der Apostel gegen weltliche Obrigkeiten stritten; sich in weltliche Händel und Regierungssachen mischten; sich weltliche Ehrentitel und Würden beilegten; mit Umtrieben und Ränken ihr Ansehen, ihre Reichthümer vergrößerten. Lasset uns aufsehen auf Jesum, sprachen sie, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz. (Hebr. 12, 2.)

Aber diese Lehre war nicht im Sinn der damaligen Priesterschaft. Dieselbe fand darin nur Empörung gegen ihre Rechtsame und Einkünfte. Sie wollte sich ihr gewohntes Wohlleben, ihre ungeziemende Macht, mit welcher sie selbst weltlichen Obrigkeiten Gesetze gab, nicht rauben lassen. Sie eiferte mit Fluch und Kirchenbann gegen die Verwegenen; man nannte sie Abtrünnige, Feinde

der Kirche Gottes, Kinder und Boten der Hölle, Irrlichter und Ketzer. Sie ermunterten die Fürsten, dergleichen Personen mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Es wurden alle Verdächtigen auf die Scheiterhaufen geführt, auf die Blutgerüste geschleppt, um mit Schrecken Alle abzuhalten, sich gegen die Hoheit des geistlichen Standes aufzulehnen. Man stiftete endlich, zur Stütze priesterlicher Gewalt, sogar in manchen Ländern Glaubens- und Ketzergerichte, Inquisitionen geheißen, wo Priester zu Gerichte saßen, und Jeden, der Muth hatte, sich wider das Verderben der Kirche und ihre Priester zu erklären, zum Kerker und Tod verdammten. Diese furchtbaren Gerichte vergossen so viel Blut und mit so schauderhafter Grausamkeit, daß viele Staaten sich weigerten, dergleichen bei sich einzuführen, und daß in denjenigen Ländern, wo sie einmal eingeführt waren, selbst die Fürsten und deren Familien vor denselben zittern mußten.

Also geschah nun wieder, was in den ersten Tagen des Christenthums gegen die ersten Bekenner Jesu Christi geschehen war. Also verfolgten nun Päpste, Bischöfe, Aebte, Mönche, Priester diejenigen, welche den Muth hatten, das verlorene Licht des Glaubens wieder zu suchen, und nicht auf Menschenworte, Menschenerfindungen und Menschenmeinungen zu achten, sondern aufzuschauen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, und seine Lehre zu erforschen und zu erkennen aus der heiligen Schrift. Gleich wie in den ersten Tagen des Christenthums Hohepriester, Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrte der Juden, oder die Priester in den heidnischen Tempeln, den Krieg predigten gegen die demüthigen und tugendhaften Bekenner des Herrn; gleich wie damals die erhabenen Blutzeugen der göttlichen Wahrheit auch auf Folterbänken, in Kerkernächten, in qualvollen Todesarten ihren bessern Ueberzeugungen treu blieben: so Alles jetzt wieder erneuert, nur unter andern Namen. Der alte Kampf des Lichts und der Finsterniß erhob sich wieder mit doppelter Stärke. Die Geistlichen waren aufs emsigste bemüht, die Aufklärung des Volks zu unterdrücken, damit dasselbe durch Unwissenheit länger unterwürfig, leitsam und zinsbar bliebe. Es sollte nur opfern, nur blindlings glauben, aber nicht prüfen; während der Apostel Paulus freimüthig, und der Herrlichkeit der Lehre Jesu Christi bewußt, selbst aufgemuntert hatte: Prüfet Alles, und das Beste behaltet. Es sollte nur opfern, nur gehorchen, nur lange, auswendig gelernte Gebete hersagen, ohne weiter nachzudenken; während die heilige Schrift gelehrt hatte: Gott gefalle kein Opfer so sehr, als ein frommes Herz; während Jesus Christus gelehrt hatte: Ihr sollet nicht viel plappern, wie die Heiden, welche meinen, sie werden dann erhöret, wenn sie viele Worte machen. Das Volk sollte in stummer Ehrfurcht nur auf die Würde des Priesters, auf sein Beten, Singen, Predigen, auf sein Gewand achten, nicht aber auf sein Thun und Lassen, nicht auf seine Leidenschaften, nicht auf seine oft tadelhaften Gelüste; während Christus gelehrt hatte; An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen: sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Gleich wie aber das reine und lautere Gotteswort sich in den ersten Zeiten des Christenthums, ungeachtet aller dawider erhobenen Verfolgungen von Juden und Heiden, ausbreitete, und von Tausenden zu Tausenden als Wahrheit geprie-

sen ward, ungeachtet es von denjenigen eine Irrlehre geheißen wurde, deren Vortheil es nicht war, oder deren Ansehen und Einkünfte darunter litten: eben so ging es dem göttlichen Worte nachmals, da das Bekenntniß desselben und die Herstellung eines wahren Glaubens von denen Personen aus Eigennutz und Stolz verboten wurde, welche Nachfolger Jesu und der frommen Apostel zu sein vorgaben. Ihre Wuth, ihre Selbstverblendung, ihre Grausamkeit war nicht vermögend, die bessern Ueberzeugungen auszurotten. Das Licht Jesu leuchtete. Die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums waren unverborgen. Das Licht siegte über die Finsterniß und es ward wieder hell in der Geisterwelt, und blieb hell in allen Kirchen der heutigen Christenheit. Wiewohl es nicht an Versuchen fehlte, das Licht wieder zu vertilgen und das Volk in abergläubige Dunkelheit zurückzustoßen, damit einige Herrschbegierige nach Willkür herrschen und auf Unkosten aller Andern in Ueppigkeit und Wohlleben bestehen könnten: die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums wurden immerdar bekannter. Man lernte immer richtiger und schärfer die Sache des Glaubens von der Sache der Kirche, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Wahrhafte vom Schein unterscheiden.

Jener ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums sind nur wenige. Aber sie sind Jedermann einleuchtend. Sie gehen aus der Göttlichkeit der Lehre des Heilandes selber hervor. Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!

Eins der ersten Kennzeichen des wahren Christenthums ist, daß dasselbe zur Beseligung und Veredlung aller Menschen auf Erden, und aller Länder, aller Zeitalter gereicht. Denn gleich wie Gott nicht bloß ein Gott der Reichen, sondern ein Gott der Armen, nicht bloß ein Gott der Weisen, sondern auch der Unwissenden ist: so ist sein Wort auch für alle Sterblichen vorhanden. Es muß für den Reichen und für den Armen gleich erquickend, für den Ungelehrten gleich verständlich sein. Gebräuche, Ceremonien, Einrichtungen, welche wegen Verschiedenheit der Weltgegenden nicht überall die nämlichen sein können, oder welche sich mit den Umständen und Zeitaltern nach und nach nothwendig verändern müssen, sind irdische, sind menschliche, Erfindungen; können allenfalls sehr nützliche Hilfsmittel zur Andacht für denjenigen sein, der solcher bedarf, aber sie gehören nicht zum Wesen der christlichen Religion. Sie sind bloß zufällig beigebracht. Das wahre Christenthum kann und muß auch ohne sie bestehen, da sie veränderlich sind. Hingegen Gottes Wort währet ewiglich, weil es Gotteswort und nicht Menschenmeinung ist. Das wahre Christenthum ist überhaupt nichts Aeußerliches, es ist etwas Innerliches, Geistiges. Das Reich Gottes ist nicht außer uns, sondern in uns, sprach Christus. Daher gehören auch nicht Waschungen, Opfer, Kasteiungen zum wahren Christenthum. Auch nicht Speisen zu gewissen Zeiten und Tagen sind den Menschen verunreinigend, denn Speisen gehen nicht in das Herz, spricht Christus, sondern in den Leib. Aber was aus dem Menschen hervorgeht, das macht den Menschen gemein. Denn von innen, aus dem Herzen des Menschen, gehen heraus böse Gedanken und Thaten. (Mark. 7, 19—21.) Daher kann das wahre Christenthum, weil es nicht in äußerlichen Dingen besteht,

Sache aller Herzen und Gemüther sein. Christus predigte sein Wort nicht den Gelehrten und Scharfsinnigen ausschließlich; nein, er predigte es allem Volke, und er ward von allem Volke verstanden. Das Christenthum ist keine gelehrte Wissenschaft, kein Inbegriff dunkler Spitzfindigkeiten und unbegreiflicher Lehrsätze; es ist ein Licht, angezündet aller Welt, die Herzen zu erleuchten und zum Guten zu erwärmen. Wenn die Apostel zuweilen selbst den gelehrten Juden über spitzfindige Streitfragen schrieben, so thaten sie es, um Allen allerlei zu werden, und auch sie für den Herrn zu gewinnen. Aber nicht in solchen Grübeleien bestand, selbst nach ihrer Lehre, das wahre Christenthum: denn dazu ist nicht jeder Mensch geeignet, mit gelehrten Sätzen zu spielen; sondern es besteht in Unschuld und Liebe und Herzensgüte, in Gottähnlichkeit. Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. Was also mit Scharfsinn gelehrt wird, aber weder den Verstand erleuchtet, noch das Herz erwärmt zur Begierde, Gott ähnlich zu werden: das gehört nicht zum Wesen des wahren Christenthums. Das Evangelium ist kein todtes Wissen, sondern es ist eine Kraft Gottes, die da lebendig macht; ist nicht ein träges Dafürhalten, Meinen und Glauben, sondern ein Streben des Geistes, vollkommen und heilig zu werden, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist. Der Mensch wird durch die Werke der Liebe gerecht, nicht durch den Glauben allein. Denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also ist auch der Glaube ohne die Werke todt. (Jak. 2, 24. 26.)

Es ist also ein anderes und unleugbares und ewiges Kennzeichen des wahren Christenthums, daß dasselbe den Menschen besser, gottähnlicher, liebevoller gegen Seinesgleichen, demüthiger, uneigennütziger macht; daß es ihm Muth zu allem Guten gibt; daß es ihn von der Herrschaft seiner sinnlichen Begierden unabhängiger macht; ihm Gewalt gibt, seine rohen, viehischen Gelüste zu unterdrücken. Das wahre Christenthum sieht nicht auf Geld, Gut, Schönheit, Ruhm, Ehrenstellen; es sieht auf Besserung des Gemüths und leitet unser Verlangen dahin. Das höchste aller Gebote des Christenthums ist, wie es uns Jesus Christus gab: Du sollst Gott lieben über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Das wahre Christenthum hat mit dem Irdischen nichts gemein. Mein Reich, sprach Jesus, ist nicht von dieser Welt. Alles also, was den Menschen nicht frömmer, dienstfertiger, menschenbeglückender macht; was nicht zum Wesen des wahren Christenthums gehörig: das ist Menschenerfindung, Menschenmeinung. Wenn uns Haß gegen unsern Mitbruder, Verfolgung und Verachtung anderer Glaubensgenossen, Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Befehle gepredigt wird, und würde auch hinzugesetzt, das gereiche zur Ehre Gottes: so ist es nicht das wahre Christenthum. Denn so wenig uns Haß, Verfolgung und Ungehorsam, so wir selber leiden müssen, beglückt, eben so wenig machen wir damit Andere glücklich. Was ihr aber, spricht Jesus, nicht wollet, das euch andere Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht. Liebe, und nur Liebe, ist das höchste Gesetz, das reinste und ewige Kennzeichen des wahren Christenthums. Wer nicht in der Liebe ist, der ist nicht in Gott. Stolz, Vergrößerungssucht, Hochmuth, Geldgier, Neid und Tücken sind die wahrhaften Kennzeichen der Irrlehre, die Früchte des falschen Glau-

bens. Wenn Menschen Menschen hassen und dennoch auf einen Himmel hoffen, und sich dennoch Christen nennen, sind sie Betrüger an sich selber. Wo nicht mit der Lehre auch das Leben zusammenstimmt, da ist Heuchelei; da ist das Christenthum verleugnet und statt dessen Betrug und Unglaube, Gottesleugnerei und Heidenthum.

Zu den ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums gehört endlich auch die vollkommene Uebereinstimmung desselben mit Allem, was Gott angeordnet hat. Zwischen den Lehren Jesu Christi und den Gesetzen der Gottheit in der Natur ist kein Widerspruch, sondern eine bewundernswürdige Harmonie. Denn Gottes Wort ist aus Gott: wie könnte in Gott selber Widerspruch mit sich vorhanden sein? Alles, was Jesus lehrte, führt uns zu Gott, die verirrten Kinder zurück zum Vater, die unnatürlich gewordenen Menschen zur Vereinigung und Versöhnung mit der Natur. Alles löset sich durch Jesu Wort in Eintracht auf.

Der Mensch ist bloß dadurch Mensch, und über die gemeinen Thiere erhaben, daß er von Gott mit Vernunft begabt ist. Nur vermöge der Vernunft erkennt der Mensch das Weltall, das Dasein und die unendliche Größe Gottes, und die beseligende Herrlichkeit der Lehre Jesu Christi. Ein vernunftloses Thier hat von dem Allem keine Ahnung. Hätte der Mensch keine Vernunft; wäre er dem Thiere gleich: wie sollte er des Christenthums fähig sein? Wäre aber das Christenthum im Widerspruch mit der Vernunft: wie sollte man die Wahrheit der Religion erkennen? Würde da nicht der allweise Gott selbst einen Widerspruch zwischen dem gesetzt haben, was er allen Menschen, als höhern Wesen, verliehen hat, und dem, was er durch Jesum Christum den Menschen geoffenbaret hat? — Wenn auch die menschliche Vernunft nicht fähig ist, Alles und das Höchste zu durchschauen und zu begreifen — dazu müßten wir mehr noch als Menschen sein; — wenn wir auch die Schranken der Vernunft häufig empfinden, und auch da glauben müssen, wo wir nicht selbst sehen können: so ist darum das Christenthum noch nicht im Streit mit der Vernunft. Alles Vernunftwidrige gehört daher nicht zum wahren Christenthum. Wie können Unvernunft und göttliche Weisheit beisammen stehen, oder eins sein? Es kann im Geisterreich Vieles erhaben sein über menschliches Wissen; unser Wissen hienieden ist Stückwerk; es würde vielmehr unvernünftig sein, Alles hinwegzuleugnen, was nicht vor unserer Einsicht aufgethan liegt; darum wandeln wir in vielen Dingen nur im Glauben, nicht im Schauen. Jedoch was uns von Gott und göttlichen Dingen das Christenthum sagt, ist darum nicht den Gesetzen der menschlichen Natur widerstrebend. Das Unvernünftige ist zugleich das Unchristliche.

Das wahre Christenthum ist ebenso sehr in Uebereinstimmung mit der Vernunft, als mit den von Gott gegebenen Einrichtungen der Natur. Eine Religion oder eine Kirche, welche unnatürliche Gebote ertheilt, ist weit vom Geiste des wahren Christenthums entfernt. Denn die ewigen Einrichtungen der Natur sind die Gesetze Gottes in seinen sichtbaren Schöpfungen. — Alles, was der Natur widerstreitet, ist Sünde; Alles, was der Vernunft widerstreitet, ist Sünde; denn beides ist wider Gott und Christenthum. Natur, Vernunft

und Christenthum sind innig eins. Durch alle drei hat sich Gott den Sterblichen in seiner Vollkommenheit geoffenbart. So urtheilte Jesus. Er selber wies auf die Natur hin, als unsere große Lehrerin, wie herrlich der Vater in allen seinen Werken sei; er selber ehrte die Vernunft, und stellte unter den menschlichen Verdorbenheiten Unvernunft mit Gotteslästerung in gleiche Reihe. (Mark. 7, 22.)

So lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens! — Auf ihn, nicht auf Menschen, lasset uns sehen. Was er selbst sprach, nicht was Menschen hinzufügten aus Leidenschaft und Eitelkeit, lasset uns hören. Du hast das wahre Christenthum, wenn du durch deinen Glauben so eins mit deinem Gott im Himmel bist, daß dich alles gottlose Wesen, alle Falschheit anekelt; wenn du lieber sterben, als in einen Betrug deines Nächsten, in irgend eine Sünde willigen möchtest; wenn du durch deinen Glauben selig, selbst im Unglück zufrieden, im Glück und Wohlsein bescheiden und demuthvoll, überall gegen Böse und Gute wahr und gerecht bist, gleichwie auch Gott seine Sonne scheinen läßt über Sünder und Gerechte. So war unser Heiland Jesus Christus. Lasset uns aufsehen zu ihm, den Anfänger und Vollender des Glaubens!

Erfüllt von diesen heiligen Betrachtungen, überzeugt von den unveränderlichen Kennzeichen des wahren Christenthums, spreche ich nun, wie Josua, der Prophet: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Dir will ich dienen im Geist und im Herzen, mein Herr, mein Gott, durch Erfüllung Deines mir geoffenbarten heiligen Willens. Möge doch auch in der Welt und in der Kirche mancherlei dastehen, was Menschenwerk und veränderliches Wesen ist: es wird untergehen durch sich selber, sobald seine Unvollkommenheit einmal allgemein erkannt ist. Dein Wort aber bleibt ewiglich. Dies Wort will ich kund thun. Dies Wort will ich durch die Tugenden meines Wandels empfehlen. Mit der Einfalt, Demuth und Standhaftigkeit der ersten Jesusbekenner will ich Dir dienen, ungestört durch die Ruchlosigkeit meines Zeitalters, ungeirrt durch blinden Glaubenseifer, Hochmuth oder Eigennutz Vieler von denen, welche sich Verkünder Deines Wortes nennen, und Dir zu dienen vorgeben, indem sie ihrem Ehrgeiz dienen. Die Unglücklichen! zu spät werden sie des seelentödtlichen Irrthums gewahr werden! O mein Gott, mein Heiland, mein Erlöser, erhalte mich in Deinem Worte, Dein Wort ist allein Wahrheit. Amen.

94.

Die Trennung der christlichen Kirche.

Erster Theil.

Jesaias 28, 29.

Die Welt ließ sich die Wahrheit rauben;
Jahrhunderte voll Aberglauben,
Voll Greu'l, für die Vernunft voll Hohn:
Und Gottes Weinberg voll Verwüster,
Und Glaubensspötter, statt der Priester,
Und auf der Glaubensschändung Thron
Mordlechzend Inquisition!

Gott, welche Zeiten! Doch vergessen
War Deine Heerde von Dir nie.
Und die da thronten, und vermessen
Dein spotteten, Du stürztest sie!
Denn Deine ew'ge Güte wachte,
Und Deine Treue war uns nah',
Was nie der Menschen Dünkel dachte,
Was Keiner glaubte, das geschah.

Auch in den ganz verfinsterten Jahrhunderten blieben die Kennzeichen des wahren Christenthums unverdunkelt, und zwar darum, weil die Sterblichen, ungeachtet ihrer überhand genommenen viehischen Verwilderung, dennoch blieben, was sie durch Gottes Willen sein sollten: mit Vernunft begabte Wesen. Auch in allen Ausschweifungen ihrer Lüste und Leidenschaften behielten sie die Gabe, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Auch in aller Unwissenheit und Selbstverblendung blieben sie vermögend, Wahrheit von Betrug und Irrthum zu unterscheiden.

Daher ging eigentlich auch das Licht des Evangeliums nie ganz aus. In allen Ländern waren immer einzelne fromme Männer, fromme Familien, fromme Klöster, fromme Gemeinden. Das Verderbniß der Großen, das Verderbniß der Priesterschaft hinderte keineswegs, daß nicht, zumal unter Leuten, die im Mittelstande, gleich fern von schwelgerischem Ueberfluß und Geist und Leib tödtender Armuth lebten, der Sinn für das wahrhafte Heilige sich erhalten hätte. Und schon dieser einzige Lichtfunken war genug, mitten in der allgemeinen Finsterniß wieder Sonnenklarheit zu verbreiten.

Als mit Verbesserung der Schulen, mit dem wachsenden Licht der Erkenntniß bei den Völkern, sich der öffentliche Unwille gegen den Verfall der Religion und Sitten immer lauter erhob, erschrak auch die hohe Priesterschaft. Sie fühlte, daß es anders sein solle und müsse. Sie fühlte, daß endlich die Völker gänzlich von der Kirche abfallen, und eine Menge neuer christlicher Glaubensparteien entstehen könnten, bei welchen die Geistlichkeit allen bisherigen Einfluß und Reichthum zu verlieren Gefahr laufe. Ueberall hatte die Priesterschaft selbst ein großes Aergerniß gegeben. Es war sogar nicht selten geschehen, daß statt eines einzigen Oberhauptes der Kirche zwei bis drei Päpste gewählt wurden, die sich dann öffentlich einander mit ruchloser Wuth verfolgten und verfluchten. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, wurden die vornehmsten Bischöfe und Aebte aus den christlichen Ländern zusammenberufen, um das Heil der Kirche zu berathen. Man nannte dergleichen Zusammenkünfte der Geistlichen allgemeine Kirchenversammlungen.

Diese hatten nun zwar Muth genug, zu erklären, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über den Papst sei, und er ihren Aussprüchen Gehorsam leisten müsse; sie hatten Muth genug, die sich einander verfolgenden Päpste abzusetzen und einen neuen zu wählen; sie hatten Muth genug, anzuerkennen, daß in der Kirchenzucht große Fehler lägen, daß der Lebenswandel der Geistlichen, die in Ueppigkeit und Unzucht, Geldwucher und andern Lastern dem Volk ein Aergerniß geworden waren, geändert werden müsse. Allein an Herstellung der Einfalt und Würde des Christenthums konnten die meisten Prälaten damals eigentlich selbst noch nicht denken. Wer es wagte, die eingeschlichenen Mißbräuche anzutasten, ward als Ketzer verdammt, eingekerkert, gefoltert, enthauptet, geviertheilt, lebendig verbrannt. Es war jenen Priestern oft weit minder um Erhaltung des wahren Glaubens, als um Erhaltung ihres Ansehens, ihrer Rechtsame, ihrer Einkünfte zu thun. Sie behandelten die Religion als ihre Staatssache, die Kirche als ihr Staatsgut. Sie gaben sich mit Ausbesserung äußerlicher Formen ab; aber das Innere, das rechte Heiligthum, der Glaube selbst, der durch so viel Aber-

glauben und Spitzfindigkeiten und Irrthum entstellt war, blieb von ihnen unberücksichtigt. Sie wollten lieber das Volk in den Fesseln der Gewohnheit und Unwissenheit erhalten. Sie konnten es sich nicht verbergen, daß ihre Hoheit nur auf der Menschen Unwissenheit beruhte; daß mit der Aufklärung des Volks ihr Reich leiden mußte. Nur dies wollten sie verhüten. Allein es war ihr Dichten und Trachten eitel. Es sollte Licht werden. Gott waltete. Die Priester ahneten es nicht.

Selbst ihr Streiten unter einander, ihre Spaltungen, ihre Absetzungen der Päpste entschleierten vor den Augen der Welt das Geheimniß von Verbrechen, die im Finstern getrieben waren; schwächte die bisherige blinde Ehrfurcht der Fürsten und Völker vor den Päpsten; beleuchtete hin und wieder die bisher staatsklug im Dunkeln gehaltenen Veranstaltungen kirchlichen Betrugs, um die Nationen im Joch der Priesterschaft und der Klöster zu erhalten; und brachte die Welt zum Nachdenken und zur Frage: Was ist das Christenthum jetzt? Was war es sonst? Was lehren unsere Geistlichen? Und was hat Jesus Christus selbst einst gelehrt? Welche Zeremonien, Gebräuche und Sakramente haben wir jetzt? Und welche hatten Christus und die Apostel gegeben und eingesetzt? — So wurden es also die Priester in der Wildheit ihres Hochmuths, ihrer Herrschgier, ihres gegenseitigen Hasses selber, welche zuerst ihr eigenes Ansehen vernichteten, und die bisherigen Ordnungen der Kirche als untauglich darstellten. So waren sie es selbst, welche eine allgemeine Verwandlung der Dinge und die Rückkehr zum wahren Christenthum vorbereiteten. Des Herrn Rath ist wunderbarlich, und führet es herrlich aus. (Jes. 28, 29.)

Nun begann, was unvermeidlich war, der große Kampf um Wiederherstellung des wahren Christenthums. Zu allernächst ward das lasterhafte Leben der Geistlichkeit in und außer den Klöstern angegriffen, bald mit Ernst, bald mit Spott. Die gewissenlosen Täuschungen, der künstliche Betrug, die Heucheleien der Priester wurden entlarvt. Dann beleuchtete man auch die mit den Jahrhunderten in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche; den Irrthum vieler Lehren, von denen Jesus Christus und seine Apostel nichts gewußt. Der große Kampf zwischen Licht und Finsterniß war nicht bloß Streit unter einzelnen Gelehrten: es war die Empörung des gesunden Menschenverstandes gegen Aberglauben, des Wahrheitsgefühles gegen Blendwerk, der Redlichkeit gegen die Bosheit, des Geistes des Christenthums gegen den Neid des neuen Heidenthums in christlicher Gestalt. Ganze Gemeinden, ganze Völkerschaften hingen den muthigen Bekennern der Wahrheit an. Der Bruch und die Trennung der christlichen Kirche zeigten sich als unvermeidlich.

Es war aber keiner von den Oberhäuptern der Kirche, kein Bischof und kein Erzbischof, welcher sich der Verbesserung des Kirchenwesens und der Reinigung des Glaubens zuerst annahm. Nein, nur fromme Männer aus dem Mittelstande des Volkes, arme Mönche, einsichtsvolle Lehrer an hohen Schulen, erhoben zuerst den Streit. Ihnen folgten die Völker; und nachmals wurden von der allgemeinen Stimme und von der Macht der Wahrheit auch viele Fürsten hingerissen. So waren auch die ersten Verkünder der Lehre Jesu keine Hohepriester, keine Schriftgelehrten, keine Herodesse, sondern Leute von geringem Her-

kommen. Die Hohenprieſter, die Herodeſſe vielmehr gehörten zu den wüthendſten Verfolgern der ewigen Wahrheiten, nicht weil ſie die Wahrheit um ihres Selbſtes willen haſſen konnten, ſondern weil ſie beſorgten, durch allgemeine Anerkennung derſelben um ihr Anſehen, um ihre Einkünfte, um ihre Herrſchaft zu kommen.

Es iſt aber ſehr natürlich, daß diejenigen, welche herrſchen und gebieten wollen, einen Widerwillen gegen die Geiſtesfreiheit haben, welche früh oder ſpät die Richterin ihrer Thaten und ihres Lebens werden muß. Es iſt natürlich, daß diejenigen, welche auf nichts achten, als was ihrem Hang zur Ueppigkeit, zum Glanz, zur Willkür ſchmeichelt, dasjenige haſſen, was mehr gilt, als ihr vergänglicher Prunk. Es iſt ſehr natürlich, daß diejenigen, welche ſich nur ruhig und wohl befinden, ſo lange die Menſchen ihnen blindlings unterworfen ſind, und ſie ſchweigend verehren, die Aufklärung des Volkes haſſen und unterdrücken, weil es ſie verdrießt, ſcharfe Beobachter und Beurtheiler ihrer Handlungen und ihres Werthes zu haben. Es iſt ſehr natürlich, daß diejenigen, denen eine gewiſſe Finſterniß zuträglich iſt, in der ſie nach Wohlgefallen ſchalten können, das Licht der Oeffentlichkeit ſcheuen, und die Freiheit beſchränken, Gedanken und Urtheile durch Druckſchriften zu verbreiten. Denn was kann die Nacht mit dem Tage, die Lüge und Heuchelei mit der Wahrheit, die Leidenſchaft mit der Tugend, die Begierde, über ſtumme Knechtſchaft zu befehligen, mit der Liebe zur menſchlichen Freiheit, das Irdiſche und Gemeinſte mit dem Geiſtigen und Höchſten gemein haben?

Es iſt auch mehrentheils vergebliche Mühe, denen, die von ihrer Thorheit und Selbſttäuſchung geblendet ſind, den Spiegel der vergangenen Zeiten vorzuhalten, und ihnen zu predigen: Ringet nicht gegen die Wahrheit, ſondern handelt alſo, daß ihr nicht Urſache habet, ihr Gericht zu fürchten! — Sie werden in ihrem Stolze immerdar glauben, das Recht und die Wahrheit werde auf ihrer Seite ſtehen, weil für den Augenblick die Gewalt in ihrer Hand iſt. Mit Hartnäckigkeit werden ſie dem Beſſern des Allgemeinen widerſtreben, weil ſie dabei nicht ihren Privatnutzen finden, und gegen die Stimme des ganzen Volkes taub bleiben, weil ſie dieſelbe nicht hören wollen, oder weil ſie ſich mit Selbſtbetrug lieber einbilden, das ſei nur Stimme einzelner Meuterer und neidiſchen Ehrgeizes weniger Perſonen. So rennen ſie mit blindem Eigenſinn dem Abgrunde zu, und bringen ſich und ihre Nachkommen in's Verderben.

So unmöglich es nun einerſeits iſt, ſolchen Perſonen, denen der Sinn und Muth für das Höhere des menſchlichen Geſchlechts abgeht, einen erhabenen gemeinnützigen Geiſt zu geben, ſo unmöglich iſt es anderſeits ihnen hinwieder, die Wahrheit, das Recht und die Geiſtesfreiheit zu unterdrücken. Denn es mangeln ihnen dazu die angemeſſenen Mittel — oder vielmehr, es ſind dazu unter dem Himmel keine Mittel vorhanden. Wer mag wider das Göttliche, wer wider Gott ſtreiten? Und wenn jene Thoren an keine ewigen Wahrheiten, an keine ewigen Rechte glauben, die über alle bürgerlichen Zeitverhältniſſe und über jeden Privatvortheil erhaben ſind; und wenn ſie an keine Tugend glauben, für die man freudig ſterben könne (ſie können nur für Gold, Ehre und Brod ſterben): ſo ſind darum die ewige Wahrheit, das ewige Recht und die Tugend nicht min-

der vorhanden. Alle Empörung des Eigennutzes, der Herrschsucht und Bosheit wider sie, befördert aber die Macht und die Verbreitung und den Sieg von der Erkenntniß und Liebe des Bessern und Gerechtern.

An sich ist die Erkenntniß der Wahrheit still und durch sich selbst belohnend; sie spricht sich ruhig aus; sie fürchtet nichts, weil sie kein Uebels thut und will. Es muß aber Widerstand kommen, damit ihre Kraft aufgeweckt werde, und sie sich dem Bösen in der ganzen Größe und Majestät ihres Werthes und ihrer Macht entgegenwerfe. Nichts hat zur Verbreitung der Wahrheit, zur Veredlung der Menschheit, zur Erhebung der Geistesfreiheit, zur Beförderung der Aufklärung der Nationen mehr beigetragen, als der Widerstand, welcher derselben geleistet worden ist. So wurden die heftigsten Feinde der Wahrheit und des Rechts, wider ihre Vernunft und Absicht, die vorzüglichsten Beförderer derselben. In Ländern, wo es zwar nicht an einzelnen lichtvollen Männern fehlte, wo aber die bessern Ueberzeugungen keine Gährung, keinen Widerspruch, keinen Kampf veranlaßten, blieb Unwissenheit, Aberglaube und Geistesträgheit länger an der Herrschaft.

Das ist das göttliche Gesetz in der Natur und in den Schicksalen großer Völker, wie einzelner Menschen: Eine Kraft muß die andere erregen, und das Böse selbst muß dem Guten zum Siege helfen, der Schatten zum Glanz des Lichts dienen. Mag uns Kurzsichtigen, dieweil wir für die Wahrheit kämpfen, Manches unbegreiflich scheinen; mögen Schwachmüthige zuweilen im Drange der Umstände sogar an Gottes Vorsehung zweifeln; dennoch bleibt es wahr, und wird immer nachher mit Anbetung erkannt: Sein Rath ist wunderbarlich und führet es herrlich aus!

Ungeachtet aller Gährungen der Gemüther durch die Sehnsucht nach Wiederherstellung des wahren Christenthums in seiner ursprünglichen Einfalt; ungeachtet ganze Völkerschaften ihre Stimmung deutlich genug gegen die herrschenden Mißbräuche der Kirche offenbart hatten; ungeachtet viele ehrwürdige und hochangesehene Männer geistlichen Standes, aus Frömmigkeit oder bloßer Klugheit, wiederholt zu einer Verbesserung in kirchlichen und Glaubenssachen gerathen hatten: war doch dafür nie etwas Ernsthaftes gethan worden. Ja, das damalige geistliche Oberhaupt der Christen zu Rom, an dessen Hofe Prachtaufwand und Wollust herrschten, bekümmerte sich so wenig um die Seufzer der Welt, und um den Unwillen der Weisern, daß es derselben spottete, und neuen Anlaß zu neuen Klagen gab. Um seine Verschwendungen zur Verschönerung von Rom mit neuen Gebäuden und Tempeln zu befriedigen, sandte der Papst Boten in die Länder aus, welche um das baare Geld Vergebung der Sünden verkaufen mußten. Die Schamlosigkeit der Verkäufer des Ablasses ging so weit, daß einige sogar für die Vergebung größerer oder kleinerer Sünden öffentlich die verschiedenen Geldpreise bekannt machten. Dieser empörende und leichtsinnige Handel mit den geistlichen Gnadengaben ward aber unter dem Vorwand getrieben, damit das ewige Seelenheil der Menschen zu befördern. Ach, wann hat es auch der ruchlosesten Sache wohl jemals an einem scheinbar rechtlichen Vorwand gefehlt? Jeder Niederträchtige, so tief er auch in Verderbtheit hingesunken sei, und welche Ungerechtig-

keit oder Schalkheit er sich auch erlauben möge, schämt sich doch, wo nicht der Schandthat, doch ihres schändlichen Namens.

Dieses unvorsichtige und schnöde Verfahren reizte in verschiedenen Ländern rechtschaffene Männer, laut dagegen zu sprechen. Ihr Tadel fand nur von der einen Seite allgemeinen Beifall, von der anderen Seite bei denen, welche sich dem Papst werth machen wollten, heftigen Widerspruch. In diesen mischten sich noch von beiden Seiten persönliche Verhältnisse und Anlässe zur Erbitterung, welche den Kampf lebhafter machten. Diejenigen, welche sich wider den Verkauf geistlicher Gnadengaben ausgesprochen hatten, wurden durch den Ungestüm ihrer Gegner aufgebracht, damit verführt, weiter zu geben, als es anfänglich ihre Absicht gewesen sein mag. Alles, was ihnen in den bisherigen Lehren und Uebungen der Kirche Irrthum oder Mißbrauch zu sein schien, deckten sie auf. Viele gelehrte Personen, bald ganze Landschaften, bald auch Fürsten, stimmten ihnen bei. Was da gegen die bestehende Kirche und deren Lehrbegriff gesprochen ward, war ohne Zweifel längst schon die allgemeine, stille Ueberzeugung gewesen. Es hatten bisher nur Männer gefehlt, von denen diese Ueberzeugung öffentlich zur Sprache gebracht wurde. Im Zeitraum weniger Jahre hatten sich ganze Nationen von der alten Kirche losgesagt, und sowohl ihre gottesdienstlichen Gebräuche, als ihre Glaubenssätze geändert, um der ersten Einfalt des Christenthums näher zu kommen; andere, die noch im Schooße der Kirche blieben, strebten sich gleichfalls zu heben, — und nicht ohne Erfolg.

Die wenigen Männer, welche zu der großen Verbesserung aller Parteien der christlichen Kirche in unsern Weltgegenden den kühnen Anfang gemacht haben, wurden von ihren damaligen Gegnern als Erzketzer und Neuerer, als Werkzeuge des Satans, geschildert und verflucht; hinwieder von ihren damaligen Anhängern als Rüstzeuge Gottes, als ächte Boten des Evangeliums gepriesen. Nun sind seitdem drei Jahrhunderte verflossen. Der erste wilde Grimm damaliger Parteisucht hat sich gelegt. Wir erkennen nun, daß jene sogenannten Wiederhersteller des wahren Christenthums es allerdings in ihrer Art wohlmeinten; daß sie nicht aus Nebenabsichten, sondern aus fester Ueberzeugung und Liebe der Wahrheit redeten und handelten. Sie hatten von ihren Schritten keinen Ruhm, sondern Fluch, keinen Reichthum, keine hohen Ehrenstellen zu erwarten, sondern setzten sich offenbar der schmählichsten Verfolgung und den Leiden eines mühseligen Lebens, selbst Todesgefahren aus. Es war also nichts Irdisches, was sie bewegte, sondern ihr Gewissen und das Göttliche, welchem sie alle Ruhe ihres irdischen Lebens freudig opferten. Dadurch sind sie hochachtungswürdig geblieben. Nicht irdischer Gewinn hat sie angetrieben, sondern eine heilige Begierde nach Licht und Wahrheit, eine tiefe Liebe des Göttlichen. Darum beschirmte sie Gottes Hand. Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. (Röm. 8, 14.)

Freilich manches Unglück ward dadurch in der Welt veranlaßt. Vielleicht hätte eine gänzliche Zerspaltung und Trennung der christlichen Welt in den Abendländern vermieden werden können. Allein wir müssen gestehen, daß dieses wohl weniger die Schuld jener Einzelnen war, als die Schuld derer, welche in jenen Tagen überhaupt der allgemeinen Kirche vorstanden. An diesen war es,

nicht daß sie mit Eigensinn jeder Verbesserung des Mangelhaften widerstrebten, nicht daß sie halsstarrig nur auf Behauptung ihrer geistlichen Rechtsame, Einkünfte und Vorzüge bedacht waren, sondern daß sie die öffentliche Meinung der Völker, die Urtheile des Weisern achteten; daß sie die Zeichen der Zeit verstanden. Das ist von jeher das Unglück der Großen gewesen und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, daß sie aus Stolz und Eigennutz die tiefer stehende Menge verachteten, in welcher doch Tausende lebten, von denen sie an Erkenntniß, Einsicht und Gemüthskraft übertroffen wurden; daß sie, unbekümmert um das Fortschreiten des Wachsthums der Kenntniß, sich muthwillig darüber selbst täuschen; daß sie mehr auf ihre persönlichen Rechte, als auf die allgemeinen Bedürfnisse der Gesammtheit Acht haben; daß sie, statt im Geiste der Menschheit und durch das Bessere begeistert, fortzuschreiten, und so die Entwickelung und Ausbildung der Völker zum Vollendetern zu begünstigen, fest sich anklammern an das morsche Alte, und gewaltsame Umwälzungen herbeiführen, welche durch ihre Klugheit und Liebe zu dem höhern Guten vermieden werden könnten.

Daß sich in jenen Tagen die große Trennung der christlichen Gemeinden so schnell in so ungeheurer Ausdehnung begab, war zugleich auch eine Folge von dem Verhältnisse, in welchem die Fürsten zu dem obersten Haupte der Kirche standen. Dies Verhältniß war für jene weltlichen Obrigkeiten sehr empfindlich, weil der Papst, welcher sich einen Nachfolger auf dem Stuhl Petri, einen Statthalter des Weltheilandes und Sohnes Gottes nannte, statt der Tugenden Jesu, sich des Uebermuthes eines mächtigen Herrschers befliß; statt Demuth einen gebieterischen Stolz, statt Menschenliebe eine Kriegslust und Herrschbegier äußerte, welche kaiserliche und königliche Kronen in seine Hand brachte. Jesu Reich war nicht von dieser Welt; aber das Reich des Papstes war vollkommen von dieser Welt.

Die Fürsten hatten schon seit manchem Jahrhundert nach Wiedererhaltung ihrer Unabhängigkeit vom Papst getrachtet. Allein ihr Bemühen mußte immerdar eitel bleiben, besonders in den Zeiten allgemeiner Unwissenheit, da man das Oberhaupt der christlichen Kirche, obwohl es doch nur ein sündiger Mensch war, mit abergläubiger Furcht beinahe abgöttisch verehrte. Die Fürsten vermochten nichts wider ihn, weil ihrer Viele waren, die nie einerlei Neigung und Angelegenheit hatten. Sie wurden also durch vielerlei Willen in sich selber getrennt und schwach, während ihnen das kirchliche Oberhaupt mit einerlei Ansicht, mit einerlei Willen, mit einerlei Zweck gegenüber wirkte. In den Ländern hatten die Fürsten wohl mancherlei Zwistigkeiten mit ihren Unterthanen; hingegen die Priester in allen Ländern, und durch sie geleitet oft das Volk, gehorchten ihrem höchsten geistlichen Haupte ohne Widerspruch mit blindem Gehorsam. Die Fürsten hatten unter allen Ständen des Volks, am meisten bei den Edelleuten, Mißvergnügte oder solche, welche gern die Rechtsame der weltlichen Regierung beschränkt hätten. Die Fürsten konnten fast auf die Treue keines Standes mit Sicherheit zählen. Hingegen einer dieser Stände, nämlich der geistliche, war in allen Staaten so zu sagen des päpstlichen Willens Eigenthum und Werkzeug. Die Priesterschaft bildete in diesem Staate wieder einen eigenen, vom römischen Hof abhängigen Staat; sie nährte sich auf Unkosten des Volks; sie bereicherte sich mit weltlichen Besitzungen und wollte doch keiner weltlichen Obrigkeit mehr

unterthan sein, sondern nur ihrer geistlichen Obrigkeit. Der römische Hof hatte schon vielmals Beispiel gegeben, was er vermöge, indem er die Unterthanen lossagte von ihren, den Landesfürsten geschwornen Eiden und schuldigem Gehorsam, und im Namen Gottes Aufruhr des Volks gegen die bestehende Ordnung predigen ließ. Also blieb den weltlichen Obrigkeiten, welche in ihren Ländern von der Macht und dem verderblichen Einflusse des päpstlichen Hofes frei werden wollten, nichts übrig, als sich gänzlich vom Papste und derjenigen Kircheneinrichtung zu trennen, welcher er vorstand.

Dieses beschleunigte und vergrößerte nun in damaligen Zeiten die allgemeine Trennung in der Christenheit und befestigte sie auf immerwährende Zeiten. Der Stolz und die anfängliche Sorglosigkeit des römischen Hofes beförderte die Sache derer, welche sich von ihm losrissen. Damit vereinigten sich viele andere Umstände, welche den ewigen Bruch vollendeten. Alles, Alles, das Wichtigste und das dem Anschein nach Unbedeutendste, mußte nun nach dem göttlichen Rathschlusse zusammentreffen, die gewaltige Scheidung der Gemüther, der Kirchen- und Glaubensparteien zu erweitern. Hier war Gottes Finger! Menschen vermochten das nicht.

Gleichwie nun schon seit langer Zeit die gesammte Christenheit des Morgen- und Abendlandes in zwei große Hälften zerfallen war, in eine griechische und eine katholische Kirche, so zerspaltete sich nun wieder die abendländische Christenheit in mancherlei Abtheilungen und Glaubensarten. Und sie bestehen noch bis zum heutigen Tage. Wir sehen noch neben der römisch-katholischen Religion eine evangelisch-reformirte, eine evangelisch-lutherische, eine anglikanische Kirche und mehrere andere von geringerer Ausdehnung.

Alle, welche sich zu diesen Kirchen bekennen, nennen sich Christen. Doch welcher von ihnen gebühret der Vorzug? In welcher herrscht die meiste Lauterkeit und Wahrheit? In welcher Christus? Fast gilt das wieder, was der göttliche Erlöser von den Zeiten sagte, die der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung des jüdischen Volkes vorangingen, da es hieß: siehe, hier ist Christus, oder da ist Christus! Noch hört man Verdammungs- und Verketzerungsurtheile wider einander; doch meistens nur von Leuten, die voll übertriebenen Eifers, oft im Herzen voller Haß und Leidenschaften sind, keineswegs vom Geiste Jesu und seiner unendlichen Liebe gegen Alle erfüllt.

Wen soll ich nun von allen Häuptern der Kirche heilig nennen? Wahrlich, Keinen; denn Niemand ist heilig, denn nur allein Gott! sagt Gottes Wort. Wen soll ich von allen Häuptern der verschiedenen Kirchen Vater heißen? Wahrlich, Keinen. Denn Jesus sagt: Einer ist euer Vater, der im Himmel ist!—Wer ist unser Meister? Ist es der Papst? ist es Luther? ist es Zwingli? ist es Calvin Wahrlich, von allen Keiner. Denn Jesus spricht: Einer ist euer Meister, Christus. (Matth. 23, 8—10.)

In welcher von allen Kirchen ist Christus? — So könnte Mancher verlegen fragen, welcher hört, wie sich jede derselben für die auserwählteste hält und rühmt. Freund, warum kümmerst du dich? Ehe Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Griechen und andere Religionsparteien waren, sind Christen gewesen. Warum können sie nicht auch heute in und neben allen Religionsparteien vorhanden sein?

Ich will es dir sagen mit göttlichem Wort, in welcher Kirche die wahrhaft Erleuchteten, die wahren Bekenner des Herrn sind. Jesus selber hat es gesagt: Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da will ich mitten unter ihnen sein. Die also Jesum aufrichtig lieben, aufrichtig suchen, zu welcher Kirche sie äußerlich auch gehören mögen, die werden ihn finden. Nicht diese oder jene Kirche macht selig; keine hat dereinst von Gott selber einen Vorzug zu erhalten; der himmlische Vater hat auf Erden keine Schooßkinder, keine Stiefkinder. Sie alle sind die Seinigen. Aber der lebendige Glaube an Jesum Christum macht selig; der lebendige Glaube, nicht der todte, welcher keine Früchte bringt; der lebendige, welcher sich in der Nachahmung von Jesu Christi liebevollem Sinn, von seiner Unschuld, Heiligkeit und Selbstaufopferung für Andere offenbart. Nicht Katholiken, nicht Evangelisch-Lutherische, nicht Evangelisch-Reformirte sind im höhern Sinne des Wortes Gottes Kinder, sondern Paulus spricht: Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. (Römer 8, 14.)

O Geist Gottes! Macht der Heiligung! erwärme, belebe, treibe auch Du mich; ziehe mich empor über alles Niedrige und Irdische, welches nur eine kleine Weile dauert, hinauf zum Unvergänglichen. Von Deiner Kraft durchdrungen will ich alles Unreine in mir vertilgen, jede böse Leidenschaft, welche ich dermaleinst in der Sterbestunde bereuen könnte, in mir ersticken. Ich will Gottes- und Menschenfreund sein; keinen hassen, auch den Sünder nicht, sondern nur das Sündliche in ihm; auch den nicht, der mich haßt und kränkt, sondern will Mitleid tragen mit seinen Verirrungen; am wenigsten denjenigen, welcher in einer andern Kirche seinen Jesum liebt.

O Geist Gottes! Macht der Heiligung! stärke mich, daß ich ohne Menschenfurcht die Wahrheit bekenne, und muthvoll vertheidige, was gerecht und billig ist, jedoch ohne Stolz und ohne Haß und Bitterkeit. Treibe mich, Geist Gottes, daß ich Gottes Kind sei und bleibe in Ewigkeit. Amen.

95.

Die Trennung der christlichen Kirche.

Zweiter Theil.

Joh. 13, 35.

Verzweifelnd sieht der Aberglaube
Zurück zur Welt, nach seinem Raube,
Die täglich mehr erleuchtet wird!
Wie strebt er wider Gottes Lehren,
Durch unsere Lust, uns zu empören,
Weil, wer gesündigt, gern auch irrt!

Wohl mir, wenn mich kein Wahn verführet,
Nicht Leidenschaft mein Herz regieret,
Denn Wahn und Laster sind verwandt:
Wo Gott das Licht der Wahrheit schenket,
Und Liebe unsere Thaten lenket,
Da irrt, da strauchelt kein Verstand.

In jenen Zeiten, da die allgemeine christliche Kirche in sich selbst über den wahren Geist und die Lauterkeit des Christenthums uneins ward und zerfiel, entstand noch eine andere Verwirrung, auf welche anfänglich kaum geachtet worden war. Derjenige Theil der Christen nämlich, welcher sich aus Liebe zur Wahrheit und ursprünglichen Beschaffenheit des von Jesu Christo verkündeten Glaubens muthig und standhaft von der Mutterkirche entfernt hatte, gerieth unter sich

selbst in große Entzweiung. Denn in den verschiedenen Ländern, bei verschiedenen Umständen, unter verschiedenen Lehrern, hatten sich die Einen mehr, die Andern weniger von den angenommenen Lehrsätzen der katholischen Kirche entfernt. Es fehlte daher vollkommen an Uebereinstimmung unter ihnen; die Einen erschraken vor den Andern, weil sie gemeint hatten, bei ihrem gemeinschaftlichen Widerwillen gegen das von ihnen so geheißene Papstthum in Allem einerlei Wege zu gehen.

Die Anhänger Luthers behielten in ihren Kirchen noch viel von dem äußern Schmuck der Tempel bei; die Anhänger Zwingli's und Calvin's aber verwarfen in ihrem Eifer allen Zierrath. Noch mehr entzweiten sich beide Theile über den Sinn derjenigen Worte, deren sich Jesus Christus bei Einsetzung des Abendmahs bedient hatte; so wie über die Meinung von der Gnadenwahl oder die Frage: ob Gott in seiner unendlichen Vollkommenheit einige seiner erschaffenen Menschen von Ewigkeit her zur Seligkeit, andere zur Verdammniß bestimmt habe. Die englische Kirche stimmte zwar mit den Reformatoren in den Grundsätzen überein, aber nicht in der Einfalt ihrer Kirchenordnung: sondern sie verband mit den reformirten Glaubenssätzen das Regiment und die Form der alten Kirche, viele Ceremonien derselben, die bischöfliche Gewalt, als ein göttliches Recht, jedoch mit Verwerfung des Klosterlebens und der päpstlichen Obergewalt.

Neben diesen drei großen Kirchenparteien entstanden noch viele andere, von denen sich zwei am ausgebreitetsten zeigten, deren eine die geheimnißvolle Lehre von der Dreieinigkeit verwarf; und die andere, welche völlig zur allerersten Einfalt des Christenthums zurückgehen wollte, und selbst diejenigen Christen, die zu ihr übertraten, noch einmal taufte, als wären sie vorher keine Christen gewesen.

Jede dieser Sekten zerfiel, je nach Verschiedenheit der Ansichten, wieder in mehrere Unterabtheilungen, davon eine der andern in Nebensachen widersprach, also, daß zuletzt unter denen, welche von der alten Kirche abgefallen waren, eine wahrhafte Sprach- und Meinungsverwirrung entstand. Man suchte sich einander zu verständigen. Aber, wie Einer den Andern von der Vorzüglichkeit seiner Ueberzeugungen belehren wollte, mischte sich sehr bald Leidenschaft und Bitterkeit ein. Statt einander näher zu kommen, wichen die Sekten feindseliger aus einander. Jede Partei erklärte ihre Kirche für die alleinseligmachende; jede verdammte und schalt die andersgesinnte. Die Liebe wich aus allen, und mit ihr der wahre Geist des Christenthums. Wohl riefen von Zeit zu Zeit fromme Männer noch den Entzweiten zu, mit den erhabenen, versöhnenden Worten des Propheten Maleachi (2, 10): Haben wir nicht alle *einen* Vater? hat uns nicht *ein* Gott geschaffen? Warum verachten wir denn Einer den Andern?

Jene Sprach- und Lehrverwirrung unter den von der alten Kirche abtrünnig gewordenen Christen mußte aber unausweichlich eintreten. Denn, indem sie ausgingen, statt dessen, was sie als mangelhaft verworfen hatten, Besseres zu suchen, zerstreuten sie sich auf allerlei Wege. Die Führer der Einen hatten mehr gelehrte Kenntniß, als die der Andern. Die Einen wollten gänzliche Unterscheidung von der alten Kirche in allen Dingen; die Andern nur Abschaffung dessen, was ihnen gefährlich schien, ohne deswegen zu verwerfen, was an sich unschädlich sein konnte. Die Einen behandelten die Verbesserung der Kirche

und des Glaubens mehr mit kalter Prüfung, als eine Sache des Verstandes; die Andern mit größerer Gemüthlichkeit, welche oft in geheimnißsüchtige Schwärmerei überging. Die Einen hüteten sich billig, mit ihren Lehren in das Wesen der bürgerlichen Ordnung einzugreifen; die Andern, in stürmischer Hitze, wollten Alles, und selbst die bürgerlichen Verhältnisse, verändert haben. Die Einen wollten aus reinem Triebe zum Guten Verbesserungen; die Andern konnten sich mancher eigennützigen Nebenabsichten nicht erwehren. Indem Jeder glaubte, das Recht zu haben, der Wahrheit nachforschen zu können, bedachte nicht Jeder, daß er auch mit allen dazu gehörenden Eigenschaften ausgerüstet sein müsse, und Irren menschlich sei. Indem Alle die heilige Schrift zur einzigen Quelle der christlichen Lehre machten, und dabei menschliches Ansehen verwarfen, bedachten sie nicht, daß je nach verschiedenen Ansichten, Kenntnissen und Gemüthsneigungen, vielerlei Auslegungen der Schrift möglich wären.

Also bezüchtigte eine Sekte die andere des Irrthums. Indem sie nun alle neuen Lehrer und Kirchenparteien unter einander mit Heftigkeit schalten und verdächtig machten, bestärkten sich diejenigen, welche bei der katholischen Kirche geblieben waren, in der Treue zu ihrer Mutterkirche. Indem jene mit dem gänzlichen Umsturz des von ihnen gehaßten Papstthums drohten, befestigten sie dasselbe vielmehr durch ihre eigene Zwietracht und Verwirrung, ganz gegen ihre Absicht.

Man sah in diesem Streit Aller gegen Alle endlich wohl ein, daß man sich unter einander über gewisse Hauptpunkte der neuen Lehre vereinigen müsse, um seinen Gegnern mit Bestimmtheit sagen zu können, was man eigentlich glaube und nicht glaube. Man sah ein, daß, würde Jedem gestattet, immerdar in Veränderungen fortzufahren, denselben zuletzt kein Ziel mehr zu setzen sei, und eine allgemeine Zersplitterung und Zerstreuung erfolgen müsse. So fing man frühzeitig an, den gleichsam frei gewordenen und wild ausgebrochenen Strom der Glaubensmeinungen wieder in enge und feste Schranken einzudämmen. Man stellte einen Lehrbegriff auf, ein Kennzeichen jener neuen Religionssekten. Man wählte dazu am liebsten die Worte und Lehren aus den Schriften der ersten sogenannten Reformatoren. Es entstand gegen diese, besonders nach dem Tode derselben, eine besondere Verehrung, als wären sie außerordentliche Werkzeuge Gottes gewesen, die das Licht der Erkenntniß in vollem Maße gehabt hätten. Man schwor nun zu ihren Worten, ohne zu bedenken, daß auch sie Menschen gewesen und dem Irrthum allerdings so gut wie Andere unterworfen waren.

Auf diese Weise schieden sich Alle, welche aus dem Schooße der Mutterkirche neuen Lehren gefolgt waren, unter einander in neue Kirchen fest und bleibend ab. Sie verabscheuten sich gegenseitig wegen der Sätze, in welchen sie von einander abwichen, mit der allergrößten Erbitterung, und waren nur in ihrem Hasse gegen die Anhänger der alten Kirche einig; gleichwie diese ihrerseits Alle als Irrlehrer und Abtrünnige mit fürchterlichem Groll von sich stießen. Welch ein trauriges Schauspiel! Sie hatten Alle einen Gott, Alle einen Heiland und Seligmacher, nach welchem sie sich Christen nannten, — aber das Wichtigste selbst fehlte ihrem Gemüthe. Sie hatten nicht den durch Christum gegebenen Geist der Kindschaft zu Gott angenommen, und waren keine Brüder unter einander; sie

hatten nicht die wahre Seele des Christenthums, nämlich die Liebe. Alle, ohne Ausnahme, hatten über die oft vernunftlosesten oder spitzfindigsten Sätze klügelnder Schulgelahrtheit, um welche sie nicht selten mit blutdürstiger Grausamkeit stritten, die einfachen Lehren der christlichen Religion vergessen und beseitigt, und hingen Nebendingen an, welche sie zu Hauptsachen ihrer besondern Lehrgebäude machten.

Die sogenannte Kirchenverbesserung hatte demnach keineswegs die herrlichen Erfolge, welche man sich anfangs davon vorspiegelte. Es ward durch die bleibende Festsetzung der Lehrbegriffe, durch welche sich die Parteien unterscheiden wollten, mancher Irrthum für lange Zeit beibehalten. Es entstand damit wieder ein Stillstand des Forschens, und Niemand wagte ohne Gefahr über die Grenzlinie hinwegzuschreiten, welche irgend einer von den ersten Anführern der kirchlichen Parteien nach seiner eigenen Einsicht vorgezeichnet hatte. Was war nun gewonnen? Diejenigen, welche aus Liebe zur Geistesfreiheit, zur Wahrheit, und aus Haß gegen Glaubens- und Gewissenszwang, die Aussprüche und die Untrüglichkeit des Papstes verworfen hatten, glaubten nun wieder an die Untrüglichkeit eines Zwingli, oder Luther, oder Calvin, oder Menno, oder Socinus, oder Anderer. Diejenigen, welche sich nicht dem in Glaubensangelegenheiten unterwerfen wollten, was Kirchenversammlungen der Geistlichkeit in den frühern Jahrhunderten aufgestellt hatten, machten nun das zu ihrer Richtschnur, was einige Geistliche der Zeit für sich und die folgenden Zeiten als Wahrheit aufzustellen für gut fanden. Es ging also die Freiheit des Forschens und Prüfens wieder unter, wie sie vormals untergegangen war; und dazu ward die ganze abendländische Christenheit in so ergrimmte Stimmung gegen einander gebracht, daß die allgemeinsten und blutigsten Kriege und Verfolgungen daraus hervorgehen mußten.

Sehnsucht nach der ursprünglichen Einfalt, Würde und Schönheit des Christenthums hatte den Drang nach Verbesserung der Kirche und des entstellten Glaubens herbeigerufen, aber die menschliche Leidenschaft Alles, was dafür Gutes begonnen werden sollte, wieder verderbt. Denn wäre das wahre Christenthum in jenen Zeiten in seiner ganzen Reinheit und Kraft wieder hergestellt worden, wahrlich, es würden ganz andere Früchte desselben erschienen sein. Man würde die alte Eintracht, die zärtliche Freundschaft der ersten Christen wieder gesehen haben, mit der sie sich jederzeit in Noth und Freude begegneten. Man würde die alte Ehrfurcht der ersten Christen wieder gesehen haben, mit der sie sich den bürgerlichen Gesetzen und Obrigkeiten, und deren weltlichen Verordnungen unterzogen, auch wenn diese Obrigkeiten von anderer Religion waren. Man würde die alte Demuth der ersten Christen wieder gesehen haben, in welcher sie neben einander lebten, also, daß kein Bischof, kein Geistlicher sich durch äußerlichen Prunk, oder durch Rechthaberei, über Andere erheben mochte. Man würde die alte Friedfertigkeit der ersten Christen wieder gesehen haben, in welcher sie auch ihre Feinde liebten und segneten, sich des gegenseitigen Hassens und Verfolgens enthielten, und nur darauf achteten, ob der Glaube an Jesum auch die rechten Früchte der Barmherzigkeit, der Geduld und der Sanftmuth brachte. „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe

unter einander habet." (Joh. 13, 35.) So gab Jesus einst das untrüglichste Merkmal des wahren Christenthums und der wirklichen Jesusjüngerschaft an. Aber welche von allen Kirchenparteien, alten und neuen, trug dieses Kennzeichen. Nicht eine unter allen! Sämmtlich standen sie wider einander auf, und statt daß durch Wiederherstellung des wahren Glaubens die ganze christliche Welt eine große Familie, ein Zusammenwirken aller Kräfte zur Beglückung Aller, ein weites Paradies, eine Heimath des Friedens, der Redlichkeit, der gegenseitigen Treue, der Dienstfertigkeit und anderer Jesustugenden geworden wäre, ward sie der Schauplatz des Mordes und Brandes, der Arglist und Verrätherei, der Scheinheiligkeit und Glaubenswuth, und aller Verbrechen, die aus Ehrgeiz, Habsucht, Rachgier und ähnlichen Leidenschaften entspringen.

Wenn wir uns dieses nun leider keineswegs verbergen können, sollen wir darum überhaupt das Bemühen derer verdammen, welche die Kirchenspaltung in der Christenheit angefangen und vollendet haben? Soll uns das zu der Meinung berechtigen, es wäre besser gewesen, wenn man keine Aenderung und Neuerung in Glaubensdingen unternommen hätte? — O, mit nichten! — Wir sollen nie das Gute ganz verachten um des Schädlichen willen, welches die menschliche Natur gern damit zu verknüpfen pflegt.

So betrübend allerdings für jeden Menschenfreund und Christusverehrer der Anblick jener Greuel der Verfolgungen und Kriege sein muß, welche aus der Trennung der christlichen Kirche hervorsprangen; oder jener plötzliche Stillstand, welchen die Parteien in ihre Nachforschungen und Fortschritte zum Bessern brachten, so, daß sie sogleich wieder auf dem kaum betretenen Wege zur Erkenntniß des Wahren stehen bleiben: sollen wir von der andern Seite erwägen, daß dies Alles eine unvermeidliche, aus der Ordnung der Dinge erwachsende Nothwendigkeit war. Die Menschheit konnte damals nicht weiter, nicht schneller vorrücken, als sie inwohnende Kraft und Fähigkeit besaß. In der Natur sind keine plötzlichen Uebergänge vom Unvollkommenen zum Besten und Vollendetsten. Ihre Entwickelung setzt sich überall stufenweise fort. Ein Tag bereitet den andern vor, was geschehen soll. Es gab in jenen Zeiten allerdings erhabene Geister, die in ihren Ansichten weit die gemeinen Ansichten ihres Zeitalters überwogen. Es sind dergleichen in allen Jahrhunderten. Aber der große Haufe der Ungebildeten, gelähmt durch Trägheit, Gewohnheit und Unwissenheit, verkennt jene nicht selten ganz, oder schleicht ihnen doch nur schüchtern und schwerfällig nach. Daher geschah, daß man sich mit den ersten Schritten begnügte, und dem freien Gewissen wieder neue Fesseln anlegte, nachdem man die ersten kaum zerbrochen und abgestreift hatte. Wir aber sollen nun die heilige Sache nicht verurtheilen wegen ihrer übeln Sachwalter und Führer. Wir sollen niemals, weil wir nicht sogleich das Bessere oder das Allerbeste haben können, das weniger Gute verschmähen und verdammen.

Erleben wir denn nicht Aehnliches noch heutiges Tages in mancherlei andern Verhältnissen? O, wie viele vortreffliche Gedanken sind in's Leben hinausgetreten, von deren Erfüllung sich die Welt Seligkeit versprach! Und sie wurden mit allgemeiner Begeisterung empfangen, und man trachtete, sie in's Werk zu setzen; aber die Ohnmacht des Zeitalters offenbarte sich daran. In das Unei-

gennützige mischte sich Eigennutz, in das Heilige Unheiliges. Viele arbeiteten mit Eifer dagegen, Andere mit Ungeschicklichkeit dafür. So blieb zuletzt das, was wirklich geschah, weit hinter dem anfänglichen Urbilde und Ziel zurück, welches den großen Haufen zu der Meinung verleitete, selbst das Urbild tauge nichts, und sei nur ein schönes Blendwerk, eine fantastische Grille eitler Schwindelköpfe.

Dies ist fast die Geschichte jeder wichtigen Erfindung, die erst in spätern Zeiten eine Vollendung empfing, welche man ihr nicht in den ersten Augenblicken geben konnte. Es ist die Geschichte beinahe jedes großen Gedankens, welcher in der Menschheit neues Leben und Streben zur Veredlung erweckt. Er beginnt sein Wirken gewöhnlich sehr unscheinbar, und vollendet sich erst durch Jahrhunderte zur vollen Herrlichkeit. Er bringt anfangs zuweilen sogar Wirkungen hervor, die mit seinem Wesen und Zweck im offenbarsten Widerspruch stehen, und läutert sich erst im schweren Kampfe, und bringt den Zeitgenossen Fluch, den nachfolgenden Geschlechtern Segen.

Diese Betrachtungen aber sollen mit nichten unsern Muth niederbeugen, mit dem wir etwas, das an sich gut, wahr und recht ist, anfangen: sondern sie sollen ihn vielmehr erheben und stärken. Denn damit das Gute, so wir zu stiften gedenken, bleibe und dauerhaft wirke, sollen wir unsere Kräfte gegen allen Widerstand verdoppeln, unser ganzes Lebensalter daran wenden, um es zu befestigen, damit es auch nach unserm Tode uns zum Heil der Welt überlebe. — Gleichwie derjenige, welcher eine junge Eiche pflanzt, keine Hoffnung hat, sie nach Jahrhunderten in ihrer ganzen Pracht, Größe und Nützlichkeit zu bewundern und zu gebrauchen: ebenso wenig soll derjenige, welcher ein für die Menschheit heilsames Werk unternimmt, erwarten, daß er selber schon die Früchte davon genießen werde. Er soll sich mit der tröstenden Ueberzeugung begnügen, daß überhaupt das Gute, was er thut, nie vergebens gethan ist. Er soll groß und bescheiden genug denken, daß er selber nicht seine Sache so vollendet darstellen könne, wie das Bild davon in ihm lebt, sondern die Schicksale und Zeiten auch ihr Recht daran ausüben, und die Sache gestalten wollen, wie sie der Menschheit unter den wandelbaren Umständen derselben am zweckmäßigsten sei. Denn nichts, was von Menschen ausgeht, ist allen Ständen und Jahrhunderten gerecht. Alles taugt nur für seine ihm gebührende Zeit. Er soll sich aber auch nicht durch Widerspruch und Entstellung seiner Absichten, selbst nicht durch traurige Wirkungen, welche seine gute Sache hervorzubringen scheint, von Ausführung eines gottgefälligen und rechtschaffenen Unternehmens abschrecken lassen. So wie Jesus Christus voraussah, daß seine heilige Lehre Streit und Blutvergießen, Sturz der Throne und Reiche mit veranlassen werde, und dennoch darum vom göttlichen Welterlösungswerk nicht abstand: ebenso sollen diejenigen thun, welche seine Jünger sein wollen. Trägt doch auch ein Arzt kein Bedenken, seinen Kranken durch die Heilmittel oft größere Schmerzen zu verursachen, als ihnen die Krankheit selber macht; Alles, um das Edlere in ihnen zu retten, das Gefahr leidet.

Solche Grundsätze freilich kann auch der Ehrgeizige und Boshafte zur Vollziehung und Rechtfertigung selbstsüchtiger und grausamer Handlungen anneh-

men; aber darum ist seine Sache nicht geheiligt oder gerechtfertigt. Die Liebe, die Sehnsucht der Menschheit, die Vergessenheit alles eigenen Wohls und Glücks für unserer Mitmenschen Wohlergehen und Glückseligkeit macht das unterscheidende Merkmal zwischen den Thaten des Christusjüngers und des von seinen Leidenschaften Verblendeten. Daran, sprach Jesus, wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet.

Daran, mein Heiland und himmlisches Vorbild, daran, Du ewiger Richter meines Gewissens, wirst Du auch mich erkennen. Ja, ich will fortan bei meinen Unternehmungen keine eigennützigen Beweggründe gelten lassen; bei den größten, wie bei den kleinsten, soll mich Ehrfurcht für das Billige, Gerechte, Wahre und Göttliche, soll mich Menschenliebe und Wohlwollen leiten. Und was ich aus diesen Absichten, mit Anwendung aller Vorsicht und Klugheit verrichte, das wird, Vater im Himmel, sich Deines Segens erfreuen können. Ach, daß ich doch in allen Stunden meines Lebens diesen großen Vorsatz vor Augen hätte, der mich allein der Jüngerschaft Jesu Christi würdig machen kann! Mein Jesus, wenn ich aber jemals wieder wanke, blicke ich zu Dir im Geiste empor, und werde mich durch Dich gestärkt fühlen. Amen.

96.

Das Recht der Unbeglückten im Staat.

Kolosser 4, 1.

Auch der geringste Diener ist
Bestimmt zum höhern Leben;
Es hat für ihn auch Jesus Christ
Sich in den Tod gegeben.
Vor Dir, o Herr, hat einst der Knecht
Mit seinem Herrn ein gleiches Recht.

O, präge dieses tief mir ein!
Nie will ich mich erkühnen,
Tyrannisch gegen die zu sein,
Die Armuthswegen dienen.
Der ärmste Mensch ist Mensch, wie ich,
Vor Gott vielleicht mehr werth, als ich.

Die ersten in's Auge fallenden Wirkungen der großen Aenderung in und außer dem Kreise der alten christlichen Kirche waren von solcher Art, daß sie allerdings bei vielen Menschen damaliger Zeit Furcht und Schrecken erregten, und Zweifel veranlassen mußten, ob das, was von den neuen Lehrern gepredigt ward, gottgefällig sein könne. Denn auch abgesehen von allem Zank und Streit der mannigfaltigen Parteien und Sekten unter einander, brachte die Glaubens- und Kirchenveränderung beinahe in allen Ländern, wo sie eindrang, die gefährlichsten Erschütterungen in den alten bürgerlichen Ordnungen und Einrichtungen der Staaten hervor. Am zerstörendsten äußerte sich dieser nachtheilige Einfluß besonders in den höchsten Ständen des Volks, unter Königen, Fürsten und Herren, und wieder in den niedrigsten Ständen des Volks, unter Bauern, armen Leuten, leibeigenen Knechten. Jene wollten die Gelegenheit benutzen, große Besitzungen, die ihnen nicht gehörten, und größere Gewalt an sich zu reißen; diese hingegen wollten der weltlichen Obrigkeit ebenso wenig mehr unterthan sein, als der geistlichen, von deren Gewalt man sie losgebunden hatte. Würdiger betrug man sich in der sogenannten Mittelklasse des Volks. Sie blieb in den Schranken

der Rechtlichkeit. Aus ihr war auch eigentlich zuerst der gewaltige Antrieb zu einer Grundverbesserung der Kirche und des Glaubens gekommen. Sie hatte weniger das Irdische als das Göttliche im Gemüth und Auge. Fast immer hat man bei großen Veränderungen der Reiche wahrgenommen, daß die mittlern Stände dabei am reinsten von grober Ausschweifung und herrschendem Verderben blieben. In ihnen war gleichsam der wahre Geist und Werth der Nation am reinsten dargestellt; in ihnen ward jederzeit die meiste Ordnungsliebe, Rechtlichkeit und Religiosität gefunden.

Diesen ehrwürdigen Vorzug und Werth des Mittelstandes vor den höhern und tiefern Ständen hatte derselbe eigentlich seiner eigenthümlichen Stellung zwischen beiden zu danken, seiner gleichweiten Entfernung von nackter Dürftigkeit und prunkendem Ueberflusse. Er hatte durch seine Rechtsame, durch seinen Fleiß und Beruf immer Vermögen genug, sich der größten Noth zu erwehren; war nicht gezwungen, sein gesammtes Leben bloß niedrigen Nahrungssorgen hinzugeben, sondern behielt auch Freiheit genug, seinen Geist zu bedenken, um Zeit auf die Pflege desselben zu verwenden. Von der andern Seite ward er durch keinen unmäßigen Reichthum zum Müßiggang und zu den Nachtheilen desselben verleitet. Er ward durch täglich erscheinende Bedürfnisse immer zu einer nützlichen Anwendung seiner Kräfte und Gaben gereizt. Er war also durch seine Verhältnisse ebenso sehr von der Versuchung zu den Lastern übergroßen Reichthums als übergroßer Dürftigkeit entfernt. Daher blieb dem Mittelstande jederzeit, neben seinen bürgerlichen Geschäften, der Gedanke an das Gute und Göttliche über Alles wichtig und unverdunkelt.

Hingegen die Könige, die Fürsten, in sinnliche Vergnügungen versunken, von vielen Schmeichlern umgeben, im müßigen, sorgenlosen Leben auferzogen, kannten nichts Höheres, als die Vermehrung ihres Wohllebens, die Erhöhung ihres Glanzes, die Vermehrung ihrer Herrschaft. Die mittleren Stände des Volks hatten bei der Veränderung oder Besserung des Kirchenthums keinen Zuwachs von zeitlichem Vermögen, von Erwerb und Verdienst zu erwarten. Sie liebten also die Verbesserung nur um ihrer selbst, nicht irdischer Vortheile wegen. Hingegen die Könige, Fürsten und Herren sahen dabei nicht geringen Gewinn für sich; sie wurden von der Botmäßigkeit des römischen Hofes in ihren Ländern frei; sie sahen dabei den bisherigen Einfluß der Priesterschaft vermindert, der ihnen oft großen Widerstand geleistet hatte; sie wurden in ihrer Herrschaft unbeschränkter, sie zogen die bisherigen Einkünfte der Geistlichkeit an sich; sie hoben die große und reichbegüterte Menge von Klöstern, Abteien und anderen frommen Stiftungen auf, und nahmen derselben Vermögen an sich.

Auf ähnliche Weise suchte die unbeglückte Volksklasse aus den untersten Ständen ihren irdischen Nutzen bei der allgemeinen Veränderung der Dinge in der christlichen Welt. Zu dieser Klasse gehörten die armen Landleute, die Knechte, die Leibeigenen, welche fast gar kein Eigenthum besaßen, ihr ganzes Leben hindurch für den Dienst ihrer Herren arbeiten mußten, von denselben oft mit grausamer Härte behandelt wurden, und kaum für ihre Sache einen Richter und Recht fanden. Sie waren zum Theil Menschen, die mit Leib und Gut Eigenthum ihrer Herren waren, von denselben ungestraft mißhandelt, verkauft, ver-

tauscht und verpfändet werden konnten. Sie hatten nicht einmal die Erlaubniß, sich ohne Genehmigung ihrer Eigenthümer zu verheirathen, und wenn es geschah, daß sich Leute von zweierlei Herrschaften mit einander verheiratheten, wurden die aus der Ehe erfolgenden Kinder unter den beiden Herrschaften getheilt. So waren diese Unbeglückten ohne Eigenthum, ohne Freiheit, ohne Recht, gewissermaßen den Thieren gleichgehalten; bloße Werkzeuge zum Vortheil ihrer Besitzer.

Diese Besitzer hätten freilich menschlicher sein, und in ihren Angehörigen noch die Würde des Menschenthums ehren sollen. Diese Besitzer hätten freilich, als Christen, sich an die Gebote der heiligen Schrift erinnern sollen, an das Gotteswort, welches ihnen sagte: Ihr Herren, was Recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet. (Kol. 4, 1.) Allein bei dem allgemeinen Verfall der Religion Jesu in den damaligen Zeiten, bei der außerordentlichen Verwilderung der Begriffe und der Sitten, die in den höhern und niedern Ständen herrschte, verklang die Mahnung Gottes unwirksam. Hatten doch Priester, Bischöfe und Klöster selbst dergleichen Leibeigene, niedergedrückte Unterthanen, und behandelten solche oft mit eben so vieler ungerechten Härte, als weltliche Herren thaten.

Als nun aus Gottes Wort die Wiederherstellung des ersten Christenthums gepredigt ward; als nun der in den Staub niedergetretene Knecht vernahm, daß alle Menschen, Hohe und Niedere, Gott zum Vater hätten, daß alle unter einander Brüder wären und sein sollten, daß alle vor Gott gleiche Rechte hätten; als er in der Bibel las, daß den Herrschaften allerdings auch Pflichten gegen die Untergebenen aufgelegt seien: empörte sich das Gemüth der lange und grausam Mißhandelten. Sie forschten in der Schrift, nicht um ihr Inneres zu heiligen, und den wahren Weg zu Gott zu finden: sondern um zu erfahren, welche Vortheile im bürgerlichen Leben ihnen zugestanden werden sollten. Sie lasen von dem Wandel der ersten christlichen Gemeinden, die durch Jesum selbst und seine Jünger gestiftet waren. Allein sie suchten nicht nach den Tugenden derselben, um solchen in Demuth und Freudigkeit nachzuahmen: sondern sie richteten ihre Blicke lediglich auf die bürgerliche Gleichheit, welche zwischen den ersten Christen, selbst zwischen Aposteln und neubekehrten Juden und Heiden, stattfand; oder auch auf die Gemeinschaft der Güter, die damals bei den ersten Jesusbekennern eingeführt war, wo allesammt aus gemeinsamem Vermögen gekleidet und gespeiset wurden, und der Arme aus dem Gute des Reichen ernährt ward. Das war es, was ihrem irdischen Sinn am besten zusagte; das schien ihnen die rechte christliche Verbrüderung und Gleichheit; das der rechte Geist des Urchristenthums. Nun von Wiederherstellung desselben in allen Ländern die Rede war, wollten sie nichts Anderes hergestellt sehen, als jene ihnen angenehmen Einrichtungen.

Diese Verwechselung der Religionsfreiheit mit der bürgerlichen Freiheit, der geistigen Verbrüderung mit der gemeinen irdischen, war einem unwissenden, nach Erleichterung seines lange getragenen Joches seufzenden Volke allerdings wohl verzeihlich. Ein kluges, besonnenes Nachgeben der Herrschaften in billigen Dingen würde viele der nachmaligen Greuel verhütet haben. In der That

erfuhr man in allen denjenigen Gegenden nichts von Empörungen, wo die unbeglückten Volksklassen menschlicher gehalten waren. Doch der Sinn der wenigsten geistlichen und weltlichen Gebieter vertrug sich mit den Forderungen der bisherigen Unterdrückten. Daher horchten diese um so lieber auf die Eingebungen wilder Schwärmer, welche die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Jesum von der Gewalt der Sünde und Laster zu einer Erlösung der Unterthanen von Gesetz und Gehorsam gegen Obrigkeiten verkehren wollten. Es kam in verschiedenen Ländern zu fürchterlichen Aufständen des gemeinen Volks gegen die Oberherren. Der wüthende Aufruhr griff schnell und weit um sich. Es wurden die unbarmherzigsten Thaten verübt. Städte, Schlösser, Dörfer, Klöster gingen in Rauch und Flammen auf. Es war ein mehrjähriges Morden, Würgen, Verwüsten und Schänden jedes Heiligthums. Viele tausend Menschen kamen elendiglich um, Schuldige und Unschuldige. Ganze Ortschaften wurden von Bewohnern leer. Nur mit ungeheuern Strömen Blutes wurden die Flammen dieses weit verbreiteten Aufruhrs wieder gelöscht, welche dennoch von Zeit zu Zeit bald in diesem, bald in jenem Lande immer von neuem wieder aus ihrer Asche hervorbrachen.

Daß sich mißhandelte, um ihre heiligsten Rechte verkümmerte Unterthanen und Knechte endlich gegen ihre tyrannischen Herren auflehnten und in ihrer Verzweiflung das Abscheulichste trieben, ist in ältern und neuern Zeiten nichts Unerhörtes gewesen; besonders wenn dazu noch irgend ein äußerer, unerwarteter Anlaß trat, welcher die Empörung begünstigte, oder irgend ein großer, in sich wahrer, aber falsch verstandener Gedanke die Gemüther erhitzte und irre leitete. Jene unter dem Namen der Bauernkriege traurig berühmten Ereignisse sind also wohl nicht als eine wirkliche Frucht der Kirchenverbesserung, als eine Wirkung von der Abschaffung der in das Christenthum eingeschlichenen Irrthümer und abergläubigen Meinungen anzusehen, sondern als eine nothwendige Folge der Ungerichtigkeit der Herren und schauderhaften Verzweiflung des Volks. Empörungen, wie diese, lagen eben so wenig in der Absicht derjenigen tugendhaften Männer, welche zuerst auf Reinigung des christlichen Glaubens drangen und auf ein christliches Leben der Geistlichen und Weltlichen, als jene blutigen Kriege und die Zerstörung Jerusalems und der Verfall des ganzen römischen Reichs der Wunsch und Zweck unsers göttlichen Erlösers waren, obwohl er alle Greuel, die nothwendig kommen mußten, voraussah. Das beste Mitel, den Aufwiegelungen des Volks, den bürgerlichen Unruhen, den Auflehnungen der Dienstboten gegen ihre Oberherren vorzubeugen, gibt die heilige Schrift selbst: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet.

Die christliche Religion, wie sie Jesus gab, welcher selbst das Beispiel des ehrfurchtvollsten Gehorsams gegen weltliche Obrigkeiten in seiner heiligen Person aufstellte, — die christliche Religion hebt keineswegs den Unterschied der Stände im bürgerlichen Leben auf. Christus ließ die Reichen und Armen, die Hohen und Geringen in ihren Verhältnissen und Würden bestehen. Er empfahl selbst den meuterischen Juden seiner Zeit Gehorsam gegen einen heidnischen Kaiser, welchem sie unterthänig waren. Er, obgleich der höchste Priester Gottes

auf Erden, maßte sich kein Ansehen gegen Kaiser, Könige und Fürsten an; wollte keine irdischen Rechtsame, keine geistliche Gerichtsbarkeit, wie sie nachmals hieß, die doch im Grunde nur weltliche Gerichtsbarkeit über geistliches Gut und kirchliche Personen war. Nein, er erklärte vielmals: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sondern ein unsichtbares. Wer unter meinen Nachfolgern der vornehmste oder derjenige sein will, welcher meiner am würdigsten ist, der soll der Diener Aller sein. Demuth und Bescheidenheit verleiht in der Geisterwelt den höchsten Glanz, nicht bürgerliches Vorrecht, nicht Prunk in Gewändern und Titeln. Das Gottesreich ist durchaus nichts Aeußerliches, von dem man sagen kann, es ist hier, oder es ist da, sondern es ist in uns. Es ist das Evangelium eine die Herzen beseligende Kraft Gottes.

Doch dürfen wir uns nicht verbergen, daß das Christenthum, obwohl es die eingeführten bürgerlichen Ordnungen keineswegs unmittelbar antastet, nicht einen großen Einfluß auf dieselben habe, besonders da, wo sie durch die Schlechtigkeit der Menschen mangelhaft sind. Die Religion Jesu, indem sie die Herzen der Sterblichen veredelt, wirkt auch veredelnd auf alle Stände, auf alle Gewerbe, Gesetze, Verfassungen und Einrichtungen der Staaten. In einem christlichen Staate ist der Despotismus unmöglich, und wenn sich darin jemals kleine oder große Tyrannen erheben, so ist ihr Bestand von keiner Dauer.

Ja, das Christenthum, je reiner es dasteht, je reiner und lebendiger es in das Leben der Menschen eingeht, verbessert und veredelt die bürgerlichen Ordnungen und Staatsverfassungen. Denn diese sind ja doch nichts als Anstalten der Menschen, und schlechter oder besser, freier oder sklavischer, wohlthuender oder verderblicher, je nachdem die Menschen selbst aufgeklärter oder unwissender, weiser oder lasterhafter, gemeinnütziger und liebevoller oder selbstsüchtiger und leidenschaftvoller sind. Das Christenthum aber bringt des Verstandes Erleuchtung, des Gemüthes Weisheit, des Herzens Streben nach Beglückung aller Sterblichen, die mit uns in Berührung und Verbindung stehen. Die Religion zieht das Band der Liebe um alle Stände, und was Stolz, Hochmuth und Herrschsucht trennt, das führt sie wieder enger zusammen. Sie gleicht die Ungleichheit der Stände aus. Sie erhebt den Armen zur Zufriedenheit, und begeistert ihn zum redlichen Fleiße; sie gibt dem Knecht das Hochgefühl seines Menschenwerthes und leitet ihn durch Erleuchtung zum Gewinn der unverjährten Rechte. So wie sie zu den Unterthanen spricht: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; denn obrigkeitliche Gewalt ist von Gott gestiftet und eingesetzt! so spricht sie zu den Obrigkeiten: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet.

Auf eine solche Weise gibt sie dem Unterthan und Diener und Knecht, durch Erweckung höherer Tugenden, einen wahrhaft königlichen Sinn, und gibt Königen und Oberherren, durch Einflößung demuthvoller und menschenfreundlicher Empfindungen, ein wahrhaft bürgerliches Gemüth. Der Fürst wird zuletzt ein wirklicher Vater seines Volks, und dem ärmsten Landmann so nahe, wie dem reichsten und vornehmsten seiner Unterthanen. Hinwieder wird der Unterthan der treueste Anhänger und Freund seiner Vorgesetzten, der eifrigste Vollstrecker bürgerlicher Gesetze und Verordnungen.

Es ist allerdings nicht unwichtig, daß ich die Alles verklärende, Alles vergöttlichende Religion Jesu auch unter diesem großen Gesichtspunkte kennen lerne, von welchem aus sie nur selten betrachtet wird. Nicht nur muß sich dadurch meine Ehrfurcht für ihre weltbeglückende Kraft vermehren, sondern mir auch ein Licht aufgehen über das Recht der Unbeglückten im Staate. Diese können unbeglückt sein an Gütern, an Vorzügen in bürgerlichen Verhältnissen. Aber die Religion Jesu gestattet nicht, daß ihnen diejenigen Rechte entrissen werden, ohne welche kein Mensch seine höhern Pflichten gegen Gott, die Welt und gegen sich selbst erfüllen kann. Einen Willen gab Gott jedem Sterblichen. Daher hat auch der Niedrigste im Staat das göttliche Recht, keine willenlose, todte, bloß von Laune und Eigennutz anderer Menschen abhängige Maschine sein zu wollen.

Wenn daher den unbeglückten Einwohnern eines Landes alle Vorrechte mangeln, so behalten sie doch das Vorrecht vor den Thieren und Pflanzen, daß sie Menschen sind und keine Waare, die man vertauschen und verkaufen kann. Auch der Aermste, der nichts hat, hat doch seinen Leib, über welchen er muß verfügen können. Leibeigenschaft ist daher eben so sehr der Religion Jesu, als der Vernunft zuwider. Verkauf von Unterthanen, Sklavenhandel und dergleichen ist dem Geiste der Gerechtigkeit und Menschenliebe zuwider, die Jesus zur Grundlage seines Glaubens machte. Was ihr nicht wollt, wenn ihr Unterthanen wäret, das euch die Großen der Erde thun sollen, das sollt ihr ihnen auch nicht thun. Und was ihr nicht wollt, wenn ihr Herren und Obrigkeiten wäret, das euch die Unterthanen thun sollen, das sollet ihr nun den Obrigkeiten und Herrschaften auch nicht thun.

Ein anderes und noch weit größeres Recht hat der unbeglückte Einwohner des Staates über sein eigentliches, wahres Ich, nämlich über seinen *Geist*. Er muß dies Recht haben, weil er ohne dies kein Christ sein, und die Vorschrift Jesu nicht erfüllen könnte, vollkommen zu werden, gleich wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Mithin hat auch der geringste Unterthan im Volke ein unverlierbares Befugniß, sich mit seinem Geiste aus der rohen Thierheit zum Selbstdenken zu erheben. Denn nur durch Macht des Gedankens und der Einsicht erhöhet sich der menschliche Geist über das Thier. Die Religion Jesu, wie sie von den Unterthanen ein Bestreben nach vermehrter Erkenntniß fordert, verlangt auch von den Obrigkeiten die nothwendigen Veranstaltungen zum immer bessern Unterricht des Volkes, auch des Allerärmsten in demselben. Schulanstalten sind daher in einem christlichen Lande keineswegs Gnadensachen, sondern Pflichterfüllungen von Seiten der Obrigkeiten. Es zeugt von der größten Ruchlosigkeit und Herzensverschlimmerung derer, welche regieren sollen, wenn sie, um desto willkürlicher herrschen und bei tadelhaften Handlungen desto unbemerkter bleiben zu können, die Belehrung des Volkes in Schulen und Kirchen absichtlich in Verfall gerathen lassen, oder beschränken; wenn sie die Belehrung des Volkes durch öffentliche Schriften zu hindern suchen, und nur für sich selber Sorge tragen. Ein rohes, abergläubiges, unwissendes Volk kann kein recht christliches Volk sein. Wie kann *der* Gott recht verehren und lieben, wie kann *der* Recht und Unrecht in seinen zartesten Unterscheidungen beurtheilen, wie

kann der seine gesammten Pflichten mit erforderlicher Klugheit ausüben, dessen Verstand verfinstert blieb!

Hat aber auch der geringste Mensch sein Recht von Gott empfangen, selbst zu denken, und seine Kenntnisse zu erweitern: so hat er von selbst damit auch das Recht zur Freiheit seines Gewissens empfangen. Er kann sich zu derjenigen Art der Gottesverehrung bekennen, die seinen Ueberzeugungen am angemessensten ist. Er darf nicht bestraft werden, weil sein Glaube, seine Ueberzeugung vom Glauben Anderer abweicht, so lange er mit den Aeußerungen desselben, oder mit den daraus hervorgehenden Handlungen, nicht die öffentliche Ruhe, die eingeführte bürgerliche Ordnung und Rechte anderer Staatsbürger kränkt. Es ist noch Erbtheil früherer Barbarei, es ist nicht Geist des Christenthums, wenn sich eine oder die andere Sekte alleinherrschend erklärt, jede andere unterdrückt, verstoßen, verdammt und verfolgt wird. Es ist noch Erbtheil früherer Barbarei, nicht Geist des Christenthums, wenn Jemand um seiner Ueberzeugung willen Vaterland, Ehre, bürgerliche Rechte, wohl gar das Leben verlieren muß. Wer, als Gott allein, darf sich anmaßen, Richter zu sein in der Geisterwelt? Wer darf sagen, daß er in der Wahrheit allein wohne, und jeder Andere, der nicht glaubt und betet wie er, Gott verhaßt sei?

Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen! spricht Gottes Stimme. Dies Gebot, durch aller Menschen Vernunft willig ergriffen, gibt daher auch dem Geringsten unter den unbeglückten Staatsbewohnern das göttliche Recht, tugendhaft zu sein, und Jesu Christi Lehren zu erfüllen. Kein Fürst, so mächtig er auch sein möge, hat daher Gewalt und Bevollmächtigung, seinen Unterthanen Gebote zu geben, welche der Lehre Jesu widersprechen, der gesunden Vernunft widerstreiten, und der Ordnung der Natur entgegen sind. Denn durch alle drei offenbart sich der Wille Gottes.

In jenen Zeiten des Verfalls der christlichen Religion, der Verwilderung der Herzen, wurden aber die Rechte der Menschen auf alle Weise zertreten. Da wurden von weltlichen und geistlichen Obrigkeiten naturwidrige Gesetze aufgestellt, vernunftwidrige Dinge zu glauben befohlen; einsichtvollere und tugendhaftere Menschen ihrer bessern Ueberzeugungen wegen verfolgt und getödtet, die Belehrung des Volks absichtlich verhindert, damit diejenigen ihr Wesen desto freier im Finstern treiben konnten, welche aus der allgemeinen Unwissenheit ihren großen Vortheil zogen; da waren tausend und tausend Christen in den Ländern nicht nur ohne Sicherheit ihrer Eigenthumsrechte, und zur Arbeit und Sklaverei lebenslänglich bloß durch ihre Geburt verdammt, sondern so ganz leibeigen, daß sie selbst nicht einmal über ihren Körper verfügen, daß Eltern nicht über die Person ihrer Kinder das Bessere anordnen konnten. Das Unglück der Empörungen war also keine Folge der Glaubensverbesserung, sondern des vorangegangenen Verderbens unter den Großen der Welt. Es wird immer und ebenso oft das Schauspiel der schrecklichen Aufruhre über die Welt zurückkehren, als man den Unbeglückten im Staat ihr ewiges, von Gott verliehenes Recht zertritt. O darum lasset uns Gottes Stimme hören: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. Amen.

97.

Die Religionskriege.

Röm. 8, 35.

Kann ich, was Deine Blicke seh'n,
Kurzsichtig, wie ich bin, versteh'n?
Ist, was für einen Augenblick
Als Elend mir erscheint, als Glück,
Denn wirklich Elend oder Glück?

Kaum seh' ich eine Spanne weit;
Du, Gott, durchschaust die Ewigkeit,
Und ordnest, ehe wir es sah'n,
Auf ewiger Vollendungsbahn
Das Heiligthum der Kinder an.

Ich zittre zwar, denn ich bin schwach;
Der nächste Schmerz erpreßt mein Ach!
Doch will vertrauensvoll ich geh'n,
Wie Du mich führst, durch Lust und Weh'n,
Und liebend, glaubend nach Dir seh'n.

Als die Völker, ihrer religiösen Ueberzeugungen wegen, aus einander getreten waren, und jede Hoffnung zur Wiederherstellung allgemeiner kirchlicher Eintracht verschwunden war, benutzten Fürsten und Könige damaliger Zeit diese gegenseitige Erbitterung zu Zwecken, welche mit Glaubensdingen eigentlich gar keine Verwandtschaft hatten. Die Staatsklugheit der Einen befürchtete, daß sie von ihrer bisherigen Macht verlieren würden; die der Andern hoffte, der Augenblick sei erschienen, da größeres Ansehen zu gewinnen sei. Die Einen freuten sich über die Unruhen, Aufruhre und Zerrüttungen im Reiche der Andern; die Einen begünstigten, was die Andern verfolgten. Die Zwietracht der protestantischen Fürsten ward schadenfroh von den der katholischen Kirche treu gebliebenen Herrschern beobachtet. Um so leichter hoffte man dieselben zu überwältigen. Jene dagegen vermehrten ihren Reichthum mit den weitläufigen Besitzthümern der in ihren Landen gelegenen Klöster, welche sie einzogen. Es ward viel darum gehadert, ob Güter der Geistlichkeit durch weltliche Gewalt ihren eigentlichen Bestimmungen entrissen werden könnten. Es gingen kaiserliche Befehle aus, daß der Priesterschaft all ihr Gut müsse zurückgestellt werden. Die Landesherren dagegen, welche durch Aufhebung der Klöster ihren Vortheil gefunden, behaupteten: daß die geistlichen Stiftungen selbst ihren ursprünglichen Bestimmungen entsagt hätten, und, statt Pflanzschulen der Tugend und Weisheit, Wohnungen scheinheiligen Müßigganges geworden wären, ernährt von der Kraft des Landes; daß das ehelose Leben der Mönche, Nonnen und Priester eine anfangs übertriebene, schwärmerische Begierde nach Heiligung, nachmals eine staatskluge Anordnung des römischen Hofes gewesen sei, immer aber eine den Naturgesetzen und göttlicher Ordnung widerstreitende Einrichtung bliebe, durch welche viel Unheil und Sittenlosigkeit entstanden wäre.

Wie über diesen, ward über andere Gegenstände ähnlicher Art gehadert, hin und wieder das Schwert gezückt und glücklich oder unglücklich gefochten, bis endlich die allgemeine Entzweiung auch allgemeinen Krieg herbeiführte. Es standen die Völker wider einander auf zu Raub, Mord und Vertilgung. Es waren die Zeiten wieder zurück, welche schon oft die Erde zum Schauplatz unaussprechlichen Jammers gemacht hatten; die Zeiten, welche Jesus Christus vorausgesagt hatte, daß sie solche zum Theil selber noch erleben, da man hören

würde von Kriegen und Empörungen, und wie ein Volk sich erheben würde über das andere, und ein Reich über das andere; wie da geschehen würden hin und wieder theure Zeiten und Pestilenz, Schreckniſſe und große Zeichen; wie da Haß und Verfolgung entstehen würden um des Namens Jesu willen.

In der That, es war im Namen Jesu, daß alle Parteien das Schwert wider einander ergriffen; es war zur Ehre Gottes, daß die Menschen weite Schlachtfelder mit ihrem vergossenen Blute färbten; es war zur Erlangung höherer Seligkeit, daß man einander Dörfer und Städte wegbrannte, Paläste und Hütten ausplünderte, Greise, Weiber, Kinder schauderhaft mißhandelte und schändete; es war zum ewigen Vater der Liebe, zum Vater aller Erschaffenen, daß alle Parteien beteten, und zwar jede: er möge ihr seinen allmächtigen Beistand verleihen in den Schlachten, die Uebrigen würgen zu können. Wohin bringt den Sterblichen nicht der Wahnsinn seiner wilden Leidenschaft! Ein dreißigjähriger Krieg verwüstete unser Vaterland. Noch heutiges Tages spricht man mit Entsetzen von dessen unmenschlichen Greueln. Um des Glaubens willen schlachtete man sich einander noch lange in den angrenzenden Ländern. Brüder stießen Brüdern das Schwert in's Herz; Kinder verriethen ihre eigenen Eltern; Väter lieferten ihre Söhne an die Henker aus. Alle Gefühle der Menschlichkeit schienen vertilgt, alle Bande der Natur zerrissen zu sein. Man sah kein Ende der Unbarmherzigkeit und des Trübsals. Menschen wurden geboren, erwuchsen und starben, und hatten während ihres ganzen Lebens kein Friedensjahr gesehen, sondern nur Krieg, Kriegsgeschrei, Noth und Wehklage vernommen.

In allen Kriegen zeigt sich die grausenvolle Entartung des menschlichen Geschlechts, und wie es an Grausamkeit, Blutdurst und Bosheit die wilden Thiere der Wälder und Wüsten übertrifft. Doch Kriege, welche über religiöse oder bürgerliche Meinungen geführt werden, sind von allen die schreckenvollsten und hartnäckigsten. Denn in denselben ist jeder einzelne Streiter von seiner eigenen Sache entflammt; er führt den Krieg nicht für einen Länderanspruch, oder einen Titel, oder für das Blutgeld seines Fürsten, sondern für sich und seine Meinung. Es ist sein eigener Haß, der da wüthet.

Nachdem endlich die Noth überall aufs Höchste gestiegen, Land um Land durch Feuer und Schwert, Hunger und Pestilenz verwüstet, jede Kraft erschöpft war, bequemte man sich zum Frieden. Die erste Raserei war verflogen. Die meisten von denen, welche die Greuel begangen hatten, waren nicht mehr am Leben; Andere kamen nach, welche mit ganz andern Wünschen und Absichten in die Fortsetzung der Kriege getreten waren. Am Ende der Feindseligkeiten handelte man größtentheils um ganz andere Sachen, als diejenigen gewesen waren, welche den Krieg veranlaßt hatten. Es war nicht mehr darum zu thun, eine oder die andere Glaubenspartei von der Erde zu vertilgen, eine Kirche zur alleinherrschenden in der Welt zu machen; nein, es war meistens nur um Entschädigungsvergleiche, um Länder und Grenzen und Anerkennung von Titeln und Würden zu thun. Sowohl Katholiken als Reformirte, sowohl Lutheraner als mährische Brüder, und wie die Kirchenparteien alle heißen mochten, hatten sich in ihrem Dasein und in ihren Rechten gegen einander behauptet. Alle hatten sich fester gegründet und bestanden von jener Zeit an ruhig neben einander.

Das waren die Erfolge der furchtbaren Kriege. Was die Menschen anfangs wider einander gewünscht und erwartet hatten, blieb unerfüllt. So geschah Gottes Welle, nicht der Sterblichen Wille. So geschah es, daß eine Mannigfaltigkeit der Kirchen und religösen Ueberzeugungen neben einander bisher fortbestand. Wie leicht wäre es dem Allmächtigen, dem Lenker der Schicksale, gewesen, einer einzigen den vollendetsten Sieg zu geben! Aber jene Mannigfaltigkeit in den Arten des Glaubens und der Verehrung des Höchsten sollte fortbestehen, damit die Freiheit der Geister und Gewissen sich erhebe, und eine Kirche die andere wetteifernd zum Fortschreiten im Guten und Bessern reize. Ein gegenseitiges stilles Ringen der Kräfte führt zur Vollkommenheit und vernichtet das Untaugliche. Die Welt hatte lange genug erfahren, daß Stillstand geistiger Thätigkeit unter dem Machtgebot einer einzigen Kirche endlich zum Verderben der gesammten menschlichen Gesellschaft gereiche. Nur lebendige Wasser sind Brunnen des Heils; aus stehenden Sümpfen steigen Krankheiten und Seuchen.

Jene langwierigen und gräuelreichen Religionskriege, welche den Sieg einer einzigen Glaubenspartei beabsichtigten, hatten also die fortdauernde Trennung in der christlichen Kirche keineswegs verhindert. War nun das so viel Mordens und Blutvergießens werth gewesen? Wozu nun so viel Zerstörungen, so viel Schlachtfelder, so viel Jammer der Nationen?

Wahrlich, der Anblick des Elendes, welchen die Kriege der Völker gewähren, besonders wenn man die Gestalten des Uebels nicht nur im Allgemeinen, sondern im Einzelnen, in der Noth jeder Hütte, in den Thränen jeder Mutter, in den Schmerzen jedes Verwundeten, in den Seufzern jedes Sterbenden, in der Verzweiflung jedes Geplünderten, in der Angst jedes Bedrohten, in dem Verschmachten jedes Nahrungslosen betrachtet—wahrlich, der Anblick solchen Elendes ist eine der furchtbarsten aller Versuchungen, den Glauben an eine allwaltende, liebende und gerechte Vorsehung zu verlieren. Denn da stehen wir vor dem schauerlichen Schauspiel, und fragen bei der höllischen Wuth der Mörder und Räuber, und bei den unverdienten Leiden der Schuldlosen: warum und wozu das Alles? Und wenn wir allenfalls noch gutmüthig unsere Vernunft, welche vergebens um Zwecke fragt, hin und wieder mit der Wahrscheinlichkeit beruhigen können, was der Einzelne duldet, ist gerechte Strafe von Sünden, die uns vielleicht unbekannt sind — warum denn müssen aber auch wohl anerkannt Unschuldige von der Fluth der Trübsal mit ergriffen werden? Was hat denn das harmlose Kind verbrochen, welches ein fanatischer Kriegsknecht ergreift, gegen die Wand schmettert oder in die Flamme wirft? Warum muß es doch leiden und qualvoll sterben? Warum überhaupt muß so viel Herrliches und Liebes auf unbarmherzige Weise zerrissen und vernichtet werden? Warum denn verkettet uns Gott durch die Bande der Natur so zart und innig, und läßt uns dann unter Jammer und Schmerzen wieder von einander trennen? Warum der ewige, laute Trieb in uns, zu bauen und zu verbessern, wenn ein entsetzlicher Augenblick der Natur oder der menschlichen Bosheit aller Arbeit, alle Mühseligkeit, alle Hoffnung und Lust eines ganzen Lebens plötzlich wieder in Staub und Vernichtung niederwirft? Kann darin Plan göttlicher Weisheit, Wirkung göttlicher Liebe sein? Wenn großmuthvoll ein edler Mensch sein Alles für das

Glück der Mitmenschen hinopfert, und er dafür zuletzt das Opfer des Neides, der Rachsucht wird, und elendiglich, losgerissen von dem Wenigen, was seinem Herzen noch theuer ist, verderben und umkommen muß; wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau, unter Sorge und Gebet der Eltern zu den vortrefflichsten ihres Geschlechts erwachsen und erzogen, durch die Faust eines Bösewichts, oder durch ein schreckliches Ereigniß in der Natur, oder unter den Schmerzen eines peinlichen Krankenlagers, aus dem Leben und aus der Liebe und aus der Hoffnung der Eltern hinweggerissen wird: wie kann meine Vernunft darin Zusammenhang mit der Gerechtigkeit oder Güte dessen finden, ohne dessen Willen doch kein Sperling vom Dache fallen soll, und der alle Haare unsers Hauptes gezählt hat?

Ich erschrecke tief in meinem Innersten. Wohl manches verzagende Herz fühlte, was ich in den schmerzvollsten Stunden meines Daseins empfunden habe, und manches weinende Auge sah fragend zum Himmel auf: Warum das? Welcher heilsame Zweck kann zu solchem Leiden vorhanden sein? — Wie viel Menschen haben jenen Heldenmuth der Zuversicht, daß sie aus der Fülle ihres Leidens mit Paulus sprechen mögen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst und Verfolgung? oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert?" (Röm. 8, 35.)

Allerdings habe ich im Leben oftmals schon erfahren, daß Personen, welche das traurige Loos, so ihnen durch Kriegsschicksale oder andere Verumständungen zugeworfen ward, nicht mit ihrer Vorstellung von der göttlichen Vorsehung und Liebe vereinigen konnten; daß sie lange trostlos waren, lange murrten und verzweifelten—bis sie plötzlich schwiegen, als sei ihnen unerwartet ein verborgenes Licht aufgegangen. Ich habe erfahren, daß sie plötzlich das Wohlthätige ihrer Schmerzen oder des fremden Leidens erkannten, und ihnen ward, als riefe aus dem Dunkel der Umstände eine Stimme: Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! (Ps. 46, 11.) Allein nicht Allen ward am Ende über Alles solch ein Aufschluß zu Theil.

Inzwischen ist eins gewiß, und dies beruhigt mich beim Anblick so mancherlei auch unverschuldeten menschlichen Elendes, welches besonders Kriege herbeiführen; dies ist: körperliche Schmerzen und überhaupt irdische Leiden haben keineswegs jederzeit einen irdischen Nutzen und Zweck, sondern zuverlässig einen weit höhern.

Sagt nicht schon das gemeine Sprichwort: Schaden macht klug? Also auch gewöhnliche und dem Anschein nach bedeutungslose Unfälle im Leben, wir mögen dieselben durch eigene Schuld oder ohne unser Verschulden erleiden, haben ihren werthvollen Bezug auf den Geist. Sie machen uns vorsichtiger, überlegsamer, und nöthigen uns, Kenntnisse zu sammeln und Fähigkeiten zu erwerben, wodurch wir vermögend werden, ähnlichen Unannehmlichkeiten in Zukunft auszuweichen. Schaden macht klug. Klugheit, obgleich sie eine Eigenschaft des Geistes ist, bezieht sich doch nur auf die irdischen Lebensverhältnisse, auf deren richtige Erkenntniß und Beurtheilung. Von der Klugheit haben wir nur Vortheile in diesem irdischen Dasein zu erwarten. Sie ist noch keineswegs das Höchste im menschlichen Geist. Irdisches Leiden hat gewiß nicht immer den Zweck, unsere Klugheit zu schärfen. Was vermag zuletzt alle menschliche Kraft gegen

die gebieterische Macht der Schicksale? Irdisches Leiden steht ohne Beziehung auf irdischen Nutzen. Es soll das Glück des unsterblichen Geistes bringen.

Es sagt schon das gemeine Sprichwort: Unglück bessert den Menschen! Die Geistesverbesserung ist also das höhere Glück, das Vollkommenwerden, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist! Trübsale sind die einzigen Erzieher unsers Geistes zu jenen Vortheilen, die unendlich dauern, wie er selber unvergänglich ist. — Unglück, sagt man, bessert den Menschen. Aber wie wird der Mensch sich eigentlich durch irdische Leiden, durch körperliche Schmerzen bessern? Wie kann das Sichtbare außer uns auf das Unsichtbare in uns so wohlthätig wirken? Es wirkt, indem es uns von seiner Unzuverlässigkeit und Hinfälligkeit schmerzhaft überzeugt, und uns durch seinen Wechsel, durch die Treulosigkeit seiner Freuden, den Glauben an sich benimmt. Wer seine Saaten durch den Hagel zerschlagen sieht, macht nicht so leicht wieder sichere Rechnung auf Ernten. Wer nichts höher schätzte auf Erden, als ein großes Vermögen, und es durch Bosheit der Menschen, durch Krieg oder Feuer oder Wassersnoth verlor, lernte endlich begreifen, daß Geld und Gut nicht das Beste sind, wonach man auf Erden streben müsse. Wer von hohen Ehren, von Ansehen und Gewalt, plötzlich in Verachtung und Schande fällt, überzeugt sich, daß sein Herz bisher einem falschen Gott angehörte; daß derjenige zu beklagen sei, welcher sich der Würden freut, die Menschenhände uns verleihen und nehmen können. Wer seine besten Freunde, die Geliebtesten seiner Seele, sterben sah, empfängt mit der ersten Erinnerung an seine eigene Sterblichkeit zugleich die feierliche Mahnung, daß er sein Herz nicht mit allzugroßer Zärtlichkeit auch nicht einmal an Vater, Mutter, Kinder, Geschwister, Freunde und Freundinnen hängen soll. Denn nichts, was irdisch ist, bleibt. Die Welt stößt uns überall und immer von sich zurück. Sie will uns keine Freude bleibend gönnen; sie will nichts von uns, und wir sollen nichts von ihr erwarten. Wir sollen auf uns selbst, nämlich auf das Geistige in uns, beschränkt bleiben; uns, so viel wir können, von aller Anhänglichkeit an das Sinnliche befreien, folglich gleichgültiger gegen das werden, was unsern Leidenschaften schmeichelt. Indem wir im Irdischen nichts erblicken, woran wir uns festhalten können, weil Alles fällt, Alles aufhört: so werden wir von der Welt selbst abgestoßen und hingetrieben zur Liebe des Unvergänglichen, des Göttlichen. Das allein, nicht der Staub, soll unser Eigenthum sein. Und je weniger wir das verstehen lernen wollen, was wir doch als Veranstaltung Gottes ansehen müssen, je mehr Schmerzen müssen wir leiden. Zu Gott, zu Gott, durch Heiligkeit des Gemüthes! So ruft uns jedes bittere Schicksal unsers Lebens zu.

Sagt doch schon das gemeine Sprichwort: Noth lehrt beten! Noth also leitet uns hin, wohin wir sollen, zu Gott. Um glücklich zu sein, müssen wir die Liebe des Irdischen verwechseln mit der Liebe des Göttlichen. Und das, nichts Anderes, ist der herrliche Zweck alles Leidens und Trübsals. Göttlicher sollen wir werden hienieden.

Was ist denn wahres Elend? Körperlicher Schmerz? Er gehört zu den Einrichtungen der Natur für unsere Selbsterhaltung; ist vorübergehend; verliert sich, wenn er zu heftig wird, in Betäubung. Tausend Menschen gibt es, welche

freiwillig, durch Macht ihres Geistes, den größten leiblichen Schmerz überwanden. Oder nennst du den Tod ein Uebel? Nein, er ist nur das Ende aller irdischen Uebel, an sich selbst nur eine Verwandlung. Tausend Menschen gibt es, welche für Nichtswürdigkeiten in den Tod gehen können. — Ist Dürftigkeit ein wahres Elend? Frage den Zufriedenen, der bei Wasser und Brod in schlechten Kleidern heiter ist, während mancher Andere bei Tonnen Goldes weint.

Nein, das ist kein wahres Elend, was ich durch Macht und Stärke des Geistes, durch Standhaftigkeit, Zufriedenheit und frohes Vertrauen auf Gott, durch das Bewußtsein meiner Tugend überwinden kann. Das wahre Elend liegt also nur in der Verzärtelung und Schwäche des Menschen, mit der er allzuleidenschaftlich und unmäßig an irgend einer Gattung irdischen Genusses hängt. Wer sich selbst überwindet, der hat in sich die Welt und all ihr Elend überwunden. Weit entfernt also, daß uns Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert von der Liebe Gottes scheiden, führen sie uns vielmehr zur Liebe Gottes und alles Göttlichen hin. Und jene unglückreichen Religionskriege, so wie alle Grausamkeiten späterer Zeiten, können mir zwar die schauderhaften Ausartungen der menschlichen Natur darstellen, aber sie stärken nur meinen Glauben an ewige Vorsehung und Liebe, statt ihn zu erschüttern und zu schwächen. Die Unschuldigen, welche durch die Wuth der Krieger starben, waren sie in der That unglücklicher, als wenn sie unter Schmerzen der Krankheit ihr Leben auf dem Siechenlager ausgeathmet hätten? Jene eingeäscherten Hütten und Paläste, müßten sie nicht endlich auch ohne Kriegsflammen in Staub zerfallen? — Wer nicht durch Selbsterhebung seines Gemüthes zu Gott den Verlust aller irdischen Freuden mit gefaßtem Muthe ertragen kann, ist werth, daß er Angst und Schmerzen leide, damit er der Welt und ihrer unzuverlässigen Güter vergessen lerne und Gott ähnlicher werde, höher als jedes Schicksal, gleichwie Jesus Christus, welcher freiwillig das Schwerste über sich nahm und trug, nicht seinetwillen, sondern zum Besten der Welt, zur Verklärung der im Irdischen verlorenen Seelen!

98.

Die Wirkungen der Religionskriege.

2. Petri 3, 18.

Durch Jesum Christum selbst erschien
Das Heil in Himmelsklarheit;
Wir freuen uns, belehrt durch ihn,
Der heil'gen Gotteswahrheit.
Wer haßte blinden Glauben mehr,
Und wer empfand, so stark, wie er,
Die Prüfung seiner Lehre?

Gott, lehr' uns dieses hohe Gut,
Das Du uns gabst, erhalten!
Gib uns, es zu beschirmen, Muth,
Wenn sich in Truggestalten,
Uns einzuschläfern, Frömmelei
Und Aberglaub' und Schwärmerei
Statt wahren Glaubens nahen.

Dann werden wir im reinen Licht
Dich, Vater, recht erkennen!
Dann wird uns Wahn und Irrthum nicht
Vom Weg der Wahrheit trennen.
Zu allem Guten williger,
Und immer froher werden.

Allerdings wird jedem Freunde des Christenthums, der da weiß, wie viele, wie langwierige und wie schreckliche Kriege und Verfolgungen fast in allen Ländern unseres Welttheils wegen der Kirchenverbesserung erhoben worden sind, die Frage wichtig: Was war denn der Erfolg dieses anhaltenden und blutigen Streites für die Religion selbst?

Wenn wir uns aber diese Frage richtig beantworten wollen, müssen wir nicht vergessen, daß jene Kriege eigentlich keineswegs wegen der von unserm Heiland unmittelbar selbst geoffenbarten Religion geführt worden sind, sondern vielmehr um Meinungen, Gebräuche, Rechtsame, welche erst nach Jesu Christi und seiner Jünger Zeiten entstanden und zu Heiligthümern erhoben worden waren. Es ist niemals zwischen den Glaubensparteien darüber gestritten worden: ob der lebendige Gott und Vater des Weltalls ein Vater aller Menschen sei; ob wir, durch Jesu Verdienst und Lehre, den Geist und das Verhältniß der Kindschaft zu Gott empfangen haben; ob das höchste aller christlichen Gebote die Liebe sei; ob wir uns nur durch frommen, tugendhaften Wandel Gott ähnlicher und der Gnade des himmlischen Vaters würdiger machen können; ob wir nach diesem Leben ein anderes Dasein zu erwarten haben, in welchem wir diejenige Stelle einnehmen werden, zu der uns unser durch Jesu Geist erworbener Werth fähig macht. — Nein, aber gestritten ward über Anzahl und Gebrauch und Bedeutung gewisser äußerlicher Religionshandlungen; über die Rechtsame der Priesterschaft; über die Art und Weise kirchlicher Gottesverehrung; über den Werth der priesterlichen Ehelosigkeit und des klösterlichen Lebens; über viele andere an sich noch weniger mit der eigentlichen Religion Jesu verknüpfte Dinge. Denn Menschenwahrheit und Menschenmeinung ist ungleichen Werthes, ist wandelbar, leidet mancherlei Ansichten, und kann oft, mißverstanden, Anlaß zu Entzweiungen geben. Aber göttliche Wahrheit, gegeben zum Heil aller Menschen, wird in allen Zeiten, in allen Weltgegenden, und durch sich selbst allen Menschen einleuchtend, überzeugend, wohlthuend sein, so lange die Menschen noch Menschen, das heißt, von Gott mit Vernunft begabte Wesen sind.

In den Kriegen der Christen um ihre Kirchenlehren gewann also die wahre Religion nichts. Vielmehr lief sie in den Herzen der Menschen Gefahr, durch die Wildheit erwachter Leidenschaften verdunkelter zu werden, als sie jemals war. Denn wie verträgt sich Glaubenshaß und Brudermord mit der Kindschaft zum ewigen Vater Aller, mit dem höchsten Gebote der Liebe, mit dem Geiste Jesu, des göttlichen Erbarmers, und mit den Erwartungen einer seligen Ewigkeit! Die Menschen wurden im Allgemeinen durch solche Kriege nicht christlicher, nicht liebevoller, duldsamer und tugendhafter, sondern roher, verwilderter, hartherziger, unverträglicher. Jede Partei ward in ihrer Meinung steifsinniger, unnachgiebiger, stolzer; hielt ihre Art des Gottesdienstes für die vortrefflichste, ihre Einrichtung für die zweckmäßigste, ihre Kirche für die alleinseligmachende, jede andere für ein Gebäude des Irrthums und wohl gar der Gottlosigkeit.

Jener falsche Religionseifer, welcher die Krieger entzündet hatte, dauerte nach Beendigung derselben noch lange fort. Eine Partei predigte wider die andere in Predigten und Schriften. Man unterdrückte, wo es anging, die andern Glau-

bensgenossen, schmälerte ihre bürgerlichen Rechte, beschränkte die Ausübung ihrer Gottesdienste, ja vertrieb sie nicht selten von Haus und Hof und Vaterland.

Diese dem Geiste des wahren Christenthums widersprechende Unduldsamkeit hat sich zum Theil noch bis auf den heutigen Tag unter allen christlichen Religionsparteien erhalten. Es fehlt sogar nicht an Lehrern, welche verkündeten: Wer es mit seiner Religion recht ernsthaft meine, könne nicht anders, als aus Liebe zu der Wahrheit, die er anerkannt hat, alles Uebrige als Irrthum verabscheuen.

Eifrig sein im Glauben ist eine der schönsten christlichen Tugenden. Der ächte Glaubenseifer besteht aber in der lebhaften Begierde, durch Jesu Christi Wort und Geist immer inniger mit Gott verbunden zu sein; in dem Streben, täglich mehr in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi zu wachsen, wie Petrus (2, 3. 18.) sagt; und in der Sehnsucht, das Reich des Lichts und der Wahrheit, das unsichtbare Gottesreich immer mehr zu verbreiten durch Aufklärung der Einsichten und durch Ermunterung zur Uebung gottgefälliger Tugenden.

Der Christ kann in seinen Meinungen allerdings von Andern Seinesgleichen abweichen, unbeschadet der Gottgefälligkeit. Aber in den Tugenden und in der Liebe zu Jesu und Gottes sollten Alle einander gleich stehen; denn Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen. Auch die Apostel Jesu selbst waren mehrmals von einander in ihren Meinungen verschieden, in ihren frommen Thaten nie, nie in ihrem Gehorsam gegen die Gebote Jesu, sich unter einander zu lieben. Daran wollte ja der Herr seine Jünger erkennen, daß sie seine Gebote hielten.

Auch hat weder Christus, noch haben seine heiligen Boten, die er in die Welt aussandte, jemals von den Menschen gefordert, daß sie in ihren Ansichten und Meinungen von göttlichen Dingen streng übereinstimmend sein sollten. Wie hätten sie auch solches von Menschen begehren können, die von Gott verschiedene Gaben und Standpunkte auf Erden empfangen hatten? Vielmehr ermahnte Paulus seine Freunde zu Thessalonich, sich nicht bei dem zu beruhigen, was sie schon gehört und gelernt hatten, sondern ihre Einsicht in religiösen Dingen täglich zu erweitern. Prüfet, sagt er, prüfet Alles, und das Gute behaltet. (1. Thess. 5, 21.) Dennoch wird alles unser Wissen von göttlichen Dingen nur Stückwerk bleiben. Anders denken wir als Kinder, anders als Männer. Wir sehen jetzt durch einen dunkeln Spiegel in ein dunkles Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; einst werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.

Hätte ich aber auch wirklich von göttlichen Dingen alle Wissenschaft, hätte ich alle Erkenntniß und allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts! (1. Kor. 13, 1—12.) In demselben Geiste mahnte Petrus, nicht stehen zu bleiben in dem, was wir erlernt haben, sondern mit Eifer im Glauben immer nach höherer Reinigung desselben und damit zugleich nach größerer Heiligung des Gemüths zu trachten. Wachset in der Gnade und Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. (2. Petri 3, 18.)

Der Religionseifer der Christen nach den Zeiten, da sie über ihren Glauben so furchtbare Kriege geführt hatten, äußerte sich auch besonders in strenger Beobachtung derjenigen äußerlichen Formen, durch welche sie sich von einander unterschieden. Sie hatten sich im Grunde, wie schon gesagt, nicht über das Wesen des Christenthums, sondern mehr um die christlichen Formen gestritten. Diese waren ihnen durch den langen Hader am Ende so wichtig, ja wichtiger als die Lehre Jesu selbst geworden. Ob in den Kirchen Bilder stehen dürften, oder nicht; ob man heilig geachtete Personen feierlich verehren dürfe, oder nicht; ob zur Andacht weckende Messen gehalten werden sollten, oder nicht; ob beim Genusse des Abendmahls nur das Brod oder der Wein ausgetheilt werden müsse; ob sich das Brod oder der Wein beim Abendmahl wirklich in Jesu Leib und Blut verwandle, oder ob Jesu Leib und Blut in und mit dem Wein geistiger Weise genossen, oder nur sinnbildlich dargestellt werde; ob die Seelen nach dem leiblichen Tod, ehe sie in ihre ewige Bestimmung eingehen, noch durch ein Reinigungs- oder Fegfeuer geläutert werden; ob sie aus diesem peinlichen Zustande durch Meßopfer, Gebete und Fürbitten der Heiligen früher befreit werden können; ob demjenigen Menschen, welcher als Nachfolger auf dem Stuhle des Apostels Petrus zu Rom sitze, Untrüglichkeit des Ausspruchs über Glaubensdinge zuzuschreiben sei: — über solche und ähnliche Fragen ward die Liebe vergessen, vergessen die Barmherzigkeit, die Geduld, die Versöhnlichkeit, und jede von den Tugenden Jesu, die er uns empfohlen hatte zur Nachahmung.

Die Beobachtung äußerlicher Formen, kirchlicher Gebräuche, eine gewisse Uebereinstimmung in Meinungen und Lehrbegriffen ist allerdings vortheilhaft und zu gemeinsamer Erbauung wohlthätig; aber wichtiger, als die Form, bleibt doch das Wesen; wichtiger, als das Wort, bleibt die That; wichtiger, als Meinen und Glauben, die Liebe und Tugend. Es kann Niemand ein wahrer Christ, ein wahrer Mensch Gottes sein, der nicht in Jesu Sinn denkt und handelt, der nicht den Vater im Himmel über Alles liebt, und seine Miterschaffenen auf Erden brüderlich, wie sich selbst. Aber wohl kann der ein ächter Jünger des Heilandes sein, welcher im Geiste des Herrn wandelt, ohne alle Gebräuche und Meinungen der einen oder andern Kirchenpartei anzunehmen. Oder ist derjenige minder ein Christ, der, weil er unter heidnischen Völkern oder bei türkischen Nationen lebt, weder sein ganzes Leben lang eine Kirche besuchen, noch das Abendmahl genießen, noch seine Kinder taufen lassen kann, noch andere heilige Gebräuche vollbringt, aber dennoch christlich lebt und handelt? Wer möchte solches behaupten?

Der übermäßige Werth, welcher von den christlichen Religionsparteien auf Formen und Lehrbegriffe gesetzt wird, brachte nach den Glaubenskriegen einen großen Hang zur theologischen Streitsucht hervor. Man hörte fast von allen Kanzeln nichts, als ein Eifern und Schelten gegen Andersgläubige. Man machte sich's zur rechten Pflicht, mit scharfem Blick auf Jeden Acht zu haben, der in irgend einer seiner Vorstellungen vom angenommenen Lehrbegriffe abzuweichen schien, um ihn zu widerlegen und eines gefährlichen Irrthums zeihen zu können. Alle Schriften der Geistlichen waren zu jener Zeit mit dergleichen Streitigkeiten über außerordentliche Religionsfragen angefüllt, und jede Partei

bewies die Richtigkeit ihrer Lehrsätze aus denselben Stellen der heiligen Schrift, aus welchen Andere sie als Ketzerei und Irrthum bestritten. Damit verknüpfte sich noch eine andere Untugend des falschen Religionseifers, nämlich die Sucht, auf alle Art und Weise Mitglieder anderer Kirchen zu derjenigen Glaubensgenossenschaft herüberzuziehen, zu der man selbst gehörte. Die Proselytenmacherei trieb damals ihr Wesen auf die thörichteste Weise. Man ließ es an keiner Zudringlichkeit fehlen, und benutzte bald Drohung und Schrecken, bald Vorspiegelungen weltlicher Vortheile, bald Mittel des Aberglaubens und fromme Betrügereien, um seiner Kirchenpartei einen neuen Anhänger zu gewinnen und ihn der Gegenpartei zu entziehen. Das galt dann dem geistlichen Stolze und der eiteln Rechthaberei als ein hoher Triumph. Man bedachte nicht, daß damit keineswegs Gott eine Seele zugeführt war, wenn man einen Menschen dahin brachte, ein anderes Glaubensbekenntniß herzusagen. Man verhärtete sich damit nur in dem traurigen, höchst verderblichen Irrthum, als wenn alles Glück des Lebens, als wenn die ewige Seligkeit allein von der äußerlichen Verbindung des Menschen mit einer gewissen kirchlichen Gesellschaft abhänge.

Der Wunsch, andere Personen zu der Meinung zu führen, die wir selbst haben und für wahr halten, ist sehr natürlich. Es ist auch allerdings erlaubt, ja es ist heilige Pflicht, daß wir das, was wir als Wahrheit und segensvolle Ueberzeugung erkennen, mit überzeugenden Gründen für Andere aufstellen. Aber daran müssen wir uns begnügen, und ihnen überlassen, unsere Sache zu prüfen und das Gute zu behalten. Wir haben kein Recht, die Ueberzeugungen Anderer unmittelbar anzugreifen, als Irrthümer zu verwerfen oder gar verächtlich und lächerlich zu machen. Der Glaube jedes Menschen ist sein schönstes Heiligthum. Dieser Glaube, sei er nach Maßgabe der Kenntniß und Geisteskraft des Besitzers, vollkommener oder unvollkommener, ist ehrwürdig und gut, sobald er ehrwürdige und gute Früchte bringt. Er ist gewöhnlich schon in früher Jugend entsprossen durch die Saaten des ersten Unterrichts; nachher aber ist er weniger durch wörtliche Belehrung, als durch Schicksale, Freuden und Leiden, durch Nachdenken und zufällige Lichtblicke beim Lesen oder Hören immer mehr und mehr mit den Jahren vervollständigt und entwickelt worden; er ist tief in die Erinnerungen, oft in die liebsten unserer Kinderjahre eingewurzelt, ist mit allen unsern Vorstellungen und Gefühlen und Neigungen auf's innigste verwachsen; er füllt unser ganzes Gemüth aus. Jemanden bekehren und ihn ganz und gar zu einem andern Glauben bringen wollen, heißt seine innere Welt, sein wahres Leben zerstören und ihm einen Geist einhauchen wollen, der nicht sein eigenthümlicher Geist ist. Dies aber ist unmöglich. Und wirklich haben sich auch von jeher diejenigen betrogen, welche glaubten, bekehrt worden zu sein, oder Jemanden bekehrt zu haben. Jeder bleibt, der er ist. Er kann äußerliche Zeichen, nicht sein inneres Wesen ändern. Er kann vielleicht einzelne Theile von der Vorstellungsart eines Andern in sich aufnehmen und mit seinen übrigen Begriffen verknüpfen, aber nicht seine gesammte religiöse Vorstellungs- und Empfindungsart vertauschen, wie ein Kleid. Sehr häufig hat man vielmehr wahrgenommen, daß die Neubekehrten, deren Ueberzeugungen man gestört und

zerrüttet hat, hintennach schlechtere und irreligiösere Menschen geworden sind, als sie vorher waren; oder daß sie in spätern Jahren zu der Religion ihrer Jugend mit bereuendem Gemüthe zurückgekehrt sind; oder daß sie bürgerlicher Vortheile willen Heuchler waren und Heuchler blieben.

Wenn das Proselytenmachen unter Genossen verschiedener christlichen Kirchen, welche sich doch nur durch außerwesentliche Religionsmeinungen und Gebräuche von einander unterscheiden, sehr verwerflich ist: so kann man darum doch mit nichten die Bemühungen derer tadeln, welche Völkern das Evangelium Jesu Christi bringen, die es noch gar nicht kennen. Denn das lautere, reine Christenthum, wie es der göttliche Weltheiland verkündete, zerstört nichts Anderes, sondern verklärt und veredelt nur Alles, was schon von religiösen Dingen in menschlichen Gemüthern vorhanden ist; es macht die heilige Ahnung zur trostvollen Gewißheit; die Dämmerung zum hellen Licht. Es streitet wider keine unschädlichen Gebräuche und Meinungen, nicht wider bestehende Staatsordnungen und knüpft sich verherrlichend an jede schon vorhandene mangelhaftere Religion. Denn das reine, lautere Christenthum ist das höchste und schönste Erwachsen, Entfalten und Blühen aller menschlichen Empfindungen und Vernunft, und wird ohne Widerstand aufgenommen. Daher verbreitete sich das Christenthum so wunderschnell über die Welt, weil es nur ein göttliches Aufwachsen des Gemüthes ist. Christus wollte den mosaischen Gottesdienst nicht aufheben. Ich bin, sprach er zu den Juden, nur gekommen, das Gesetz zu erfüllen, zu vollenden, zu veredeln, nicht es aufzulösen. Und zu den Heiden in Athen sprach Paulus, als er unter ihren Altären einen fand, welchen sie einer unsichtbaren Gottheit geweiht hatten: Ich will euch diesen unsichtbaren Gott verkündigen. In den ersten Zeiten der christlichen Religion blieben viele Christen, gleich wie es die Apostel waren, Juden; Andere blieben den heidnischen Tempelgebräuchen getreu. Erst später, da die Christen sich nicht mehr begnügten, die frömmsten und helldenkendsten unter den Juden oder Heiden zu sein, sondern nothwendig fanden, daß sie unter sich selber eine äußere Gleichförmigkeit in der Gottesverehrung, in heiligen Gebräuchen und Kennzeichen einführten, trennten sie sich gänzlich von Juden und Heiden. Doch brachten die bekehrten Juden und Heiden noch viele Einrichtungen, Gebräuche und Vorstellungen aus ihrer alten Religion mit hinüber in die neue. So theuer sind dem Menschen die Eindrücke der Jugend! So fest hängt er an Dingen, die ihm durch eine Reihe von Jahren zu einem süßen Bedürfnisse geworden sind! Auch läßt sich mit Zuversicht behaupten, daß Juden, Heiden und Türken leichter zum reinen Christenthum, wie es Jesus allem Volke predigte, bekehrt werden können, als zur katholischen oder lutherischen, reformirten oder griechischen Kirche. Denn die Wahrheiten des Glaubens sind jedem Geiste unvergänglich. Aber die besondern Gebräuche, kirchlichen Meinungen und Vorstellungsarten eignen sich nicht leicht den Gewohnheiten Sitten und Vorkenntnissen jedes Volkes an.

Neben jenen und andern Nachtheilen, welche die Religionskriege der Christen hinterließen, blieb jedoch auch mancher wesentliche Gewinn.

Besonders gehörte dazu, daß die Geistlichen aller verschiedenen Kirchen im Allgemeinen an Sittlichkeit und Kenntnissen gewannen. Dazu machten allererst

diejenigen den Anfang, welche in den von der großen Mutterkirche abtrünnig gewordenen Gemeinden lehrten. Die Gefahren und Kümmernisse, unter welchen dieselben lange Zeit leben mußten, hatten ihnen eine erhöhte Seelenstärke verliehen, durch reines, tugendhaftes Bewußtsein jedem Verhängnisse unerschrocken zu begegnen. Auch ward von ihnen besonders ein frommer Wandel mit Recht begehrt, da eben die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes in der alten Kirche nicht wenig zur Verächtlichwerdung derselben und zur Bildung neuer Religionsgesellschaften beigetragen hatte. Und dadurch, daß nun die Priester wieder anfingen Vorbilder ihrer Heerden zu werden, läuterte sich allmälig auch das ächte Christenthum des Lebens, und mehr, als durch alle theologischen, spitzfindigen Untersuchungen und Streitfragen.

Doch waren auch diese nicht ganz unnütz für die Welt. Der Streit der Geistlichen über Glaubensangelegenheiten zwang Alle zum emsigern Forschen in der heiligen Schrift, in den Büchern der Alten, in den Geschichten der christlichen Religion, in den Sprachen des Morgenlandes. Gelehrsamkeit ward den Geistlichen unentbehrlich. Die Wissenschaften machten dadurch größere Fortschritte, und ihr Licht verbreitete sich dadurch immer heller über andere Stände. Immer weiter wich die alte Finsterniß zurück; die Vernunft nahm immer mehr ihr Recht gegen verjährte Vorurtheile, gegen das Ansehen des Aberglaubens und gegen die Machtsprüche einzelner Menschen ein. Der geistliche Stand, wie er an Einsicht und Kenntniß zunahm und durch seinen Einfluß auf das frömmere Leben der Gemeinden wohlthätig wirkte, näherte sich wieder seiner ursprünglichen Bestimmung. Das Wort des Apostels: Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi! wurde sein Hauptgesetz und das Wesen seines ganzen Berufes.

Damit aber verlor er auch seinen bisherigen Einfluß auf die Höfe und menschlichen Händel der Fürsten und Völker. Weltliche Gewalt gehört nicht zum geistlichen Wirken. Die Großen der Erde, aufgeklärter denn sonst, entfernten die Priester und Beichtväter immer mehr aus ihrem Rath, sahen in ihnen nicht mehr Boten Gottes und Dolmetscher himmlischer Rathschlüsse. Nur in einigen katholischen Ländern wurden länger, als bei andern, noch Priester zuweilen als erste Rathgeber und Minister des Landesherrn gesehen. Selbst aber das weltliche Ansehen der päpstlichen Gewalt sank von nun an im Laufe der Jahre unaufhaltbar von der gewohnten Höhe herab. Niemand, selbst in katholischen Ländern, fürchtete, wie sonst, den ehemals verderbenvollen Fluch und Bannstrahl des römischen Hofs. Ja, in verschiedenen Reichen wurde das päpstliche Recht selbst über kirchliche Verhältnisse durch Gesetze der Fürsten und durch Verträge immer enger beschränkt. In gleichem Verhältnisse, wie Einsicht und Erkenntniß zunahm bei den Völkern, nahm Ansehen und Macht des kirchlichen Oberhauptes ab. Die Könige ließen sich nicht mehr durch dasselbe entzweien, die Unterthanen nicht mehr gegen ihre rechtmäßigen Obrigkeiten aufwiegeln, die Länder nicht mehr große Geldsummen entführen, um mit denselben die Pracht und Verschwendung der Päpste zu unterstützen.

So wirkte die große Trennung der christlichen Kirche. Es kam eine neue Zeit. Es war nicht mehr die Zeit der bisherigen Barbarei, aber es war auch

nicht die Zeit des Urchristenthums. Es entstanden neue Entartungen und Verirrungen, verschieden von allen ehemaligen. Nur zu früh vergaß man den Ruf der heiligen Schrift: Wachset in der Gnade und Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi! Demselben sei Ehre, nun und zu ewigen Zeiten. Amen.

99.

Die Religion Jesu keine Staatsdienerin.

Psalm 101, 6.

Erfreue, wer da herrschet, sich,
Gott, Deiner allezeit!
Sein Auge sehe stets auf Dich,
Sein Herz sei Dir geweiht!

Er fördre willig Deinen Ruhm,
Und denke gern daran;
Die Welt, Gott, sei Dein Eigenthum,
Und er Dein Unterthan.

Er hasse den Gewissenszwang,
Und Gottesklaverei.
Und fordre nicht durch Straf' und Zwang
Der Bürger Heuchelei.

Er höhne nicht das heil'ge Licht,
Das Jesus uns gebracht,
Und mache Deine Kirche nicht,
Zum Schemel seiner Macht.

Das irdische, bürgerliche, äußerliche Leben und Streben des menschlichen Geschlechts ist ein ganz anderes, als das innere, geistige Leben des einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit. Jenes will nur die Gemächlichkeit des sinnlichen Daseins, begehrt nur Sicherheit oder Vermehrung des Rechts, sich zu erhalten, sich fortzupflanzen, Mittel des Daseins zu gewinnen; — dieses hingegen strebt nach dem auf, was seiner geistigen Natur angemessen ist, nach Erkenntniß, nach Wahrheit, nach dem Ewig-Guten, und macht auf das Irdische keinen andern Anspruch, als daß in demselben nichts den Gesetzen des Innern, dem Gerechten, Wahren, Guten widerspreche. So verschieden nun auch das innere Geistesleben von dem äußern, bürgerlichen Leben ist, gehen doch die wichtigsten Ereignisse und Veränderungen in diesem aus jenem erst hervor. Wie der Geist des Menschen den Leib bewegt und leitet, so der Geist eines Volkes den Staat.

Der Geist ist in beständiger innerer Regsamkeit: er ist es, welcher das Aeußere gestaltet, verwandelt, baut und niederreißt, Alles nach seinen Bedürfnissen. Er ist der Sturmwind, welcher die trägen Wellen des Meeres erschüttert und durch einander wirft. Die Geschichte der Völker ist nur die Geschichte des menschlichen Geistes, seiner Veredlung oder seiner Verirrung.

Wenn irgend eine Begebenheit den ruhigen Gang des geistigen Lebens unterbrochen hat, daß dasselbe in wildes Gähren und Streben überging, ist die Ruhe nicht so leicht wieder zurückgeführt. Da gebeut die Macht keines irdischen Gewaltigen. Es gleicht das Drängen und Wogen der Gedanken und Meinungen dem Treiben eines empörten Meeres, das mit seinen Wellen von einem Ufer ganz zurücktritt, und hinwieder am entgegengesetzten desto höher steigt. Keine Macht stellt das Gleichgewicht wieder her, bis es, nach den Gesetzen der Natur, die eigene thut. So der menschliche Geist. Einmal aus gewohnter Bahn gewichen, findet er lange die Mittelstraße nicht wieder, sondern schweift über von einem Entgegengesetzten und Aeußersten zum andern.

Jahrhunderte lang war ein Kampf zwischen der kirchlichen Gewalt um die Oberherrschaft gewesen. Jahrhunderte lang wurden die Staaten nur als Dienerinnen der Kirche angesehen; das geistliche Oberhaupt der Christenheit gebot Kaisern und Königen; Priester und Mönche leiteten die Obrigkeiten und Unterthanen.

Nun aber durch Trennung der Kirchen die bisherige Gewalt der Geistlichen entweder zerstört, oder doch sehr geschwächt war, geschah von Allem, was man ehemals gesehen hatte, das Gegentheil. Die Fürsten befehligten über die Kirche und machten sie zu einem Werkzeug ihrer Herrschsucht. Die Religion war eine Dienerin des Staates.

Man vergaß, daß das bürgerliche Wesen mit allen seinen Einrichtungen und Zwecken eine sehr untergeordnete Sache, nur ein Hilfsmittel des menschlichen Geistes zu seinem freien Entfalten sei. Man vergaß, daß das Höchste des Menschenthums die Religion sei, durch welche die Geisterwelt hienieden an Gott rührt und geknüpft ist. Man vergaß, daß die Menschheit nicht um der Staaten willen erschaffen sei, so wenig als ein Volk um des einzelnen Fürsten willen vorhanden ist. Sondern man verkehrte auf die unnatürlichste Weise die Ordnungen der Natur; man machte das Höchste zum Niedrigsten, das Niedrigste zum Höchsten; die Ehre des fürstlichen Thrones erhob man über alles Andere, die Religion ward demselben dienstbar gemacht; das Volk ward als für den Staat erschaffen betrachtet, der Staat als für den Fürsten. Dieser allein schien von Gottes Gnade das Recht zu haben, für sich um seines Selbstes willen zu leben.

So geschah nun in der christlichen Welt, daß die Beherrscher der Völker dasjenige, was nach ihren besondern Ansichten in Glaubensangelegenheiten gut und wahr zu sein schien, allen ihren Unterthanen zu glauben befahlen. So geschah, daß selbst diejenigen, welche sich gegen die Uebermacht und Tyrannei geistlicher Gewalt empört, für Freiheit des Gedankens und Gewissens gestritten und darum die Trennung der christlichen Kirche befördert hatten, selbst Glaubens- und Gewissenstyrannen wurden. Sie verfolgten, mißhandelten, verbannten und mordeten ihre eigenen Unterthanen, welche Dinge zu glauben wagten, die sie selber nicht glaubten. Es gab Länder, in welchen die Unterthanen hinter einander die Religionsbekenntnisse ebenso oft ändern mußten, als ein neuer Regent mit einem andern Bekenntnisse auf den Thron stieg.

Diese Zeiten und grausamen Unfuge sind nicht mehr; Dank sei es Gott, dem Vater des Lichts, welcher durch Erleuchtung der Menschen, vermöge wachsender Wissenschaft und Erkenntniß, Fürsten wie Unterthanen das Gräßliche und Thörichte solches Unwesens wahrnehmen ließ! Auch ist nicht zu leugnen, daß dergleichen blutige Irrthümer der Länderbeherrscher weniger aus ihnen selber hervorgingen, als durch Anstiften von glaubenswüthigen, schwärmerischen Geistlichen, welche die Schwäche der fürstlichen Personen mißbrauchten.

Auch verlor sich der mörderische Gewissenszwang in dem gleichen Maße, wie an ihren Höfen der nie oder selten wohlthätige Einfluß der Geistlichkeit, die immer gern herrschen mochte, abnahm. Hingegen geschah vieler Orten, daß an den Höfen viel Gleichgültigkeit gegen die Glieder des geistlichen Standes, auch Gleichgültigkeit gegen Alles eintrat, was Religion hieß. Man verabscheute den

vormaligen Glaubenseifer der Fürsten; hielt ihn für Unklugheit; wähnte sich weiser und aufgeklärter, als sie; rechnete es sich vielmehr zum Ruhm, dieses Eifers zu spotten, über die Priesterschaft und ihren Beruf zu scherzen, die Diener des Altars für Diener ehrwürdiger Vorurtheile, für gutmüthige, unwissende Schwärmer oder schlaue Heuchler, und die Religion für einen zum Vortheil der Priester erfundenen Aberglauben finsterer Zeitalter zu halten. Doch man kannte die Schwierigkeit, solchen vermeinten Aberglauben mit seiner vieltausendjährigen Wurzel auszurotten. Auch war man nicht dazu geneigt, sich deswegen große Mühe zu geben. Man war zufrieden, daß die Religion an sich etwas sehr Unschädliches war. Ja, man fand sie sogar für den Staat sehr nützlich, wenn sie als Gehilfin der bürgerlichen Gesetze erschien, oder wenn sie die Unterthanen aus Furcht vor den Höllenstrafen in Gehorsam erhielt, und sie bei allfällig drückenden Abgaben besser tröstete, als schmeichelndes Ausschreiben des Landesherrn.

So ward an mehr als einem Hofe die Religion Jesu Christi betrachtet, größtentheils durch die Unvorsichtigkeit, Leidenschaftlichkeit oder Verächtlichkeit derer, welche sie den Fürsten hätten liebenswürdig machen sollen. Das Herrlichste des menschlichen Geistes, worin allein sein höchster Adel ruht, ward Gegenstand spottenden Witzes, und den Führern des Staats nur in so fern einiger Achtung würdig, als man es zum Leitzaum des Volkes gebrauchen konnte. Man sah ein, es sei sehr nützlich, wenn in den Kirchen Gebete für das Wohlsein des Regenten und seines Hauses gehalten würden. Man glaubte obrigkeitlichen Befehlen bei der öffentlichen Bekanntmachung mehr Eindruck zu verschaffen, wenn man zuweilen dieselben mit religiösen Ausdrücken schmückte. Während in der so geheißenen vornehmen Welt Treu und Glauben von den Feinheiten und Ränken der Staatsklugheit verschwanden, wäre es höchst gefährlich gewesen, ähnliche Grundsätze bei den Unterthanen vorwaltend werden zu lassen. Obgleich die Großen kein Bedenken trugen, Verträge und Schwüre zu brechen, sobald sie davon einen Nutzen erwarten konnten, sahen sie es gern, wenn den Unterthanen der Eid religiös feierlich gemacht wurde. Oder sobald ein Krieg geführt werden sollte, welchen Herrschsucht, Ehrgeiz, Rache und Ländergeiz wünschten, schien es ein bequemes Mittel, das Volk dafür und zu großen Opfern zu begeistern, indem man den halb entschlafenen Religionshaß wieder erweckte und reizte, oder in den Kirchen um den Sieg gegen die Feinde zum Gott der Heerschaaren beten ließ.

Hier war der Gipfel neuer Verkehrtheit und Ruchlosigkeit. Der Mensch fiel von Gott, von der Natur und von seiner eigenen Vernunft ab. Selbst der Aberglaube ist ehrwürdiger, als der Unglaube. Denn jener sucht noch das Höchste der Menschheit, das Göttliche über sich, wenn gleich aus Unwissenheit auf falschen Wegen. Er folgt noch, wenn gleich mit wilder Selbsttäuschung, der Sehnsucht seines Gemüthes, diesem erhabensten aller menschlichen Naturtriebe, das Räthsel des Daseins, des Weltganzen, des Allerherrlichsten zu lösen. Der Unglaube aber erstickt die schönsten Begierden seiner Vernunft, und thut Verzicht auf der Menschheit bestes Theil; sieht in ihr schon den Kreis der Schöpfungswunder abgeschlossen, und in der verfeinerten Thierheit das Allerhöchste der Bestimmung und des Lebens der Sterblichen.

Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei

mir wohnen, und habe gern fromme Diener. (Ps. 101, 6.) So sang der königliche Psalmensänger David, jener geistvolle Fürst, welcher eine tiefgesunkene Nation wieder erhob, aus ihrem Verfall durch weise Anstalten herstellte, durch Siege über die benachbarten Völker Asiens wieder achtbar machte, und mit seinem Ruhm die nachfolgenden Jahrhunderte überstrahlte. Er war groß, weil er die Kunst zu regieren verstand; weil er, selbst durchdrungen von Ehrfurcht und Liebe für das Göttliche, die Religion zur Leiterin seines Sinnes in öffentlichen Geschäften, und den Staat zu einer Frucht der Religiosität machte. So wenig, als bloße Klugheit, List, Verschmitztheit oder Gelehrsamkeit einem einzelnen Menschen in allen Verhältnissen des Lebens aushelfen, ihm das rechte Rettungsmittel immer in der Noth, im Glück ihm immer die besondere Fassung, im Unglück ihm immer den Alles neu aufrichtenden Muth geben können: eben so wenig reicht die Gewandtheit und Kunst der Staatsvorsteher, die Tapferkeit und Anzahl der Heere, der Handel und der Reichthum des Volkes hin, einen Staat unter allen Umständen blühend oder ehrwürdig zu erhalten. Das vermag nur Frömmigkeit einer Nation, Frömmigkeit derer, die ihr vorstehen. Denn nicht von außen, aus dem Staube, geht das Leben ein; sondern aus unserm Innersten geht das Leben in die Erscheinung der Außenwelt über; aus unserm Innern hervor geht die Gewalt, das Irdische zu gestalten.

Wie die Beherrscher der Länder anfingen, stolz auf das Licht ihrer vermeinten Aufklärung, die Religion und Religiosität als Nebensache zu behandeln, oder zu bespötteln, verloren die Völker jene Eigenkraft, jene rührend große Begeisterung, durch welche sie vormals im Krieg und im Frieden ein rührend großes Schauspiel gaben. Es trat in den Zeitaltern, welche dem Feuer der Religionskriege folgten, eine widerliche Schlaffheit und Lauheit ein. Die Nationen verloren gleichsam ihre Selbstheit. Man verwandelte sie in wohlgebundene Maschinen, in Gegenstände der Staatsrechnung. Man zählte ihre Köpfe, und wähnte aus der Menschenmenge ihre Stärke zu erkennen; man überschlug die Menge der natürlichen und künstlichen Erzeugnisse des Landes, und glaubte in der Masse der öffentlichen Einkünfte den Hebel der schwierigsten Unternehmungen zu finden. Man verwandelte die Heere in Maschinen, und glaubte in der Anzahl der Schaaren, in der Behändigkeit ihrer Wendungen und Handgriffe die Bürgschaft der Unüberwindlichkeit suchen zu müssen. Man beförderte die Wissenschaften, den Unterricht in höhern und niedern Schulen, nicht sowohl weil Wissenschaft und Erkenntniß des Geistes wahre Ernährung sind, als vielmehr, um durch die Vervielfältigung der Einsichten, Entdeckungen und Erfindungen die Masse der Staatskräfte zu vergrößern, mit denen man gegen die Nachbarn spielen könne. Man bekümmerte sich wenig um das Gemüth und den Edelsinn derer, die zu öffentlichen Stellen berufen wurden. Man lachte über die Tugenden, die nichts eintrugen. Man verlangte keine höhere Tugend, als Nichtverletzung bestehender bürgerlicher Ordnungen und Gesetze. Man verlangte nur gehorsame, fleißige, geschickte, kluge Männer aller Arten. Mochten sie daneben lasterhaft sein: das hieß menschliche Schwachheit. Mochten sie mit Verhöhnung des Christenthums wieder in eine Art neuen Heidenthums überschwärmen: das hieß Aufklärung, Vorurtheilslosigkeit und Welthaben. Ist es daher zu verwundern, wenn man

endlich noch der Religion die Ehre erwies, sie zur Bewegung des großen Haufens der sie nun doch einmal nicht aufgeben wollte, als eine beiläufig brauchbare Feder im Uhrwerk der Maschine zu benutzen?

Diese verkehrte Ansicht der Dinge brachte den unvermeidlichen Verfall großer und kleiner Reiche herbei. Wie konnte es anders sein, da man nur todte Werkzeuge forderte, und das Lebendige und dessen reinste Quelle beseitigen wollte? Es kam dahin, daß, als in einem der Völker endlich wieder ein lebendiger Geist aufstieg, von dem es beseelt ward, dieses Volk alle Berechnungen der Staatsklugheit vereitelte, mit ungeübten Waffen alle kunstgerechten Heerschaaren niederwarf, den größten Theil des Weltalls unterjochte, schändete, ausplünderte, bis die Fürsten Knechte eines Einzigen wurden, und die Nationen, durch Elend und Kummer zur Religiosität zurückgeführt, von ihr begeistert aufstanden, und ihre Fürsten und sich selbst aus der Schmach erlöseten. Da ward der Beweis der größten Wahrheiten gegeben; die Religion ist des Volkes Lebenskraft; sie soll kein Werkzeug der Herrscherlist, keine Staatsdienerin sein, sondern Kern und Seele der gesammten bürgerlichen Gesellschaft, von wo aus alles Andere hervorgeht und bewegt wird. Es ward der Beweis gegeben, daß frommer Sinn die beste Weisheit sei, und Davids Grundsatz würdig eines großen Herrschers: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener."

Jede menschliche Gesellschaft, die durch Verträge besteht, ist eine geistige Verbindung, das heißt, sie entspringt durch Selbstthätigkeit und Willen der menschlichen Geister; sie ist kein Werk dunkler Naturtriebe, wie bei Thieren, die, so lange die Naturtriebe regsam sind, ebenfalls in Gemeinschaft beisammen wohnen. So ist auch jedee Verein des Volkes zu einem Staat eine geistige Verbindung zu irdischem Wohlsein.

Der Geist der Gesammtheit ist also der Mittelpunkt und die Urkraft, aus welcher alles Aeußere hervorgegangen ist; der ganze Staat selbst, mit allen Einrichtungen und Gesetzen, nur eine seiner Wirkungen. Es ist und bleibt der Geist, als des Staates Schöpfer, auch dessen Leben und die ihn erhaltende Macht. Er ist und bleibt der letzte Zweck des äußern Staatsgebäudes; dieser ist nur ein Mittel für ihn, mehr nicht. Wer nur den Staat zum Zweck, den Geist der Nationen zum bloßen Hilfsmittel für denselben macht: verdreht der nicht auf unnatürliche Weise die Ordnung der Dinge? Macht er nicht den Strom zum Urheber der Quelle, die Wirkung zur Ursache, das Ende zum Anfang, das Todte zum Herrn des Lebendigen, das Kunstwerk zum Urheber und Gebieter des Künstlers?

Das aber ist das Kennzeichen des Geistes, wodurch er sich von den dunkeln Naturtrieben der Thiere unterscheidet, daß er sich mit freier Selbstständigkeit entschließt und handelt. Ein Geist ohne freies Spiel der Gedanken, ohne Willen, ist kein Geist. Die Freiheit der Gedanken ist das wahre geistige Leben, ist, was für das Leben des Leibes der Athem und die Bewegung seiner Säfte. Nur durch Gedankenfreiheit ist Ausbildung und Erhebung des Geistes, sein Wachsthum und Erscheinen in voller Würde möglich. Je mehr Vollendung des Geistes in einer Nation, je vollendeter werden alle ihre Anstalten und Mittel sein

zum öffentlichen Wohl und zur Glückseligkeit jedes einzelnen Mitgliedes. Der Geistesfreiheit verdankt folglich der Staat seine möglichste Vollkommenheit. Die Freiheit des Denkens beschränken, heißt so viel, als das Leben selbst beschränken, die Vollkommenheit des Staats verhindern, die Gesammtheit seiner Kräfte lähmen und vernichten, durch welche er groß, glücklich, ehrwürdig dasteht. Ein Fürst mit seinen Räthen und Dienern kann allerdings im Besitz vieler Einsichten sein. Aber ungleich sind von Gott die Gaben unter den Sterblichen vertheilt. Nicht Einer und nicht Einzelne haben die gesammte Summe der Talente und Einsichten aller Menschen, noch weniger übertreffen sie darin Alle. Gleichwie der Fürst in Zeiten der Gefahr die Streitkräfte des ganzen Landes zu dessen Vertheidigung in Anspruch nimmt, weil nicht Einer oder Einzelne die Kraft Aller haben oder übertreffen, so muß er auch die Einsichten der ganzen Nation zur Veredlung des Ganzen in Anspruch nehmen. Dazu gehört, daß er die Denkfreiheit nicht nur nicht beschränkt und schwächt, sondern befördert; und daß er die Gedanken Aller vernehme, um die vortrefflichsten kennen zu lernen und auszuwählen. Folglich ist zur Erhaltung, Lebensvermehrung, Kraftbereicherung und Veredlung des Staats freie Mittheilung der Gedanken, durch Rede, Schrift und Druck, unentbehrlich.

Nimmt des Menschen Vernunft und Verstand die Richtung allein hinab in das Irdische, auf das Sinnlichbequeme, Nützliche, Angenehme: so ist der Mensch nichts als das klügste, aber auch das furchtbarste unter den Thieren. Was er schafft, bleibt unvollkommen und hinfällig, wie alles Irdische. Er ist auf einem ihm fremden Schauplatz, in einer ihm unwürdigen Gesellschaft, nämlich mit den Thieren der Erde, von denen er freilich das vornehmste ist. Erst durch die Religion, durch den Gedanken von der Gottheit, Ewigkeit und Heiligkeit tritt der Geist des Sterblichen in die Reihe höherer Naturen, wird ihm der Schöpfer der Unendlichkeit zum Vater, das ganze Weltall zur Heimath, die Ewigkeit zur Laufbahn, die Gottähnlichkeit zum letzten aller Ziele; und was er wirkt, ist nicht auf eine Spanne Zeit, nicht auf Jahrhunderte, sondern für ein endloses Dasein berechnet. Die Religion ist die Verknüpfung der Menschheit mit der Gottheit; ist dem Geiste, was er selber dem Leibe ist, der ihn umhüllt. Wie er gleichsam der Gott in seinem Körper ist, so ist die Religion Gott im Geiste, das Höchste, das Verklärende, das Beseelende.

Ist nun der Geist des Volkes das Letzte und Höchste im Staat, wodurch der Staat selbst entstand, und seine größere oder geringere Vollendung empfing; und ist die Religion hinwieder die belebende, verherrlichende, innere Sonne der Geisterwelt: so ist die Religion auch das Letzte und Höchste im Staat, dasjenige, was die gesammten bürgerlichen Vereine gleichsam vergötlicht und ihnen erst ihre wahre Bestimmung, Kraft und wunderbare Richtung gibt. — Und es ist eine unverständige Verkehrung der Dinge, zum Behuf des Staates die Gedanken zu fesseln und in gewisse Schranken einzubannen: so ist es wahrlich noch größerer Wahnsinn, das edelste Leben des Geistes, die Religion, zu einem bloßen Hilfswerkzeuge des Staates zu machen, da doch die Vollkommenheit des Staates nur eine von den Blüthen der Religion ist. — Welcher Mensch kann wohl seine Religion zu einer Maschine, zu einem Mittel äußerer Lebensbequemlichkeiten

machen? Ebenso wenig kann der Staat die religiösen Ueberzeugungen des Volkes dazu verwandeln.

Gleichwie aber der Staat durch Geistesfreiheit geworden ist, und mehr noch, als er schon ist, nämlich gegen die Zeitverhältnisse, in seiner Kraft entwickelter werden kann, so wird er durch Religionsfreiheit erst das Vollendetste. Und so wie ein weiser, tugendhafter, religiöser Mensch von allen Sterblichen, selbst von Bösewichten, geehrt, selbst bewundert wird; so wie er vermöge seiner Gemüthskraft, die in ihm aus der Verbindung mit dem Allerhöchsten erwächst, nie ganz unglücklich und von keinem Unglück gebeugt wird: so steht ein wahrhaft religiöses Volk ehrwürdig; unter schweren Schicksalen bewunderungswürdig; von Unfällen, so furchtbar sie auch sein mögen, nie gebeugt. — Es ist kein Geistesleben ohne Denkfreiheit, keine Denkfreiheit ohne ungehemmte Befugniß zur Mittheilung des Gedachten, das heißt, ohne Aeußerung der Denkfreiheit, möglich. So ist auch nicht die rechte Veredlung des Geistes, folglich auch nicht des Volkes und des Staates, möglich, ohne Gewissens- und Glaubensfreiheit; die Freiheit der Religion aber nicht ohne ihre Aeußerung im bürgerlichen Leben. Die Aeßerung der Religion, die Darstellung des Geistesverhältnisses zur Gottheit, geschieht in den Formen der Kirche.

Jede Art, wie sich das Heiligste und Schönste im Geiste, die Religion, die Liebe und Verehrung der Gottheit, äußerlich darstellt, ist ehrwürdig. So ist es auch jede Kirche. Und wie die Geister nicht alle auf gleichen Stufen stehen, sondern verschieden sind, so müssen nothwendig auch die Aeußerungen ihrer Religion verschieden ausfallen, und die Kirchen unter sich verschieden sein. Es gibt daher vielerlei Kirchen, aber nicht vielerlei Christenthümer. Ein und dasselbe Christenthum ist der Kern aller Glaubensparteien. Die ursprüngliche Lehre Jesu Christi, unsers Erleuchters und Seligmachers, ist die eigentliche Religion in allen Religionen, die Lichtquelle der Geisterwelt, die vergöttlichende Kraft im Irdischen, die Urheberin des Glücks und der Vollkommenheit von einzelnen Sterblichen und ganzen Reichen: sie ist kein Klugheitsmittel für Fürsten keine Staatsdienerin, die für einzelne Zeit und nur unter gewissen Umständen taugt.

100.

Gleichgültigkeit in Religionssachen.

Matth. 12, 30.

Bewahrt das Wort des Herrn, und seid
Im Glauben nicht voll Lauigkeit.
Was Gott entstammt, das sei dein Ruhm,
Das ist dein einz'ges Heiligthum,
All' Anderes ist Staub!

Zagt nicht, wenn Jesu Wahrheitslicht
Auch nicht durch alle Nebel bricht,
Und Thoren nicht das Heil'ge schmäh'n.
Die Lehre Jesu wird besteh'n!
Sie stammt aus Gott.

Die Sonne Gottes, sie erhellt
Nicht gleich auf einmal alle Welt;
Es wandeln Viele schon im Licht,
Doch Andre gehn, und ahnen's nicht,
Und steh'n in Nacht.

Bei Personen, welche überhaupt noch zu keiner festen Ueberzeugung gelangt sind, sondern welche das, was sie wissen, eigentlich nur erlernt und von Andern angenommen haben, geschieht es häufig, daß sie Dinge eben so leicht wieder als Irrthum verwerfen, die sie vorher als Wahrheit geehrt hatten. Es kommt bei ihnen weniger auf die Sache selber an, als vielmehr auf das Ansehen derer, denen sie, als Einsichtvollern, folgen zu müssen glauben. Bei dergleichen Menschen entscheiden oft geringfügige Kleinigkeiten über ihr ganzes Inneres. Sind sie mit ehemaligen Freunden entzweit, deren Grundsätze sie sonst liebten, so verlassen sie mit den gewesenen Freunden auch deren Grundsätze, aus Haß oder Verachtung der Personen. Sind sie hochmüthig und eitel, wollen sie gern für mehr gelten, als sie sind: so nehmen sie Ton, Lebensart und Meinungen derer an, welche sie für vornehmer und angesehener halten, und denen sie ähnlich sein möchten. Leider gibt es solcher Leute viel, die ohne Selbstständigkeit sind, sich in ihren Urtheilen, wie in Kleidern, immer nach der herrschenden Mode richten; nur denken, glauben und meinen, weil Andere so denken, glauben und meinen; und im Jahr ihre vermeinten Ueberzeugungen mehrmals abändern, weil sie keine wahren Ueberzeugungen besitzen, von denen ihr Wesen durchdrungen ist, sondern nur mit Nachbetereien großthun. Rechte Ueberzeugung kommt nicht von Außen in uns hinein, sondern sie blüht aus unserm Innersten als Frucht unsers eigenen Nachdenkens, unsers eigenen Gemüthsbedürfnisses hervor.

So lange in religiösen Sachen unser Glaube bloßes Gedächtnißwerk, Nachplappern und Annehmen uns vorgesprochener Meinungen ist, haben wir in dem, was das Heiligste des menschlichen Gemüthes ist, keine Festigkeit, keine Wahrheit, keine Ruhe, keinen Segen. Darum liegt uns ob, wenn wir endlich einmal über die allerwichtigsten Angelegenheiten unsers innern Lebens und unserer eigenen Zukunft ins Reine kommen wollen, ernsthaft darüber nachzudenken: was zwingt mich meine Vernunft und Gewissen, für wahr zu halten, und was nicht?—was ist eigentlich die Hauptsache in der Religion Jesu für mich und meinen Seelenzustand, und was habe ich davon mehr als eine Nebensache zu halten? Es liegt uns ob, für uns selbst im Stillen zu forschen und zu überlegen. Die heilige Schrift fordert dazu Jeden auf: Prüfet Alles, und das Gute behaltet!—Dazu sind keine Schätze von Gelehrsamkeit von nöthen, um zu erfahren, was gut und wahr sei. Christus predigte allem Volke, ohne Unterschied. Wir müssen bei solchen Prüfungen nur auf unsere Stimme horchen. Jeder Mensch hat ein sehr feines, richtiges Wahrheitsgefühl. Er muß sich nur von den Eingebungen seiner Einbildungskraft oder seinen allfälligen Leidenschaften in Acht nehmen. Er muß nur seine Ueberzeugungen auf keinen andern Grund bauen wollen, als welchen Jesus uns selbst gezeigt hat: Liebe zu Gott, Liebe und Wohlwollen zu den Menschen. Er muß nur keinen andern Maßstab, kein anderes Prüfungsmittel wählen, als uns Jesus gab, den Werth von Lehren und Meinungen zu bestimmen, nämlich die Liebe. Er muß nur fragen: Besteht diese oder jene Vorstellung, welche ich mir mache, mit der unendlichen Vaterliebe Gottes zu den Menschen? Oder besteht diese oder jene Lehre mit der Geneigtheit und Liebe, die ich für jeden Menschen an den Tag legen soll.

Als es einmal bei den Großen der Erde und an ihren Höfen zur Staatsklug-

heit gehörte, sich nicht in die Zänkereien der Gottesgelehrten einzumischen, die Religion nur als eine Staatsdienerin zu betrachten, welche man von Zeit zu Zeit mit Vortheil zur Leitung des Volkes benutzen könne: fanden sich, durch solches verderbliche Beispiel gereizt, bald eitle Nachahmer genug, zumal in den höhern Ständen des Volks. Man hielt es aus lauter Nachäfferei für groß, für aufgeklärt und anständig, sich aus der Religion überhaupt wenig zu machen. Man hielt es für klug, sich zwar zu einer gewissen, nun einmal herrschenden Kirche zu bekennen, weil es zur Uebung gehörte; weil man dem Volke keinen Anstoß geben wollte; weil die Kirche als eine öffentliche und gesetzliche Einrichtung, als ein Bestandtheil der Staatsverfassung angesehen ward; aber vom Werth der Religion an sich selbst hatte man die geringschätzigste Meinung. Man war sehr gleichgültig gegen das, was von Glaubensdingen gelehrt ward, und sprach: lasse man da Jedem seine Meinung! Man war sehr gleichgültig gegen das, was von innerer Heiligung und der Erfüllung christlicher Pflichten gegen Gott und Menschheit gelehrt ward, und dachte vornehm: Die Geistlichen sind von Amtswegen verbunden, so zu predigen und zu moralisiren; dafür empfangen sie vom Staat ihre Besoldungen; dafür haben sie den Genuß von den Kirchengütern, welche ihnen der Staat zusichert. Sie müssen so sprechen, auch wenn sie selber weder so glauben, noch so handeln mögen, wie sie lehren.

Eine Folger dieser verächtlichen Lauheit gegen alles Kirchliche und Religiöse, da man nur gar nicht der Mühe werth hielt, in Untersuchungen einzutreten, war, daß man den ehemaligen Eifer der Christen mit stolzem Gefühl des Besserwissens belächelte, oder wohl gar schalt, ihn für eitle Wirkung der priesterlichen Verführung und Herrschsucht hielt. Und nicht aus Ueberzeugung, nicht aus Menschenliebe, nicht aus Ehrfurcht für das Recht zur Denkfreiheit und Gewissensfreiheit, sondern aus vollkommener Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, und mit Staatsklugheit, gefiel man sich, in vielen Gedanken Toleranz oder Duldung gegen alle Glaubensbekenntnisse und Kirchenparteien zu äußern und einzuführen. Die That war löblich, aber ihre Quelle unsauber. Inzwischen bildeten sich diejenigen ein, welche das Löbliche thaten, daß auch ihre Denkart preiswürdig sei, zumal wenn sie wirklich deswegen gepriesen wurden. Wenn pharisäischer Hochmuth Werke der Barmherzigkeit übt, verdienen die Werke Lob, aber die Urheber derselben sind darum weder vor Gott noch Menschen löblich.

Die Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche nahm inzwischen in den christlichen Ländern immer mehr die Stelle des ehemaligen blinden und wüthenden Glaubenseifers ein. Man ging vom Aeußersten zum Aeußersten über, und jene Grundsätze, so fehlerhaft sie auch an sich sein mochten, dauern zum Theil noch in unsern Tagen fort.

Es gibt noch heutiges Tages viele Menschen, welche in dem, was zu ihrem bürgerlichen Beruf erfordert wird, viele Geschicklichkeit haben, aber in dem, was ihrem Gemüth den höchsten Werth, ihrem Herzen den reinsten Genuß, ihren Handlungen die größte Folgerichtigkeit geben kann, gänzlich unbeholfen sind. Es gibt viele Leute, welche mancherlei Kenntnisse, durchdringenden Verstand, zartes Gefühl haben, aber in Rücksicht des Religiösen ganz ungebildet dastehen, und daher im Urtheil über Werth und Unwerth der Religion ein ganz falsches Ur-

theil haben, oder sich vielmehr von einem bloßen Vorurtheil leiten lassen. Ist dies nicht immer die Wirkung einer jedem Vernünftigen ungeziemenden Nachmacherei, so ist es die Frucht des Leichtsinnes oder einer thierischen Versunkenheit in das gemeine Treiben des bürgerlichen Lebens. Jenen ist überhaupt unbehaglich, sich selber zu prüfen und zu beobachten, während sie gern Alles außer ihnen prüfen und beurtheilen mögen. Es ist ihnen überhaupt unbehaglich, religiös zu sein, und die Pflichtenstrenge der Lehre Jesu zu übernehmen. Sie überlassen sich lieber im Denken und Handeln den Antrieben der Umstände und ihren wechselnden Neigungen und Launen. Sie sind in einer Stunde gut, in der andern schlecht, und mögen darüber weder Andern, noch sich selber Rechenschaft geben. Sie leben, wie man zu sagen pflegt, mit ihrem Gewissen in den Tag hinein, besorgt um ihr bürgerliches Ansehen, aber um den eigentlichen Werth ihres Innern unbekümmert. Diese Art zu sein, welche ihnen bequem ist, gönnen sie auch gern Andern, und daher sind ihnen alle Kirchen und Religionen sehr gleichgültig.

Andere wieder haben nur eine oberflächliche Geistesbildung erhalten, und sind nie mit Ernst in die Tiefen der religiösen Verhältnisse der Menschheit eingedrungen. Sie haben die Richtigkeit ihres Urtheils vielleicht durch frühern Umgang mit irreligiösen, leichtsinnigen, wenn gleich geistvollen und in mancher Hinsicht achtungswerthen Personen verfälschen lassen, oder ihre Ansicht vom Werth der Religionen aus einer Art Schriften geschöpft, die zu einer gewissen Zeit Mode waren, und als witzige Arbeiten sogenannter Starkgeister und Freidenker beim großen Haufen der Halbwisser in großer Achtung standen. Nun von solchen angenommenen Meinungen gefangen, kommt ihnen beinahe lächerlich vor, sich mit der Religion ganz besonders einzulassen. Sie haben vielleicht bei verschiedenen ihnen bekannten Geistlichen Schwächen bemerkt, oder bei verschiedenen Glaubensparteien und Kirchen manchen unhaltbaren Lehrsatz, wohl gar einen oder den andern Mißbrauch wahrgenommen. Das bestärkt sie in ihrem Stolze auf das, was Religion und Kirche heißt, mit Wegwerfung hinzuschauen. Sie bilden sich ein, sehr vortreffliche Menschen sein zu können, ohne deswegen aus der Religion das Licht empfangen zu müssen. Und wenn ihnen ihr Gewissen mehr denn einmal lebhaft verkündet, sie seien elende Scheinmenschen, strafbar, boshaft, ihre That könne, wenn ein Gott walte, nicht ungeahndet bleiben: beruhigen sie sich doch gern mit der Einbildung, diese Furcht, dies Gewissen sei noch ein Nachhall aus den Kinderjahren von der Erziehung; es sei eine noch daher stammende Gewöhnung, sich, wenn man Unrecht gethan, heimlich zu fürchten, daß es an den Tag komme.

Auch fehlt es nicht an solchen Personen, die, mit dem wohl vertraut, was sie im Haus und auf den Straßen, im Umgang und im Berufsgeschäft umgibt, mit übersinnlichen Dingen gar nichts zu thun haben mögen. „Davon wissen wir nichts," sagen sie; „so viel man dafür behauptet, so viel läßt sich dagegen reden. Was man in Kirchen predigt, was man von überirdischen Dingen spricht, ist wohl meistens Menschenerfindung. Es läßt sich über Alles etwas anbringen, und gerade deswegen ist wohl Alles etwas zweifelhaft. Die Religionen sind für die Völker ein wahres Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, sei es

wegen besserer bürgerlicher Ordnung, oder zur Beruhigung der abergläubigen Furcht. Nichtsdestominder mag eine Religion so gut wie die andere an und für sich selbst unbegründet sein." So reden Viele, dünken sich in ihrer Zweifelsucht sehr weise; zweifeln an Allem, nur nicht daran, daß sie die Wahrheit besitzen; verwerfen Alles, ohne Eins genau nur in möglicher Strenge erforscht zu haben.

Wer nicht mit mir ist, sagt der über alle Weisen Erhabene, wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. (Matth. 12, 30.) Gleichgültigkeit gegen Religion oder überhaupt und in religiösen Dingen ist einer der nachtheiligsten Fehler, welche sich ein Sterblicher zu Schulden kommen lassen kann.

Denn sie ist eine rohe Versündigung gegen die gesunde Vernunft, Versündigung an unserer menschlichen Würde, Versündigung an unserm eigenen wahrhaften Glück. Wer nicht mit Jesu und seiner Lehre ist, der ist wider ihn und die Wahrheit, welche er dem Sterblichen verkündet hat. Es gibt da keine Mittelstraße, so wenig, als zwischen Leben und Tod. Eins von beiden muß gewählt werden. Wer leben muß, kann nichts anderes als den Tod meiden; wer den Tod will, muß das Leben meiden. Wer nach Vollkommenheit und wahrer Größe strebt, muß das Unvollkommene fliehen. Wer nicht mit der ewigen Weisheit ist, der ist mit dem Irrthum und der Thorheit, den Feinden der Weisheit. Lauheit und Gleichgültigkeit gegen das, was edel, wahr und schön ist, spricht das Bekenntniß aus, dem Unedeln, Irrigen und Ekelhaften anzugehören.

Wer nicht mit Jesu ist, der ist wider ihn. Wer nicht von der Herrlichkeit seiner Offenbarungen durchdrungen ist und der Begierde, sich durch sein Wort zu vergöttlichen, gehört dem Vergänglichen und Nichtigen, gehört dem Gegensatze des Ewigen und Vollendeten an. Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion ist Gleichgültigkeit gegen die erhabensten Ansprüche der Vernunft. Denn Jesu Christi geoffenbartes Wort steht im reinsten Einklang mit der Stimme der Vernunft, mit den Stimmen der Natur und der Schicksale. Jesu geoffenbartes Wort ist selbst nur der Ausspruch der Vernunft in ihrer höchsten Kraft, ist der tiefste Blick in das Geheimniß der großen Weltordnung und aller Verhängnisse, insofern Sterbliche eines solchen Blickes fähig sind, und in so weit ihnen derselbe heilsam ist.

Vernunft, Natur und Schicksal weisen den Menschen auf alle die Dinge der übersinnlichen Welt empor, welche in der Religion Hauptgegenstände sind. Das Herz zieht mit unwiderstehlicher Gewalt den Menschen dahin. Ehe Jesus erschien, lag schon in den Religionen der gebildetsten Völker ein Keim dessen, was der göttliche Lehrer entfaltete. Denn ehe Jesus erschien, war schon den Menschen von ihrem unsichtbaren Urheber die Vernunft gegeben. Ehe Jesus erschien, hatten die Juden schon durch Moses eine Kenntniß von Gott und der Größe desselben, und ein Gesetz empfangen zum pflichtmäßigen Wandel. Und die Heiden, welche Moses und sein Gesetz nicht kannten, wandelten doch nach demselben, geleitet durch ihr Gewissen. Mit Recht sagte Paulus daher: Die Heiden, welche das Gesetz nicht haben, thun doch von Natur des Gesetzes Werk;

sie haben kein Gesetz empfangen, aber sie haben in ihnen selber das Gesetz. Es ist beschrieben in ihrem Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget und ihre Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. (Röm. 2, 14. 15.) Aber was bei den Juden noch unvollkommen und zusammenhanglos war, darüber offenbarte Jesus Christus das Vollendete. Er hob den Menschengeist in seine rechte Heimath, in die unsichtbare, übersinnliche Welt; er stellte den Zusammenhang des Irdischen mit dem Ueberirdischen her; er sammelte alle erschaffenen vernünftigen Wesen um das höchste aller Wesen, die Kinder um den Vater, und gab ihnen nur ein Gesetz, aber ein Gesetz aus Gott; ein Gesetz, in welchem sich auch die gesammte Natur bewegt; ein Gesetz, welches bei allgemeiner Erfüllung die Erdenwelt zu einem Himmel voll stiller Glückseligkeit machen würde — das Gesetz der Liebe.

Die Aussprüche des wahren Christenthums sind die Aussprüche der erhabensten Vernunft, sind die Offenbarungen der Gottheit in aller Menschen Vernunft, gegeben durch Jesum Christum. Sie sind nur durch ihn gegeben. Nicht Moses, nicht David, nicht Salomon, nicht einer von den Gelehrtesten und Weisesten Griechenlands und Roms, brachte so, wie Jesus, die menschliche Natur und sich selber mit der sinnlichen und der übersinnlichen Welt in vollkommene Uebereinstimmung, lösete so einfach die Räthsel unseres Daseins und unserer Bestimmung auf, kettete so wunderbar und fest und hell das Gegenwärtige an das Künftige. Je tiefer man in den Sinn der Lehren Christi eindringt, welcher mit Recht ein Erlöser von den Banden der Finsterniß genannt wird, je klarer wird uns das Leben; je mehr erstaunen wir über die Fülle der Wahrheiten; je erhabener und geheiligter fühlen wir uns selbst; je nichtswürdiger erscheint uns das Gaukelspiel des gemeinen irdischen Treibens auf Erden. Man ruft mit dem Apostel voller Entzücken: O, welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Wahrheit und der Erkenntniß Gottes! (Röm. 11, 33.)

Gleichgültigkeit gegen die Religion ist ein Hochverrath, welchen der Mensch an der Würde der Menschheit begeht. Die Würde der menschlichen Natur besteht aber in dem, wodurch der Mensch hoch erhaben über dem Thier ist. Nicht in der Stärke des Leibes haben wir den Vorzug vor den Thieren: Löwe, Tiger, Bär und Stier übertreffen uns darin; nicht in Kunstsinn und Kunstfertigkeiten: wer webt so zart, wie die Spinne, arbeitet so geschickt, wie die Biene, baut wie der Biber und mancher Vogel und manches Insekt, so sorgfältig auf alle Umstände berechnet? Viele Thiere zeigen eine Klugheit, eine Ueberlegung, wie oft Menschen nicht haben. Wer spricht den Füchsen und andern Raubthieren, neben aller Heftigkeit ihrer Begierden, eine dieselben bemeisternde Besonnenheit und feine Schlauheit ab? Der Elephant ist berühmt durch die oft bewundernswürdigen Aeußerungen seiner Verständigkeit; nicht minder der Hund, welcher sich auch nach vielen Jahren desjenigen zu erinnern weiß, der ihn oder seinen Herrn einmal mißhandelte. Wie gelehrig ist das Roß, wie verschmitzt der Affe! — Selbst in manchen schönen Eigenschaften des Gemüthes wetteifern zuweilen die Thiere mit den Menschen und übertreffen diese nicht selten darin; übertreffen diese bald in Großmuth gegen Schwächere, in Liebe zu ihren Jungen, bald in Dankbarkeit gegen ihre Wohl-

thäter, bald in Treue gegen ihre Freunde. Man findet bei den Thieren oft eine Annäherung ihrer höhern Eigenschaften an die der Menschen, daß unser ganzes Erstaunen rege werden muß. Haben wir von Natur mehr Verstand und Klugheit im Allgemeinen, so haben die Thiere dagegen theils mehr Klugheit in einzelnen, sie besonders angehenden Fällen, theils durch die Natur verborgene Triebe empfangen, welche alle unsere Einsicht übersteigen und die besten Stellvertreter unserer gesammten Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit sind.

Ist der Mensch also nur ein künstlicher Arbeiter, ein geschickter Geschäftsmann, ein herzhafter und kluger Kriegsmann, ein vorsichtiger Haushalter; weiß er Alles, was für sein irdisches Wohlsein erklecklich ist, herbeizuführen, und ihm drohende Gefahren abzuwenden: so hat er in der That keinen wesentlichen Vorzug vor den Thieren. Denn das Alles wissen und sind auch diese in ihren Verhältnissen, sei es nun vermittelst der Naturtriebe oder der Seelenfähigkeiten. Auch der Mensch hat für seine irdischen Bestimmungen denselben angemessene Naturtriebe und Gemüthsfähigkeiten erhalten. Der Mensch wird in dieser Rücksicht vielmals von den Thieren übertroffen; in andern wieder übertrifft er sie. Er steht ihnen also im Allgemeinen gleich. Jeder ist und hat, was er seiner irdischen Bestimmung nach sein soll, und wessen er dazu bedarf.

Die eigentliche Würde und Hoheit des Menschen beruht aber in dem Verhältnisse seines Geistes zum Ueberirdischen. Er ist Geist und als solcher voll unvertilgbarer Sehnsucht zum Höhern und Ewigen. Dies umfaßt für ihn die Religion oder die Beziehung des unsterblichen Geistes auf Gott und Ewigkeit. Wem diese Beziehungen gleichgültig sind, ist Thier, und mehr nicht. Sein höchstes Ziel liegt im Irdischen. Er hat sein Leben lang nur mit den Thieren in den Vollkommenheiten derselben zu wetteifern. Er wird dabei elender sein, als das Thier selbst, da dieses ohne Ahnung des Unsichtbaren und Göttlichen lebt, er hingegen im ewigen Widerspruch mit den Forderungen seiner geistigen Natur lebt.

Daher ist Gleichgültigkeit gegen die Religion zugleich ein Frevel an unserm wahrhaften Glück. Das Thier, ohne Geist und ohne Forderungen desselben, lebt glücklich, wenn es allen Genuß und alle Bequemlichkeiten gefunden hat, die ihm das Irdische gewähren kann. Der Mensch, wenn er alles Irdische hat, ist darum noch nicht zufrieden. Hat er Tonnen Goldes: er hört nicht auf, nach Anderm zu streben. Hat er Ehre, Gewalt, Ruhm, Freunde, alles Wohlleben, was er sich sonst wünschte: er will mehr. Was ihm bleibt, macht ihm Langeweile; was ihm verloren geht, verursacht seine Wehklage. Er ist nie zufrieden, folglich nie glücklich durch alles Irdische, was er empfängt; er will mehr, er will ein anderes Glück. Da ist dunkler Naturtrieb, der zu dem Höchsten hinauf deutet, was nicht im Wechsel des Erdenlebens liegt. Dies Höchste, Gemeinschaft mit Gott, Zuversicht einer ewigen Dauer, eines glückseligen Zustandes jenseits der Todesstunde, ein frohes Gewissen, eine Seelengröße, welche von den Dingen dieser Welt unabhängig macht, ein Muth, der den Geist furchtlos gegen alle Schicksale macht, wird nur durch die Religion verliehen. Nur ein wahrhaft religiöser Mensch ist ein wahrhaft weiser, ein erhabener, ein glückseliger Mensch, der nichts zu fürchten, Alles zu hoffen hat,

weil er ewig mit Gott durch Jesum, nicht für das Augenblickliche, wie das Thier, sondern für das Ewige da ist.

Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! sprachst Du, göttlicher Menschenfreund, mein Heiland, mein Seligmacher; und die Wahrheit Deines Ausspruches leuchtet mir tief ins Herz. Wer nicht für Dich ist, der ist wider sich selber feindselig, denn Du hast nichts Anderes, als unsere Vollendung und Seligkeit gewollt. Nein, ich werde nie gegen Deine Lehre gleichgültig werden. Könnte ich auch wohl gegen meine eigene Glückseligkeit, gegen meine eigene Würde gleichgültig sein? Und mögen Thoren und Unverständige spotten, weil sie das Bessere nicht ahnen: Dein bleibe ich, mein Heiland, so lange ich athme und denke; Dir lebe ich, Dir sterbe ich. Amen.

101.

Freigeisterei und Unglauben.

Hebr. 3, 12.

Hilf, wo der wahren Christen Zahl,
Sich wieder, Herr, vermindert;
Wenn Spott, wie sonst Gewalt und Qual,
Der Frommen Anzahl mindert;
Wenn jener Edeln wenig sind,
Die Deine Wege wallen;
Wenn wieder abzufallen
Sogar auch der beginnt,
Der einst Dich pries vor Allen.

Ich heil'ge mich in Deinem Wort,
Und stehe fest den Spöttern,
Die jetzt das Laster hier und dort
Und ihren Witz vergöttern.
Soll Irrthum über Wahrheit geh'n?
Wann war die Tugend Schande?
Hinweg der Thorheit Bande!
Ich wende mich zu Gottes Höh'n,
Zu meinem Vaterlande.

Sobald einmal vom wilden Glaubensbaß und der gegenseitigen Verfolgung der Christen der gefährliche Absprung geschehen war, konnte es kaum fehlen, daß nicht endlich auch Männer auftraten, welche die Religion Jesu Christi überhaupt als ein Werk der Einbildung, als einen falschen Lehrbegriff verwarfen. In der That erschienen solche Männer, und fochten die Wahrheiten des Christenthums mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen des Scharfsinnes und Spottes, der Klugheit, der Beredtsamkeit und des Witzes an. Ihre Schriften verbreiteten sich in den katholischen und protestantischen Ländern, und wurden besonders begierig von solchen Personen gelesen, welche keine eigentliche Gelehrsamkeit und gründliche Kenntniß hatten, um die Irrthümer, Scheingründe und Spitzfindigkeiten der Feinde des Christenthums sogleich wahrzunehmen, aber doch eine gewisse oberflächliche Ausbildung besaßen, um den Witz der zu Allem überredenden Spötter zu verstehen und für ihre Eingebungen empfänglich zu sein. Diese Halbgebildeten, um das Ansehen vorzüglicher Denker und feiner Köpfe zu haben, treiben mit sogenannter Geistesfreiheit und Freidenkerei großes Gepränge, fanden sich sehr geschmeichelt, Freigeister zu heißen, und bespöttelten ungläubig Alles, was mit christlicher Religion in Verbindung stand, um ihrem Namen Ehre zu machen.

Es fehlten zwar dagegen nicht fromme, gelehrte Männer, welche die Wahrheiten der christlichen Religion mit großem Eifer und gelehrtem Aufwand in zahlreichen Schriften vertheidigten. Allein vielmals schadeten sie durch ihre

Vertheidigungsversuche des Christenthums der guten Sache weit mehr, als sie ihr nützten. Denn häufig verwechselten sie das Christenthum mit einzelnen Lehrmeinungen der Kirche, zu der sie gehörten: mit Lehrmeinungen, welche selbst nicht von allen christlichen Kirchen geglaubt und angenommen waren. Sie fanden also vielen Widerspruch von Gläubigen sowohl, als von Ungläubigen. Häufig waren ihre Schriften so dunkel, unwissenschaftlich und schwerfällig abgefaßt, daß sie theils nicht allgemein verstanden, theils nur von Wenigen gelesen wurden, am wenigsten aber von denjenigen, welche der bessern Ueberzeugung am meisten bedürftig waren. Auf diese Weise gelang es den Lachern, einen großen Theil der Leute aus den höhern und sogenannten gebildetern Ständen auf ihre Seite zu bringen und das Christenthum verächtlich zu machen. So ward zu einer gewissen Zeit Modeton, die Religion Jesu als eine Fabel, Christum als einen klugen, wohldenkenden Volkstäuscher, die Evangelien als verabredete Erdichtungen, die Andacht als eine Schwärmerei, die Anhänglichkeit an Religionsübungen als einen pöbelhaften Aberglauben, die Kirche als eine bequeme Nahrungsanstalt geistlicher Müßiggänger zu betrachten.

Der Sieg solcher Grundsätze, ob man gleich schon damals seine kurze Dauer mit Gewißheit voraussehen konnte, ward weniger durch die ihnen zum Grund liegenden Wahrheiten bereitet, als durch die Eitelkeit und Leichtfertigkeit der Menschen, denen es gefiel, ungebunden zu denken, um ungebunden leben zu können. Allerdings war es Vielen bequemer, sich ohne Harm den Eingebungen ihrer Neigungen und Lüste hinzugeben, als bei allen wichtigen Handlungen Gottes und ihrer ewigen Bestimmung zu gedenken. Vielen war es im Rausch eines Lebens voller Leidenschaften lieb, nicht mit dem richtenden Gewissen zur Rechenschaft zu gehen, wenn Wollust, Habsucht und Ehrgeiz zu geheimen Verbrechen reizten; Vielen lieb, keinen allwissenden, heiligen Gott fürchten zu müssen bei ihren Werken der Finsterniß; Vielen lieb, wenn Bosheit, Tücke und Rachsucht ihnen Mittel an die Hand gaben, den Untergang eines Feindes zu bewerkstelligen, daß sie nicht an Jesu hohes Gebot gefesselt sein sollten: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen! — So vermehrte nicht die Weisheit, sondern die Unwissenheit, nicht die Ueberzeugung, sondern das Sittenverderben, die Zahl der Freigeister.

Es ist dabei keineswegs zu leugnen, daß auch unter den vorzüglichern Gegnern der christlichen Religion redliche, in ihrem Betragen sittlich-gute Menschen waren. Damit aber war freilich für die Güte ihrer Sache wenig bewiesen. Warum sollte es nicht auch außer dem Christenthum möglich sein, tugendhafte Gesinnungen und Handlungen zu haben? Waren nicht unter den Israeliten lange vor Christi Geburt gottgefällige Menschen? Lebten nicht unter den Heiden wie unter den Türken weise und edle Männer? Selbst die Apostel geben dies gern zu, und die Schriften des alten Bundes stellen uns dafür so viel rührende Zeugnisse und Beispiele auf.

Diejenigen irren wirklich sehr, welche glauben, daß außer der christlichen Kirche keine achtungswerthe, menschliche Tugend möglich, oder daß das Christenthum die einzige Quelle guter Gesinnungen sei. Nein, dem ist nicht so. Das Gefühl des Rechten und Billigen, die Erkenntniß des Edeln und des Bösen, ist vom

Schöpfer jedem Herzen eingeimpft, jeder Vernunft gegeben. Aber dies Gefühl, diese Erkenntniß wird durch die Religion Jesu mehr geläutert und gehoben, als durch irgend eine andere Religion oder irgend ein anderes Hilfsmittel. Wie Christus die Tugend lehrte, Grundsätze des heiligen, des göttlichen Lebens, hat vor ihm, hat nach ihm unter allen Weisen der verschiedensten Nationen keiner in solcher Erhabenheit, Einfalt, Reinheit und Klarheit aufgestellt. Darin ist er der Unerreichte geblieben, und selbst der freigeisterische Scherz der Religionsverächter schweigt hier mit unwillkürlicher Ehrfurcht.

Es kann allerdings unter denen, welche die Wahrheiten der Religion Jesu zu bestreiten suchten, Männer gegeben haben, welche manche unbegreifliche kirchliche Lehre in Zweifel zogen. Aber die Wahrheit und Größe seiner Tugend- und Heiligungslehre wagten sie nie anzutasten, sie hätten denn ihren Wahnsinn zur Schau stellen wollen.

Ebenso ist freilich außer allem Streit, daß man an einen einzigen und lebendigen Gott geglaubt habe, ehe Jesus erschien: aber wer unter den Sterblichen hat das menschliche Geschlecht so mit Gott, dem Unendlichen, dem Majestätischen, in Verbindung gesetzt, als Christus? Wer offenbarte Gott und seine Gnade und Liebe rührender, als er? Wahrlich, der durch Jesum uns geoffenbarte Vater im Himmel ist nicht der Gott der Heiden, nicht der eifernde und rächende Jehova Israels!

Wohl zu Allem, was Christus gelehrt hat, lag schon der Keim in der Brust des Menschen vorhanden. Er fand sich beinahe in allen Religionen verschieden gestaltet vor. Aber Alles gebrechlich, unvollkommen, weder unter sich selbst, noch mit dem Weltganzen, in fester, genugthuender Verbindung. Die Weltweisheit der Heiden wie der nachmaligen christlichen Nichtchristen erklärte sich einen Gott, aus dem Schoos der Natur hervorgegangen, wie ein Geschöpf des todten Chaos. Sie schienen nicht zu fühlen, daß ein Mensch mit seinem lebendigen Bewußtsein und Hellblick, mit seinem Sinn für Recht und Unrecht, mit seinen herrlichen Empfindungen, fast göttlicher wäre, als ihre Gottheit. Die Lehre von den Tugenden, von der Ueberwindung der Leidenschaften und des Irdischen, hing mit ihren Begriffen von der Ewigkeit, nicht mit der unendlichen Heiligkeit des von ihnen erklärten Gottes, zusammen. Finsternisse und Räthsel blieben zerstörend zwischen den Lichtpunkten und hellen Ansichten ihrer Weisheit.

Aber alle jene Keime entfaltete ein Einziger plötzlich und wunderbar zu lebendiger Vollendung, Jesus Christus. Alles, was je in Religionen geahnet war, stand durch ihn groß und tief, wie es kein Anderer je angedeutet hatte, wie es kein Späterer übertreffen konnte. Das eben war das Wunderbare, das Gotthafte in Jesu, daß er das Allerhöchste, das Allerheiligste, den Zusammenhang des Herzens mit der Natur, mit Gott, mit der Ewigkeit plötzlich ins Licht setzte: daß die Menschheit sich selber durch ihn klar ward; daß die Schöpfung der Dinge um uns her erst begreiflich ward, die Tugend erst einen festen, ewigen Grund und Zweck empfing, das irdische Leben erst eine große Bedeutung annahm, und doch das Alles, so übernatürlich seine Offenbarung zu sein schien (denn warum hatte kein Anderer sie so gegeben?), dennoch allen Geistern, dem Gelehr-

testen und Vornehmsten, wie dem Niedrigsten und Unwissendsten im Volke, sonnenhell einleuchtete, ihnen beruhigend, erquickend und erhebend wurde.

Auch die Tugendhaftesten unter den Freidenkern, welche sich ein Geschäft daraus machten, öffentlich gegen die Wahrheiten der christlichen Religion zu lehren, standen mit ihrer Tugend einsam, ohne Zweck, aus dem Zusammenhang mit dem lebendigen Weltganzen gerissen — traurige Wesen. Und von Vielen ist nicht unbekannt geblieben, daß sie, im Widerspruch mit einer innern Sehnsucht, mit der Stimme ihres Bewußtseins, schwermüthig eine Lehre, die sie vertheidigten, im Stillen haßten. Verstrickt in ihren Zweifeln, litten sie an einer Krankheit, die sie selber nicht zu heilen wußten und Andern als den Zustand der höchsten Gesundheit priesen, während sie sich die Schmerzen derselben nicht verleugnen konnten. Zweifelsucht ist wahrhafte Gemüthskrankheit; es gibt für sie keine Trostgründe; sie zerstört das Leben durch einen festgewordenen, Alles zernagenden Gedanken. Wie soll eine Vernunft in sich Arznei finden, welche selber krank ist? Es rettet nichts, als vieljähriges Ablehnen aller religiösen Grübeleien, selbst wenn sich diese uns, wider unsern Willen, als Gewohnheitssache aufdringen. Darum sehet zu, lieben Brüder, daß nicht Jemand unter euch ein arges ungläubiges Herz habe, das da abtrete von dem lebendigen Gott. (Hebr. 3, 12.) Denn Zweifelsucht und religiöser Unglaube sind, außer den Leiden eines von Vergehungen gefolterten Gewissens, das furchtbarste Uebel auf Erden. Auch wissen wir, daß die meisten Zweifler und jungen Religionsspötter im Alter sich verzweiflungsvoll und blindgläubig in den Schooß irgend einer Kirche stürzten, um sich mit gottesdienstlichen Uebungen, Andächteleien und frommen Schwärmereien gleichsam zu betäuben und den verlornen Gemüthsfrieden wieder zu finden.

Diejenigen, welche sich als Gegner von den Wahrheiten des Christenthums aufwerfen, sind würdiger, bedauert, als gehaßt zu werden. Sie sind durch ihren eigenen Unglauben gestraft genug. Sie sind beklagenswerthe Ausnahmen von der Regel der gesunden Menschheit, kranke Entartungen der Natur, während sie sich in ihrer Eitelkeit wohl gerne als eine Art höherer, hellsichtigerer Wesen geltend machen und mit stolzem Mitleiden auf die übrige Welt niederblicken möchten. Die Wahrheiten des Christenthums sprechen für sich selbst; die ganze Schöpfung, die Schicksale der Welt, die Wirkungen der Lehre Jesu auf die Völker mehrerer Jahrtausende, die Zeugnisse jeder unzerrütteten Vernunft, die tiefe Sehnsucht jedes sich selbst beherrschenden Gemüthes sprechen für ihre Göttlichkeit. Die Wahrheiten des Christenthums bedürfen gegen Freigeisterei eben so wenig einer Vertheidigung und Rechtfertigung, als Gottes Weisheit und Liebe einer Vertheidigung und Rechtfertigung gegen diejenigen bedarf, welche ihn anklagen, daß er in der Welt, die er erschaffen, so viel Uebel zugelassen hat. Die Irrenden bedürfen nur einer einfachen Belehrung, wenn der Stolz ihres Eigensinns oder die Gemüthskrankheit der Zweifelgewohnheit sie noch einer Belehrung fähig macht.

Die, welche aus vornehmer Unwissenheit oder aus großthuerischem Leichtsinn die Rolle der Ungläubigen und Christusverächter spielen, kehren nach einer Reihe von Jahren, wenn ihr Verstand unter ernsten Warnungen des Schicksals

reifer geworden, oder wenn sie von ihrer Unmäßigkeit zu Schwächlingen entnervt sind, gewöhnlich von selbst zum stummen Glauben, oft zum Aberglauben und zur Schwärmerei um. Sie sind wurzellose Bäume, die im Winde wanken, und, je nachdem er weht, von einer Seite zur andern überfallen; die heute übermüthig zertreten, was sie morgen mit knechtischem Verzagen küssen; die nichts aus sich selbst, sondern nur kraftlose Nachbeter sind, nur für eben so klug gehalten sein wollen, wenn sie das Christenthum verspotten, als wenn sie reumüthig und mit zerknirschtem Herzen Kirchenbuße thun.

Am meisten schadet, selbst bei sonst achtungswerthen und einsichtvollen Personen, die übermäßige Werthschätzung des Verstandes. Die allzu hohe Schätzung der Vernunft entzweit sie nicht selten mit den übersinnlichen Darstellungen des Christenthums. Sie wollen Alles *wissen*, aber Nichts glauben. Sie verlangen von Allem, was sie als Wahrheit annehmen sollen, den zuverlässigen und unwidersprechlichen Beweis. Was ihrem Verstand nicht begreiflich und erwiesen gemacht werden kann, halten sie für Mährchen und Selbsttäuschung, höchstens für eine angenehme Möglichkeit, auf welche sie jedoch nicht bauen mögen. Solche Personen pflegen daher gewöhnlich zwar der christlichen Sittenlehre ihren ganzen Beifall zu schenken, nicht aber dem, was Christus von übersinnlichen Gegenständen, von dem, was das eigentliche Religiöse ist, gelehrt hat; noch weniger, was diese oder jene Kirche von der Person und den Verhältnissen Jesu zur Gottheit und Menschheit lehrt. Auch sind es mehrentheils die sich einander oft widersprechenden Meinungen und Ansichten der christlichen Kirchen, welche zuerst bei vernünftigen Männern die Zweifelsucht erwecken, die zuletzt in wahren Unglauben entarten kann.

Die Vernunft ist allerdings das Höchste im Menschen, die Richterin seiner Erkenntnisse. Doch gehen alle ihre Handlungen innerhalb enger Schranken vor, über welche sie sich nicht hinausschwingen kann. Sie begreift eigentlich nichts, als ihre eigenen Werke, die sie schafft. So billig auch die Vernunft, als die Gesetzgebung des Geistes, geschätzt wird, so gefährlich und selbst vernunftwidrig ist es, Alles zu verwerfen, was der Geist nicht vermittelst der Vernunft oder der Erfahrung erkennt und begreift. Der Geist des Menschen erkennt und begreift sogar sein eigenes Dasein und Wirken nicht, und doch darf er, ohne zu rasen, nicht an sich selber zweifeln. Er weiß nur, *daß* er ist; nicht aber, *wie* er ist. Die Vernunft ist die unabänderliche Einrichtung oder Natur des menschlichen Geistes, Alles als Ursache und Wirkung zu denken, und Nichts zu wollen, als was man ihm selber gemäß ist. Nun aber erkennt er nicht überall Ursache und Wirkung, weder durch sich selbst, noch durch Erfahrung und Wahrnehmung. Er ist also durch sein eigenes Wesen beständig gezwungen, jene zu suchen, und doch oft ohne Möglichkeit, sie zu erkennen. So erblickt er die Welt; er sucht die Ursache derselben, aber erkennt sie nicht durch die bloße Vernunft, nicht mit den Sinnen. Soll er deswegen keinen Gott glauben? So wäre er im wilden Widerspruch mit sich selber, sein ganzes Denken wäre Entzweiung und Unsinn. Gezwungen durch die Natur des Geistes (so ordnete es der Schöpfer derselben) wird Gott ein Gegenstand, nicht des Wissens, nicht der Begreiflichkeit, nicht der Erkenntniß, sondern des *Glaubens*.

Der Mensch kennt das strenge Tugendgesetz der Vernunft. Der Geist fordert die Erfüllung desselben, sogar auf Unkosten sinnlicher Glückseligkeit, sogar auf Unkosten des irdischen Lebens. Aber er sieht und erkennt Zweck und Wirkung dieses Gesetzes nicht. Denn müßten wir für die Tugend auch das Leben lassen: so höbe sich mit dem Ende des Daseins auch das Gesetz des Geistes und die Tugend selbst gänzlich auf. Zweck und Wirkung des Gesetzes der Selbstheiligung und Vollendung kann daher unmöglich auf eine Reihe thierischer Athemzüge beschränkt sein. Der Geist muß seinen Zweck noch über den Wirkungskreis und über das Leben seines Körpers hinaus finden. Wäre dies nicht, so würde der Geist und das Gesetz der Vernunft sich selbst widersprechen und aufheben. Eben weil ich ein vernünftiges Wesen bin, muß ich an die Unsterblichkeit des Geistes denken; ich bin durch mein Wesen unwiderstehlich zum Glauben gezwungen. Ohne diesen Glauben würde Alles in mir Wahnsinn werden und sein. So hängt mein Geist mit der Ewigkeit zusammen, und doch erkennt er weder durch die Vernunft die Ewigkeit, noch ist sie ihm durch die Erfahrung gegeben.

Aus diesen Beispielen leuchtet hervor, daß es Gegenstände gibt, welche übersinnlicher Natur sind, die wir nicht mit der Vernunft erkennen, und dennoch durch die Vernunft unwiderstehlich gezwungen werden, als gewiß und unwidersprechlich wahr anzunehmen; es leuchtet aus diesen Beispielen hervor, daß der Glaube hoch erhaben über die Vernunft hinaus geht und ihr selber erst Festigkeit, Stärke, Einklang und Frieden in sich verleiht. Es ist demnach übermäßige Verehrung der Vernunft, wenn wir durch sie erkennen wollen, was für sie unverkennbar sein muß bei gegenwärtiger Beschränktheit; oder Alles verwerfen wollen, was sie nach ihren Gesetzen nicht als innere Gewißheit wahrnimmt. Dies ist Mißbrauch der Vernunft, Einseitigkeit und Geistesgebrechen.

Und doch hat es an Verirrungen dieser Art zumal bei denjenigen nicht gefehlt, welche als Weltweise durch Zweifel zur letzten Wahrheit gelangen, und die Vernunft zur höchsten Schiedsrichterin im All des Wissens und Erkennens und Fürwahrhaltens machen wollen. So dürfen wir nicht erstaunen, daß es Menschen gab, welche jedes Wunderhafte im Leben Jesu Christi nicht begriffen. Sie begriffen es aber nicht, weil sie die Natur und das Wesen der Dinge an sich und das Wirken des Göttlichen im Leben der Erscheinungen noch viel zu wenig kannten. Sie wollten sehen, um zu glauben, wie Thomas. Aber seliger sind, die da nicht sehen, und doch glauben. So dürfen wir nicht erstaunen, daß es Menschen gab, welche das Göttliche in Jesu Christo durchaus nicht begriffen. Daß Gott groß und herrlich, verhüllt im Schleier seiner Schöpfungen, wirke, war ihnen begreiflich; nicht aber, daß er groß und herrlich in und durch menschliche Gestalt wirke. Daß Gott in den fernsten Sternen wie im Grashalm sich offenbare, überall thätig und liebevoll für seine Geschöpfe, das bezweifelten sie keineswegs; aber daß Gott sich auch in menschlicher Gestalt dem menschlichen Geschlecht offenbaren könne, zum Heil der Geisterwelt, das war ihnen etwas ganz Unbegreifliches. — So dürfen wir nicht erstaunen, daß es Menschen gab, welche sogar das Dasein eines Gottes bezweifelten, weil ihre Vernunft ihn nicht durch sich selbst erkannte, weil sie in ihrer Endlichkeit nicht das Unendliche um-

spannen konnten, weil sie ihn nicht sinnlicher Weise wahrzunehmen im Stande waren. Sie ahnten den Schöpfer nicht, aber an die Schöpfung glaubten sie, weil sie solche sahen. Sie erkannten das allerhöchste Wesen nicht, aber das Dasein des niedrigsten Wesens ward von ihnen angenommen. Sie glaubten nicht an Gott, aber gaben dem Unsinn, Zufall genannt, alle göttliche Weisheit, Güte und andere Eigenschaften, welche der Christ an seinem Vater im Himmel verehrt.

Die Zeit ging vorüber, da dergleichen Zerrüttungen oder Verirrungen des Geistes zum herrschenden Ton in den sogenannten gebildeten Ständen des Volks gehörten. Es war vorauszusehen, daß man von der Thorheit zurückkommen würde. Der Mensch ist nicht fähig, lange Zeit eine solche Verkehrtheit und Verdrehung seines Innern zu ertragen. Er sehnt sich nach dem ihm natürlichen Zustand. Den wies uns Jesus durch seine Lehre. Allein immer finden sich Personen, welche mit Ueberspannung im Eifer, um einem Uebel zu entrinnen, sich in das entgegengesetzte stürzen, und eine Menge einfältiger Nachahmer zu sich locken.

Gleichwie man nach den Zeiten der Religionskriege von blutdürstiger Glaubenswuth und tückischer Verketzerungssucht plötzlich zur völligen Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche übersprang, so ging man von abgöttischer Ueberschätzung der Vernunft und des Verstandes wieder zur gänzlichen Verachtung derselben in Sachen der Religion über, und überließ sich einem mystischen, frömmelnden, andächtelnden Hange der Empfindungen und der Einbildungskraft, der vom wahren Christenthume eben so weit als der Unglaube ableitet. Auch dieser in unsern Tagen herrschend werdende Ton, dies gemüthliche Schwärmen, dies geflissentliche Hervorsuchen aller Thorheiten wird nur eine kurze Zeit währen.

Eins nur bleibt fest und wahr, eine ewig lautere Quelle des Heils: das Wort Gottes, das durch Dich geoffenbarte Wort, mein Heiland! In diesem will ich verharren, unangefochten von den Sitten und Meinungen der Zeit. Dich, mein Jesus, lieb haben, in Deinem heiligen Geiste vor Gott wandeln, menschenfreundlich, zufrieden, zuversichtsvoll auf des ewigen Vaters Barmherzigkeit, das ist besser, denn alles Wissen, Grübeln, Zweifeln und Lehrbegriffe bauen. In diesem Sinne stärke und bewahre mich. Amen.

102.

Zustand der christlichen Religion in unserer Zeit.

Klagelied 3, 40.

So dornenreich, so enge,
Der Weg zum Himmel sei,
Verlassen von der Menge
Geh' du ihn, Gott getreu.

Und ringe nach dem Horte,
In jenen sel'gen Höh'n,
Und durch die enge Pforte
In's Leben einzugeh'n.

Nur in dem Christusglauben
Erblüht mein höchstes Gut;
Man kann mir Alles rauben,
Nicht meinen Christenmuth!

Im freudigen Gefühle
Der ew'gen Seligkeit,
Dring' ich hindurch zum Ziele,
Das Gottes Huld mir weiht.

Wenn ich Lauf und Schicksale des Christenthums übersehe, von seinem Ursprunge an in den Einsamkeiten Galiläa's bis heute, da sich das Bekenntniß desselben

über alle Welttheile verbreitet hat; von jenen Tagen an, da der Erlöser mit wenigen Jüngern in demuthvoller Dunkelheit in den Umgebungen von Davids Stadt wandelte, bis heute, wo Könige und Fürsten in zahllosen, ihm gewidmeten Tempeln ihn verehren; von jenen Tagen an, da die Bekenner Jesu freudig für seine Wahrheit in den Tod gingen, bis heute, da Viele, die auf seinen Namen getauft sind, sich erleuchteter dünken, als der Gottoffenbarer — welche Verwandlungen! Wenn ich die ursprüngliche Hoheit und Klarheit der Lehre Jesu Christi betrachte, wie der Göttliche sie selber verkündigte; oder wie die Apostel sie verschiedenen Völkern, Heiden und Juden, nach deren verschiedenen Vorbegriffen und Vorkenntnissen mittheilten, einfach und rein; dann, wie diese Lehre heutiges Tages von verschiedenen Kirchenparteien mehr oder weniger mit menschlichen, gelehrten, eiteln, spitzfindigen Zusätzen verdunkelt, oft unbegreiflich gemacht worden ist — welche Umgestaltungen! — Wenn ich sehe, wie das geringe Senfkörnlein des Evangeliums zum wunderbaren, unzählige Nationen segnend überschattenden Baum des Lebens geworden ist, und unter allen Stürmen der Zeit beinahe seit zweitausend Jahren erwuchs — wie erhebt es meine ganze Zuversicht zu dem, der einst seinen zaghaften Jüngern sagte: Himmel und Erde werden vergehen, aber Gottes Wort bleibt ewiglich! Wie überzeugt mich das von der Göttlichkeit der Sache selbst! Wenn ich bedenke, welche Kriege, welche Verwirrungen, welche Umwälzungen das Wort von Jesu Christo auf Erden veranlaßte; bedenke, welche Entzweiungen darüber zuletzt unter den Christen selbst entsprangen: wie traurig erscheint mir die Menschheit in ihren Entartungen! — Ich erblicke einen Lichtfunken: er fällt vom Himmel in die Nebel der Erde. Er wird von denselben verdunkelt. Er zerstört sie allmälig; es wird immer heller um ihn her; in den Fernen wird Dämmerung.

Die Geschichte des Christenthums ist die Geschichte von der ewigen und siegreichen Gewalt des Göttlichen und der Widerspenstigkeit des Irdischen.

Ich habe die Zustände des Christenthums in verschiedenen Zeitaltern während achtzehnhundert Jahren betrachtet. Ich sah es in seiner Majestät und Einfalt bei den Jüngern des Herrn und bei den ersten Bekennern. Ich sah deren standhaften Muth unter den schwersten Verfolgungen, welche von Juden und Heiden wider sie verhängt wurden. Ich sah das Christenthum unter den schwersten Schicksalen am herrlichsten, und wie es sich von Volk zu Volk verbreitete. Dann ward es plötzlich, durch die Leitungen der Vorsehung, durch eine Verkettung großer und wunderbarer Ereignisse, siegreich. Die vornehmsten Herrscher auf ihren Thronen bekannten sich zu dem Gekreuzigten. Die verborgenen Hütten und Höhlen, in welchen sonst die verhaßten Christen beteten, verwandelten sich in prachtvolle Tempel. Aller Glanz des weiland jüdischen Gottesdienstes zu Jerusalem, aller Prunk des Heidenthums, ward in Kirchen der Christenheit übergetragen. Feste, Zeremonien, fromme Gebräuche wurden eingeführt und mit jedem Jahrhundert vermehrt; inzwischen Andere, mit Sehnsucht nach höherer Frömmigkeit, in Einsamkeit flohen, den unschuldigsten Freuden des Lebens entsagten, in Wüsten Bethütten, in Wildnissen Klöster bauten. Die siegend gewordenen Christen verfolgten nun eben so furchtbar und unbarmherzig die Juden und Heiden, wie sie sonst von denselben verfolgt worden waren. Die

Hartherzigkeit der Christen ward durch die rohen Sitten des Zeitalters und überhandnehmende Unwissenheit der Völker vergrößert. Denn halbwilde, siegreiche Nationen hatten die Wohnsitze ehemaliger gebildeter Völker eingenommen und Kunst und Wissenschaft zerstört. Ihr Aberglaube drang in das Heiligthum der christlichen Religion. Das Christenthum bestand zuletzt fast nur noch in Uebung kirchlicher Gebräuche, in Opfern, Gebeten und schwärmerischen Kasteiungen. Alles glich wieder dem Heidenthume der vergangenen Zeiten. Aus der Verehrung verstorbener, frommer Personen ward eine Verehrung und Anrufung der Heiligen. Wie ehemals alle Gegenstände und Verrichtungen im Leben Schutzgötter hatten, erhielten dieselben nun Schutzheilige. In der allgemeinen Unwissenheit der Völker wurden durch den Aberglauben derselben die Klöster reich, die Bischöfe groß, die Päpste allgewaltig. Es herrschte die Kirche über Kaiser und Könige. Von Rom aus setzte der Papst weltliche Monarchen auf den Thron, oder stürzte sie; wiegelte Unterthanen gegen Obrigkeiten auf; machte sich große Länder zinsbar, und verkaufte um Geld Gottes Gnade und Vergebung der Sünden. — Aber die Vorsehung waltete auch in dieser Finsterniß. Sie erweckte den Muth geistvoller und frommer Männer. Die verlornen Wissenschaften wurden wiedergefunden und schnell verbreitet; die zahllosen Mißbräuche in der christlichen Kirche erkannt; das schwelgerische, unzüchtige und ruchlose Leben vieler Geistlichen verabscheut; die Herrschsucht der Päpste von den Fürsten muthiger bekämpft. Es entstand ein Eifer zur Wiederherstellung des Christenthums, wie es in seinen ersten Zeiten beschaffen gewesen. Darüber erhoben sich schreckliche Entzweiungen, je nachdem die Menschen hellere oder dunklere Begriffe vom wahren Christenthume besaßen. Gleichwie schon in frühern Zeiten die morgenländische Christenheit sich von der abendländischen kirchlich getrennt hatte, so spaltete und zerriß nun wieder die abendländische Kirche. Es entstanden neue Kirchen und Religionsgesellschaften, die sich unter einander mit Erbitterung haßten, weil jede die andere des Irrthums und der Gottlosigkeit zieh. Die Länder wurden darüber von langen Kriegen verwüstet und elend. Aber alle Kirchen, alte wie neue, behaupteten sich mit dem Schwert. Nur die Macht der Päpste über die Welt und das unmäßige Ansehen der Geistlichkeit verlor dabei. Die Fürsten erweiterten gegen dieselben ihre Gewalt. In vielen Ländern war die Kirche nur eine dienstbare Anstalt der Staatsklugheit, die Religion ein Leitzaum des Volkes in der Hand der herrschsüchtigen Monarchen. Aus dem vormaligen, entsetzlichen Glaubenshasse ward, nachdem man das Abscheuliche desselben erkannte, eine kalte Gleichgültigkeit gegen jeden Glauben und jede Kirche. Diese Gleichgültigkeit verlor sich zuletzt selbst oft in Verspottung der christlichen Religion, in Unglauben und wahnsinnige Gottesleugnerei.

Dies war der Gang des Christenthums seit seinem Entstehen in der Welt. Doch mitten unter allen Verirrungen und Ausschweifungen blieb, zerstreut in verschiedenen Ländern und in allen Kirchen, eine fromme Schaar, welche, weniger bekümmert um Nebendinge, um Parteiungen und Kirchensatzungen, nur dem Einen nachtrachtete, was ewig wohlthut. Diese bewahrte das Wort Jesu, das Gebot der Liebe, rein und treu im Herzen. Diese sah nicht auf äußerliche Formen, und suchte das Reich Gottes nicht in Außendingen, sondern da, wo es

allein vorhanden sein kann, in uns. Ihre Hauptlehre bleibt zu jeder Zeit jene Mahnung der heiligen Schrift: Lasset uns forschen und suchen unser Wesen, und uns zum Herrn bekehren! (Klagelied 3, 40.)

Und welches ist nun endlich der Zustand der christlichen Religion in unsern gegenwärtigen Tagen? Ist der Anblick desselben im Allgemeinen herzerhebender oder niederschlagender, als in vergangenen Zeiten?

Wer nicht vergißt, daß die jüngere Zeit immer die Erbin der frühern ist, wird ohne Mühe begreifen, daß wir heute ungefähr alles das haben, was in den ehemaligen Jahrhunderten des Christenthums entstanden ist, und den nachfolgenden hinterlassen wurde. Wir haben in unsern Tagen noch die Spuren und Ueberbleibsel von jeglichem Guten und jeglichem Bösen der Vergangenheit, eine große Musterkarte menschlicher Weisheit und Thorheit.

Noch hat sich bis zu unsern Tagen bei vielen Menschen das wahre Christenthum in seiner ursprünglichin Würde und Schönheit erhalten, nicht als eine Wissenschaft, nicht als ein Lehrbegriff, sondern als eine Kraft Gottes im Gemüthe, als ein Leben im Handeln, im Geiste Jesu, als eine Verklärung des Geistes durch Glauben, Hoffnung und Liebe. Es leben noch Viele, groß in Demuth, herrlich in menschenfreundlicher That; sie forschen und suchen ihr Wesen und ihre bleibende Bekehrung zum Herrn. Sie sind der Zeiten des ersten Christenthums würdig. Frage mich nicht: In welcher Kirche befinden sich dieselben? Gehören sie zu den Katholiken, oder zu den Protestanten? Sind es die griechischen oder römischen Christen? Soll man sie in den Tempeln der Lutheraner oder Reformirten, in der Messe der Römischkatholischen oder in den Betstunden der Herrenhuter suchen? Oder bilden sie vielleicht eine eigene neue, noch wenig bekannte Sekte? — Nein, sowie die ersten Christen unter Juden und Heiden waren, und keine eigene Kirche ausmachten, sondern unter Ihresgleichen als die Besten, als die Gottesfürchtigsten, als die Menschenfreundlichsten erschienen: so auch die wahren Christen unserer Zeit. Das äußere Kirchenbekenntniß gilt für die Welt. Das wahre Christenthum ist nichts Aeußerliches, sondern eine innerliche Veredlung; hat keinen Glaubenshaß, sondern nur Haß des Bösen und Sinnlichen; will sich durch keine irdischen Dinge auszeichnen, sondern nur vor Gott gelten. Wollet ihr diese wahrhaften Jünger Jesu unserer Zeit sehen? Gebet Acht auf Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Wiedertäufer, Herrenhuter, Personen aller Sekten in allerlei Volk: Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm. An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen. Daran erkennt Jedermann, daß sie die Jünger Jesu sind, weil sie die Liebe Jesu für alle ihre Miterschaffenen haben. Sie wissen, daß der Glaube ohne Werke todt sei, gleichwie der Leib ohne Geist todt ist. Sie sind von der Kirche, in der sie geboren und erzogen sind; aber sie sind auch von dem Christenthum, welches Christus gelehrt hat.

Aber noch heutiges Tages siehst du die Schwärmereien, Geistesausschweifungen und Verderbtheiten der Christen, wie sie ehemals waren, in allen Kirchen und Glaubensparteien. Du findest noch in christlichen Kirchen das alte Heidenthum mit seiner Abgötterei, mit seinem Aberglauben, wie in den finstersten Zeitaltern, und Priester am Altare, welche sich der Blindheit des Volkes freuen, um

herrschen und regieren und wohlleben zu können. Du siehst noch Viele im großen Haufen, welche von der Majestät Gottes, des Allliebenden, die unwürdigsten Begriffe nähren; Viele, die sich einbilden, ohne alle Tugend, nur durch blinden todten Glauben, nur durch Herplappern von Gebeten, durch Besuch der Kirchen, durch Kreuzmachen, durch Meßopfer, durch Genuß der Sakramente, durch Almosengeben, durch Haß gegen Christen von andern Kirchen, durch Seufzen, Singen, Fasten und Herr! Herr! sagen, durch Fürbitten von Menschen oder Heiliggepriesenen, durch Tragen geweihter Sachen, durch bloßes Bibellesen und dergleichen das schöne Loos des Geistes nach dem Tode des Leibes erwerben zu können. Du siehst noch Viele, die abergläubig vor Bildern und Kreuzen knien, Heilige wie Untergötter anrufen, anbeten, und gleich den Heiden mit ihren Heiligen grollen und zürnen, wenn diese nicht ihre Gebete erhören und ihre Wünsche erfüllen. Du siehst noch Viele, die da meinen, wenn sie in den Kirchen den sogenannten Gottesdienst verrichtet haben, oder wenn sie auch zu Hause regelmäßig auswendiggelernte Gebete hersagen oder Gebete lesen, sie haben Gott gegeben, was Gottes ist, sich dann aber im Handel und Wandel, im Umgang von Menschen wenig um Erfüllung des göttlichen Willens und der Lehre Jesu bekümmern. Du siehst noch Viele, die nach einem lasterhaften Leben hoffen, gleich dem Frömmsten, durch das bloße Verdienst Jesu, durch die bloße Erwählung von Gott, selig zu werden. — Wahrlich, dadurch unterschieden sich wohl Viele, in der ärmern, verwahrloseten, dienstbaren, unwissenden Klasse des Volkes von den Heiden der Vorwelt! Nicht Taufe, nicht Kirche macht zum Christen, sondern das Christenthum im Herzen und das Christenthum in der gottgefälligen, wohlwollenden, liebreichen That. Wie ehemals findet man auch jetzt noch die finstern Begriffe der Glaubensschwärmerei, des Glaubenshasses und der Verfolgungssucht. Noch jetzt hört man den fanatischen Pöbel und fanatische Priester gegen Bekenner eines andern Glaubens wüthen und eifern. Nur die Weisheit der Regierungen verhütet grobe und schreckliche Ausbrüche des Religionshasses bei diesen unwissenden, leidenschaftlichen Christen, die zur Ehre Gottes oder zum Vortheil ihres Standes und Einkommens gern heute noch Andersgläubige zum Scheiterhaufen führen möchten. Wie in jenen Tagen der Kirchentrennung vernimmt man noch jetzt von gegenseitigen Verketzerungen und Verfluchungen. Der Priesterstolz raset in seiner Bosheit, je mehr ihm sein Einfluß auf weltliche Angelegenheiten entrissen wird. Er versucht alle Mittel, die goldenen, üppigen Zeiten seines durch ihn selbst geschändeten Standes wieder herbeizuführen, da er noch durch ein Wort Unterthanen gegen Obrigkeiten empören, Kinder gegen die Eltern bewaffnen, Fürsten durch List oder Tücke in Schrecken setzen und Alles nach seinen Wünschen leiten konnte.

Darum verwundere sich Niemand, wenn bei Wahrnehmung solcher Dinge von der andern Seite, wie sonst, auch heute noch Verachtung und Verspottung des geistlichen, so ehrwürdigen Standes beim großen Haufen flacher Witzlinge als ein Zeichen der Aufklärung gilt; wenn man das Kirchenwesen nur allzuoft noch als eine bloße Geld-, Vermögens- und Rechtsangelegenheit der Geistlichen ansieht; wenn man, statt christlicher Duldung und Achtung gegen die verschiedenen Verehrungsarten Gottes, an vielen Orten Gleichgültigkeit gegen alle Religions-

arten äußert; wenn Uebelbelehrte, aus Abscheu vor der Heuchelei, stillen Ruchlosigkeit, vor dem Hochmuth, Gelddurst und der Herrschgier der Geistlichkeit, auch Verdacht gegen das fassen, was sie amts- und berufshalber lehren oder in den Kirchen verrichten: wenn Unglaube und Irreligiosität bei vielen Menschen für wahre Aufklärung und Vorurtheillosigkeit gilt. Wie in den ältern Zeiten, so ist auch in unsern Zeiten und in allen Ländern nichts so sehr Schuld an der Rohheit und dem Aberglauben, an der Schwärmerei, an dem Fanatismus, an der Sittenlosigkeit und dem Heidenthum, an der Religionsverachtung und dem Unglauben, als die Verderbtheit, Schlaffheit, Unwissenheit und Leidenschaftlichkeit vieler Priester und Geistlichen. Nicht die Liebe zu Gott und göttlichen Dingen, nicht die Sehnsucht, Seelen zu retten und zu Gott zu führen, nicht die edle Begierde, als Vorbilder anspruchloser Tugenden ihre Gemeinde zu allem Guten und Schönen zu begeistern; mit einem Wort, nicht das Herz zieht sie in ihr apostolisches Amt, sondern meistens die Hoffnung bequemen Lebens, hinlänglichen Auskommens, fetter Pfründen, der Anwartschaft auf höhere Ehren. Viele treiben ihren Beruf mit heimlichem Widerwillen, ahnen dessen Umfang und Herrlichkeit nicht, und beneiden die Beschäftigung weltlicher Stände. Andere treiben ihn gleichgültig, pflicht- und vorschriftsmäßig, wie der Handwerksmann sein Handwerk: glauben damit genug gethan zu haben, wenn sie ihre sogenannten Amtsgeschäfte regelmäßig abthun, und widmen sich neben Beschäftigungen, die ihnen Lieblingssachen werden, oder mischen sich in weltliche Händel, sorgen für die Kirche, aber nicht für das Christenthum, und trachten, sich ein kleines Reich in dieser Welt zu machen, aber nicht das Reich Gottes in ihren Gemeinden durch Wort und That, öffentlich und heimlich in den Kirchen und in den Häusern zu befördern.

Wie eines Theils bei einer großen Zahl der Geistlichen so viel Unwürdigkeit und Kälte geblieben ist, andern Theils aber auch Irreligiosität und Unglauben neben der verachtungswürdigsten Beschaffenheit vieler Geistlichen fortdauern muß, bleibt das ewige Streben der Menschheit nach dem Bessern rege, wie ehemals. Weder die schulgerechten kirchlichen Lehrbegriffe, weder die trockenen Verstandes- und Vernunftreligionen, noch die frommen Gaukeleien, prunkvollen Ceremonien, todten Gebräuche und Ohr und Auge täuschenden Feierlichkeiten thun vielen Herzen ein Genüge, die sich nach Vereinigung mit dem Göttlichen sehnen. Daher währen auch Verirrungen und Uebertreibungen anderer Art fort. Daher erblickt man auch in unsern Tagen bei allen Religionsparteien jene stillen, gutmüthigen, oft geistlich-stolzen Schwärmer; jene schwermüthigen, mystischen, mit Bildern, Träumen und Gefühlen spielenden Beter und Andächtler; jene Wunder- und Weissagungssüchtigen, die man in allen Zeiten gefunden hat, die in der Liebe Gottes sich auflösen zu wollen scheinen, ohne in rastloser Großthätigkeit ihre Liebe zu Gott durch Liebe zu ihren Mitmenschen offenbaren zu können. Sie zerfließen in Thränen, und zerrinnen mit ihren Empfindungen in der Verehrung und Liebe Jesu Christi; aber im Leben sind sie nicht, was Jesus fordert von denen, die ihn lieben. Ihre religiöse Schwärmerei besteht zuweilen noch recht gut mit Geldwucher und Geiz, oder mit verhülltem Stolz und Ehrgeiz, oder mit Wollust und Ueppigkeit, oder mit gehässigen Ränken und

Lästerungen. Viele führen vielleicht auch einen stillen, bürgerlich-guten Lebenswandel: aber wo sind die, welche, wie Jesus, wie die Apostel, wie die ersten Christen ihr ganzes Dasein, und was sie sind und haben, dem Heil des Vaterlandes, dem Nutzen der Nebenmenschen, selbst dem Wohl ihrer persönlichen Widersacher weihen?

Obwohl nun die ehemals aufgekommenen Verirrungen, Trennungen und Zwiespalte der Christen noch immerdar vorhanden sind: so ist auch gewiß, daß die Anzahl der wahren Verehrer Gottes, der ächten, thätigen Bekenner Jesu in allen Religionsparteien nach Maßgabe der Volksbildung und Aufklärung jederzeit zunimmt. In denjenigen Ländern, wo Wissenschaft und Denkfreiheit am meisten mangelt; in denjenigen Ständen, deren Unterricht durch weltliche Obrigkeiten und Unfleiß der Geistlichen am meisten verabsäumt ist, findet man heutiges Tages auch das meiste, mit christlichen Auszeichen geschmückte, Heidenthum, todte Werkheiligkeit und knechtische Kirchenfrömmigkeit bei Finsterniß des Geistes und wüster Verwilderung des Herzens. Anderseits wird der meiste Unglaube, die meiste Religionsverachtung in den höhern Ständen bei denjenigen gefunden, welche in der vornehm sein sollenden Erziehung zur Halbwisserei gebracht, durch Allesleserei vergiftet, und mehr zum Erwerben, Glänzen und Rollespielen in der Welt abgerichtet, als zur Entdeckung und Schaffung des wahren Glückes in ihrem Innern angeleitet wurden.

Aber diese Kraft der Religion, die Macht der Tugend, offenbart sich am meisten in den mittlern Klassen des Volks. Hier findet man bei allen Religionsparteien die besten Beter und besten Thäter; hier die Grundwahrheiten des Christenthums obsiegend über alles geistliche Schul- und Kirchengezänk; hier das Irdische weise für das Ewige benutzt; hier die reine, heilige Begierde in tausend und tausend Herzen zur Nachfolge Jesu; hier das Forschen und Suchen in sich, und das Bekehren zum Herrn.

Und zu diesen Deinen Bekennern, mein Jesus, mein himmlischer Freund, zu ihnen, die nicht in einem einzigen Lande, nicht in einem einzigen Volke, sondern in allen Kirchen sind, will ich gehören. Sie gehören Dir an: so will ich auch Dein Eigenthum sein! — Mit Betrübniß sehe ich den schweren Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, der Herzensgüte und Leidenschaft, der Göttlichkeit und Thierheit, des Christenthums und Heidenthums, noch immer um mich her fortkämpfen. Wann, o wann wird er beendet werden? Wann endlich in mir selber? Habe ich ihn denn schon ausgerungen, den großen Streit meines Geistes gegen die Empörungen ungöttlicher, entehrender Neigungen, die alle Jahre ihre Veranlassungen und Zwecke, nicht ihre Kräfte, ändern? Bin ich denn schon, wonach ich so lange getrachtet habe, es zu werden, ein Mensch Gottes?

Ich stelle mich im Aeußern zwar der Welt gleich, denn ich soll ja in ihr leben, wirken und das Nützliche aller Art vollbringen, aber in meinem Innern, o Du weißt es, Allwissender! strebe ich fort und fort, mich über das Spiel der Welt zu erheben und meinem Jesu ähnlicher zu werden. Ach, daß mich nur allzuoft noch das Irdische, so oft noch eine Gewohnheit überrascht, die ich längst schon vertilgt, eine Schwachheit, die ich längst besiegt zu haben glaubte! Verleihe mir

Kraft, mein Gott, mein Gott! Endlich werd' ich's doch vollbringen, endlich mein heiliges Ziel erringen.

Lasset uns forschen und suchen unser Wesen, und uns zum Herrn bekehren. Amen.

103.

Die Zukunft des Christenthums.

Joh. 10, 16.

Welche Laster, Gott! entweihten
Einst des Heidenthumes Zeiten!
Finster hoben sie ihr Haupt;
Und dem Erdenkreise hatten
Alten Wahnes dichte Schatten
Gott, Dein Himmelslicht geraubt.
Die Erde, Herr, ist Dein;
Soll's ewig finster sein?
Jehova spricht:
Es werde Licht!
Und ihre Finsterniß ist Licht.

Gottes Wahrheit leucht' und glänze
Bis zur Erde fernster Grenze
Und vom Auf- zum Niedergang!
Alle Völker müssen kommen,
Ihn zu ehren mit den Frommen;
Jedes opf're Lob und Dank.
Der Vater und der Sohn
Sei jeder Nation
Herr und König!
Bis Erd' und See
Und Tief' und Höh'
Allein ein Tempel Gottes ist.

Wenn ich die merkwürdigen Schicksale der christlichen Religion betrachte, dieser wunderbaren Anstalt Gottes für die Beseligung und Erhebung des menschlichen Geschlechts auf Erden — so kann ich mich unmöglich der Frage erwehren: Was wird noch in künftigen Jahrhunderten und Jahrtausenden ihr Schicksal sein? Ist es möglich, daß sie wieder durch Barbarei verfälscht, oder durch Unglauben der Völker ganz vernichtet werde? Ich zittere vor diesem Gedanken!

Obgleich heutiges Tages die Bekenner Jesu in allen Welttheilen leben, macht doch ihre Anzahl nur einen geringen Theil von der Gesammtheit des vorhandenen menschlichen Geschlechts aus. Man berechnet, daß ungefähr achthundert bis neunhundert Millionen Menschen gegenwärtig auf Erden leben. Darunter sind aber etwa bloß über zweihundert Millionen dem christlichen Glauben zugethan. Die übrigen, und bei weitem die meisten, leben noch im Heidenthum. Viele bekennen sich zur Lehre Mahomeds; eine geringe Menge ist auch dem Gesetz Mosis anhängig und treu geblieben. Also viel bleibt noch zu thun übrig, wenn das Christenthum unter allen Völkern seine wohlthätigen Wirkungen äußern soll. Es ist nicht zu läugnen, daß unter den heidnischen Nationen fort und fort durch sogenannte Missionsanstalten viel zur Verbreitung des wahren Glaubens gearbeitet wird. Doch bleiben die Fortschritte verhältnißmäßig sehr klein. Und es gibt viele Gegenden der Erde, viele Nationen, zu denen bis jetzt noch kein Christ gekommen ist. Sollten jene entfernten, unbekannten Weltgegenden nie den Segen der göttlichen Erleuchtung genießen? Zwar sind sie jetzt meistens mit rohen, halbwilden, dem Höhern beinahe unempfänglichen Menschen bewohnt; sollten sie aber einst nicht reif werden für das Licht des Evangeliums?

Daß das Christenthum in allen noch künftigen Zeitaltern auf Erden fortdauern werde, so lange vernunftbegabte Wesen unter dem Monde wandeln, ist

für mich allerdings eine unumstößliche Gewißheit. Es ist eine Gottverheißung. Christus selber sprach sie aus: Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort wird nicht vergehen. Es ist eine Gottverheißung, daß endlich alle Erschaffenen zum Herrn bekehrt werden; Jesus, welcher die Schicksale Jerusalems, des jüdischen Volkes, seiner Jünger und seiner Lehre mit so großer Bestimmtheit vorauserkannte und voraussagte — und wir Jetztlebenden sind Zeugen von der Erfüllung seiner Weissagungen! — Jesus sagte auch das endliche Schicksal seines Evangeliums voraus bis in die spätesten Weltalter. Einst im Gespräch mit den Pharisäern verglich er sich mit einem Hirten, seine Bekenner mit der Heerde, die er weide. Ich bin, sprach er, ein guter Hirte, und erkenne die Meinen, gleichwie mich mein Vater kennt, und ich den Vater kenne. Ich habe noch andere Schafe, sie sind nicht aus diesem Stalle (er meinte, da er bisher nur den Juden predigte, die Heiden); auch diese muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören. Endlich wird ein Hirt und eine Heerde werden. (Joh. 10, 16.)

Diese Weissagung Christi ist noch nicht vollkommen erfüllt, obgleich sie ihrer Erfüllung im Laufe der Zeiten ununterbrochen entgegengeht. Wie sollte ich einen Grund haben, daran zu zweifeln? Unter wie furchtbaren Verhängnissen hat sich das Evangelium in vergangenen Jahrhunderten behauptet und ausgebreitet! Wie vergeblich wütheten dagegen der Blödsinn und die Macht der Völker, der Witz alles Heilige verläugnender Spötter? — Große Reiche, Throne und Nationen gingen seit der Erscheinung des Messias auf Erden unter, daß von ihnen keine Spur mehr wahrgenommen wird. Aber seine Lehre stieg siegreich über die Trümmer aller irdischen Größe empor. Der gefährlichste Augenblick für die christliche Religion war unstreitig jener finstere Augenblick der Völkerwanderungen, da barbarische Nationen alles Licht der Wissenschaften auslöschten, und die Bewohner unseres Welttheils in nächtliche Blindheit des Aberglaubens, in allgemeines Heidenthum zurückstürzten. Dennoch behauptete sich Gottes Wort und zerstreute die Finsterniß wieder durch die Gewalt seines ewigen Lichts.

Schwerlich haben wir oder unsere Nachkommen die Rückkehr solcher erschrecklichen Zeiten wieder zu fürchten, da die Unwissenheit so groß ward, daß auch selbst Geistliche kaum noch lesen konnten. Vielmehr wachsen Wissenschaft und Erkenntniß in allen Ständen des Volks, nehmen in allen Ländern, in allen Weltgegenden zu. Und wahrlich, das Licht der Wissenschaft ist dem Lichte des Christenthums zuträglicher, als die Verfinsterung des Verstandes. Das Christenthum selbst hat am meisten zur Vermehrung menschlicher Einsichten und Kenntnisse beigetragen. Nur in den christlichen Staaten Europa's und anderer Welttheile blühen Kunst und Gelehrsamkeit am vorzüglichsten zur Bildung des Volks, zur Vermehrung der Einsicht, zur Vertilgung des Aberglaubens, zur Vernichtung der Unwissenheit. Durch eifrige Unterstützung zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts beitragen, heißt das Reich Gottes befördern. Denn das Reich Gottes ist das Reich des Lichts. Nur eigennützige, stolze Finsterlinge oder unwissende Schwärmer scheuen das Licht und die erhöhte Bildung des Volkes. Sie fürchten, daraus gehe gefährlicher Unglaube, Frei-

geisterei, Irreligiosität hervor. Allein sie wissen nicht, was sie sagen. Unglauben und Irreligiosität sind keine Früchte der Wahrheit, sondern des Irrthums. Irreligiosität und Unglauben sind im Heidenthum und bei den unbelehrten Christen, deren Verstand verdunkelt ist, herrschendere Uebel, als bei unterrichteten Personen. Unter den heidnischen Römern und Griechen standen die berühmtesten Weltweisen dem Christenthum am nächsten, gleichwie unter christlichen Völkern die ungebildete Volksklasse dem Heidenthum am nächsten steht.

Mit vermehrter Erkenntniß unter den Völkern wird sich auch das Christenthum wachsend verbreiten. Es wird endlich ein Hirt und eine Heerde werden. Zwar die verschiedenen christlichen Kirchen haben sich in ihren Zeremonien, Gebräuchen und Lehrmeinungen von Zeit zu Zeit geändert. Die katholische Kirche war in den ersten Jahrhunderten nicht das, wozu sie in den finstern Zeitaltern nach der Völkerwanderung entartet ist; und wieder ist sie nicht mehr in unsern Zeiten das, was sie in den Tagen allgemeiner Barbarei geworden war. Eben so haben sich andere Kirchenparteien und christliche Religionsgesellschaften in ihrem Innern allmälig verwandelt. Aber das Wandelbare ist Menschenwerk, Menschenmeinung gewesen. Die ewigen Wahrheiten des Christenthums, welche den Lehrgebäuden aller christlichen Kirchen und Sekten zur Grundlage dienen, sind unverwandelt jederzeit dieselben geblieben, welche sie von jeher gewesen sind. Sie werden ewig dieselben bleiben; denn sie sind Gottes Werk, sie sind der Einklang der Vernunft und der Natur mit den Verhängnissen des menschlichen Geschlechts, der Einklang des Irdischen mit dem Ueberirdischen.

Kirchliche Parteien und verschiedene Glaubensgenossenschaften hat es von jeher unter den Bekennern Jesu gegeben, und wird es ohne Zweifel auch immerdar geben müssen. Sie entstanden frühzeitig und konnten nicht ausbleiben. Denn die Menschen befanden sich auf zu verschiedenen höhern und tiefern Standpunkten, um von einer Sache vollkommen gleiche Ansichten zu haben. Jesus Christus sprach seine Lehre meistens rein aus. Doch hüllte er sie oft in bildliche Vorstellungen, in mancherlei Gleichnisse ein, um übersinnliche Begriffe einem sinnlich denkenden Volke begreiflicher und eindrucksamer zu machen. So pflegen auch heutzutage Lehrer, Erzieher und Eltern manche nützliche Wahrheiten für ihre, des Denkens weniger fähige Kinder in Beispiele, Geschichten, Fabeln und Gleichnisse einzukleiden.

Wenn nun in spätern Zeiten fromme Bibelleser die Redensarten Jesu falsch verstanden; wenn sie, statt dasjenige zu achten, worauf Christus mit diesem oder jenem Bilde oder Gleichnisse hindeutete, vielmehr auf das Bild selbst sahen und es für die Wahrheit hielten, da es doch bloß die Einkleidung der Wahrheit sein sollte: so mußte schon daher Abweichung und verschiedene Meinung entstehen.

Die Jünger Jesu verstanden ihren Meister und seine Lehrart wohl. Auch sie verfuhren nachmals bei der Verkündigung des Evangeliums auf ähnliche Weise, und richteten sich nach den Vorkenntnissen und Vorurtheilen der Völker, zu denen sie kamen. Sie predigten zwar Allen nur einen und denselben Heiland, aber nicht Allen auf die gleiche Weise. Sie bemühten sich, Allen allerlei zu werden, auf daß sie viele Seelen gewännen. Wenn Paulus und andere Apostel zu den Juden so gesprochen hätten, wie sie zu den Heiden zu sprechen genöthigt waren;

wenn sie den Juden Beweise für die Wahrheit des Evangeliums aus den Grundsätzen heidnischer Weltweisen und Dichter gegeben hätten: würden sie wohl Eingang bei den Anhängern des mosaischen Gesetzes gefunden haben? Oder würden sie wohl hinwieder von den Heiden verstanden worden sein, wenn sie denselben Beispiele aus jüdischen Gebräuchen gebracht, Christum mit dem Osterlamm verglichen, ihn den Hohenpriester, ihn den von jüdischen Propheten verheißenen Messias, ihn den Sohn Davids genannt, ihn dem Aron und Melchisedek gegenüber gestellt hätten? Von dem Allen wußten die Heiden nichts.

Spätere Christen nahmen aber diese und andere in den Briefen und Reden der Apostel vorkommenden Ausdrücke buchstäblich als Hauptgrundlehren und Glaubenswahrheiten an. Und so gingen viele Dinge, welche nur geschrieben waren, sich ehemaligen zu bekehrenden oder schon bekehrten Juden oder Heiden verständlich zu machen, durch Mißverstand in den Lehrbegriff späterer Christen über, die und deren Eltern niemals Juden oder Heiden gewesen waren.

Mißverständnisse und Auslegungen dieser Art waren die Veranlassungen oft der seltsamsten, oft der des Christenthums unwürdigsten Vorstellungen. Daraus erwuchsen die verschiedenen von einander getrennten Parteien der Christenheit.

Sie werden auch in Zukunft nicht fehlen. Und wenn wirklich viele von den jetzt bestehenden Sekten und kirchlichen Gemeinschaften endlich nach Jahrhunderten und Jahrtausenden ganz verschwinden und aufhören sollten — schon manche haben sich gänzlich oder zum Theil verloren, die vor Zeiten sehr ausgedehnt waren: — es werden statt ihrer wieder andere entstehen.

Solche Verschiedenheit der außerwesentlichen Vorstellungen und Gebräuche im Christenthum bringt schon die Verschiedenheit der Bildungsstufen mit sich, auf welchen die Völker stehen; ebenso die Verschiedenheit der Neigungen, Temperamente, Anlagen, die altherkömmlichen Gebräuche der Nationen unter verschiedenen Himmelsstrichen. In warmen und heißen Ländern der Erde wird die Empfindung und die Einbildungskraft der Menschen reizbarer sein, und beschäftigter sein wollen, als in gemäßigten oder kalten Erdstrichen, wo der Mensch weniger lebhaft und sinnlich, mehr dem Verstande den Vorzug gibt, und ernster und bedächtiger zu sein pflegt. So wenig die große Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, die man bei nordischen Nationen hat, der brennenden Einbildungskraft und dem Hang zur Heiterkeit, zum Prunkreichen, Glänzenden und Vielfarbigen gefallen kann, der die Bewohner warmer Erdstriche beherrscht: ebenso wenig wird dem trocknen, ruhigen, verständigen Bewohner des Nordens die Ueberspanntheit und Wunderliebe der Völker in Südländern angemessen sein. Alle werden mit gleicher Innigkeit zu Gott beten, aber nicht in gleicher Sprache, mit gleicher Empfindung. Alle werden einer Ewigkeit hoffnungsvoll entgegenschauen, aber nicht in einerlei Art und Weise. Die Liebe kann das Gesetz Aller sein; aber anders liebt, auch in einem und demselben Lande, das Kind, anders der ernste Mann, anders der vielerfahrene, ruhige Greis.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß das Christenthum unter den entfernten heidnischen Nationen schon ungemein verbreiteter sein würde, wenn die dahin gesandten Verkünder des Christenthums sich mehr an die herrschen Gebräuche,

Vorstellungsarten und an den National-Charakter der unwissenden Völker angeschlossen hätten. Dies versäumten sie. Denn sie wollten nicht nur die Lehre Jesu, sondern auch die Lehre ihrer Kirche daselbst einführen. Der Katholik wollte katholische, der Lutheraner lutherische Christen sehen. Aber weder der katholische noch der lutherische Kirchengebrauch paßten für das von unsern Gegenden, von unserer Lebensart ganz verschiedene Wesen heidnischer Halbwilden. Man wollte ihnen zu viel geben, mehr, als sie in ihr Wesen aufnehmen konnten. Man hätte sich in diesen außerwesentlichen Stücken nach ihnen richten müssen. Die Grundwahrheiten des Christenthums werden überall, wo ein vernünftiges Wesen athmet, leichten Eingang finden; nicht also Gebräuche oder Meinungen, die wieder Geschöpfe früherer Streitigkeiten um Meinungen sind und ursprünglich andern Himmelsstrichen zugehören. Die unmittelbaren Schüler Jesu trugen anfangs sogar kein Bedenken, Juden wie Heiden als wahre Christen anzuerkennen, sobald sie nur die Hauptgrundsätze des Christenthums annahmen, und ließen sie lange bei ihren jüdischen und heidnischen Gebräuchen ungestört.

Auch, wie gesagt, die Verschiedenheit der Bildungsstufen, auf welchen die Völker stehen, wird, wie sonst und jetzt, noch künftig das Entstehen und Vergehen besonderer christlicher Religionsgesellschaften herbeiführen. Die religiösen Vorstellungen eines Kindes und eines Mannes, eines unwissenden, rohen Menschen und eines Weisen können sich unmöglich gleich sein. Das Auseinanderweichen derselben ergibt sich von selbst.

Vielleicht schon ehe ein Jahrhundert vergeht, wird man mitten unter allen Kirchen des abendländischen Europa's eine neue Kirche aufgehen sehen, welche sich von allen übrigen in den Satzungen und Gebräuchen scharf unterscheidet, und doch in den von Jesu geoffenbarten Grundwahrheiten vollkommen mit allen übereinstimmt. Ja, diese neue Religionsgesellschaft ist dem Wesen nach schon vorhanden, ohne noch in einer besondern äußerlich ausgezeichneten Form zu bestehen. Die Form ist eine irdische Frucht der Zeiten und vortheilhaft zusammenwirkender Verhältnisse. Schon jetzt findet man zwischen den gebildetern Christen in den katholischen und protestantischen Kirchen, selbst unter den gebildetern Juden, eine große Zahl in allen Ländern, welche wesentlich mit einander übereinstimmt und von den alten Lehrbegriffen abweicht. Es gibt Juden, welche, ohne sich Christen zu nennen, ohne die Satzungen einer christlichen Kirchenpartei anzunehmen, das unserm Zeitalter, unsern Verfassungen und Sitten nicht mehr angemessene Gesetz Mosis, noch mehr den vernunftwidrigen Talmud verlassen haben, und, gerührt durch Jesu Wahrheit, wahre Christen sind. Es gibt zahllose Katholiken und Protestanten, welche zwar dem Aeußerlichen nach, und um die bürgerlichen Einrichtungen zu befriedigen, den Kirchen treu bleiben, in denen sie geboren sind, aber deren Herz und Geist sich weder mit den aus finstern oder streitsüchtigen Zeiten hervorgebrachten Lehrmeinungen ihrer Kirche, noch mit den ihren Zwecken nicht mehr entsprechenden gottesdienstlichen Ceremonien ganz verträgt. Diese erkennen, verstehen und lieben sich unter einander, unverabredet; sie sind Freunde und in der Jüngerschaft Jesu, ohne Rücksicht auf die Kirchen zu nehmen. Alle vereinigen sie sich in ihrem Gemüth durch Jesum Christum zu Gott, dem allbarmherzigen Vater seiner Erschaffenen; Alle erken-

nen sie in Jesu Christo den Gottgesandten, durch welchen sich das höchste Wesen den Geistern auf Erden wunderreich geoffenbart hat; Alle fühlen sie, daß sie nicht durch sich selbst, sondern daß sie nur durch die Gnade Gottes das Bessere haben und vermögen; Alle streben sie nach inniger Heiligung und Veredlung durch den Geist Gottes, um für die Tage der Ewigkeit herrlich zu reifen; Alle erkennen sie, wie Jesus und seine Jünger lehrten, daß in ihrem Vaterlande, nämlich dem Weltall, das höchste Gesetz und die Quelle aller Tugenden die Liebe sei; Alle stimmen sie darin überein, daß, wer sich und seine unreinen Gemüthsbewegungen nicht überwinden und Jesu nachfolgen könne in heiliger Denkart und frommer That, kein würdiges Kind Gottes, kein wahrer Jünger des Herrn sein könne.

Nothwendig muß, je mehr sich die menschlichen Kenntnisse erweitern und je mehr die Bildung der Völker in allen Ständen wächst, die Zahl dieser Christen zunehmen. Es ist möglich, daß in der Folge der Jahrhunderte sich alle jetzt bestehenden kirchlichen Lehrvorschriften in dieser einfachen und erhabenen Denkart auflösen; demungeachtet aber wird es dennoch nicht an Verschiedenheit der Ansichten in einzelnen Dingen, nicht an Mannigfaltigkeit in den Arten der öffentlichen Gottesverehrung, folglich auch nicht an einer Mehrheit christlicher Kirchen mangeln.

Gleichwie alle Menschen nur einerlei Vernunftgesetz und doch verschiedene körperliche Gestaltungen haben, so kann der Geist des Christenthums auch in mancherlei Körperschaften wohnen, die sich unter einander nur sehr oberflächlich ähnlich sind. Bei dem Allen wird endlich nur ein Hirt und eine Heerde werden. Und wenn einst die gesammte Menschheit vertrauensvoll und mit einem kindlichen Geiste zu einem Vater betet, dem lebendigen Gott; einen Welterleuchter und Welterlöser verehrt, Jesum Christum; eine Hoffnung im Leben und Tode hat, die Barmherzigkeit des Ewigen in Ewigkeit; ein Gesetz hat und übt, die Liebe: dann ist die Zeit erfüllt, von welcher der gute Hirt weissagte: Ein Hirt und eine Heerde. Amen.

Ende des vierten Bandes.

THEO NARY
CLAREMONT, CALIF.

School of Theology
at Claremont

Inhalt des vierten Bandes.

		Seite
1.	Gedächtnißfeier unserer Vollendung...	5
2.	Das höchste Gelübde—Weltentsagung	9
3.	Weltverbrüderung	14
4.	Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger? (1. Thl.)	19
5.	Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger? (2. Thl.)	25
6.	Die Furcht vor dem Tode. (1. Theil.)	30
7.	Die Furcht vor dem Tode. (2. Theil.)	36
8.	Ueber das Erscheinen der Verstorbenen	42
9.	Gott ist die Liebe	48
10.	Der Trost des Dulders	54
11.	Der Kranke	59
12.	Das höchste Gut	65
13.	Der Vorschmack d. Himmels. (1. Th.)	71
14.	Der Vorschmack d. Himmels. (2. Th.)	76
15.	Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit	81
16.	Der Engel Dasein	87
17.	Die Werke der Vorwelt	94
18.	Des Höchsten Allgegenwart	99
19.	Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn	104
20.	Christus ist mein Leben	110
21.	Sterben ist mein Gewinn	116
22.	Gott mein Trost immerdar	121
23.	Das ewige Verhängniß. (1. Betr.)	128
24.	Das ewige Verhängniß. (2. Betr.)	133
25.	Die Hoheit des wahren Christen in der Welt	138
26.	Die Bestimmung des Menschen	144
27.	Unsterblichkeit	151
28.	Warum muß uns das zukünftige Leben ein Geheimniß sein?	156
29.	Eine Freude in der Todesstunde	163
30.	Betr. bei den Gräbern der Geliebten	168
31.	Der Gedanke an die Ewigkeit	174
32.	Deutungen aus der Ewigkeit. (Erste Betracht.: Der Hingang zum Vater.)	180
33.	Deutungen aus der Ewigkeit. (Zweite Betrachtung: Das zukünftige Leben.)	186
34.	Deutungen aus der Ewigkeit. (Dritte Betrachtung: Vergeltung.)	163
35.	Deutungen aus der Ewigkeit. (Vierte Betrachtung: Wiederfinden.)	200
36.	Deutungen aus der Ewigkeit. (Fünfte Betrachtung: Wiedersehen.)	207
37.	Deutungen aus d. Ewigkeit. (Sechste Betrachtung: Wiedersehen.)	213
38.	Das Heilige gewinnt den Sieg	219
39.	Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit	225
40.	Die Verklärung nach dem Tode	232
41.	Die Geburtsfeier Jesu die Feierstunde der göttlichen Liebe.)	238
42.	Des Lebens Ein- und Ausgang. (Am Schlusse des Jahres.)	244
43.	Wie Gott die Völker der Erde richtet. (Erster Theil.)	250
44.	Wie Gott die Völker der Erde richtet. (Zweiter Theil.)	255
45.	Das allgemeine Unglück der Zeiten und dessen Wirkung auf das Volk	260
46.	Kriegsnoth	266
47.	Gebet um Frieden	272
48.	Die Opfer für das Vaterland	277
49.	Heilige Friedensfeier	283
50.	Der Streit des Guten und Bösen auf Erden. (Erster Abschnitt.)	289
51.	Der Streit des Guten und Bösen auf Erden. (Zweiter Abschnitt.)	295
52.	Das Erscheinen Jesu auf Erden	301
53.	Die Jugend Jesu	307
54.	Johannes der Täufer	313
55.	Wie Jesus sein Zeitalter ansah	318
56.	Die zwölf Jünger Jesu	324
57.	Wie Jesus gelehrt hat	330
58.	Was hat Jesus gelehrt?	336
59.	Die Wunder des Messias	343
60.	Von Jesu häuslichem und bürgerlichem Leben	349
61.	Was sich v. Jesu die Jünger dachten	355
62.	Christus und das jüdische Volk	362
63.	Der Einzug Jesu in Jerusalem	368
64.	Die Weissagungen des Messias	374
65.	Jesus vor seinem Tode das letzte Mal unter den Jüngern	381
66.	Christus und seine Richter	388
67.	Der Tod auf Golgatha	394
68.	Die Auferstehung	401
69.	Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung. (Erster Theil.)	412
70.	Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung. (Zweiter Theil.)	418
71.	Des Herrn Himmelfahrt	425
72.	Jesu Jünger in der Einsamkeit	431
73.	Der Pfingsttag	438
74.	Der Apostel erste Thaten und Einrichtungen	444
75.	Das Urchristenthum. (1. Betracht.)	451
76.	Das Urchristenthum. (2. Betracht.)	456
77.	Der Glaube und die Kirche	461
78.	Paulus, der Bote Jesu	467
79.	Die Lehre Christi und die Lehre der Christen	474
80.	Die Zerstörung Jerusalems	480
81.	Das verfolgte Christenthum	487
82.	Die ersten Kirchen	494
83.	Vom Kampfe des christl. Glaubens	500
84.	Welt und Einsamkeit	506
85.	Der Sieg der christlichen Kirche	512
86.	Gefahren der Sinnlichkeit und ihres Einflusses auf die Religion	518
87.	Der Christen Gewalt und Rache	525
88.	Gefahren der Unwissenheit in religiöser Hinsicht	535
89.	Der Mensch das Werkzeug Gottes	541
90.	Die Bekehrung heidnischer Völker	546
91.	Das Christenthum in tiefst. Schmach	553
92.	Werth höherer Geistesbildung in der Religion	557
93.	Die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums	563
94.	Die Trennung der christlichen Kirche. (Erster Theil.)	569
95.	Die Trennung der christlichen Kirche. (Zweiter Theil.)	577
96.	Das Recht d. Unbeglückten im Staat	583
97.	Die Religionskriege	590
98.	Die Wirkungen der Religionskriege	595
99.	Die Religion Jesu keine Staatsdienerin	602
100.	Gleichgültigkeit in Religionssachen	608
101.	Freigeisterei und Unglauben	615
102.	Zustand der christlichen Religion in unserer Zeit	621
103.	Die Zukunft des Christenthums	628

BV 4834 Z83 1865 V.4

Zschokke, Heinrich, 1771-1848.
Stunden der Andacht; zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.
N. Ausg. Philadelphia, J. Kohler, 1865.
4v. 24cm.

1. Devotional literature, German. I. Title.

CCSC/mmb